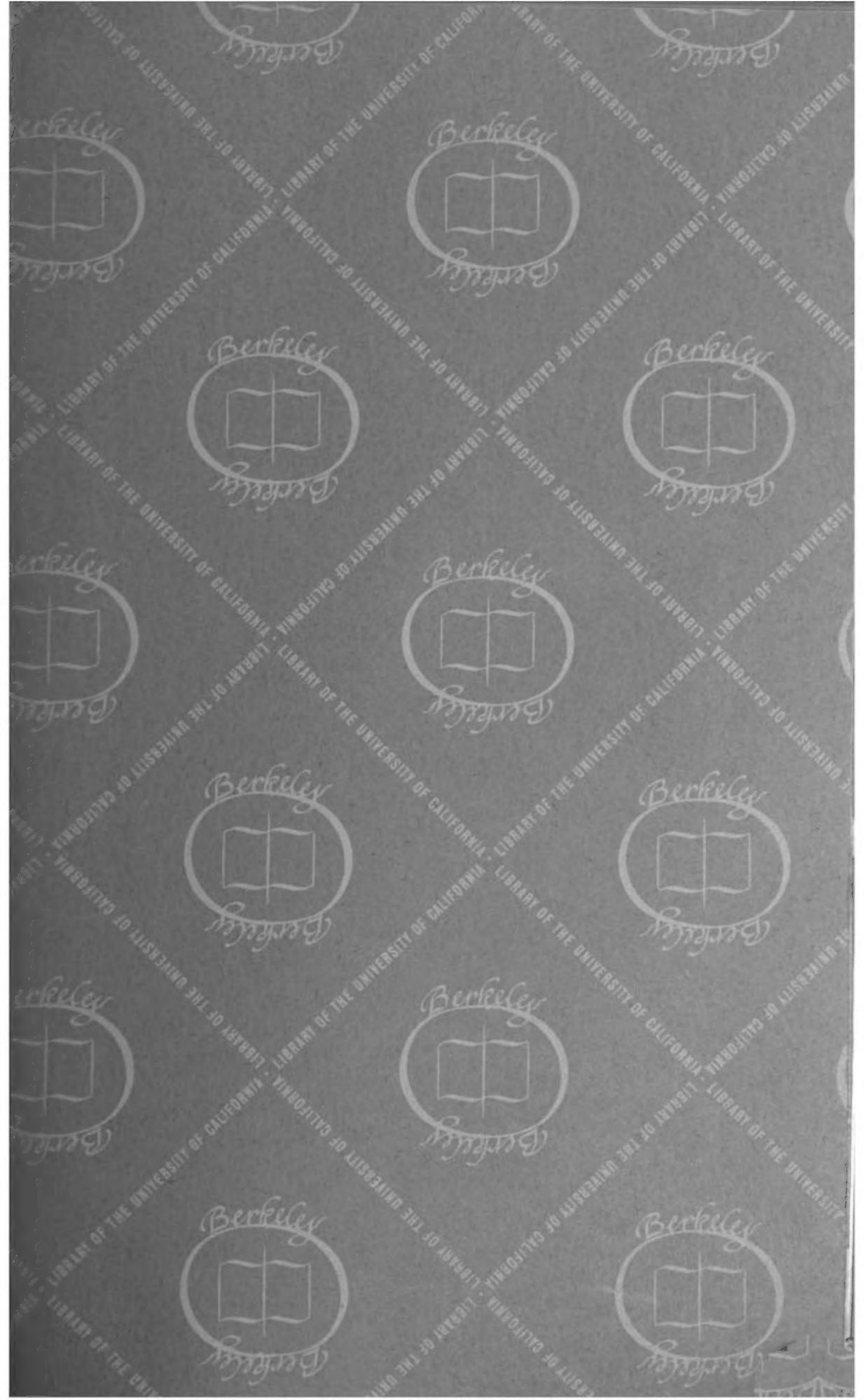
Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA


Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Belletristische Blätter

aus

Rußland.

—

Aus dem Feuilleton der St. Petersburger Zeitung

gesammelt und herausgegeben

von

Dr. Clemens Friedrich Meyer.

Zweiter Jahrgang.

St. Petersburg.
1854.

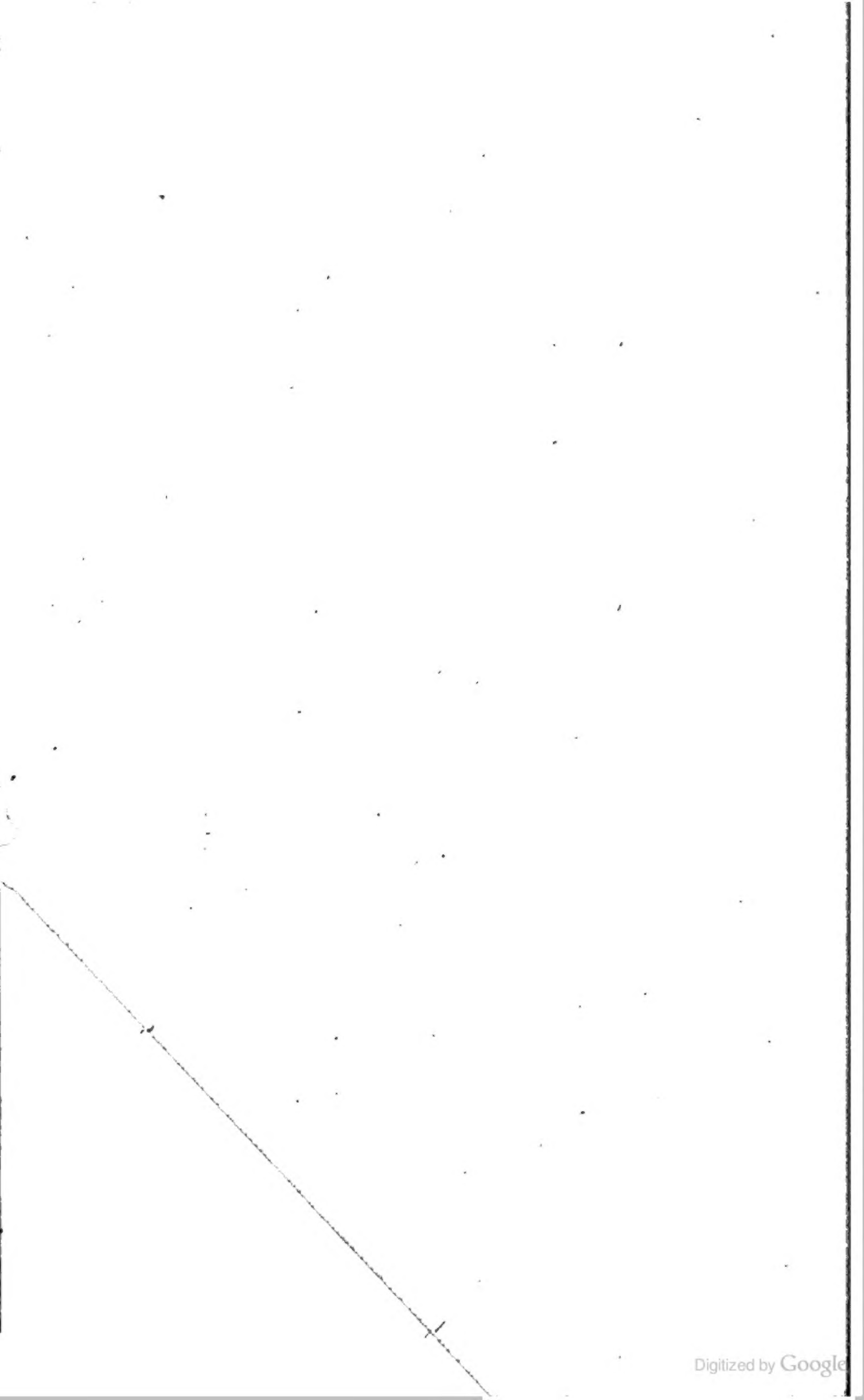
Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

Zu beziehen in St. Petersburg durch Eggers u. Comp., und die Expedition der St. Petersburger Zeitung, durch alle Buchhandlungen der Ostseeprovinzen und für das Ausland durch L. Voß in Leipzig.

(Preis: 1 Rubl. 50 Kop. Silb. — 1 Thlr. 20 Sgr.)

LIBRARY
351

Digitized by Google


Digitized by Google

Belletriſtiſche Blätter

aus

Rußland.

—

Aus dem Feuilleton der St. Petersburger Zeitung

geſammelt und herausgegeben

von

Dr. Clemens Friedrich Meyer.

—

Zweiter Jahrgang.

St. Petersburg.
1854.
Buchdruckerei der Kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften.
Zu beziehen in St. Petersburg durch Eggers u. Comp., und die Expedition der St. Petersburger Zeitung, durch alle Buchhandlungen der Oſtſeeprovinzen und für das Ausland durch L. Voß in Leipzig.
(Preis: 1 Rubl. 50 Kop. Silb. — 1 Thlr. 20 Sgr.)

Digitized by Google

ПЕЧАТАТЬ ПОЗВОЛЯЕТСЯ,

съ тѣмъ, чтобы по напечатаніи представлено было въ Цензурный Комитетъ узаконенное число экземпляровъ.

С. Петербургъ, 30 Апрѣля 1854 года.

Цензоръ *Н. Пейкеръ*.

Digitized by Google

AP33
B4
v.2

Inhalt des zweiten Jahrgangs.

I. Deutsche Poesie in Rußland.

1. Gedichte.

Seite.

Arnold, Jourij von. Der wandernde Tisch....148
Die drei Schulen der Musik....149
Cambecq, Max. Der Pudel, ein Reiseabentheuer....267
Die Erlenmaid....425
Lang geträumt....426
Der Vesuv....571
Helsen, Ludwig von. Das größte Leid auf Erden ist....159
An mein Lied....160
Rose und Nachtigall....160
Meer und Wald....161
Bei der Insel Hochland....574
Auf dem Meere....574
Sylvester Nacht....575
Bach und Trauerweide....575
Abschied....576
Für dich allein....576
Wem glauben?....577
Meyer, Clemens Friedrich. Trinklied....27

2. Erzählungen.

Cambecq, Max. G. Erinnerungen....308
Meyer, Clemens Friedrich. Bergtöneken, ein Märchen....398

Digitized by Google

Seite.
Muralt, E. v. Reisebruchstücke von der türkischen Donau aus dem Jahre 1844.....331
— Z. Der Ausflug nach Weimar.....346

3. Humoresken.

Betrachtungen und Erlebnisse eines neuen Feuilletonisten.....152
Dr. — z —. Herr Nigel auf der Eisenbahn, noch eine rührende Geschichte unsrer Zeit.....30
——— Ein Eisenbahndrama.....113
——— Musterannonce.....119
——— Wer hätte das gedacht!.....130
——— Ein Lustspielstoff.....442
——— Das Glück der Taubheit.....548

II. Uebersetzungen aus der russischen, finnländischen und polnischen Literatur.

1. Aus dem Russischen.

a) Gedichte.

Afanasjew, A. Das verbogene Georgenkreuz.....487
Dershawin. Gott, Ode übersetzt von Reinhold von Reinthal.....264
Ko'lzow, Alexei. Funfzehn Lieder übertragen von August von Viedert.503
Lermontow, Michael. die Gaben des Terek.....549
——— Lied.....491
Puschkin, Alex. Der Delibasch.....29
Der Don.....29
Die Zigeuner.....30
Der Postkarren des Lebens.....30
Wjasemski, Fürst. Des russischen Kriegers Lied.....492

b) Dramatisches.

Ssumarokow, P. Der egoistische Ehemann, dramatischer Scherz in einem Aufzuge.....1

Digitized by Google

c) Erzählungen.

Seite.
Bulgarin, Th. Die Schreckensnacht, aus dem Leben eines alten Militairs 387
Dahl, (Kosak Luganski). Der petersburger Dwornik 431
——— Der Sohn 38
Kojata. Ein Märchen 552
Kuprianow, J. Die Sage vom schwarzen Bache am Ilmensee 428
Medwedowski, Peter. Die Loge im ersten Range 109
Puschkin, Alex. Edelfrau und Bäuerin 287
——— Der Sargmacher 101
Ssologub, Graf W. Ein Abentheuer auf der Eisenbahn 371
Tsch. T. Das Herz mit seinen Kammern 122
Turgenjew, Iwan. Tatjana Borissowna und ihr Neffe, aus dem Tagebuche eines Jägers 520
Wonljarljarski, W. Die Nacht des 28sten September. Novelle 164

2. Aus dem Schwedischen.

Topelius, Zacharias. Ellidas Salzladung 42
——— Champagner und Bier, eine moderne Mythe 116
——— Titians erste Liebe 357
Besuch eines Finnländers bei Rückert 563

3. Aus dem Polnischen.

Szolarski, Julian. Das erfindungsreiche Weib, eine krakausche Sage 540

III. Biographien, Kritiken, literarhistorische Abhandlungen.

Almanach für Theaterfreunde 21
Shukowskis Denkmal in Poretsch 162

IV. Schilderungen aus Russland.

Eine Fahrt auf der Wolga 24
Berssenow, Nikolai. Skizzen aus dem Kaukasus. Erinerungen aus Ossetien 32

Seite.
Die Stadt Schemacha.....34
Kutais.....146
Redut Kalé.....147
Nucha.....283
Delijan.....284
Aus den Reiſeerinnerungen von Alex. Caſtren aus dem Schwediſchen...53
Edle That eines ſchlichten ruſſiſchen Arbeiters.....96
Demidow, A. von, Eine Reiſe nach der Krim.....417, 494
Uwarowski. Erinnerungen, aus dem Jakutiſchen.....450
Der Schiffbruch der Holländiſchen Bark van Speyk an der Nordküſte Ruſſlands.....566

Der egoistische Ehemann.

Dramatischer Scherz in einem Aufzuge, v. P. Sſumarokow.

Aus dem russischen.

Personen:

Petr Dmitriewitsch Nulin, ein junger Gutsbesitzer.
Wera, seine Frau.
Jegor Michallowitsch Shulikow, ein junger Mann aus der Nachbarschaft.
Maſcha, ein Stubenmädchen.

(Ein Zimmer auf Nulins Landgute. Rechter Hand ein Trumeau, links ein Flügel, an der Hinterwand ein Divan. Daneben ein kleines Cabinet, dessen Inneres durch die offene Thür zu erkennen ist. — Herbstabend. Das Cabinet wird durch eine Lampe mit mattgeschliffenem Glase erleuchtet, das große Zimmer durch ein auf dem Tische stehendes Wachslicht vor dem Divan und durch die Kandelaber am Trumeau.)

Erſter Auftritt.

Wera (sitzt lesend im Cabinet). Maſcha (tritt auf.)

Maſcha.

Unsere Jäger kommen, gnädge Frau.

Wera (tritt aus dem Cabinet. — Sie ist im Hauskleide, aber elegant, fast coquett gekleidet).

Komm, mach mir schnell das Haar zurecht, und gib mir meine Mantille; (sie setzt sich vor den Spiegel); und dann geh dem gnädigen Herrn entgegen und bitte ihn sogleich, zu mir zu kommen.

Maſcha (indem sie ihr das Haar in Ordnung bringt.)

Sehr wohl. Aber — werden der gnädge Herr auch kommen wollen? Sie werden wieder Vorwürfe erwarten, und dann...

Wera.

Nicht doch. Wenn er nach mir fragt, so sage daß ich den ganzen Tag gesungen und Klavier gespielt habe. (Sie steht auf und nimmt die Mantille um.) Wie findest du mich gekleidet?

Maſcha.

Ganz prächtig!

Wera.

Ob es ihm wohl auffallen wird? Was meinſt du?

Maſcha.

Weiß der liebe Himmel! Wenn die Herren von der Jagd kommen, ſcheinen ſie nichts zu ſehen und nichts zu hören. Und dann geht es ans Kartenſpiel.

Wera.

Nein, ich werde es ſo einrichten, daß er es ſchon merkt. Höre, Maſcha, richte alles pünktlich ſo aus, wie ich es dir anempfohlen — und vor allen Dingen verſchaffe dir Shulikow's Jagdrock.

Maſcha.

Den werde ich ſchon bekommen: ich will dem Kammerdiener ſagen, daß ich mich verkleiden will.

Wera.

Und deine Rolle? Kennſt du ſie?

Maſcha.

Vortrefflich.

Wera.

Gut denn; geh jetzt und rufe den Herrn.

Zweiter Auftritt.

Wera (ſetzt ſich in den Vordergrund der Bühne).

Er iſt und bleibt ein Egoiſt; ein bloßer Egoiſt durch und durch, ein Egoiſt und nichts weiter! Seine junge Frau im November auf ſeine Güter zu ſchleppen und ſie dort in ihren vier Pfählen tagelang, mutterſeelenallein zu laſſen! Und warum? Weil es dem Herrn Spaß macht, Haſen und Füchſe zu hetzen! Nein, mein theurer Petr Dmitriewitſch, wenn du dich nicht gutwillig in meine Lage verſetzen willſt, ſo ſoll das liebe Muß dich dazu bringen, mich aus dieſem Kerker zu befreien.

Dritter Auftritt.

Wera. Nulin.

Nulin (küßt ſie).

Guten Abend, meine kleine Wera. Verzeih, mein Engel, wir haben uns wieder verſpätet. Weiß der Kuckuk, dieſe verwünſchte Jagd führt immer weiter, als man denkt. Nun, wie iſt es, du haſt dich wieder gelangweilt, biſt mir wieder böſe?

Wera.

Böſe? Gelangweilt? Nicht im geringſten. Im Gegentheil: den ganzen Tag über habe ich geſungen und geſpielt.

Nulin.

Wirklich? Nun, da ſiehſt du es! Ich habe dir ja immer geſagt, daß es nur auf Gewohnheit ankommt — und hat man ſich einmal daran gewöhnt, ſo gefällt uns ſolch eine einſame Lebensart beſſer, als jede andere; zumal jemanden, der da verſteht, ſich ſelbſt zu beſchäftigen...

Wera.

Ja wohl, und ſetze hinzu: jemanden, der zu träumen und zu ſchwärmen verſteht, und ſich ſeinen Schwärmereien hinzugeben und Luftſchlöſſer zu bauen, und...

Nulin.

O, Schwärmereien, Luftſchlöſſer! Freilich, freilich: Schwärmereien für Moskau, Luftſchlöſſer für künftige Vergnügungen! Nun ja, das iſt alles angenehm genug und in deinen Jahren ſehr verzeihlich! — Uebrigens, meine kleine Wera, wollen wir jetzt wirklich bald nach Moskau zurückkehren. Faſt alles Korn iſt jetzt gedroſchen und in kurzem werde ich mit Beſtimmtheit wiſſen, wie viel die diesjährige Ernte beträgt. Und das iſt der einzige Umſtand, der mich hier zurückhält, das weißt du ja!

Wera.

Geh' doch Pierre! Warum willſt du mir etwas weiß machen? Ich weiß ſehr wohl, daß pflügen, ernten und dreſchen dir gerade eben ſo gleichgültig iſt wie mir ſelbſt, und daß die einzigen und wahren Gründe, die dich auf dem Gute halten, deine lieben Jagdhunde ſind. — Aber genug davon: ich bin endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir gegen einander nachſichtiger ſein müſſen. Ich kann dir aufrichtig verſichern, daß ich dir durchaus nicht böſe bin — ſo — daß mir ſeit einiger Zeit das Leben hier recht angenehm vorkommt, und daß ich mich bei weitem nicht mehr ſo ſehr nach Moskau zurückſehne, wie früher.

Nulin.

Und das ſagſt du im Ernſt?

Wera.

In vollem Ernſt, mein Freund.

Nulin (indem er ſie mißtrauiſch betrachtet.)

Aber ſeit wann denn, mein Gott, hat dieſe merkwürdige Sinnesänderung ſtattgefunden?

Wera.

O, das iſt nach und nach gekommen, ſtufenweiſe — ſo — ich kann ſelbſt nicht ſagen wie es gekommen iſt. Aber ja, — jetzt fällt es mir ein — mir iſt es hier weniger langweilig ſeitdem, — ſeitdem — deine Jagdfreunde bei uns zuſammen kommen, glaube ich.

Nulin.

Wahrhaftig, in meinem Leben hätte ich mir nicht träumen laſſen, daß meine Jagdcameraden dir die Langeweile vertreiben könnten! Liebes Kind, du haſt mich zum Beſten: gleich mir jagen ſie den Tag über durch Feld und Wald und bringen den Abend am Spieltiſch zu.

Wera.

Es iſt aber doch ſeitdem etwas luſtiger im Hauſe; wenigſtens des Abends: man lärmt, man ſpielt. Beſonders Shulikow verſteht Leben in die Geſellſchaft zu bringen. Mit ihm läßt ſich ein Buch leſen, mit ihm kann man ein Duett ſingen...

Nulin (gedehnt).

Nun ja, — freilich — allenfalls Shulikow...

Wera.

Was haſt du aber eigentlich? Iſt es dir nicht lieb, daß ich aufhöre mich zu langweilen.

Nulin.

Mein Gott, nicht doch, im Gegentheil!

Wera.

Heute, z. B. habe ich den ganzen Tag die Romanze geübt, die wir geſtern zuſammen geſungen. Heute Abend wird es noch viel beſſer gehn. Was er für einen hübſchen Tenor ſingt? Findeſt du nicht, Pierre?

Nulin.

Ja, nicht übel. (Er ſucht das Geſpräch zu ändern.) — Aber beinahe hätte ich es ganz vergeſſen: du haſt mich ja rufen laſſen? Wahrſcheinlich hatteſt du mir doch etwas zu ſagen?

Wera.

Ich dich rufen laſſen? Nicht daß ich wüßte?

Nulin.

Freilich. Maſcha ſagt mir du ließeſt mich zu dir bitten. Ich nahm mir kaum Zeit den Jagdrock abzuwerfen und — hier bin ich.

Wera.

Dieſer Windbeutel von einer Maſcha wirft doch immer eins in's andere. Ich ſchickte ſie zu Shulikow und ſie läuft zu dir!

Nulin.

Zu Shulikow? Aber warum denn zu Shulikow?!

Wera.

Ich wollte ihm anempfehlen ſich nicht zum Kartentiſch zu ſetzen, bis ich in den Saal komme.

Nulin.

Um's Himmels Willen, Wera, was ſoll denn das heißen?

Wera.

Das ſoll heißen, daß ich Luſt habe mit ihm zu ſingen.

Rulin.

Das hätteſt du ja aber alles einrichten können, ohne vorher eine ſo ceremonielle Einladung zu machen.

Wera.

Nein, das hätte ich nicht einrichten können: wenn ihr von der Jagd kommt, ſieht man euch nicht, weil ihr euch umkleidet, und einen Augenblick ſpäter habt ihr ſchon die Karten in der Hand. Da finde einer Gelegenheit zum Singen.

Rulin (ſie fixirend).

Sonderbar, Wera, — wir ſind ſchon ein halbes Jahr verheirathet und ich habe noch nie dieſe Leidenſchaft zum Geſang bei dir bemerkt.

Wera.

Sehr natürlich: mit wem hätte ich auch ſingen ſollen? Aber wenn man einen Partner hat, ſo iſt das eine ganz andere Sache. Du weißt ja ſelbſt, daß man mit guten Freunden jedes Vergnügen doppelt genießt.

Rulin.

Am Ende läuft es darauf hinaus, daß dir dieſer Geſang-Fanatismus die Sehnſucht nach Moskau benommen hat.

Wera.

Wohl möglich, denn Singen iſt eine Beſchäftigung, und noch dazu eine ſehr angenehme Beſchäftigung. — Die Hauptſache beſteht aber darin, daß wir jetzt wenigſtens eine Geſellſchaft haben, wo es der Mühe lohnt den Mund aufzumachen und ein hübſches Kleid anzuziehen. (Sie ordnet ihren Putz.)

Rulin (ohne es zu bemerken).

Für mich allein alſo lohnt es nicht der Mühe den Mund aufzuthun? Konnteſt du denn nicht mit mir ein Geſpräch anfangen?

Wera.

Nein, gewiß nicht: denn die Tage brachteſt du ſo gut wie jetzt auf der Jagd zu, und Abends, — wenn wir zufällig allein waren, — pflegteſt du regelmäßig einzuſchlafen.

Rulin.

Nun gut, — aber, was die Kleidung anbetrifft, ſo ſollte ſich eine verheiratete Frau nur einzig und allein für ihren Mann putzen.

Wera.

Ja, aber nur nicht für einen ſolchen Mann, der nie auf ihre Toilette Acht giebt.

Rulin.

Wie, ich hätte auf deine Toilette nicht Acht gegeben? (er betrachtet ſie genauer.) Aber wirklich, Wera, heute biſt du ſehr vortheilhaft gekleidet.

Wera.

Findeſt du?

Rulin.

Ja, und — mir möchte faſt ſcheinen, dein Anzug iſt gar zu geſucht. — Er kommt mir pretentiös vor — er macht Anſprüche auf Eroberungen...

Wera.

Dich will ich erobern, mein Freund.

Rulin.

Mich, wirklich mich?

Wera.

Du haſt ja ſoeben erſt ſelbſt geſagt, daß eine Frau ſich nur für ihren Mann putzen ſoll: nun, ich handle nach deinen Worten.

Rulin.

Wenn wir aber allein waren, haſt du dich doch nie ſo ſchön gemacht?

Wera.

Mein Gott, willſt du denn, daß ich als Aſchenbrödel in's Gaſtzimmer komme?

Rulin.

Durchaus nicht, aber wozu in ſolche Extreme verfallen?... Man braucht darum kein Aſchenbrödel zu ſein, und kann ſich doch etwas einfacher, etwas ſolider kleiden — denn, wahrhaftig, Wera, dein Anzug iſt übertrieben elegant!

Wera.

Im Grunde welch ein unausſtehlicher Egoiſt, biſt du, Pierre! Du willſt einer Frau die letzte Freude rauben: ein wenig mit ihrer Toilette zu glänzen. Und wann würde ich denn hier Gelegenheit finden etwas Staat zu machen, wenn nicht jetzt? Ich werde mit Mr. Shulikow ſingen: alle verlaſſen die Kartentiſche, alle kommen heran um uns anzuhören, und, natürlich, auch um anzuſehen. Siehſt du, das iſt gerade der Augenblick wo man hübſch gekleidet ſein muß.

Rulin (mißvergnügt).

Ja, man muß hübſch gekleidet ſein; um ſo mehr, da, wahrſcheinlich Shulikow noch aufmerkſamer an- und zuſehen wird als alle andere.

Wera.

Das iſt wohl möglich. — Aber ich muß doch in den Saal, um ihm zu ſagen, daß er ſich ja nicht zum Spiel ſetzt. Wir werden zuſammen ſingen, zuſammen Verſe leſen... Ach, Pierre, wie gut er Verſe vorlieſt!... (Sie geht zur Thüre).

Rulin.

Warte, Wera, warte einen Augenblick; ich werde das alles ſchon ſelbſt einrichten.

Wera.

Warum nicht gar. Ich merke ſchon: du wünſcheſt nicht, daß ich mit

ihm ſinge, und da biſt du im Stande, ihn abſichtlich an den Kartentiſch zu pflanzen. (Sie geht eilig ab und verſchließt die Thüre.)

Vierter Auftritt.

Nulin (im höchſten Erſtaunen zurückbleibend).

Was iſt das?... Sie hat ja über dieſen unglückſeligen Shulikow geradezu den Kopf verloren!... Sie kann es nicht verbergen, ſie verſteht nicht einmal es zu verhüllen!... Mein Gott, mein Gott, und ich, der ich von allem dem nichts gemerkt habe!... Nein, Herr v. Shulikow, ſo haben wir nicht gewettet: unter dem erſten, beſten Vorwande laſſe ich Ihren Wagen vorfahren und Adieu... auf Nimmerwiederſehen! — Am beſten iſt es, denke ich: noch eine Abſchiedsjagd und dann zieht jeder nach Hauſe... Ja, ſo ſoll es ſein... und das nicht ſpäter als Morgen... und damit iſt allen Duetten der Hals abgeſchnitten! (Er will abgehen, ſtößt aber in der Thüre auf Maſcha und bleibt ſtehen.)

Fünfter Auftritt.

Nulin.

Zu wem ſchickte dich vorhin die gnädige Frau?

Maſcha.

Wann denn, gnädger Herr?

Nulin.

Als wir von der Jagd kamen.

Maſcha.

Zu Ihnen, gnädger Herr.

Nulin.

Du lügſt!

Maſcha.

Wahrhaftig! gnädger Herr, zu Ihnen!

Nulin.

Du lügſt, ſage ich dir: die gnädige Frau hat mir alles ſelbſt geſtanden.

Maſcha.

Aber was hat ſie Ihnen denn geſtanden, gnädger Herr?

Nulin.

Daß ſie dich nicht zu mir geſchickt hatte.

Maſcha.

Zu wem denn anders?

Nulin.

Zu Shulikow hatte ſie dich geſchickt, verſtehſt du jetzt?

Maſcha.

Nicht möglich!

Nulin.

Wie nicht möglich, wenn die gnädige Frau es ſelbſt geſagt hat? Hörſt du?

Maſcha.

Ja, gnädger Herr.

Nulin.

Geſtehe alſo jetzt: warum hat ſie dich zu Shulikow geſchickt? Sprich; aber ſprich die Wahrheit!

Maſcha.

Die gnädge Frau, die gnädge Frau haben...

Nulin.

Nun! ſchnell, ohne Ausflüchte! Was haben die gnädige Frau?

Maſcha.

Die gnädge Frau haben befohlen, Herrn v. Shulikow zu ſagen, er möchte ſich nicht zum Kartentiſch ſetzen.

Nulin.

Und nichts weiter?

Maſcha.

Nichts weiter!

Nulin.

Wo hatteſt du denn hergenommen, daß die gnädige Frau dich zu mir ſchickte?

Maſcha.

Das kam daher — daher — ja, ſehen Sie, gnädger Herr, das kam ſo: wie ich gerade hinlaufe, um meinen Auftrag auszurichten, kommt mir Herr v. Shulikow entgegen. Ich ſage alſo: «die gnädge Frau», ſage ich, «haben befohlen» — ſieh! da ſind ſie auch da, gnädger Herr. In der Angſt meines Herzens wende ich mich alſo an Sie und ſage: «Gnädger Herr», ſage ich, «die gnädge Frau haben befohlen, Sie zu bitten, Sie möchten doch ſo ſchnell wie möglich zu ihr kommen...»

Nulin.

Hm... und du ſagſt die Wahrheit?

Maſcha.

Weiß Gott, gnädger Herr, die reine Wahrheit! Weiter war nichts dahinter.

Nulin.

Und Shulikow haſt du ſpäter nicht geſehen?

Maſcha.

Nein, gnädger Herr.

Nulin.

Und nicht mit ihm geſprochen?

Maſcha.

Nicht ein Wörtchen, gnädger Herr. (Sie läßt ein Papier fallen.) Ach!...

Nulin.

Was iſt das?

Maſcha.

Ein Papierchen, gnädger Herr.

Nulin.

Was für ein Papierchen?

Maſcha.

So — nichts — ein Papier zu Papillotten...

Nulin.

Warum haſt du denn aufgeſchrien?

Maſcha.

Warum, gnädger Herr? — So — ich erſchrak, ich weiß ſelbſt nicht, warum.

Nulin.

Du lügſt! Gib mir das Papier.

Maſcha.

Um keinen Preis! (Sie ſtellt ſich, als ob ſie das Papier verſchlucken will.)

Nulin (faßt ſie beim Arm).

Halt, mein Kind, ſachte, ſachte! Gib das Papier her!

Maſcha (ſich ſträubend).

Für nichts in der Welt geb ich es! Schlagen Sie mich todt, aber ich gebs nicht!

Nulin.

Dummheiten, Unſinn! Jetzt nun gar ſollſt und mußt du es hergeben. (Er drückt ihr die Hand, in welcher ſie den Zettel hält.)

Maſcha.

O weh! o weh! (ſie hält ihm die geöffnete Hand hin).

Nulin (das Papier betrachtend).

Ein Zettel... (Maſcha fängt an zu ſchluchzen.) Von wem iſt dieſer Zettel, frage ich dich?

Maſcha (ſchluchzend).

Von... von... von der... der gnädgen Frau...

Nulin.

Und an wen?

Maſcha (ſtärker ſchluchzend).

An — An — An Herrn v. Shulikow...

Rulin.

Mein Himmel, ſo weit iſt es ſchon gekommen! — Und du, Nichtswürdige, du warſt ihnen dabei behülflich?

Maſcha (fährt fort zu ſchluchzen).

Ja — ja — gnädger Herr...

Rulin (geht mit dem Zettel zum Licht und lieſt).

«Wenn mein Mann ſich zum Spiel ſetzt und, wie gewöhnlich, ganz «und gar mit ſeinen Karten beſchäftigt iſt, kommen Sie in den Garten, «und erwarten Sie unter meinem Fenſter das verabredete Zeichen. Aber, «um's Himmels Willen, kleiden Sie Sich wärmer, erkälten Sie Sich «nicht: draußen iſt es ſo kalt.» (Er wendet ſich zu Maſcha.) Aha! Solche Zettelchen pflegſt du alſo zu beſtellen?

Maſcha.

Verzeihung, Vergebung, gnädger Herr! (ihm zu Füßen fallend.) Alles, alles will ich geſtehen, nur vergeben Sie mir!

Rulin.

Wohl! Sage alſo: zum wievielſten male wirſt du mit einem ſolchen Zettel abgeſchickt?

Maſcha.

Alles in allem zum dritten male erſt, gnädger Herr.

Rulin.

Hm!... ſchon zum dritten male! und mir kam es auch gar nicht in den Sinn!... Bringſt du denn auch die Antworten auf dieſe Zettel?

Maſcha.

Zuweilen ja, zuweilen aber, gnädger Herr, bringt ſie auch Herr v. Shulikow ſelbſt, ſo... in den Notenheften.

Rulin.

In den Notenheften? In den Muſikalien! Ach, der niederträchtige Menſch, der! Das alſo bedeuteten jene Duette? — Nun, worüber handelte denn dieſer frühere Briefwechſel?

Maſcha.

Immer über ein und daſſelbe, gnädger Herr: Kommen Sie, kommen Sie, ſchrieb ſie jedesmal.. immer daſſelbe.

Rulin.

Und er kam?

Maſcha.

Immer, gnädger Herr!

Rulin (eifrig).

Sie haben alſo ſchon Zuſammenkünfte gehabt? Dieſe wäre alſo nicht ihre erſte?

Maſcha.

Ihre erſte Zuſammenkunft? Wo denken Sie hin, gnädger Herr!

Rulin.

Halts Maul, dumme Trine!... O, ich blinder, ich geſchlagener Mann!... Pflegten ſie denn lange ſo zuſammen zu bleiben?

Maſcha.

So lange Sie, gnädger Herr, am Kartentiſche ſaßen.

Rulin.

Alle Teufel, wir ſpielen ja aber zuweilen unſere achtzehn Robber! — Aha, daher, daher ſucht er auch nicht beſonders unſere Geſellſchaft! Er macht ſeine drei, vier Robber und behauptet dann, er ſei müde.. Nun, aber wie erfahren ſie denn, wann unſer Spiel beendigt iſt? Wer ſagt es ihnen? Wer?

Maſcha (leiſe, kaum hörbar).

Ich, gnädger Herr.

Rulin.

Ach du falſche Schlange, du!... Da ſeh mir einer! Sie trägt die Briefe hin und her, ſie ſteht auf der Wache, ſie gibt Nachricht... Aber, du Nichtsnutzige, wenn man dich lebendig röſtet und braet, ſo iſt dir noch immer zu wenig geſchehen!

Maſcha.

Ich wills wieder gut machen, gnädger Herr.

Rulin.

Ja, du haſt es gut gemacht, das läßt ſich nicht läugnen!

Maſcha.

Wenn — vielleicht — der gnädge Herr wünſchten — ihnen aufzulauern.

Rulin (lebhaft).

Freilich wünſcht das der gnädige Herr, und ſehr wünſcht er es, und ich befehle dir, es koſte was es wolle, mir eine Gelegenheit zu verſchaffen, ſie zu überraſchen. Hörſt du wohl?

Maſcha.

Ja, gnädger Herr.

Rulin.

Kannſt du das?

Maſcha.

Ja, gnädger Herr.

Rulin.

Wie denn, wie denn? Sprich!

Maſcha.

Sie, gnädger Herr, verbergen ſich hier, hinter dieſem Trumeau... Ich gehe indeſſen und berichte der gnädgen Frau: der gnädge Herr, ſage

ich, haben etwas Kopfſchmerzen, ſind ſchon zu Bett... Was gilts, gnädger Herr, ſie brauchen keine halbe Stunde zu warten und werden alles mit eigenen Augen ſchauen?

Nulin.

Das iſt eine ganz eigene Art von Troſt! Brrrrr! Ich bekomme die Gänſehaut wenn ich nur daran denke!

Maſcha.

Nicht doch, gnädger Herr, Sie werden ſich hier ganz bequem und gemüthlich befinden.

Nulin.

Das möchte ich faſt bezweifeln. (Er geht hinter das Trumeau).

Maſcha.

So, ſo recht, gnädger Herr; das iſt ja ganz allerliebſt! Hier ſind alle möglichen Bequemlichkeiten: durch dieſe Ritze zwiſchen dem Spiegel und dem Rahmen können Sie ganz gemächlich alles mit anſehen.

Nulin.

Hol dich der Teufel mit deinen Bequemlichkeiten und Gemächlichkeiten! Ha, in der That, es wird mir recht bequem und gemüthlich ſein.

Maſcha.

St! St! Es kommt Jemand! (Sie bläſt die Kerzen in den Kandelabern aus, ſo daß die Bühne nur durch das auf dem Tiſche ſtehende Wachslicht erhellt iſt.)

Sechſter Auftritt.

Nulin (hinter dem Spiegel). Maſcha. Shulikow.

Maſcha.

Ach, Sie ſind es, Jegor Michailowitſch.

Shulikow.

Ja.

Maſcha.

Was ſteht zu Befehl?

Shulikow.

Wera Andrejewna ſchickt mich, ihr einige Noten zu holen.

Maſcha.

Hier liegen ſie auf dem Flügel: belieben Sie ſelbſt auszuſuchen. (Sie reicht ihm das Licht.)

Nulin (leiſe).

Maſcha, hol mir mein Jagdmeſſer, ich will ihn umbringen.

Maſcha.

Warten Sie doch, dazu haben Sie noch alle Zeit.

Shulikow (in den Noten blätternd).

Wo iſt denn Petr Dmitriewitſch?

Maſcha.

Sie haben ſich in ihr Cabinet und zu Ruhe begeben; ſie haben Kopfweh.

Rulin.

O, der Schändliche! Er erkundigt ſich!... Maſcha, mein Meſſer!

Maſcha.

Stille doch!... Sie werden alles verderben. (Zu Shulikow) Werden Wera Petrowna bald kommen?

Shulikow.

Wahrſcheinlich bald. Wenn Petr Dmitriewitſch zu Bett gegangen iſt, ſo wird auch ſie ſich nicht lange mehr im Saale aufhalten. (Nachdem er die Noten gefunden). Adieu, Maſcha.

Maſcha.

Gehorſame Dienerin, Jegor Michailowitſch. Vergeſſen Sie, bitte, doch ja nicht, der gnädgen Frau zu ſagen, daß der gnädge Herr zu Bett ſind, damit ſie nicht im Gaſtzimmer auf ihn warte.

Shulikow (im Abgehen).

Gut, gut.

Siebenter Auftritt.

Maſcha. Rulin (kommt hinter den Spiegel hervor).

Rulin.

Und ich habe es ausgehalten! Und ich habe ihn nicht ermordet! Es iſt doch ein ſonderbares Ding, die Eiferſucht: mir graut, wenn ich an dieſe Zuſammenkunft denke, und dennoch lechze ich darnach, den Verbrecher zu ertappen und meine Rache in vollem Maße zu genießen! Tod dem Nichtswürdigen! — und vor ihren Augen ſoll er ſterben! An dem Anblick mag ſie ſich weiden!

Maſcha.

Sie wollen ihn alſo durchaus umbringen, gnädger Herr?

Rulin.

Sonderbare Frage: ſoll ich ihm vielleicht danken und ihm die Hand drücken?

Maſcha (bei Seite).

O weh, o weh! da könnte am Ende die Sache auch für mich ſchlimm ablaufen!

Rulin.

Was murmelſt du da vor dich hin?

Maſcha.

Ach, gnädger Herr, vergießen Sie kein Menſchenblut!

Rulin.

Das iſt nicht deine Sache: raiſonir nicht, und bring mir mein Jagdmeſſer, ſage ich dir.

Maſcha (bei Seite).

Nein, gehorſame Dienerin, das werde ich wohl bleiben laſſen! (Laut). Aber ſo verſtecken Sie Sich doch, gnädger Herr: die gnädge Frau können jeden Augenblick kommen.

Rulin (geht hinter den Spiegel).

Wird ſie aber auch gewiß kommen?

Maſcha.

Ganz gewiß, gnädger Herr.

Rulin.

Aber, mir fällt etwas ein — warum ſollte ſie denn kommen, da du Shulikow deinen Zettel nicht abgegeben haſt? Das hatte ich gar nicht bedacht.

Maſcha.

Wie nicht abgegeben? Ja wohl habe ich ihn abgegeben.

Rulin.

Er iſt ja aber doch in deinen Händen geblieben? Er hat ihn alſo nicht geleſen?

Maſcha.

Warum nicht gar! Freilich hat er ihn geleſen: aber die gnädge Frau haben mir ſtreng anempfohlen, niemals einen Zettel in ſeinen Händen zu laſſen, ſondern ihn jedesmal zurückzubringen.

Rulin.

Sieh doch an, was für hübſche Vorſichtsmaßregeln?

Maſcha.

Wie ſollte ſie es denn machen, gnädger Herr?

Rulin.

Wozu denn aber auch ſchreiben: ſie hätten ja dann die Sache eben ſo gut auch mündlich abmachen können?

Maſcha.

Und wo denn, zum Beiſpiel, gnädger Herr?

Rulin.

Wo? Haben ſie denn nicht Zeit und Gelegenheit genug dazu, bei der Geſellſchaft, im Gaſtzimmer?

Maſcha.

Das iſt eben der Haken, gnädger Herr: laut darüber zu reden iſt nicht möglich; ſpricht man aber leiſe, ſo erregt man Verdacht: ſo iſt denn

auch Shulikow jetzt eben nur deswegen hergekommen, um eine Antwort zu bringen.

Nulin.

Eine Antwort?

Maſcha.

Nun ja, gnädger Herr, eine Antwort auf den bewußten Zettel.

Nulin.

Und wo iſt denn die Antwort?

Maſcha.

Wahrſcheinlich hier unter den Notenheften.

Nulin (will hinter dem Spiegel hervorkommen).

Zeig ſie her, zeig ſie mir her!

Maſcha.

Was machen Sie, gnädger Herr, bleiben Sie doch in Ihrem Verſteck. Die gnädge Frau können keinen Augenblick länger ausbleiben! Warten Sie, ich ſelbſt will Ihnen die Antwort aufſuchen und vorleſen.

Nulin.

Lies vor, lies vor, ſchnell!

Maſcha (nachdem ſie einige Zeit unter den Noten geſucht, lieſt):

«Theure Wera, ich bin bereit die ganze Nacht unter Ihrem Fenſter zu bleiben und zu harren, bis Sie drei male an die Scheiben klopfen. Ich brenne vor Ungeduld, Ihnen zu Füßen zu ſtürzen, um Ihnen ungeſtört jene Gefühle ausdrücken zu können, welche Tag und Nacht mein Herz erfüllen. Ihr getreuer J. Shulikow.»

Nulin.

Pfui Teufel, welch ein abgeſchmackter und ſentimentaler Stil!... Gefühle... welche das Herz erfüllen... Tag und Nacht!... Was? Und dieſer Eſel wagt es, ſie «ſeine theure Wera» zu nennen, und für ihn klopft ſie drei mal an die Fenſterſcheiben?... Mein Gott, mein Gott, was muß ich erleben! und das nicht länger als ſechs Monate nach meiner Hochzeit!... Mein Jagdmeſſer, Maſcha, mein Meſſer augenblicklich!...

Maſcha.

Entſchuldigen Sie, gnädger Herr, es iſt ſchon zu ſpät dazu: da kommt die gnädge Frau!

Nulin.

Wirklich?

Maſcha.

Ja; hören Sie nicht ihre Schritte?

Nulin (in Verzweiflung).

Mein Gott, wie ſoll ich ihn denn jetzt umbringen?

Maſcha.

Ganz wie Sie wollen, gnädger Herr. (Sie öffnet die Thür und Wera tritt ins Zimmer.)

Achter Auftritt.

Nulin. Maſcha. Wera.

Wera.

Petr Dmitriewitſch iſt ſchon ſchlafen gegangen.

Maſcha.

Ja, gnädge Frau.

Wera (halblaut).

So geh, Maſcha — ſieh, ob er ſchon da iſt.

Nulin.

O, Verrätherin!

(Maſcha ab).

Neunter Auftritt.

Nulin. Wera.

Wera (nimmt auf dem Divan Platz).

O, welche Qual es iſt, tagelang auf einen einzigen frohen Augenblick hoffen zu müſſen! immer und ewig allein ſich zwiſchen ſeinen vier Wänden abzuhärmen! Und das iſt die Zukunft meines ganzen Lebens!... Pierre! Pierre! Warum haſt du meine Jugend gemordet? Warum haſt du mich ſo weit gebracht, daß ich meine Gefühle mit einem andern theilen, mein Herz an einer andern Liebe erwärmen muß? — Konnte ich erwarten, daß der feurige, leidenſchaftliche Pierre ſich ſo bald in einen eiſigkalten Mann verwandeln würde, der mich dem Schlaf, dem Spiel und ſeinen Jagdfreuden opfert?!...

Nulin.

O weh, o weh, was für angenehme Herzensergießungen ich zu hören bekomme!

Wera.

Ich bin ſchuldig, ich weiß es; aber du Pierre, du biſt mein Mitſchuldiger! Du haſt mich in den Abgrund geſtoßen, in welchen ich ohne dich nicht geſtürzt wäre... Ich will Liebe, Liebe — und du empfindeſt für mich keine! Du willſt mich nicht verſtehen, du ſpotteſt meiner Zärtlichkeit... Wohl, ſo mag denn dieſe Zärtlichkeit ſich einem andern zuwenden!...

Nulin.

Ja, dieſem Tölpel von einem Shulikow

Maſcha (erſcheint in der Thüre und huſtet).

Wera.

Aha, es iſt Zeit. (Sie geht ans Fenſter und klopft drei mal an die Scheiben. Dann bläſt ſie das Licht aus und ſetzt ſich wieder auf den Divan. Die Bühne bleibt nur durch die im Cabinet brennende Lampe erleuchtet).

Zehnter Auftritt.

Nulin. Wera. Maſcha (im Jagdrock, eine Mütze auf dem Kopfe: ſie tritt leidenſchaftlich ein und fällt vor Wera auf die Knie).

Maſcha (halblaut).

Meine Wera!...

Wera.

George, cher ami, wenn du wüßteſt, mit welcher Ungeduld ich dich erwartet habe! Setze dich hierher, neben mich, George!

Maſcha (ſetzt ſich auf den Divan, umarmt Wera und küßt ſie laut auf die Wange).

Nulin (macht hinter dem Spiegel eine Bewegung).

Wera (erſchrocken).

Ach, was war das!

Maſcha (halblaut).

Nichts, meine Theure! es iſt dir nur ſo vorgekommen! Nicht doch, geliebte Wera, ängſtige dich nicht vergebens... Meine Liebe... (Sie gibt ihr mehrere laute Küſſe.)

Nulin (macht wieder eine Bewegung).

Wera.

Wirklich, George, ich hörte etwas! Ich fürchte mich vor meinem Manne, George!

Maſcha.

Dein Mann, Wera, ſchläft einen bleiernen Schlaf und würde in dieſer Stunde für keinen Preis in der Welt ſein Bett verlaſſen. O, Geliebte, trübe unſer Glück nicht durch ſolche Erinnerungen.

Nulin (ſtürzt hinter dem Spiegel hervor).

Wart, Mr George, ich will dir zeigen, daß ich nicht ſchlafe! Wir wollen gleich ein Wörtchen zuſammen reden, Mr. Georgo. (Bei Nulins Erſcheinen ſtoßen beide Frauen einen Schrei aus, flüchten ins Cabinet und ſchließen die Thüre ab.)

Nulin (wüthend an der Thüre polternd).

Schändlicher Verräther! Feigling! Du verſteckſt dich, du verſchließeſt dich!?

Wera (hinter der Thüre).

Tödte ihn nicht, mein Freund! tödte ihn nicht!

Nulin.

Und ſie wagt es noch für ihn zu bitten!... Oeffnet!

Wera.

Erſt gib mir dein Wort, daß du ihn nicht tödten wirſt!

Nulin.

Macht auf!

Wera.

Für keinen Preis!

Nulin.

Ich rufe die Dienerſchaft und werde die Thüre einbrechen laſſen!

Wera.

Ich beſchwöre dich: tödte ihn nicht und mache keinen Lärm!

Nulin.

Wahrhaftig, ich rufe die Leute.

Wera.

Höre, Pierre, warum willſt du, daß alle Welt uns auslacht? Nimm mich fort von hier, führe mich wohin du willſt, ſtecke mich, meinetwegen, in einen Kerker: aber nur, ums Himmels Willen, mache keinen Lärm!

Nulin.

Geben Sie mir Ihren George heraus, Madame, liefern Sie mir Ihren theuren Shulikow, oder, noch einmal, ich laſſe dieſe Thüre einſchlagen!

Wera.

Wenn du mir dein Ehrenwort gibſt, mich augenblicklich von hier wegzubringen und dieſe unglückliche Geſchichte immer geheim zu halten, ſo wird George ſelbſt ſich dir ſtellen. Biſt du damit zufrieden?

Nulin.

Ja, ja, mit allem: nur laß ihn kommen!

Wera.

So befiehl ſogleich einzupacken.

Nulin.

Wohin ſoll es denn gehen?

Wera.

Wohin du willſt: nur fort, fort von hier.

Nulin.

Gut, gut!... Jetzt aber her mit dem Mr. Shulikow, her mit deinem George!

Wera.

Vorher laß nachſehen, ob auch alles eingepackt iſt.

Rulin.

Wen in aller Welt ſoll ich denn hinſchicken, um nachzuſehen? Hier iſt keine Seele, und von der Thüre, Madame, weiche ich keinen Schritt!

Wera.

Warte, das will ich ſchon einrichten. Maſcha! geh und ſage den Leuten, ſie möchten ſo ſchnell wie möglich den Reiſekoffer des gnädigen Herrn packen und den Reiſewagen bereit halten. Sag, ich wäre plötzlich ſehr krank geworden und müßte nach Moskau transportirt werden. Hörſt du?

Maſcha.

Ja, gnädge Frau. (Sie ſpringt aus dem Cabinet).

Rulin (faßt ſie am Arm).

Aha, Verräther, hab ich dich endlich!

Maſcha.

Au, au! das bin ich, das bin ich ja, Petr Dmitriewitſch! thun Sie mir nichts zu Leide!

Rulin (tritt verſteinert zurück).

Was Teufel, das iſt ja Maſcha!

Maſcha (nimmt die Mütze ab).

Freilich, gnädger Herr; ich hatte ja eben die Ehre Ihnen zu melden, daß ich es wäre.

Rulin (indem er ins Cabinet hineinblickt und dort alles genau betrachtet).

Und ſonſt iſt niemand hier? niemand? Wera, erkläre mir doch, um Gottes Willen, was das alles zu bedeuten hat?

Wera.

Gut; aber nur unter einer Bedingung.

Rulin.

Unter welcher?

Wera.

Unſere Abreiſe wird nicht abbeſtellt, nicht aufgeſchoben?

Rulin.

Nein, nein! Aber ſprich ſchnell!

Wera (umarmt Maſcha und tanzt mit ihr umher).

Wir reiſen nach Moskau, theuerſte Emilie, wir reiſen nach Moskau!

Rulin.

Emilie? theuerſte Emilie? mir ſchwindelt der Kopf; Wera, habe Barmherzigkeit, was heißt das, was bedeutet das alles?

Wera.

Was das heißt? Du ſollſt es erfahren — hier ſtelle ich dir meine theuerſte Freundin vor, Gräfin Emilie S., die vor kurzem von ihrer Ausflucht nach Frankreich zurückgekehrt...

Emilie (mit einer tiefen Verbeugung).

Ihre Dienerin, mein Herr! Sobald ich, in Moskau angelangt, hören mußte, daß Sie meine Wera in dieſe Wildniß geführt, faßte ich den romantiſchen Plan, ſie unter der Maske eines Zöfchens aufzuſuchen und aus den Schrecken der Einſamkeit zu befreien. Sie ſehen, mein Herr, es gelang uns nicht übel. Verſtehen Sie nun?

Rulin.

Keine Silbe!... Und ich will auch nichts verſtehen, bis Sie mir geſagt haben, wohin Shulikow, wohin dieſe verwünſchten George hingekommen ſind.

Emilie.

Einer wenigſtens ſteht leibhaftig vor Ihnen. (Sie ſetzt die Mütze auf und ahmt Shulikow's Haltung nach). Gelt, ich gleiche ihm, gnädger Herr?

Rulin.

Täuſchend, die Hand zuckt mir ordentlich nach dem Jagdmeſſer!... Aber ſo ſagen Sie mir doch endlich, wo iſt der eigentliche, der wahre Shulikow?

Emilie.

Im Gaſtzimmer.

Rulin.

Wie, im Gaſtzimmer? Was macht er denn da?

Wera.

Er ſpielt Karten.

Rulin.

Nicht möglich!... Alſo er wäre bei der ganzen Geſchichte unſchuldig? Unſchuldig an Leib und Seele?

Wera.

Vollkommen... Es wäre denn allenfalls, daß ich, um deine Eiferſucht noch ärger aufzuſtacheln, ihn abſichtlich hierher nach einem Notenbuche geſchickt habe.

Emilie.

Und da wir nun die gefangene Prinzeſſin befreit haben, wollen wir noch großmüthig ſein und den grauſamen Rieſen erlauben, ſie zu begleiten.

Rulin.

Nun, Gott ſei Dank, daß alles in beſter Ordnung iſt!... Aber Gräfin, Gräfin, welch einen Schrecken haben Sie mir eingejagt!

Wera.

Daran warſt du ſelbſt ſchuld und mußteſt eine heilſame Schule durchmachen. Du wollteſt meine Langeweile nicht begreifen und die große Wahrheit nicht verſtehen: daß Frauen oft dumme Streiche machen eben — aus Langerweile.

Russische Literatur.

Театралъ. Карманная книжка для любителей театра. — Санктпетербургъ. 1853. (Almanach für Theaterfreunde.)

Ein Büchlein dieser Art, wie der uns vorliegende russische Theateralmanach für das Jahr 1853, ist bis jetzt in der russischen Literatur noch nicht vorgekommen. Eine Festgabe für Theaterfreunde, die in gedrängter Uebersicht alles finden, was sie historisches, biographisches, und statistisches über die in St. Petersburg bestehenden Theater zu wissen wünschen. Die Einleitung des eleganten Büchleins gibt eine sehr interessante Uebersicht in Bezug auf die Geschichte der St. Petersburger Theater. Wir ersehen daraus, das Peter des Großen Schwester, Zarewna Natalie Alexejewna, das erste Theater in St. Petersburg einrichtete, mit einem Personal von 10 Schauspielern (die damals Damenrollen spielen mußten) und 16 Musikanten. — Die Kaiserin Anna Iwanowna berief im Jahre 1735 deutsche und französische Schauspieler nach St. Petersburg. In das von ihr im Palais errichtete Theater war der Eintritt unentgeltlich. Das russische Theater bildete sich im «Landcadettencorps» aus, für das Ssumarokow, damals Cadett, russische Verse nach französischen Mustern schrieb, welcher 1756 durch Kaiserlichen Ukas zum Director des russischen Theaters ernannt wurde. — Die erste bessere deutsche Truppe wurde 1783 vom damaligen Theater-Director Melissino aus dem Auslande verschrieben. Da sie zu theuer zu stehen kam, so wurde diese Truppe 1791 entlassen. Einige Jahre hindurch gab es nur ein deutsches Liebhaber-Theater, bis 1794 eine wandernde Theatertruppe nach St. Petersburg kam, unter Leitung der Schauspielerin Tilly. Diese Gesellschaft trat in den Dienst der Direction und bildet die Anfänge unseres heutigen deutschen Theaters.

Der historischen Uebersicht über das russische, deutsche und französische Theater, über die italienische Oper und das Ballet, folgt die spezielle Darstellung des heutigen Bestandes der Kaiserlichen Theater in St. Petersburg:

1. Das russische Schauspiel, mit einer Abbildung des Alexandra-Theaters, und dem innern Plane aller Plätze. Hier finden wir kurze Biographieen und kritische Beurtheilungen der Schauspieler: Karatygin 1, Brjanski, Ssosnitzki, Karatygin 2, Ssamoilow, Martynow, Maximow, der beiden Grigor'jew's, Markowetzki, der beiden Ssmirnow's, Woronow, Prussakow, Slawin, Falejew u. s. w.; der Schauspielerinnen: der beiden

ſo talentvollen Sſamoilow's (mit dem ſehr hübſchen Portrait von Wera Waſſiljewna Sſamoilow), Gromowa, Grinewa, Slawin, Shulewa, Orlowa, Sſosnitzki, Guſſew, Djur, Schelichow, Walberch, Sandunowa u. ſ. w.

2. Die ruſſiſche Oper. Mannigfaltige Nachrichten über die Sänger: Leonow (von Geburt ein Franzoſe, Namens Charpantier), Petrow, Artemowski, Bulochow, Gumbin u. ſ. w. und Sängerinnen: Stepanow, Lilejew, Latiſchew, Gebel, Michailow, Lawrow u. ſ. w.

3. Ballet. Biographiſches über Carlotta Griſi, mit einem ſehr gelungenen Portrait, Andrejanowa, Richard, Newachowitſch (geborne Smirnow), Prichunowa, Nikitina u. ſ. w. und über die Solo-Tänzer.

4. Circus, der außer ſeiner Arena für Reiterkünſte, eine Bühne für Volksſtücke enthält. Im Circus werden mit Auszeichnung beurtheilt: Palmyra Annato (deren Portrait übrigens nicht gelungen iſt) ſammt Familie, Camille Lerour, Laura Baſſin, Fedorowa, die Herren Buckley, Chancele, Viol u. ſ. w.

5. Das franzöſiſche Theater. Mit vielem Intereſſe laſen wir das Biographiſche und Kritiſche über Künſtler wie Vernet, Berton, Leménil, Montdidier, Deſchamps, Varlet, Gothy, Rouget, Davelouis, Péchena, Chamarande u. ſ. w. und über die Künſtlerinnen Arnoult-Pleſſis, Volnys (mit Portrait), Louiſe Mayer, Marie Leménil, Mila und Malvina Deſchamps, Roſalie Varlet, Bourdet u. ſ. w.

6. Das deutſche Theater. Wir können den für eine einfache Bücheranzeige uns geſtatteten Raum in dieſen Blättern nicht überſchreiten, ſonſt würden wir die Einleitung zur Ueberſicht des deutſchen Theaters auch den deutſchen Leſern hier mittheilen. In dieſer Ueberſicht wird mit unpartheiiſchem, gerechten Sinne auseinandergeſetzt, daß bei uns in St. Petersburg großes Vorurtheil gegen die deutſche Bühne vorherrſche, die nicht ſelten ganz vortreffliches leiſtet. Ausführlicher im Biographiſchen und mit genauerer Angabe des Rollenfaches, als bei den übrigen Theatern, wird das deutſche Perſonal dargeſtellt, und gewiß werden viele deutſche Leſer dieſes Blattes eine beſondere Theilnahme fühlen für Künſtler, wie Holland, Mohr, Schwarz, Tollert (deſſen dichteriſches Talent nicht unerwähnt bleibt), Laddey, Brüning, Orlowski, Hornicke, Fichtmann, Sammt, Pollert, Boſard, Reußler ſammt dem Regiſſeur Genuſeus. Sehr rühmenswerthes laſen wir über die Damen: Pollert-Jünke, Bärndorf (mit ſehr hübſchem Portrait), Albrecht, Vilatta, Graff, Hyſel u. ſ. w. — Für die Beſucher des deutſchen und franzöſiſchen Theaters wird der Plan des Innern vom Michael-Theater ſehr willkommen ſein.

7. Die italieniſche Truppe. Die durch ganz Europa klingenden vielgerühmten Namen Mario, Lablache (mit gutem Portrait), Ronconi, Tamberlick, Debaſſini, Tagliafico, Bottardi, und der Damen Me-

dori, Marray, De Meric, Spezia u. ſ. w. finden ihre biographiſche Erledigung, natürlich, wie es die Mode verlangt, mit ſplendidem Enthuſiasmus. — Eine Abbildung des großen Theaters ſammt einem Plane des Innern gehören hierher.

Am Schluße des Buches befindet ſich eine Beſchreibung der Kaiſerlichen Theaterſchule, mit einer Ueberſicht ihrer bisherigen Leiſtungen.

Indem wir ſchließlich noch die Bemerkung hinzufügen, daß dieſer ſo hübſch ausgeſtattete, reichhaltige Theater-Almanach nur 1 Rub. Silber koſtet, und in dem Comptoir der Redaction der Nordiſchen Biene (по Мойкѣ, подлѣ Почтамтскаго Мостика, въ домѣ подъ № 83) zu haben iſt, glauben wir vielen Theaterfreunden eine angenehme Mittheilung gemacht zu haben. Н—е.

Eine Fahrt auf der Wolga *).

Den 10ten Auguſt 184., am Bord eines Wolgaſchiffes.

Seit drei Tagen ſchwimmen wir von Sſaratow ſtromabwärts, auf dieſer gigantiſchen Waſſer-Ader, von der die Weſt-Europäer und ſogar auch der größte Theil der Ruſſen kaum mehr als die Länge und Breite und die merkantiliſche Bedeutung kennen. Welchem feder- oder griffelführenden Reiſenden iſt es wohl eingefallen, einen Ausflug nach Aſtrachan zu machen? Reiſende von Profeſſion, Engländer und dergleichen haben ſich nie in dieſe unlithographirte Gegend verirrt, für die es noch keinen Fremdenführer gibt und deren Schönheiten und Merkwürdigkeiten folglich jedermann in eigener Perſon zu entdecken gezwungen iſt.

Es iſt Nacht. Unſer Schiff liegt mitten im Strome, neben einer kleinen Inſel vor Anker. Nichts regt ſich um uns her. Man hört nur die Schläge ſanfter Wellen, die leiſe und eilig, als fürchteten ſie unſere Ruhe zu ſtören, um die Flanken des Fahrzeugs gleiten. Wir haben uns in unſerm offenen Reiſewagen gebettet, der, ſeiner Räder beraubt, mitten auf dem Verdecke ſteht und können uns nicht ſatt athmen noch ſehen an der kühlen, dämmernden Sommernacht, die einen der ſchwülſten Tage abgelöſt hat. Eine ſternenhelle Nacht zu durchwachen, mit nichts anderem beſchäftigt, als dem Treiben der Sterne zuzuſehen, iſt ein Genuß, zu dem man im gewöhnlichen Leben nicht leicht Gelegenheit findet. Nach Oſten hin beſchränkt nichts unſern Horizont. Wir ſahen Geſtirn auf Geſtirn über dem Steppenrande emporſteigen und ſich dem Zenithe nähern, während ihre Vorgänger allmälig hinter den Uferbergen im Weſten verſinken. Unſer Auge folgt ihrem feierlichen Reihen bald am Himmel, bald in der Tiefe der Wolga, die einem weiten mit Diamanten beſäeten Felde gleicht. Die Nacht entweicht in unmerklichen und doch ſchnellen Uebergängen. Miriadenweiſe erblaſſen die Sterne oder ſcheinen ſich vielmehr in den Himmel zurückzuziehen. Der Morgen graut. Der letzte Athemzug der Nacht bebt durch die Natur. Bei völliger Windſtille kräuſelt ſich dennoch die Spiegelfläche des Stromes. Dann ergießt ſich ein roſiges Licht über die Steppe und alſobald beginnt das Tagleben. Schaaren wilder Gänſe zeichnen ihre regelmäßigen Winkel am blauen Himmel und grüßen mit ſcharfem Schrei die Morgenröthe. Kaum hundert Schritte

---

*) Dieſe Skizze gehört zu einer Reihe von Reiſebildern, die im Feuilleton dieſer Zeitung erſcheinen werden.

von uns wirft ſich ein Zug ſchwarzer Schwäne auf eine Sandbank. Zahlloſe Möwen umflattern das Schiff und ſchießen mit Blitzesſchnelle in das Waſſer hinab, um ihr Morgenbrot zu erbeuten. Und dort aus jener Schlucht erhebt ſich mit ſtolzem Fluge der braune Steppenadler. Sein greller Schrei übertönt das ganze Morgen-Concert der gefiederten Schaaren, die er keines Blickes würdigt, ſondern hoch darüber hin, der Sonne entgegen, geht ſein Flug; und bald ſehen wir ihn fern über der Steppe ſchweben, zwiſchen andern kaum bemerkbaren ſchwarzen Puncten, ſeinesgleichen, die es auf die junge Brut der Haſen abgeſehen haben.

Auch die Menſchen laſſen nicht lange auf ſich warten. Schon eilt ein ſchlankes Fahrzeug, den Morgenwind benutzend, mit vollen Segeln an uns vorüber, andere zeigen ſich am Horizonte. Auf unſerem Schiffe herrſcht noch die tiefſte Ruhe, denn unſer Schiffsvolk beſteht aus Morduanen, acht an der Zahl, und einer träger als der andere. Endlich treibt ſie der Unternehmer der Fahrt, ein rüſtiger ſſaratowſcher Bürger, der in Waſſer-Melonen Geſchäfte macht, mit Wort und Hand aus der Kajüte vor ſich her.

Welch ein Anblick! So oft und lange wir nun dieſe Leute auch ſchon geſehen haben, ermangeln ſie doch nicht, uns bei jedem neuen Auftreten einen Schrei des Erſtaunens auszupreſſen.

Ethnographen verfallen zuweilen in den Irrthum, auf den Unterſchied, den ſie zwiſchen den Ueberbleibſeln ungebildeter Horden merken, zu viel Gewicht zu legen, indem ſie ſich bemühen, eine ganze untergegangene Nationalität daraus zu conſtruiren. Nationalität kommt aber nur einem Volke zu, das in der Geſchichte eine Rolle geſpielt hat, ſo wie ſich der Character des Einzelnen nur durch Handlungen ausprägt. Die, welche nicht handelnd auftreten, bleiben Dutzendweſen. Solche Völkerfragmente, deren es auf dem weiten Boden des ruſſiſchen Reiches bekanntlich eine Menge gibt, und die den Vorabend ihres gänzlichen Verſchwindens erlebt haben, ſind weniger Ueberreſte einſtiger Nationen, als vielmehr verdorrte Keime, Völker-Embryonen, die nicht zur Reife gekommen und die, unfähig die Civiliſation in ſich aufzunehmen, doch durch die äußere Berührung mit derſelben längſt alles eigenthümliche eingebüßt haben.

Obgleich nun die Morduanen offenbar in dieſe Kategorie gehören, konnten wir doch nicht umhin, die acht Vertreter derſelben, mit denen uns der Zufall zuſammenführte, zum Gegenſtande näherer Beobachtung zu machen.

Was ihren Körper betrifft, ſo waren ſie ſämmtlich ſchwächliche Leute und in ihrer Häßlichkeit, die dem Kalmücken-Typus am nächſten kommt, einander ſo ähnlich, daß wir während der ganzen Fahrt nicht dahin kamen, die Individuen zu unterſcheiden. Den Geiſt anlangend, ſo hatten

ſieben von ihnen den augenſcheinlichſten Mangel daran und nur der achte, den ſie Karp nannten und dem ſie freiwillig untergeordnet zu ſein ſchienen, zeigte einige Munterkeit und viel Neugierde. Bald wurde er mit uns ſo weit vertraut, daß er uns ſeine National-Lieder nicht nur vortrug, ſondern auch Wort für Wort in die Feder dictirte und theils durch gebrochenes ruſſiſch, theils durch Geſten zu erklären verſuchte.

Dieſen Bemühungen verdanken wir unter andern folgendes Bruchſtück eines Liedes, deſſen Sprache ein ungenirtes Kauderwelſch, eine Vermiſchung des morduaniſchen Idioms mit verdorbenem ruſſiſch iſt:

Herse Juannais (der reiche Johann
kosa kupezkais (großer Kaufmann
naschke perensa kolma roschala (in drei Hainen hatte er Bienen
kolma peru (auf drei Feldern
taschto kapansa (ſein Getreide
zissem vetlenza (ſieben Waſſer
zissem melnitzensa (ſieben Mühlen
Kolma basarga (Auf drei Baſaren
tiomna lavkansa (dunkle Buden
kolma gornizansa (drei Zimmer
Schkae daedenaz lavka torgava dadendai (ſeine Mutter handelt in der Bude
Schkae drae alenaz (in den beiden andern
kolma radnoi zistranaz (ſeine drei leiblichen Schweſtern
ketzense sanitzuschnai tavarend (mit ſeinen Perlen handeln
Soldat murazt ukast. (Der Ukas wegen Soldaten wird verleſen.
Priom tessnaraecht soldat (Ein Brief war gekommen der Soldaten wegen
udi Juan aisem pressa (Schläft Johann in ſeinem Zimmer
me saüensa Juan braelnsa (ein Kiſſen hat Johann unter dem Haupte
punasamuz Juan alnza (auf weichen Daunenbetten ruht Johann.

Der reiche Juan muß, ſo viel er auch jammert und ſich ſträubt, mit den Rekruten abmarſchiren und nimmt zum Schluße einen herzbrechenden Abſchied von ſeinen reichen Beſitzthümern. Von Perſonen, die ihm theuer geweſen wären, oder von Herzensneigungen, wie ſie ſonſt in Volksliedern überall zu finden ſind, iſt in dieſem Liede ſo wenig die Rede, wie in allen andern Proben der morduaniſchen Poeſie, mit denen uns Karp bekannt machte. Auch tragen alle die deutlichſten Kennzeichen eines modernen Urſprungs an ſich. Vergebens forſchten wir nach älteren Liedern, in denen etwas Heidenthum oder anderweitige Lockſpeiſe für Alterthümler vorkäme. Wir mußten uns diesmal mit der Gegenwart genügen und die Vergangenheit Vergangenheit ſein laſſen.

R. M.

Trinklied.

(Text zur Compoſition von Schulhof.)

Solo mit Chor.

Stoßt an! die Becher erklingen,
Es winkt der perlende Wein! Schenkt ein!
Es blinkt der goldene Schein ſo rein!
Es hebet fröhliche Luſt die Bruſt,
Stoßt an, trinkt aus, ſchenkt ein!
Es blinkt, es winkt der goldene Wein!

Stoßt an, laßt Jubel durchdringen
Des Frühlings roſigen Schein! Schenkt ein!
Der golden funkelnde Wein
Erquickt, entzückt, trinkt aus, ſchenkt ein,
Es blinkt, es winkt der goldene Wein.

Solo (Tenor).

Du roſiges Feinsliebchen mein,
O komm an meine treue Bruſt,
Die Liebe wird beim edlen Wein
Erſt wahre Götterluſt.

Und ſchilt den frohen Zecher nicht,
Des Bechers goldner Schein
Zeigt mir dein lieblich Angeſicht,
Drum lockt mich ſo der Wein.

Setz ich den Becher an den Mund,
Hab ich nur dich im Sinn;
Ich trink ihn leer bis auf den Grund,
Denn du biſt ja darin.

Chor.

Stoßt an, die Becher erklingen,
Es blinkt der perlende Wein ſo rein,
Es klingt ſo luſtig darein:
Es klingt, es ſingt, trinkt aus, ſchenkt ein,
Es blinkt, es winkt der goldene Wein.

Solo (Baß mit Brummſtimmen).

Du alter Griesgram ſorgenbleich,
Weg mit den düſtren Falten,
Und brummſt du auch — uns gilt es gleich,
Biſt jetzt in unſrem Reich.

In klaren Weines goldne Flut
Sollſt du die Grillen ſenken,
Er ſchenkt dir friſchen Jugendmut,
Der Freude holde Glut.

Drum ſetz dich her, du alter Knab,
Bald haſt du ausgeſungen,
Es iſt gar ſtill im düſtren Grab
Drum friſch noch angeklungen:
Ein Hoch dem Wein!
Stoßt an, trinkt aus, ſchenkt ein!

Du alter Grauſpecht, friſch herein!
Sei jung noch mit den Jungen,
Mußt heut kein finſtrer Murrkopf ſein,
Sei alt, wie alter Wein!

Die Welt trägt heut kein neu Geſicht
Und ſchminkt ſie auch die Falten,
Vergiß die Welt du alter Wicht,
Vergiß das Trinken nicht.

Chor.

Stoßt an! die Becher erklingen,
Es jauchzt ſo luſtig darein; Schenkt ein,
Es blinkt der perlende Wein ſo rein,
Es hebet fröhliche Luſt die Bruſt,
Stoßt an, trinkt aus, ſchenkt ein,
Es blinkt, es winkt der goldene Wein!

Stoßt an! laßt jauchzend erklingen
Ein fröhliches Lied zum Wein, ſchenkt ein!
Wie ſtrahlt der goldene Schein,
Entzückt, erquickt, trinkt aus, ſchenkt ein,
Es blinkt, es winkt der goldene Wein.

Der Delibaſch *).

(Von A. Puſchkin.)

Die Koſaken auf dem Hügel
Zielen richtig, ſchießen raſch;
Auf der Ebne, hoch im Bügel,
Kreiſt der rothe Delibaſch.

Delibaſch, was ſoll das Prahlen?
Der Koſak die Lanze ſpitzt:
Theuer wirſt du es bezahlen
Wenn ſie dir im Herzen ſitzt!

Hör, Koſak, laß ab vom Wagen!
Bleib zurück, Koſak! Mir graut
Daß der Türk, in vollem Jagen,
Dir den Kopf vom Rumpfe haut!

Beide rennen, beide fliegen —
Seht nun, wenn der Staub zerfließt:
Kopflos den Koſaken liegen
Und den Delibaſch geſpießt!

Der Don.

Durch die Wieſen blickt ein Scheinen
Edler Strom, ich ſeh dich ſchon:
Bring dir Grüße von den Deinen,
Deinen Söhnen, alter Don!

Von den Bächen und den Quellen
Bring ich manchen ſchönen Gruß,
Von des Tereks wilden Wellen,
Vom Arax und Euphrat-Fluß.

*) Delibaſch, wörtlich: Tollkopf, im perſiſchen Terbas: einer der ſeinen Kopf aufs Spiel ſetzt; enfant perdu, Plänkler.

Schöner Don! die müden Pferde
Fühlen neuerwachten Muth.
Wenn ſie ſtampfen don'ſche Erde,
Schlürfen arpatſchai'ſche Fluth!

Deine Söhne in der Weite
Rühmen dich und deine Kraft:
Zum Empfang für ſie bereite
Deiner Reben Perlenſaft!

Die Zigeuner.

Auf bebuſchtem Uferrande,
Maleriſch, den Fluß entlang,
Iſt gelagert eure Bande;
Lachen ſchallet und Geſang.

Gruß euch, glückliche Nomaden,
Heitre Söhne der Natur!
Eure Lagerfeuer laden
Mich, zu folgen eurer Spur!

Eine Nacht nur und nicht länger
Weilt ihr noch an dieſem Ort,
Brecht dann auf — doch euer Sänger *)
Zieht dann nicht mehr mit euch fort!

Der ſo oft mit euch gegangen,
Fern und nah und weit und breit:
Euren Sänger hält gefangen
Dach und Fach und Häuslichkeit.

Der Poſtkarren des Lebens.

Der Karr'n, mit Krummholz und mit Glocke,
Steht da mit ſeinem Dreigeſpann;
Die graue Zeit ſitzt auf dem Bocke,
Zu fahren uns bergab, bergan.

*) In Bezug auf Puſchkin's größeres Gedicht: «Die Zigeuner».

Früh Morgens ſpringen wir vom Lager,
Wir haben weder Raſt noch Ruh,
Wir reiſen ab und rufen: «Schwager,
«Schon' deine Roſſe nicht, jag zu!»

Der Mittag kommt und unſer Wagen
Hat jetzt den halben Weg vollbracht,
Wir ſind ſchon ruhiger und klagen:
«Behutſam, Schwager, gib doch acht!»

Der Abend dunkelt — matt und träge
Schleppt ſich der müde Anſpann fort:
Doch Schwager Zeit kennt Weg und Stege
Und bringt uns ſacht — zum Ruheort!

Skizzen aus dem Kaukasus.

Erinnerungen aus Ossetien *).

Digorien, das äußerste Thal in dem wladikawkasschen Kreise gegen Westen, wird von einem Völkchen aus dem Stamme der Osseten bewohnt, das unter dem Namen der Digorzen bekannt ist; jenseits derselben beginnt das Land Balkar.

Die Berge, welche dieses Thal einschließen, ziehen sich in schräger Richtung nach Süden hin und nehmen ganz eigenthümliche Formationen an, bald schweben die Spitzen nackt und zerrissen über dem Haupte des Reisenden, bald legen die Berge sich breiter aus und zeigen runde Contouren; hier und da eine Höhle, ein Bergstrom schlängelt sich von der unersteigbaren Höhe herab, alles ist wild und schaurig. Weiterhin werden die Berge noch höher, großartig scheint der eine dem anderen aufgethürmt. Häufig treiben die Stürme um die Kuppen ungeheure Wassermengen zusammen, die, Erde mit sich führend, herabströmen und in kürzester Zeit ganze Wälder untergraben, Ebenen überfluten und nur die von oben herabgeführten Steine auf ihrem Wege zurücklassen; fast auf jedem Schritte sieht man diese Flüsse die Abhänge der Berge furchen und in Wasserfällen von den Felsen herabstürzen; schwebende Steinmassen werden von Regen und Winden losgerissen, fallen nieder, zerstäuben und bilden in der Niederung sehr feste Schichten, die allmälig zu neuen Bergen sich erheben; nicht selten bersten solche Berge, wenn sie von den herabkommenden Wassern unterwaschen sind, mit Getöse und sich erhebendem dicken Staube. Von dem Aul Goliath aus geht der Weg die Schlucht entlang an dem Rande der Felsen hin; über dem Wege sind die Spitzen der Berge mit magerem Strauchwerk bedeckt; zu den Füßen schaut man in eine unwirthsame Gegend, Dowlug genannt, und durch die Wipfel der Bäume, die sich aus ihr erheben, erblickt man den schäumenden Fluß, der mit Mühe sich zwischen den Felsen hindurch arbeitet. Das gegenüberliegende Ufer ist, ganz senkrecht, traurig anzusehen; auf den Stufen der schwarzen Felsen wurzelt Nadelholz, gleichsam um desto mehr dieses Naturbild zu markiren. Je weiter man aber in das Thal dringt, desto wilder erscheint es, die Wälder verschwinden von den Abhängen der Berge, man gelangt durch Engpässe und begegnet endlich weder einem Strauche, noch einem Grashalm, noch endlich irgend einem Zeichen von

*) Nach Nikolai Berſenow.

Leben; nur nackte Felsen stehen am Wege, die immer höher und höher hinaufsteigen — du hörst nur das Tönen der berstenden Gletscher und das Lärmen des Flusses Urs-don *). Im Sommer lagert Nebel über der ganzen Umgebung und deckt den Weg, der ohnehin kaum bemerkbar ist, der Wind pfeift in der Schlucht, und der Sturm jagt nach Herzenslust über die nackten Felsberge; im Winter fegt das Unwetter die Schneehaufen zusammen, und ein Schneegestöber bedeckt die Pfähle, welche den Pfad bezeichnen.

Wie im Sommer, so im Winter gibt es hier Lawinen. Ein dumpfes, donnerähnliches Getöse kündet ihren Sturz an, ein Windstoß reißt plötzlich die an dem Abhange angesammelte Schneemasse los, und mit unaufhaltbarer Gewalt, alles, was begegnet, erdrückend, rollt sie stäubend herab. Den Ossseten gelingt es nicht selten, unter diesen Lawinen verunglückte Menschen durch schleuniges Ausgraben zu retten: sie kennen die Stellen, wo jährlich Schneestürze geschehen, und können sie sogar der Zeit nach vorhersagen: wenn der Schnee, der auf den Höhen liegt, schmilzt und das unten herausickernde Wasser den Abhang des Berges schlüpfrig macht, so beginnt der Schnee plötzlich zu rutschen, Erde und ungeheure Steine mit sich fortzureißen; die gefährlichsten Lawinen entstehen an den zerklüfteten Höhen, die am Fuße in eine senkrechte Wand ausgehen; das Knallen mit einer Peitsche, ein Schrei und ähnliche Dinge können durch Lufterschütterung die Lawine losreißen, die, mit Macht niederfallend, die Luft durchschneidet und in einem Zuge den Wanderer von den Füßen bringt und alles in weiter Ausdehnung erstickt.

Digorien ist, so zu sagen, von der Menschheit und der Natur vergessen, von allen Communicationswegen entfernt, von allen Seiten von Bergen umkränzt und während neun Monaten des Jahres nur mit Lebensgefahr oder gar nicht besuchbar. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt hier etwa + 3° R., Fruchtbäume kommen nicht fort, mit Ausnahme von wilden Aepfel- und Kirschbäumen; der Sommer ist so kurz, daß die Samen in der Zeit zwischen dem Schmelzen und dem neuen Fallen des Schnees nicht Zeit haben, zu treiben. Der Hauptreichthum der Bewohner besteht in den Schafherden; die Digorzen treiben auch Bienenzucht, und ihr Honig ist durch aromatischen Geschmack und Klarheit ausgezeichnet. Andere Erwerbszweige der Digorzen sind nicht bekannt; betriebsam und verschlagen, wie alle Bergbewohner, dienen sie als Führer über die Gletscher und die Abgründe ihrer Berge, als solche legen sie Unermüdlichkeit, Geistesgegenwart, Umsicht, ein richtiges Augen-

*) Der weiße Fluß, der weiter abwärts mit dem Durdur sich vereinigt und, nachdem er gegen NW. hin gegen 40 Werst zurückgelegt, sich bei dem Posten Nikolajewsk in den Terek ergießt.

maß und phyſiſche Kräfte an den Tag; oder ſie gehen in den Höhlen und zwiſchen den Felſen den Mardern, über Einöden und Eisfelder den Gemſen (oſſetiſch Dsabidir) nach. Eine behende Gemſe ſteht auf der Wacht, noch ſieht ſie nicht den Jäger, aber ſie hört ihn von fern und läßt einen gellenden Pfiff ertönen, das ganze Rudel von zehn bis funfzehn Gemſen nimmt die Flucht, ſicher meſſen ſie die Räume ab, kühn ſpringen ſie von einer Felsſpitze zur anderen, in der Leichtigkeit der Füße ihre Rettung ſuchend; der Waidmann folgt ihnen, weder Nacht noch Abgründe halten ihn auf, häufig findet er aber zwiſchen Felſen und Eismaſſen ſeinen Tod.

Die Stadt Schemacha *).

Wir ſchleppten uns in einem Tarantas, faſt ganz durchnäßt und mit Koth beſpritzt, bis zu der hiſtoriſch merkwürdigen Stadt Schemacha und hielten vor dem Karavanſerai des Lalajew. «Dies iſt das einzige und ein gutes Quartier», ſagte mein Reiſegefährte, ein Eingeborner, indem wir die enge und ſchmutzige Treppe zur zweiten Etage des ſchemachinſchen Gaſthofes hinanſtiegen. «Welch' ein Hof! welch ein Koth!» rief ich unwillkürlich bei dem Anblick dieſes aſiatiſchen Gaſthofes. Ein Tatar, ob Hausknecht, ob Zimmerkellner, gleich viel, öffnete zu unſerer Auswahl die Zimmer. «Wohin, Menſch, führſt du uns? hier iſt ja alles ſchmutzig und wüſt!» fragte ich in der ihm verſtändlichen Sprache. «Herr, hier thut ſich's ſehr gut!» war die Antwort des ſelbſtzufriedenen Karavanſerai-Aufſehers. «Wie, ſehr zut? Ihr zeigt uns, der Teufel mag wiſſen was, und wollt uns durch Geſtank und Kälte umbringen.» «Seid unbeſorgt, wir ſuchen und finden eine beſſere Nummer», warf mein Begleiter ein, der meinem Urtheil über das Inſtitut nicht vollkommen beipflichtete und es wahrſcheinlich ganz erträglich fand. Nachdem wir an dreißig Zimmer durchgemuſtert, nahmen wir uns das beſte, aus dem an zehn Pfund Kehricht und eine genügende Quantität Spinngewebe entfernt wurden, das einzige Fenſter, welches zugleich die Thür zur äußeren Galerie abgab, verklebten wir mit drei Papierbogen, die Thür ſelbſt blieb offen, damit der kalte Wind die Luft reinige; um endlich uns zu erwärmen und zu trocknen, ließen wir eine Ladung Kohlen vom Bazar holen.

So kalt, ſo unbequem iſt es nirgends in einem Gaſthofe, als in den Karavanſerais jenſeits des Kaukaſus und wahrſcheinlich auch im ganzen Orient, die doch den phantaſiereichen Köpfen in ſo herrlichen Regenbogenfarben erglänzen. An zehn Jahre iſt Transkaukaſien mein Aufenthaltsort,

---

*) Nach P. Jegorow.

von der Lebensweiſe des gemeinen Volkes muß ich mich aber noch ſtets mit Ekel abwenden — allenthalben herrſcht Schmutz und Unwiſſenheit, und während die kultivirten Eingebornen in vieler Hinſicht ſich der europäiſchen Lebensart accommodirt haben, wälzt ſich in einigen Gegenden das Volk im Kothe. Ihr fraget, wie denn andere Leute in dieſen Karavanſerais Aufnahme ſuchen und leben? Die ſind anderen Schlages, Tataren, von Kindheit auf daran gewöhnt. Der echte Aſiate findet es in unſeren europäiſchen Wohnungen beklommen, wie der Kalmücke oder Kirgiſe ſeine Kibitke einem ſteinernen Hauſe vorzieht; nicht allein der Nomade, auch der Halbnomade bedarf, wenn nicht der ganz nackten Natur, ſo doch eines ihr ähnlichen Verhältniſſes. So verlangt jeder Eingeborne in Transkaukaſien nach frei bewegter Luft, ſelbſt reiche Leute führen ſelten Kachelöfen bei ſich ein, ſie begnügen ſich meiſt mit Kaminen, die Armen haben nur Kohlenbecken. Während nun der Transkaukaſier ſo der freien friſchen Luft nachgeht, ſind ihm doch thieriſche Ausdünſtungen nicht zuwider, der Gruſine nimmt in ſeine Troglodyten-Hütte mit für Luft und Licht offener Thür — Kühe und Schweine auf, der Tatar das liebe Pferd für den ganzen Winter. Ich bin dem Kamin nicht geradezu feind, er hat ſeine Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten: bis auf die Haut durchnäßt und bis zur Bewußtloſigkeit durchfroren, ſetzt man ſich mit Wolluſt, die Pfeife im Munde oder bei einem Glaſe Thee, vor den flammenden Kamin, während die Kleider trocknen, die Glieder aufthauen; der Krieger wird an das Leben im Bivouac erinnert, die Phantaſie führt ihn in Ebenen, Wälder und Berge, wo ein brennender Scheiterhaufen ihn durchwärmte, zu halbwilden nomadiſirenden Volksſtämmen, zu reizenden Brünetten, die ſein Herz wallen machten, ſeine Aufmerkſamkeit feſſelten. Solche ſchöne Bilder werden leider häufig durch ein unangenehmes Fröſteln im Rücken unterbrochen, während die Füße warm ſind und Geſicht und Hände kaum die Hitze ertragen. Ein Zigeunerleben zwiſchen vier Wänden, da weiche, Phantaſie!

Es iſt Zeit, ſich Schemacha zuzuwenden. Dieſe Gouvernementsſtadt iſt ein ziemlich hübſcher Ort (ſiehe in der Abbildung des Herrn Timm im ruſſiſchen Kunſtblatt), auf einem Hügel und am Abhange deſſelben regelmäßig erbaut, mit breiten, geraden, ſogar gepflaſterten Straßen, mehreren guten Häuſern von europäiſcher Bauart, ruſſiſchen, vielen armeniſchen und tatariſchen Läden; einem adeligen Klub, einer Apotheke, einer Konditorei, hier etwas ſeltenes. Dafür findet ſich aber hier kein anderes Gaſthaus, keine andere Einkehr, als ein armeniſches Karavanſerai; auf dem Bazar ruſſiſches Brod, Kwas, Semmel und Kringel, welche Produkte von ruſſiſchen Koloniſten geliefert werden.

Auf dem Bazar und zwiſchen den Karavanſerais niederſten Ranges, wo eine Menge von Krämern ihren Sitz hat, und an diverſen Läden

hinſchlendernd, in welchen ich namentlich die in ruſſiſchen Liedern häufig erwähnten ſchemachinſchen Seidenzeuge bemerkte, ruhte mein Auge mit Vergnügen auf den Gruppen der Tataren. Kaum ſah ich je ſo originelle Geſichtsformen, als hier, ich werde mich bemühen, einige zu zeichnen. Erſtes Bild. Ein Mann von dreißig Jahren, eine athletiſche Geſtalt in ſchwarzem Ueberwurf mit vergoldeten Borten, in ſchwarzem ſeidenen Leibrock ebenfalls mit Borten, unter welchem ein Hemd mit goldenen Schnüren hervorſieht; trotz des Unwetters iſt die Bruſt entblößt, der Hals nackt; der Leib iſt umgürtet mit einer bunten, wollenen, perſiſchen Binde. Das grüne, weite Beinkleid iſt ſo heraufgezogen, daß die Waden ſichtbar werden, bunte perſiſche Strümpfe, mit Koth beſpritzt, grüne lederne Schnabelſchuhe; ein etwas nach hinten geknickter Papach ſchmückt den ſchönen Kopf, d. h. ein blaſſes Geſicht, umkränzt von einem dichten ſtacheligen Barte von tief ſchwarzer Farbe, Augen endlich mit dem Ausdrucke einer ganz eigenthümlichen Begeiſterung. Der Gang dieſes Mannes iſt, wenngleich eilig, doch gemeſſen, er ſelbſt erſcheint nachdenkend. Bleibt er ſtehen, um mit Jemand zu ſprechen, ſo iſt ſeine Rede die eines verſtändigen und wohlhabenden Mannes, er iſt Kaufmann. Ein zweites Bild. Ein Greis von etwa ſechzig Jahren, aber noch geſund, wenngleich der Kopf und die Schultern ſich zur Erde ſenken. Ueber die Schultern geworfen trägt er einen Pelz ohne Ueberzug von dunkler Safran-Farbe mit engen langen Aermeln, auf dem Kopfe einen Papach aus dem Felle alter Hammel mit langer Wolle; das Geſicht erſcheint wild und ordinär, gerunzelt, die langen grauen Augenbrauen ſind feuerfarben geſchminkt, unter ihnen erglänzt ein Paar ſchwarzer Augen; die Bruſt entblößt, dicht bewachſen mit grauen ebenfalls gefärbten Haaren, die eine Hand hinter dem breiten blauen Gurte verborgen, die andere am langen Dolche, der am Gürtel hängt. Ein Maler könnte hier Studien machen! — Noch eine merkwürdige Perſönlichkeit findet ſich hier, ich meine die Bajaderen. Man verſicherte mir, die Bajaderen ſeien großentheils von dem Stamme der aſiatiſchen Zigeuner, ſie ſind ohne Ausnahme ſchön, ſogar ſehr ſchön und kleiden ſich mit aller Pracht des Orients. Unter dem künſtlich geſchlungenen farbigen Kopftuche oder einem kleinen goldenen Häubchen fallen mehrere dünne ſchwarze Haarzöpfe über die Schultern und den Nacken; ein ſeidenes, farbiges Jäckchen mit Aufſchlägen umſchließt knapp die ſchmale Taille, es iſt rund herum, am kleinen Kragen und an den aufgeſchlitzten Aermeln mit goldenen Treſſen oder mit Silber- oder gar Gold-Münzen beſetzt; ein ultra-kurzes, rothſeidenes, goldbetreßtes Unterkleid wogt leicht über der Bruſt; ein eben ſo weites Beinkleid, daß man es von weitem für einen Unterrock hielte; bunte feine Strümpfe und knappe farbige Schuhe bergen kaum das Bein; in den Ohren ungeheure goldene Ringe, am Halſe ein Geſchmeide von Türkiſen und Goldmün-

zen. Ihre Geſichtsbildung iſt im allgemeinen eine ſehr regelmäßige, der Teint iſt ein ungewöhnliches Weiß mit leichter, zarter Röthe, doch findet man auch ſonnverbrannte Geſichter mit ſtärker aufgetragenem Roth, oder ein mattes Weiß, als ſei es mit einer dünnen Schicht von Tuſche überzogen, oder als ob ein feiner Tabaksrauch aus dem Kaljan darüber gegangen wäre; künſtliche ſchwarze Fleckchen auf der Stirn, den Wangen, dem Kinne; bei allen ſchwarze, feurige Augen, eine wogende Bruſt, eine klangreiche Stimme. Mit ſchallendem Gelächter ſchlagen die Hände der Schönen unermüdlich die Kaſtagnetten, der ſchlanke Fuß ſchlägt an den bunten Teppich. Ihr Geſang, ihre Muſik ſind wohlklingend, namentlich dem Kenner ihrer Sprache, wie man z. B. Aſiaten durch ſie entzückt ſieht, ihr Tanz ähnelt der Lesginka, doch ſind die Geſten, die Touren, die Mimik etwas verſchieden und nicht ſehr züchtig. Die Bajaderen ſind ſehr fröhlich und zutraulich, man ladet ſie zu Abendgeſellſchaften und Spazierfahrten, und in einer heiteren Stunde verachten ſie bei jungen Herren weder Wein, noch Arak.

Der Sohn.

Erzählung

von

Dahl.

(Aus dem ruſſiſchen.)

Die Frau beweint den Mann — es klingt wie Murmeln des Baches; die Schweſter vergießt um den Bruder Thränen — ſie tröpfeln wie feiner Regen; die Thränen der Mutter um den Sohn fallen wie ſtiller Thau, Tag für Tag, bei Abend- und Morgenröthe. An der Seite der Mutter fehlt der theure Sohn; der Mutter Gebet zieht ihn vom Boden des Meeres empor. Des Vaters Segen verleiht Verſtand, der Segen der Mutter gibt ein weiches Herz. Doch der Zorn der gekränkten Mutter iſt furchtbar; der väterliche Fluch rottet aus, der mütterliche verſengt; biſt du die ganze Welt durchwandert, ſo biſt du ihm doch nicht entgangen; im Grabe entfliehſt du ihm nicht, und ſogar in jene Welt tönt er dir noch nach.

Es war ein ungerathener Sohn, der lebte mit ſeiner Mutter. Er war noch Säugling, als der Vater ſtarb; die Mutter ſäugte und nährte ihn, mit Noth und Armuth kämpfend; ſie litt viele Jahre und arbeitete allein für zweie in der Bauerwirthſchaft; hungerte ſie auch zuweilen ſelbſt, war der Sohn doch immer ſatt. Sie hielt ihn zu allem Guten, das ſie wußte, an, gab ihm Schuh und Kleider — da ſie ihn aber in ihrer Armuth und Verlaſſenheit ohne Maß liebte, ſo geſchah es, daß ſie ihn verzog. Er wuchs heran — vergaß aber ihrer Liebe, Zahn um Zahn hieß es bei ihm ihr gegenüber, wie mit einem Feinde, und ſobald ihm etwas nicht recht, macht er ihr Vorwürfe. Die Mutter ſchweigt, nur zuweilen verſucht ſie, mit Thränen in den Augen ihn zu rühren, ſtellt ihm vor, daß er vor den Leuten ihr das und das geſagt — wer ein Gewiſſen hat, fühlt auch Scham, wer aber kein Gewiſſen hat, fühlt auch keine Scham. War ihr Eigenthum auch nicht groß, ſo hatte ſie doch, was zum Hausbedarf des Bauers gehört und für den Sohn ſchonte ſie nichts. Als er aber heranwuchs, wurde er der Herr im Hauſe: «nimm», ſprach ſie, «es gehört alles dir, was des Vaters, was mein war — was wir geſpart, haben wir nicht für uns, ſondern für dich erſpart.»

Einmal ſitzen ſie beim Abendbrot; der Sohn war dieſen Tag wieder böſe und hatte ſchon mehr als einmal mit der Mutter gezankt; die Urſache war nichts weiter, als daß ſie einem Bettler ein Stück Brot

gegeben. Endlich hat ſie ihn beruhigt und denkt bei ſich: «'s wird vorübergehen, er wird ſich bedenken und nicht vergeſſen, daß er mein Sohn.» Sie ſetzt ſich zum Abendbrot — er ſchweigt, zieht die Augenbrauen zuſammen und führt den Löffel zum Topf ohne aufzublicken. Die Mutter ſtreckt ihre Hand aus — ihre Löffel berühren ſich faſt: die Mutter wartet, der Sohn nimmt einen Löffel voll Kohlſuppe, führt ihn zum Munde — und ſchweigt; ſie ſtreckt wieder die Hand aus — zum zweiten mal daſſelbe; was iſt das, denkt ſie, und der Athem ſtockt ihr faſt... als ſie zum dritten male mit dem Löffel nach der Suppe greift, ſtößt er ihn mit dem ſeinigen weg, ſo daß er den Löffel ihr faſt aus der Hand ſchlägt. «Mein Sohn, Gott ſei mit dir, was machſt du?» Er aber zu ihr: «haſt genug; mit dir kommt man am Ende zu kurz, und ich bin nicht dein Tagelöhner, um für dich zu arbeiten und dich zu ernähren.» Die Alte ſtand auf, legte den Löffel hin, kreuzigte ſich, murmelte einige Worte und ging hinaus. Sie ward nicht mehr geſehen, die Nacht war dunkel, es traf ſich, daß niemand von den Nachbarn ihr begegnete, mit einem Worte, keiner wußte und hatte geſehen, wo ſie hinging, wo ſie blieb; ſie war verſchwunden, als ob ſie lebend ins Grab geſtiegen wäre.

Der Sohn blieb zurück, ohne ihr nachzublicken. «Geh», dachte er, «näh dir einen Sack, lebſt vielleicht noch ein Jahr, wird auch genug für dich ſein. Wirſt nicht hundert Jahre leben, andere wollen auch noch leben. Ich bin der Herr des Hauſes, alles väterliche Gut iſt mein Erbe.»

Während deſſen ißt er immer fort und ſchneidet ein Stück Brot nach dem andern ab. Als er nach einer Weile wieder nach dem Meſſer greift, denkt er bei ſich: «Was ſoll das bedeuten, daß ich heute ſo hungrig bin? hab doch zum Frühſtück und zu Mittag gegeſſen wie alle Menſchen, und jetzt noch dazu für zweie — der Hunger aber läßt nicht nach!» Er macht ſich wieder ans Eſſen; aber nein, es iſt, als ob er einen leeren Löffel zum Munde führt; wieviel er auch beißt und ſchlürft — ſeine Eßluſt wird immer ſtärker, wie bei dem ausgehungerten Wolfe.

Den Topf mit der Kohlſuppe bringt er zur Neige, kippt ihn um, er ſieht noch mit dem Kienſpan leuchtend hinein — «ſ'iſt all, nichts mehr übrig, und war doch für zwei und dazu ſo viel gekocht, daß es zum Frühſtück für den andern Morgen ausreichen ſollte. Er zuckt die Achſeln, ſtellt den Kohltopf weg, und rückt den Grützopf näher zu ſich — ſein Hunger wird unterdeſſen immer ſtärker... «Als hätt' ich ein Loch im Magen», denkt er, «es iſt doch merkwürdig: habe einen halben Laib Brodes und die ganze Kohlſuppe aufgegeſſen, und der Magen ſieht mir, als wär' in ihn ſeit drei Tagen kein Krümchen oder Tröpfchen gekommen.»

Er macht ſich an die Grütze, legt davon in eine Schale und thut Butter hinein; als er aber ſieht, daß es ihm noch immer zu wenig, rückt er den ganzen Topf näher an ſich, und fängt an, ihn zu leeren. — Der Kienſpan brannte zu Ende, es fehlte nicht viel, und er mußte erlöſchen — doch von der Grütze kann er ſich nicht trennen, es lockt ihn immer mehr zum Eſſen; ärgerlich über den Kienſpan, greift er noch nach einem Stück Brot, ſpringt vom Tiſch und läuft zur Stange, in welcher der Kienſpan ſteckt, ſchiebt einen friſchen hinein, und geht wieder auf ſeinen Platz. Er will trinken, nimmt eine Kanne Quas, ſetzt an, leert ſie mit einem Zuge und ſchreit: «will trinken!» greift wieder nach dem Löffel und mit ihm in den Grütztopf — aber der iſt leer. Er greift nach dem letzten Stück Brot, die Zähne arbeiten... er hat es verſchlungen, ſieht in beide Hände — ſie ſind leer, doch eſſen will er und trinken — es glüht und brennt in ihm... er ſtürzt zur Thür hinaus, zu den Nachbarn ans Fenſter: «gebt, um Chriſti willen, ein Stück Brot!» — Die Nachbarn ſchauen.— «Wer iſt's? Andrei? Ja, wahrhaftig!» — «Gebet Brot...» Da kommt ein Mädchen mit Eimern vom Brunnen, bringt Waſſer; er ihr entgegen: «Gib zu trinken!» — «Trink'», ſagt ſie, «auf's Wohl», und bleibt ſtehen... Andrei zieht wie ein Stier, und doch iſt's ihm nicht leichter; hat den Eimer geleert, das Mädchen kann kaum den Reifen auf der Schulter erhalten, denn der andere Eimer zieht hinunter... «Du ſollteſt, Andrei, lieber zur Tränke gehen; ſonſt ſchafft man dir nicht genug: bin keine Tagelöhnerin, daß ich für dich ganze Eimer Waſſer bringen ſoll...»

Er eilt wieder zum Fenſter, und bittet um Brot; man reicht ihm und ſieht hinaus, «was ſoll das bedeuten, daß Nachbar Andrei an die Fenſter kommt, um Brot zu bitten...» er hat noch nicht Zeit gehabt, das Stück aufzueſſen und hält es noch mit der einen Hand, während er die andere ſchon ausſtreckt: «reicht noch!» — «Daß du platzen möchteſt», ſagte die Nachbarin, «geh zum Teufel», und ſchloß das Fenſter.

Andrei ans zweite Haus, ans dritte — und überall daſſelbe; je mehr er ißt, deſto größer wird ſeine Gier; er trinkt und trinkt ohne Ende. Bald jagt ihn der eine fort, bald der andere. Wie vom Böſen beſeſſen, durchrennt er das ganze Dorf, läßt niemand ſchlafen, bittet überall um Brot. Beim Brunnen angekommen, leert er einen Eimer nach dem andern, ſäuft unermüdet bis zur Morgendämmerung, und läuft wieder, um Brot zu bitten...

Jetzt erſt fiel ihm die Mutter ein, jetzt erſt nannte er ſie liebe, theure Mutter, mit allen Ausdrücken der Zärtlichkeit, die er in ſeinem Schrecken vorbringen konnte; ſie iſt aber nicht da; niemand hat ſie geſehen, niemand weiß oder hat gehört, wo ſie geblieben...

So irrte Andrei bis zum Greiſenalter umher und alle Leute jagten

ihn von ſich wie einen fremden Hund, weil er immer unerſättlich blieb, man mochte ihm Speiſe reichen, oder nicht. Man gewöhnte ſich an ihn, gab ihm den Beinamen: der Unerſättliche, nimmerſatter Bauch, und die Mädchen, wenn ſie Waſſer holten, jagten ihn mit Stöcken hinweg, weil ſie ihm nicht genug Waſſer geben konnten. Er aß alles, was ihm auf der Gaſſe unter die Füße kam, Stroh, Späne, Holz und trank tagelang aus Pfützen und Gräben. Sein Heulen vernahm man des Nachts, vom Abend- bis zum Morgenroth, wenn er, von Hunger und Durſt ermattet, überall verjagt, von allen geſchmäht, in der Verzweiflung ſeine ſpurlos verſchwundene Mutter mit allen nur bekannten zärtlichen Worten rief.

Was weiter mit Andrei geſchah, wo und wie er endete — das wiſſen wir nicht.

Ellida's Salzladung.

v. Z. Topelius.

(Aus dem ſchwediſchen.)

Ellida war die ſtolzeſte Fregatte in der finniſchen Flotte. Hoch ragten ihre ſchlanken Maſte in das ſtürmende Gewölk hinein; jede Rae war ſo zierlich, das Tauwerk ſo fein und zart; der Bug war wie eine Amazone im Harniſch mit Kupfer bekleidet; die ſchneeweißen Segel flogen mit ihren ausgeſpannten Schwingen wie Schwäne über das blaue Meer. Sie ſah aus wie eine zum Kampf gerüſtete Schildjungfrau; eine Reihe von weißen Kanonenluken längs ihren ſchwarzen gewölbten Seiten zeigte den tuneſiſchen Corſaren im Mittelmeer dräuend ihre Zähne. Doch alles dies war nur Coquetterie, ein Scherz für die Freunde, eine Kriegsliſt gegen die Feinde. Ellida war ein als Soldat verkleidetes Mädchen; die Hand drohend an dem Degengriff, die Soldatenmütze keck herabhängend, doch den Schalk im Auge, ein Grübchen im Kinn und ein kleines pochendes Weiberherzchen hinter der tapfern Uniform.

Denn Ellida's Beſtimmung war der friedliche Handel. Hinter ihren weißen Kanonenluken gab es kein einziges Geſchütz, das in allem Ernſt die Maſte eines Corſaren hätte zerſplittern können. Ganz an der Spitze des Vorderdecks verſteckten ſich zwei kleine Schiffskanonen ſchüchtern zwiſchen Ketten und Ankertauen, zwei unſchuldige Böller zur Begrüßung bei feierlichen Gelegenheiten, wenn ſie z. B. nach jahrelangen Reiſen in den Hafen der Heimath einlief und mit bewimpelten Maſten die Familie des Rheders auf Feigen und ächten Madeira einlud. Aber ihre Segel und ihr Tauwerk glichen ſo ſehr denen eines Kriegsſchiffs, daß man in Gibraltar von ihr eine Militairſalve verlangte und in den Dardanellen ihr den Durchgang verweigerte, bevor ſie ſich über ihre friedliche Geſinnung ausgewieſen hatte.

Ellida irrte viel auf dem Meere umher. Weithin in die Levante, in die fernen Gewäſſer der Tropenländer und der Paſſatwinde, brachte ſie eben ſo willig Waizen aus Odeſſa und Smyrna, als Baumwolle aus Baltimore und Kaffe aus Rio de Janeiro. Sie war eine ſtolze Jungfrau auf dem Meere; man empfand jedoch einen gewiſſen Schauder bei dem Anblick der hohen Maſten und des ſchmächtigen Rumpfes aus den vorzüglichſten finniſchen Föhren, die ſich vor dem Sturme beugten, ſo daß die Spitzen der Raen die Wogen berührten. Ellida erhielt

ſich jedoch auf hoher See, wenn manches andere Schiff ſeinem Herrn und Schöpfer dankte, in einem Hafen ein Unterkommen finden zu können. Ich denke an ſie, wie ſie ſich im Anfang Juni 1835 im Qwarken *) befand. Es war die ſchönſte Zeit auf der See, denn die Nacht war hell wie der lichte Tag und von den Küſten und Schärengebieten fuhr über das Meer ein Frühlingshauch. Es war eine ihrer kleinſten Reiſen, denn ſie war mit Salz nach Helſingfors gegangen und begab ſich nun zu den betriebſamen Handelshäfen Oſtbottniens. Der Qwarken war von ſchäumendem Eis angepfropft, auf welchem ſich die grauen Seehunde im Schein der Frühlingsſonne in großen Schaaren zu wärmen ſchienen. Sechs Tage hintereinander war das Meer ruhig wie ein Spiegel, ein Segler nach dem andern kam aus dem Süden, wurde durch das Eis aufgehalten und lag mit ſchlaffem Segel, ganz ſtill, wie Enten, die ihr Haupt unter den Flügeln verbergen. Endlich gab es dort vierzig Segel von allen Nationen, jedoch am meiſten Finnen und Schweden; Schaluppen eilten im Rudertact von Schiff zu Schiff; die Capitaine beſuchten ſich gegenſeitig; der wachſame Franzoſe, der ſtolze Engländer, der durch Wind und Wetter gebräunte Amerikaner verſchmähten nicht den Thoddy der finniſchen Kajüten und luden dagegen auf Grog und Liqueure ein. Endlich erhob ſich ein ſtarker Südweſtwind, der die Wogen ſchäumend gegen die krachenden Eisſtücke trieb. Die meiſten der vierzig Fahrzeuge fanden es gerathen noch einen oder ein Paar Tage zu kreuzen, bis das Eis ſich zerſtreut hätte, Ellida aber hatte Eile, ſie hatte den Hafen ihrer Heimath drei Jahre lang nicht geſehen und wollte nun auseiſen. Sie wagte was niemand wagte; ſie kleidete ihre ſchlanken Maſten von der Spitze bis zum Verdeck hinab weiß, nahm einen Anlauf und ſtürzte mit ihrem Kupferbug in keckem Sprunge gegen die trotzenden Eismaſſen. Dreimal mußte ſie wieder umkehren, dreimal ſuchte ſie wiederum den ſchwächſten Punct ihres Gegners und lief gegen ihn Sturm und jedesmal erhielt ſie Stöße, daß alle Fugen krachten und alle Segelſtangen bebten. An Bord befanden ſich drei Studenten; einer derſelben war ſehr jung; er war mit kindlicher Luſt auf die Bramſtange geklettert und bei jedem Anlauf und Kampf pochte ſein Herz vor Freude und er recitirte den Wogen und dem Winde «Frithiof auf dem Meere»; — es war die Zeit, wo die Frithioſſage noch das höchſte und beſte war, was man kannte.

Wie ein Marder flog
Er zur Maſtesſpitz,
Und da ſaß er hoch,
Sah hinab vom Sitz.

*) Die engſte Stelle des bottniſchen Meerbuſens.

Wie ein loſes Eiland breitet
Schwimmend ſich ein Walfiſch aus,
Und ein widrig Trollpaar reitet
Auf ihm in der Wogen Graus:
Heid im Schneepelz, den er träget,
Gleich dem Eisbär an Geſtalt;
Ham mit Schwingen, die er ſchläget,
Wie der Sturmaar mit Gewalt.

«Nun, Ellida, gilt es!
Sehn laß, ob du birgeſt
Muth in eiſenfeſter,
Wölbger Eichenbruſt.
Lauſch auf meine Stimme,
Biſt du Göttertochter;
Mit dem Kupferkiele
Stoß den Zauberwal!»

Und Ellida hört
Des Gebieters Stimm'
Und ſie ſpringt und fährt
Auf den Wal mit Grimm *).

Ach, es war eine Freude in dem ſauſenden Sturm auf der hohen Spitze des großen Maſtes, welcher unter den Stößen und dem Krachen des Schiffes weite Bogen in der Luft beſchrieb und bisweilen nahe daran zu ſein ſchien, in dem Schaume der Wogen unterzuſinken. Und das dritte mal beugte ſich das Eis und ſenkte am Bug ſeine weiße Fläche und die ſalzgrüne Woge überſpülte und verſchlang es und in dem Maße, wie das Schiff vorwärts drang, kam in ſeinem Kielwaſſer eine ſchwenkende Furche voll zerſchellter Eisſtücke zum Vorſchein, die ſich auf die Oberfläche des Waſſers erhoben, weißlich ſchimmerten, zuſammenſchlugen und wie zuvor ein Eisfeld bildeten, aus deſſen Lücken die grauen Köpfe der Seehunde neugierig hervorguckten und wiederum verſchwanden. Ellida aber flog ſiegreich hindurch, gewann die offene See und ging bald darauf mit einigen Schrammen am Bug an der Küſte der Heimath vor Anker.

Dieſes ſo ſtolze, ſo ſchöne und ſo kecke Schiff wurde dennoch endlich ſo unglücklich! Seine Geſchichte gleicht der mancher ſchönen und unglücklichen Frau, die auf der Höhe ihres Glanzes ein Leben voller Sieg und Liebe in dem plötzlichen Schatten eines augenblicklichen Todes beſchließt.

---

*) Frithioſſage, Geſang X. nach der Ueberſetzung von G. Mohnike.

Ellida war von den geſchickteſten Meiſtern und Zimmerleuten Oſtbottniens aus dem vorzüglichſten Holze nach einem ausgezeichneten Plane gebaut. Im Frühling des Jahres 1828 lief es vom Stapel, begrüßt von zahlreichen Toaſten und dem Hurrahruf vieler hunderte von Zuſchauern. Aber ſchon damals gab ein Umſtand Veranlaſſung zu düſtern Prophezeiungen. Alles war mit großer Sorgfalt vorbereitet, der Stapel war rein, die Rinnen mit der feinſten Seife geſchmiert und die Stützen fortgenommen. Das Keilen begann, zum erſten, zweiten und dritten mal; das ſchöne Schiff rührte ſich langſam und majeſtätiſch die geneigte Ebene hinab; Jubelrufe ſtiegen gegen das Gewölk empor und alle Herzen klopften... da blieb das Schiff plötzlich und unerklärlicher Weiſe mitten auf ſeiner Bahn auf dem Stapel ſtehen... und ſo wunderlich ſchien dieſes Ereigniß — das erſte, welches dem Baumeiſter der Ellida, der ſo manche Schiffe zuvor gebaut hatte, zufließ — daß einige behaupteten, es müßte unten am Kiel von böswilliger Hand ein Nagel eingeſchlagen ſein. Es war jedoch nicht ſo. Nach einer Arbeit von vierundzwanzig Stunden und nachdem manche ferne Gäſte mißvergnügt fortgereiſt waren, ward das Fahrzeug flott und fuhr ohne weiteren Unfall ſtolz auf die Wogen hinab. Der Volksglaube aber ſagte, daß es dort ſchon im Anfang ſpuke und nicht ohne Mühe wurde die erſte Beſatzung des Schiffes geworben.

Darauf ſegelte Ellida neun Jahre, zwar nicht mit beſonderem Gewinn, jedoch ſonſt glücklich. Im Frühjahr 1837 wurde das Schiff aufs Neue umgebaut und mit beſonderer Sorgfalt ausgerüſtet. Es wurde nun von ſeinem vierten Schiffer geführt, der 28 Jahr alt, raſch, kühn, geſchickt und ſeit ſeiner Kindheit ans Meer gewöhnt war. Die Beſatzung bildeten vierzehn Mann, ausgeſuchte Leute, alle jung — nur einer oder zwei hatten mehr als fünf und dreißig Jahre geſehen, und einer hatte, gleich dem Schiffer, daheim eine junge Frau zurückgelaſſen. Nie hatte ein ſo ſtolzes Schiff, nie eine ſo raſche Beſatzung den Hafen verlaſſen. Ellida ging mit Planken nach Hull, von dort nach Steels und dann mit Steinkohlen nach Marſeille, zu gleicher Zeit und mit gleicher Ladung wie ein Fahrzeug aus Waſa. Es war gegen Ende des Auguſt, wenn die Nächte dunkel werden. Beide Fahrzeuge verſchwanden. Von dem Unglücksgefährten der Ellida meldete ein Gerücht, in einer ſtürmiſchen Nacht habe ein Holländer ein unbekanntes Fahrzeug überſegelt, welches faſt augenblicklich untergeſunken wäre; vorher wäre aber ein Mann auf das Bugſpriet des ſinkenden Fahrzeugs geſprungen und hätte engliſch ausgerufen: «Ich bin der Capitain N. von Waſa; grüßt meine Frau!» — worauf er ſammt dem Schiffe in den Wogen begraben wurde. Von Ellida aber hörte man nicht das geringſte. Monate und Jahre vergingen; die Rheder correſpondirten nach allen bekannten Häfen, am Canal

und am atlantiſchen Ocean. Vergebens, keine Spur; Ellida war ungeſehen, ungekannt, aber nicht unbeweint mit ihrer Ladung in die Finſterniß der Nacht und in die Tiefe des Meeres geſunken und als ein Jahr vergangen war, da läutete man in der Vaterſtadt die Glocken für funfzehn Männer, die in der Blüthe ihrer Jugend in dem großen gemeinſamen Grabe der Seeleute — in dem blauen Ocean begraben worden waren.

Im Jahre 1830 in der Mitte des Juni ging, wenn ich mich recht beſinne, Ellida mit einer Ladung Salz nach Uleaborg. Der Preis dieſer Ladung, — mit oder ohne Abzug — betrug 11,000 Reichsthaler «ſchwediſches Reichsgeld», und dieſe Summe ſollte baar an die Rheder geſchickt werden. Sie auf der Poſt zu verſichern hätte 55 Reichsthaler in entſprechender ruſſiſcher Münze ausgemacht und dieſe Ausgabe glaubte der Commiſſionair erſparen zu können. Er ſah ſich deshalb nach einem Reiſenden um, der es übernehmen würde, das Geld mitzunehmen.

Unter der Schuljugend, die zu der Zeit in ihre Heimath zurückkehrte, war ein ſtiller träumeriſcher Knabe von 12 Jahren, der mit Ellida's Rhedern nahe verwandt war. Ihm wurde der dicke Packen von Bancozetteln anvertraut, von denen einige abgenutzt und zuſammengeknittert, andere ſo rein und fein waren als hätten ſie ſo eben erſt das Tageslicht erblickt. Wo ſollte man nun das Geld am ſicherſten verwahren? Der hinten auf dem Courierkarren angebundene Mantelſack konnte leicht auf dem Wege von irgend einem Unglück betroffen werden. Dagegen war der feſte graue Wadmalsrock mit ſeinen großen ſchwarzen Hornknöpfen ein ſicheres Verſteck. Das Futter wurde aufgetrennt und die Zettel hineingethan, da jedoch der ganze Packen zu dick war, wurden die Zettel über einen Theil der Innenſeite des Wadmals ausgebreitet und das Futter darauf wieder zugenäht, ſo daß niemand es merken konnte.

Der Knabe fuhr nun von Schätzen umgeben und dennoch ſo ärmlich in ſeinem Wadmalsrock auf ſeinem ſchwanken Karren, von ſeinem eignen Pferde gezogen mit dem Knechte ſeines Vaters als Kutſcher. Eilf tauſend Thaler, welch' ein unermeßlicher Schatz in ſeinen Augen. Man weiß welch' allgemeinen Reſpect der Reichsthaler genoß, weit mehr als die faſt dreifach theureren Münzen in unſeren Tagen. «Das würde ich nicht für hundert Reichsthaler thun» war eine Redensart, durch die man ausdrücken wollte, daß die Schätze der ganzen Welt den Redner nicht locken könnten. Und nun gar eilftauſend! Was würde ich mit ihnen anfangen, wenn ſie mein wären? dachte der Kleine. Ich würde mir ein Schloß aus Silber und Gold bauen; dort würden alle Arme Nahrung finden; dort würde ich eine große Bibliothek der ſchönſten Märchenbücher, im Sommer einen Garten mit den ſchönſten Früchten, im Winter eine Eispalaſt und darin einen himmelhohen Rutſchberg anlegen; dort würde es die ſchönſten ſtahlblauen Schlittſchuh, die geſchmeidigſten, mit Perlmutter

ausgelegten Schneeſchuh, die elaſtiſchſten, mit Goldfäden geſtickten Bälle geben und... ja, wer kann alle die ſchönen Dinge aufzählen, welche dieſes Schloß enthalten würde!

Unterdeſſen ſchien die Sommerſonne heiß auf den ſtaubigen Weg, ringsum ſummten die Bremſen und der alte Gaul ließ es ſich eben nicht angelegen ſein, zu raſch in der Mittagshitze einherzutraben, dem Kleinen wurde es in ſeinem Wadmalsrock allzuwarm, er zog ihn aus und hing ihn hinter ſich über den Chaiſenkorb und ſchlief ein.

Einige Zeit darauf erwachte er, weil das Pferd Halt machte. Man war zu einem Gatterthor gekommen und der Knecht ſaß ebenfalls nickend und ſchlafend da. Der kleine erhob ſich in dem Karren. Ohne davon zu wiſſen, hatte er den Mantel, der neben ſeinem Rocke lag, angezogen. Er hatte einen böſen Traum gehabt; Räuber mit langen Bärten, ſchrecklichen Dolchen und Federn auf den Mützen hatten den Karren angefallen und ſeinen Schatz, ſeine goldenen Paläſte, ſeine Schneeſchuh aus Perlmutter und ſeine Bälle aus Gold geraubt. Er ſah ſich nach ſeinem Rocke um — fort war er, wirklich in der That fort! Er ſprang herab, durchſuchte den Karren, er lief mit Herzensangſt ein großes Stück des Weges zurück. Kein Rock! Fort war die ganze Salzladung der Ellida! Fort die eilftauſend — geraubt, geplündert, geſtohlen, ſei es von den Zaubergeiſtern des Waldes oder den Rinaldos der Bergſchluchten — denn daß ſein Schatz einfach und alltäglich hatte verſchwinden können, indem er von der Lehne des Chaiſenkorbes herabglitt, das konnte der Kleine durchaus nicht glauben.

Da ſtand er nun und ließ die Arme ſinken. Vorher war er ein wichtiger Mann geweſen. Auf jeder Station, wo man ausruhte, hatte er ſo bedeutungsvoll um ſich geblickt, als müßte es die ganze Welt wiſſen, was für ein Mann er und wie er ſeine eilftauſend werth wäre. Er hatte gedacht: «dieſes Dorf da könnte ich kaufen, wie es geht und ſteht», und er ſprach in ſolchen Räthſeln, daß der Knecht Andreas ſich wunderte. Nun kam aber die Wahrheit zum Vorſchein. Nun mußte Andreas an ſeinem Kummer Theil haben. Es war ein merkwürdiger Augenblick! Andreas fuhr mit der Hand in ſein buſchiges Haar; darauf nahm er eine neue Portion Kautabak aus der Taſche, richtete das Geſchirr beſſer auf dem Rücken des Pferdes, endlich öffnete er ſeinen Mund, redete und ſprach: «Ich glaube, wir müſſen umkehren!»

Ja, was ſollte man machen? Man kehrte um.

— Nicht als wenn ich die Summe nicht bezahlen könnte, wenn ich größer werde», ſagte der Knabe mit dem vollen reinen Glauben der Kindheit. — Peter Mannelin, den wir in der Schule Fridolin nennen, hat in einem Halbjahre ſechs Reichsthaler durch Schnellkugeln verdient. Ich kann Flitzbögen ſo gut wie irgend ein anderer von halbtrocknem

Wacholder machen und verkaufe ich ſie, ſo bekomme ich 24 Schilling für das Stück.

Andreas antwortete nichts, begann aber bei ſich zu rechnen. Endlich war er fertig und ſagte: «Zweiundzwanzig Flitzbögen, das beträgt mehr als ein Tagewerk.»

— Außerdem, fuhr der Kleine fort, kenne ich eine Wieſe, wo ein Schatz verborgen liegt; ich habe in der Johannisnacht das Drachenfeuer dort brennen ſehen. Nein, ſiehſt du, Andreas, ich bin nicht bange, daß ich das Geld nicht bezahlen kann, aber es iſt doch eine Schande heimzukehren, ohne das zu haben, was man haben ſollte.

So fuhren ſie ein gutes Stück zurück und kamen zu einem Hofe; Andreas ging hinein um zu fragen, ob jemand einen grauen Rock geſehen hätte. «Nein», war die Antwort; «aber es iſt kein Viertelſtündchen her, als ein wandernder Geſell hier vorbeizog; er hatte etwas auf dem Arm, was wie grauer Wadmal ausſah.»

Sofort ſetzte man dem Geſellen nach. Es dauerte nicht lange, ſo holte man ihn ein. «Richtig, da trägt er meinen Rock.» Fehlgeſchoſſen. Es war ein Bündel alter Kleider. Dennoch wurde der Geſell mit Fragen nach einem grauen Rock angegangen. «Ein Rock! wiederholte er. So eben ſah ich ein altes Weib waldeinwärts gehen, die einen grauen Rock auf ihrem Arme trug. Gnädige Herren, erbarmt euch eines wandernden Künſtlers und ſchenkt ihm einen kleinen Reiſepfennig.

Andreas und der Knabe eilten dem alten Weibe nach und erreichten ſie bei einer Frohnſtelle im Walde. «Siehſt Du, da trägt ſie meinen Rock!» — Fehlgeſchoſſen. Es war ihres Mannes Sonntagsrock, den ſie von dem Gemeindeſchneider geholt hatte. Das Weib wurde wie der Geſell angehalten und antwortete verdrießlich: «Habt ihr etwas verloren, ſo laßt es in der Kirche abverkündigen und beunruhigt nicht ehrliche Leute.»

«Weißt Du Andreas, ſagte der Knabe, dieß iſt gewiß das Klügſte, was wir thun können. Der Pfarrhof iſt nicht weit; laß uns dahin fahren und dort bekanntmachen, daß derjenige, der einen Rock mit eilftauſend Reichsthalern im Futter gefunden habe, ſo gut ſein ſoll, denſelben dem Probſt abzuliefern.»

«Das thun wir, ſagte Andreas, und der Gaul, der an dem Nachmittage ſich ſchon über die Gebühr angegriffen hatte, erhielt eine deutliche Weiſung noch ferner ſein Beſtes zu thun. Doch war es nicht ſo leicht nach dem Pfarrhof zu kommen; es war bis dahin noch eine gute Meile und außerdem ein holpriger Nebenweg; faſt eine halbe Meile fuhr man irre und ſo kam man erſt ſpät Abends an. Zu allem Glück war es eine ſolche Zeit im Jahre, wo alle Menſchen noch wach ſind; die Reiſenden wurden freundlich aufgenommen und der unglückliche Träger von Ellida's Ladung begann bereits auf der Treppe mit Erröthen und Ver-

legenheit ſein Mißgeſchick zu erzählen, das allgemeine Beſtürzung erregte. Schon gab der Probſt zweien ſeiner raſcheſten Kerle Befehl auf Nachſuchung auszureiten, ſeine Frau weinte aus Mitleid, die liebenswürdigen Töchter thaten desgleichen und alle ſuchten den armen Jungen zu tröſten, als plötzlich, nachdem man in den Saal getreten war und den Mantel abgelegt hatte, die jüngſte der Töchter ausrief: «Er hat ja den Rock am Leibe!»

Der arme Junge — es blitzte und ſchwindelte vor ſeinen Augen, er wollte vor Scham in die Erde ſinken. Der Rock, nach welchem er einen halben Tag auf einer Strecke von mehreren Meilen geſucht hatte, der Rock, um deſſen Willen er alte Weiber, Geſellen und Pröbſte beunruhigt hatte, mit einem Worte Ellida's Salzladung — hatte er am Leibe. Er hatte durch ſein Träumen aufgeſchreckt denſelben im Schlafe angezogen und den Mantel darüber zugeknöpft — und nun ſtand er da wie ein Narr, gar frühzeitig von ſeiner lebhaften Phantaſie betrogen. Nun hatten die Töchter des Probſtes neue Mühe ſeine herabrollenden Thränen zu trocknen, er blieb zur Nacht im Pfarrhauſe, wo man ihn wie ein Kind des Hauſes pflegte, und reiſte am folgenden Morgen weiter mit dem Vorſatze nie — wenigſtens viele Jahre nicht — ein Wort von der Salzladung Ellida's zu ſprechen.

Das Geld brachte er aber richtig an Ort und Stelle und erhielt zur Belohnung die unerhörte Summe von zehn Reichsthalern Banco. Die Zeit aber lehrte ihm ſo wie manchem anderen, die Flügel der Phantaſie zu zügeln, wenn ſie über die Gränzen der Wirklichkeit zu ſehr hinauseilen... doch nicht wie manchem anderen, ihrem Fluge für immer Einhalt zu thun.

Herr Nigel auf der Eisenbahn.

Noch eine rührende Geschichte unserer Zeit,

von Dr. —z.

Herr Nigel ist wieder da. Charmant. Es ist ein schöner Mai-Sonntagmorgen und die Constellation diesmal günstig. Weder ist Herr Murchel auf dem Clubb, noch Madame verhindert; zu beiden ist es noch zu früh. Wir sehen den Rathsherrn schon ganz festlich angekleidet in der Werkstatt auf- und abgehen, sich bald vergnüglich die Hände reibend, bald ungeduldig an der Nebenthür klopfend, aber Madame ist nicht gewohnt früh aufzustehen, und von den Erfordernissen einer Residenztoilette hat der Provinziale keinen Begriff. Und doch kann er den Augenblick nicht erwarten, die Eisenbahn zu besehen und zu befahren, die Eisenbahn, die ihn trotz des bedeutenden Gegengewichtes seiner Ehehälfte, so mächtig angezogen hat, und die den Vortheil besitzt, keinen Reiseurlaub zu haben.

Madame Murchel erscheint im modischen Zitzkleide, die Ferronière auf der Stirn. Sie ist reizend, wenigstens sagt's der Rathsherr.

Murchel selbst ist noch verschlafen und ziemlich verdrießlich; er klagt über sein gestriges Malheur im Boston und der Lehrjunge hat verweinte Augen. Während des Kaffeetrinkens erzählt Herr Nigel Neues aus N. und sieht oft nach der Uhr; aber man wartet auf den Altgesellen, der mit von der Partie sein soll. Endlich kommt der Ersehnte. Madame will noch zuvor den Kleinen anlegen, und Herr Nigel läßt sich den fliegenfarbenen Rock ausbürsten und die Bänder an den Schuhen festziehen, während er singt: Frisch auf, Kameraden ꝛc. Der Sitte nachkommend, hat er schöne hirschlederne Handschuhe angelegt und läßt es sich nicht nehmen, Madame am Arme zu führen; Fritz geht an seiner Hand; Murchel und der Altgesell sprechen von ledernen Sachen.

Man ist angelangt, man sitzt bereits zwei Stunden; der Zug geht erst um 1 Uhr ab. Herr Nigel ist zufrieden, daß er sitzt, nur findet er, daß die Bänke etwas eng sind, denn sein Bauch ruht dem Gegenüber auf den Knieen und dem kleinen Fritz, den man mit eingeschmuggelt, muß er ein Bein zum Sitz einräumen. Er ist überaus munter und sagt der neben ihm sitzenden Madame Murchel die charmantesten Dinge von der Welt. Er scherzt über seine verunglückte letzte Fahrt und über sein Pech im Theater (Madame rümpft die Nase), wiederholt, daß Madame aus der Krankheit wie ein

Phönix aus der Aſche ſchöner hervorgegangen ſei und vergißt dabei auch ſeine Frau Liebſte nicht, an der er nichts auszuſetzen hat, als daß ſie ihm zuweilen ſehr zuſetzt. Dann macht er der Madame ein Compliment über den artigen Fritz, der beſchäftigt iſt, den Generalmarſch auf ſeinem Bauch zu trommeln und einen Knopf von ſeinem Rock abzudrehen; ſeinen Freund Murchel kann er nicht genug herausſtreichen, obgleich er geſteht, daß derſelbe in der Schule ein mürriſcher Kopfhänger geweſen ſei. Fritz wird indeſſen ungeduldig und Herr Nigel fängt in jugendlichem Uebermuth zu trampeln an, wie ein Rhinoceros und bemerkt garnicht, wie der unglückliche Laſtträger gegenüber ſchmerzhaft das Geſicht verzieht. Murchel und der Altgeſell ſprechen von ledernen Sachen.

Da fährt der Wagenzug hin. Die Gegenſtände fliegen blitzſchnell vorüber, die Menſchen ſind kaum zu erkennen, Landſtraßen und Bäche werden durchſchnitten, Dörfer erſcheinen und verſchwinden, wie die Windsbraut ſauſt der lange Zug auf dem Damme hin. Der Rathsherr iſt außer ſich. «Bravo!» ruft er, «herrlich! prächtig!» Man hätte ihn nur hören ſollen, den Rathsherrn, wie er ſo etwas nie geglaubt habe und wie fabelhaft ihm das Ganze vorkomme und wie ſchwer es ihm fallen müſſe, ſeinen Mitbürgern in N. einen richtigen Begriff von dem Bau und der Kraft der Maſchinen zu geben. Er will zeigen, daß Madame's Angſt ungegründet iſt, und bückt ſich weit hinüber. «Halt, halt! mein Hut, mein Hut! Conducteur, laßt anhalten, mein Hut iſt gefallen!» — Ein allgemeines Gelächter iſt der einzige Erfolg aller ſeiner Anſtrengungen; man bedeutet ihm das Unpaſſende ſeiner Forderung und bittet ihn, ſich in das Unvermeidliche zu fügen. Wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu ſorgen. Madame kichert hinter ihrem Schnupftuch, Fritz etſcht ihn aus, die übrige Geſellſchaft menagirt ſich auch wenig. Murchel verliert durch ſein unanſtändiges Lachen ſehr viel in des Rathsherrn Augen, und den Altgeſellen hat er nie ſehr geachtet. Erſt als man ihm Hoffnung macht, auf der Station eine Kopfbedeckung zu finden, beruhigt er ſich einigermaßen, obgleich der Hut 8 Rubel gekoſtet hat und die Sonne ſtechend brennt.

Auf der Station iſt zwar alles ausgezeichnet ſchön, aber eben ſo theuer; man beſchließt in Zarskoe zu eſſen. Glücklicherweiſe leiht der Wirth eine Mütze, die zwar nicht neu iſt, auch nicht modern, auch mehr für einen Kinder- als für einen Rathsherrn-Kopf gemacht, aber es iſt doch eine Kopfbedeckung, und darum handelt es ſich. In Zarskoe angelangt, bewundert Herr Nigel das großartige Schloß, die Kirchen, den Park, beſonders auch die Reinlichkeit in den ſchnurgraden Straßen und verſichert, daß die Rathsſtube in N. nicht halb ſo ſauber gehalten werde, als hier die Straßen. Doch der Hunger treibt ſie ins Gaſthaus. Schinken und harte Eier ſind zwar ein einfaches Mahl, aber der Rathsherr würzt es

durch ſeine gute Laune, er iſt unerſchöpflich in Anekdoten und Späßen, die zwar eben ſo alt ſind, als die Eier, und nicht delikater als der Schinken, aber wenn man den Rathsherrn lachen ſieht, muß man unwillkürlich mitlachen, und der Rathsherr lacht in einem fort über das, was er erzählt. Kaffee und Punſch ſteigern die Fröhlichkeit dermaßen, daß ſich der Wirth den Spectakel verbittet. Alſo bricht die Geſellſchaft auf. Madame ſteckt die übrigen Zuckerſtücke zu ſich, Fritz leckt die Schmandkanne und die Zitronenſcheiben der Punſchgläſer aus, und Herr Nigel bindet ſich von neuem die Mütze mit ſeinem Schnupftuch auf dem Kopfe feſt und macht Witze auf ſich ſelbſt. Im Parke ſetzen ſie den Lärm fort. Sie tummeln und wälzen ſich auf dem Graſe herum, wie junge Böcke, wobei ſich Fritz die Hoſen zerreißt, und der Rathsherr «vom Leder zieht». Fritz wirft ihm einen großen Schmutzballen auf den Bauch und der Geſell ſtößt ſeinen Meiſter in den Graben. Madame knackt Nüſſe. Alles iſt kreuzfidel. Nachher beſehen ſie die Merkwürdigkeiten Zarskoe's, die großen Anlagen, beſonders die Viehſtälle, wo Herr Nigel ſich recht zu Hauſe fühlt, denn er ſpricht viel über Viehzucht und Stallfütterung und kann ſich kaum trennen von dieſen ungeheuren Ochſen, wie er ſie ſelbſt in ſeiner an Ochſen ſo reichen Vaterſtadt nie geſehen hat. — Als man ſich nun ſattſam überall umgeſehen, denkt man an die Rückkehr und bemerkt mit Verdruß, daß man ſich am entgegengeſetzten Ende der Stadt befindet. Herrn Murchel's Uhr zeigt 6; es iſt noch eine Stunde Zeit bis zur Abfahrt. Aber der Weg zieht ſich in die Länge. Fritz muß abwechſelnd getragen werden, und Madame ruht alle Augenblicke aus. Die gute Laune macht nach und nach einer gewiſſen Unruhe Platz; der Gedanke, den Augenblick der Abfahrt verſäumen zu können, hat etwas unheimliches, und wir ſehen die Karawane ihre Schritte verdoppeln. Voran Herr Murchel, ſeine Frau am Schlepptau nachziehend, dann der Altgeſell, des Rathsherrn Rock und Mütze tragend, zuletzt dieſer ſelbſt, Fritz auf den Schultern, keuchend, ſchwitzend und zur Eile antreibend.

Da liegt ſie endlich vor ihnen, die Eiſenbahn, eine dicke Rauchſäule wirbelt zum bewölkten Himmel, ein Glockenton läßt ſich hören. Noch liegt ein Feld zwiſchen den Eilenden und ihrem Ziele, und ſie beſchließen, den großen Weg zu verlaſſen und die Fläche zu durchſchneiden, um einen Vorſprung zu gewinnen. Aber der feuchte Boden unter ihnen gibt nach und ſie bemerken mit Schrecken, daß ſie ſich auf einem Moorgrund befinden. Am übelſten iſt unſer armer Rathsherr daran; eigne Körperfülle und die fremde Laſt dazu drücken furchtbar auf den unſichern Boden und nicht lange währt's, ſo hält ein Angſtgeſchrei die flüchtige Geſellſchaft auf. Herr Nigel iſt über die Knie in den Moor geſunken und Fritz liegt mit der Naſe drin. Der Geſell hebt dieſen auf, während jener mit vieler Mühe und Verluſt eines Schuhes wieder auf die Beine kommt.

Aber für keinen Preis ſetzt er dieſen gefährlichen Weg fort, er beſchließt umzukehren, denn nur im Trocknen kann er ſich auf ſeine Beine verlaſſen. — Horch! die Glocke tönt zum zweiten male. «Und die Angſt beflügelt den eilenden Fuß.» Herr Nigel fliegt mehr, als er geht, er achtet nicht auf die ihm begegnenden Menſchen, die mit Staunen dem dicken, rothen, ſchweißtriefenden, halbentblößten Manne nachblicken. Da iſt er, Gott Lob! Eben haben Murchels ihre Plätze eingenommen und winken ihm ängſtlich zu. Er iſt da, aber nur mit der größten Anſtrengung hält er ſich noch auf den Füßen. Man fordert ihm ſein Billet ab, es iſt in der Rocktaſche geblieben; der Altgeſell ſoll es aufſuchen. Horch! die gellende Pfeife ertönt. Adieu! Hin ſauſt wieder der lange Wagenzug hinter der ächzenden Maſchine. Die Zurückgebliebenen, Bewohner Zarskoes und der Station, haben einen Kreis gebildet um eine Erſcheinung, die ſie halb lächelnd, halb bedauernd betrachten. Ein dicker Mann liegt faſt ohnmächtig auf einem Stuhle, er iſt ohne Rock und Hut, hat nur einen Schuh an, und die Nanking-Hoſen ſind mit Moor überzogen, er dampft von Schweiß, athmet ſchwer und mit geſchloſſenen Augen, mit niederhangendem Kopf und Armen. Die ganze Figur trägt das Gepräge der größten Erſchöpfung. — «Wer iſt der Menſch?» fragt man, «wo kommt er her? — «Er hat die Abfahrt verſäumt und muß nun bis morgen warten», antworten andere. Uebrigens flößt ſein Zuſtand Beſorgniß ein. Ein Menſchenfreund befürchtet einen Schlagfluß und ruft nach einem Arzt. Es iſt natürlich keiner da. Ein gelehrter Laie beſinnt ſich glücklicherweiſe auf ein gutes Belebungsmittel; ein großer Eimer Waſſer wird dem Ohnmächtigen über den Kopf geſtürzt. Er ſpringt auf, die glanzloſen Augen beleben ſich und er begreift endlich das Entſetzliche ſeiner Lage. Mit Hülfe eines Dolmetſchers erzählt er den theilnehmenden Leuten ſeinen Unfall. Aber man lacht ihn aus, man findet ihn und ſeine Lage poſſierlich; der Menſchenfreund und der gelehrte Laie, beide drehen ihm lächelnd den Rücken. Da ſteht er nun, unſer armer, dicker Rathsherr, triefend vom Sturzbade und zitternd vor Kälte; — in der Ferne ſieht man noch einen blaſſen Rauchſtreifen und «unter Larven die einzige, fühlende Bruſt.» Der Wirth führt ihn in ein Hinterſtübchen und überläßt ihn da einer Taſſe Thee und ſeinen trüben Gedanken. Er hat ihm einen alten Mantel übergeworfen und verſprochen, ihm einen Bauer zu beſorgen, der ihn noch heute auf einem Karren nach der Stadt zurückbringe, denn der Rathsherr will auf jeden Fall nach Petersburg, und müßte er den Weg zu Fuß zurücklegen. Er iſt ſehr niedergeſchlagen, er verwünſcht ſeinen dicken Bauch, der ihn verhinderte, den Murchels über den Moor zu folgen; hätte der verwünſchte Geſell nur ſeinen Rock zurückgelaſſen, er könnte ſich doch erwärmen, aber ſo trinkt er ſchon die zehnte Taſſe und noch immer klappern ihm die Zähne.

Es iſt 10 Uhr. Ein Karren ſteht vor der Thür; ein Bauer hat ſich erboten, den Rathsherrn nach Petersburg zu ſchaffen, und borgt ihm noch ſeinen Schafpelz, denn der Mantel muß zurückgelaſſen werden. Der Pelz iſt aber viel zu eng für des Reiſenden Corpulenz. Herr Nigel hat ſich auf das Strohbund niedergeſtreckt und mit dem Pelz bedeckt. Er beklagt ſich gar nicht mehr über den Dunſtkreis ſeines Fuhrwerks, der eine edle Beſtimmung verräth; der Bauer riecht ſehr nach Branntwein und das Pferd hinkt auf 3 Füßen. Was ſind dieſe Unannehmlichkeiten gegen das, was er erlebt hat, der Rathsherr; er kann nur mitleidig lächeln, klagen kann er nicht, — er reſignirt. Das Wetter hat ſich ſehr verändert, es ſtürmt und regnet ſtark, es iſt ſtockfinſter geworden und der Phaeton iſt eingeſchlafen. Krach! da liegt der Wagen im Graben, aber Gottlob, nur ein Rad iſt gebrochen, der Reiſende iſt mit geſchundenem Geſicht und verſtauchter Hand davongekommen; der Bauer iſt nicht zu erwecken, er will im Graben ſeinen Rauſch ausſchlafen. Mit ſchwerem Herzen trennt Herr Nigel ſich von Pelz und Fuhrwerk und verfolgt den Weg nach der Stadt. Durchnäßter als er war, kann er doch nicht werden und wäre er nicht ohne Schuh, er würde raſcher als bisher vorwärts kommen. Horch! ſein guter Genius führt eine Kutſche deſſelben Weges, und der Bedientenſitz iſt leer. Der Rathsherr ſetzt ſeine rathsherrliche Würde hintenan und ſchwingt ſich — was thut Verzweiflung nicht — wie ein Voltigeur hinauf. Jetzt athmet er freier, er ſitzt bequem und in weniger als einer Stunde muß er die Stadt erreichen. Nach einer Weile aber gehen die Pferde langſamer und gehorchen nicht mehr der Peitſche des Kutſchers; endlich ſtehen ſie. Der Kutſcher ſpringt ab, und als er hinten die wahre Urſache der Langſamkeit ſeiner ſonſt regen Pferde erkennt, überſchüttet er den Rathsherrn mit Schimpfworten und Peitſchenhieben, daß dem Armen Hören und Sehen vergeht. Er iſt gezwungen, den Reſt des Weges auf ſeinem eignen Fuhrwerk zu machen, das zwar geſchwächt iſt, aber kein Rad zu brechen hat und keinen verführeriſchen Bedientenſitz. Und das Fuhrwerk bringt ihn denn auch glücklich, wenn auch langſam, zur Stadt; die Schildwache ſtutzt zwar, läßt ihn aber doch paſſiren; nur ein Budotſchnik macht Jagd auf ihn, der ihn für einen aus dem Tollhauſe oder Gefängniſſe Entſprungenen hält. Aber mit der Schnelligkeit der Gazelle ſpringt der Geängſtigte in die nächſte Gaſſe und erreicht nach manchen Kreuz- und Querzügen die erſehnte Gartenſtraße. — Am Mittage nach dieſer Schreckensnacht ſah man die Droſchke des Dr. X. vor Murchels Wohnung; ein Feldſcheer mit Schnepper und Aderlaßbinde trat eben aus der Thür.

Aus den „Reiſeerinnerungen von Alexander Caſtrén."

(Reiſen in Lappland, Karelien, dem nördlichen Rußland und Sibirien in den Jahren 1838—44).

Aawa ſakſa. — Der Polarkreis.

Bald nach meiner Abreiſe hatte auch ein anderer Alumnus der Alexander-Univerſität, Mag. Blank, Lappland zu naturwiſſenſchaftlichen Zwecken zu beſuchen und ſeine Reiſe in unſerer Geſellſchaft zu unternehmen beſchloſſen. Außerdem traf es ſich, daß ein Paſtor, Namens Durchman, von dem Domkapitel zu Åbo die Weiſung erhielt, ſich um dieſelbe Zeit nach Enare-Lappmarken zu begeben, um daſelbſt die Seelſorge zu übernehmen. Wir trafen alle kurz vor Johannis in Torneå, welches Ehrſtröm's Aufenthaltsort war, zuſammen, machten hier einen gemeinſamen Reiſeplan und traten unſere lappländiſche Reiſe am 13. Juni an.

Einige Meilen oberhalb der Stadt Torneå erhebt ſich der berühmte Berg Aawa ſakſa, auf welchem ſich Reiſende von Oſten und Weſten alle Jahr zu verſammeln pflegen, um die Johannis-Sonne zu ſehen. Von einem jungen Deutſchen begleitet, kletterten auch wir den hohen Berg hinauf und erreichten ſeine Spitze präciſe mit dem Schlage 12 *). Hier fanden wir einige der Herren und Damen der Stadt verſammelt, einen holländiſchen Profeſſor, Akkersdyk, der, wie es ſchien, hergekommen war, um ſeine Uhr zu ſtellen; eine Schaar, die antakaa lantti (gib einen Slant [Kupfermünze]) rief, endlich einen Haufen Männer und Weiber, die um ein großes Feuer gelagert waren. Nachdem die erſteren davongezogen waren und wir uns Friede von den letzteren erkauft hatten, geſellten wir uns zu den letztgenannten und nun erſt zeigte ſich das Gemälde, wie es ſein ſollte. Die Stelle oben hat ſelbſt nichts ſchönes, die Umgebung um ſo mehr. Der große Torneå-Fluß und Tengeljoki, die ſich hart an dem Fuße des Berges vereinigen, ihre Ufer, die mit hübſchen Dörfern und Häuſern geſchmückt ſind, zwei Kirchen, Matarängi auf der ſchwediſchen, Alkkula auf der finniſchen Seite und der von hohen Bergen begränzte Horizont — dies iſt die Umgebung des berühmten Berges. Denke dir unſere kleine Geſellſchaft mit einigen Flaſchen im

*) Das Nachfolgende iſt zum größeren Theil ein Auszug aus Ehrſtröm's Tagebuch; ſ. das Helſingforſer Morgenblatt, 1838, № 84. 86.

Kreiſe, die jungen Kerle, wie ſie Steine von einem hohen Felſen hinabrollten, die Mädchen um das Feuer herum plaudernd u. ſ. w., denke dir dieſes Gemälde von einer hellen Mittſommerſonne beleuchtet und du haſt ein Schattenbild unſerer Johannisnacht auf dem Aawa ſakſa.

Unſer Aufbruch war das Signal zu einem allgemeinen Aufbruche. Angenehm war es, die lange Reihe zu ſehen, welche den ſich ſchlängelnden Bergpfad hinabkletterte. Sie folgte uns bis zum Ufer und an den Fluß; die Mädchen ſangen ihre Lieder, und als wir uns von unſerer Geſellſchaft trennten, war die Uhr bereits 4. Unſer Deutſcher war außer ſich vor Entzücken. «Herrlich, ſchön, wunderſchön!» rief er bei jedem Schritte aus. Alles ſchien ihm ſo intereſſant, ſo merkwürdig; und als wir auf der Station aßen, ſteckte er ein Stück Brot (es war das in dieſer Gegend gebräuchliche Kornbrot) in die Taſche und ſagte, daß er nach ſeiner Heimkunft nach Lübeck ſeinen Freunden zeigen würde, wie man in Lappmarken ißt.

Der folgende Tag verging mit einem Beſuch der Kirche Alkkula und des Berges Luppio, der ein merkwürdiges Spiel der Natur iſt, ein wahrhaftes Bergſchloß mit ſenkrechten Mauern, mit Treppen, Grotten, Gewölben aus rectangulären Steinblöcken u. ſ. w. Wir konnten keine Auskunft über Sagen, welche dieſe Stelle beträfen erhalten, als ich aber während der Wanderung oben einen Wegweiſer fragte: «onko tässä haltiota?» (Gibt es hier einen Geiſt?) ſchien er beſtürzt und antwortete flüſternd: «kyllähän se täällä on haltio» (Wohl gibt es hier einen Geiſt.)

Bei der Kirche Alkkula hört vor der Hand der Landweg auf und die Reiſe wird demnach auf Booten fortgeſetzt. Die Ufer des Fluſſes und die Bäume auf denſelben trugen tiefe Spuren von dem Durchzuge des Eiſes. Dieſer ſoll mit einer ſchauderhaften Gewalt vor ſich gehen und an einigen Stellen war das Waſſer bis gegen drei Klafter über ſeine gegenwärtige Oberfläche geſtiegen. Man hat hier die Bemerkung gemacht, daß die Flut (tulwa) ſich an einen zwanzigjährigen Cyclus hält. So wird noch jetzt die Frühlingsflut des Jahres 1798 als ſehr gefährlich geſchildert, eben ſo die von 1818: jetzt (1838) war ſie wiederum höher als gewöhnlich, jedoch nicht ſo verheerend, als die beiden vorhergehenden Male.

Den 25. um 11 Uhr Vormittags bemerkten wir eine deutliche Veränderung in unſerer Umgebung. Die Höhen und Berge verſchwanden, das Land wurde niedrig, es zeigten ſich nur Sümpfe und Moos und an den Ufern fanden wir Gewächſe, welche ausſchließlich der Flora Lapplands angehören. Bäume gibt es hier in Menge, beſonders Fichten, ſie tragen jedoch das Gepräge des Alters, ſie ſtehen moosbekleidet da und ſehen ſo finſter, ſo düſter, ſo trauernd aus; ſiehſt du dieſe weißen

Maſſen, weißt du, welche Kälte ſie verbreiten? Und die Urſache dieſer ganzen Veränderung? Wir paſſirten ſo eben den Polarcirkel.

So befanden wir uns nun innerhalb der natürlichen Gränzen Lapplands. Nach einem ſolchen Uebergang ins Reich der Kälte und der Nacht erwartet man kaum mehr ein Zeichen von Anbau. Nichts iſt angenehmer, als in dieſer Erwartung getäuſcht zu werden. Ich kann deshalb nicht unterlaſſen, zwei Lichtpuncte in dieſem Chaos namhaft zu machen.

Der eine iſt das Haus des Directors E— in Turtola, 12 Meilen nördlich von Torneå, ein Haus, welches jedem Theil von Finnland zur Zierde dienen würde. Bücher, Muſikalien, Inſtrumente u. dergl. m., — nichts von allem dem, was eine feinere Bildung zum Bedürfniß des Menſchen gemacht hat, wurde hier vermißt. Leider waren die Töchter nicht zu Hauſe; wir wurden dennoch mit Muſik bewirthet, und bevor wir zu Bett gingen, hatten wir vom Fenſter aus die Mitternachtsſonne geſehen und einen neuen Tag begonnen.

Der andere Lichtpunct iſt das Eiſenwerk Kengis, noch weiter gegen Norden. Hier hat die Cultur vor mehr als 200 Jahren Wurzel gefaßt. Das Eiſenwerk hat ſeine Privilegien von der Königin Chriſtina ſeit dem Jahre 1637 und dauert noch jetzt mit unverminderter Kraft fort. Es bezieht ſein Erz von dem Berge in der Nachbarſchaft, hat früher auch Kupfer zu Tage gefördert und iſt am Torneå-Fluß, gleich oberhalb ſeiner Vereinigung mit dem Muonio, in einer wilden, ſchönen Gegend belegen. Der Waſſerfall iſt einer der allergrößten, welche ich je geſehen, und ſoll auf einer Strecke von 1000 Ellen einen Sturz von 12 Fuß haben.

Sagen von dem Päiwiögeſchlecht und Laurukainen.

Der Tag war regnig, als wir uns einſchifften, und es iſt minder angenehm an einem ſolchen Tage eine Reiſe zu beginnen, während welcher man auf 30 Meilen kein anderes Dach über ſeinem Haupte finden kann, als den dunkeln Himmel Lapplands, keine andere Feuerſtelle, als die, welche für den Bedarf des Augenblicks aus einer Föhre bereitet wird, kein anderes Bett, als den feuchten Boden oder im beſten Fall eine Gebirgskluft. Der Gedanke an die Mühſeligkeiten des nächſten Tages trug ſeiner Seits auch dazu bei, das Mißbehagen bei dem Beginn der Reiſe ſelbſt zu erhöhen. Wir konnten mit dem beſten Willen unſere ſchwermüthigen Gefühle nicht überwinden, ſondern ſaßen ſtumm und verdrießlich im Boot, jeder in ſeine beſonderen Betrachtungen vertieft. Der Verfaſſer, der die Unannehmlichkeit hatte, etwas unbequem zu ſitzen, intereſſirte ſich dennoch inſofern für das Allgemeine, als er nachzudenken begann, wozu all unſer mitgenommenes Gepäck von Nöthen wäre. Dieſes Gepäck war in der That ſehr unbedeutend, aber für das Vergnügen ein

wenig bequemer zu ſitzen, hätte ich für meinen Theil gern etwas von dem Proviant fortgegeben, welcher in 2 bis 3 Liespfund Brod, 5 Pfund Fleiſch und eben ſo viel Fiſchen, 3 Kannen Branntwein, 5 Pfund Tabak u. ſ. w. beſtand. Außerdem hatte ein jeder der Reiſenden für ſeine Rechnung ein Ränzel von 15 Pfund Gewicht und einen Lappenpelz mitgenommen. Unter den letztgenannten Dingen ſchien mir beſonders der Pelz ziemlich überflüſſig zu ſein, da der Rücken zu gleicher Zeit Näſſe empfand und ich fand mich befugt, das lappiſche Kleidungsſtück mir umzuthun. Meine hiedurch bewerkſtelligte Verwandlung verbreitete einige Munterkeit in der Geſellſchaft. Der Pelz hatte nur einen Aermel, war an verſchiedenen Stellen haarig, an andern enthaart und reichte kaum bis an die Knie, wo ein Paar mit Riemen um die Waden feſtgeſchnürte Stiefelſchäfte ihren Anfang nahmen. Eine weiße Mütze nach der Mode der Hauptſtadt und ein Paar Augengläſer bildeten einen ſchneidenden Contraſt zu dem übrigen Coſtüm.

Der Regen dauerte faſt ohne Unterbrechung den ganzen erſten Tag unſerer Reiſe fort, während welcher wir uns nach und nach einen kleinen Fluß, Namens Peldajoki, aufwärts arbeiteten. Erſt gegen Abend fing der Himmel an ſich aufzuklären und die Sonne zwiſchen den dünneren Wolken durchzublicken. Ein belebender Glanz ergoß ſich über die dunkle Oberfläche des Waſſers, Blumen und Bäume erhielten eine lichtere Färbung. Die Fiſche erhoben ſich aus den Wogen und die Bewohner der Luft flogen zwitſchernd aus ihren Verſtecken hervor. Auch in unſerem Kreiſe fingen fröhlichere Gefühle an ſich Luft zu machen. Am Steuer ſitzend erhob Erik ſeine Stimme und ſang nach der Väter einfacher Melodie von Wäinämöinens abenteuerlichen Fahrten nach Pohjola, von der ſchönen Louhi-Tochter u. ſ. w. Ueberraſcht, innerhalb Lapplands Gränzen Töne zu vernehmen, welche in Finnland ſelbſt ſchon ſelten ſind, fing ich an Nachforſchungen über die Herkunft der Bewohner Peldowuoma's anzuſtellen und erhielt von Erik die Auskunft, daß ſeine Familie aus dem an Liedern reichen Karelien herſtammte. Seinen zuerſt nach Lappland eingewanderten Stammvater nannte er Aiſari und glaubte zu wiſſen, daß dieſer einen Sohn Namens Päiwiö oder Päiwiä gehabt habe, welcher zugleich mit ſeinen drei Söhnen einen großen Ruhm in dem ganzen finniſchen Lappmarken erlangt hätte. Erik bat es ſich aus, bei unſerm bleibenden Nachtlager einige Erzählungen von den wunderbaren Thaten des Päiwiö-Geſchlechtes mittheilen zu dürfen; doch bevor wir daran gehen, dieſe Erzählungen wiederzugeben, ſei es uns erlaubt aus der im Jahr 1672 vom Propſt und Pfarrer Mag. Tornäus verfaßten Beſchreibung von Torneå- und Kemi-Lappmarken folgenden Auszug mitzutheilen:

«In einem Dorfe Päldo-Järf wohnte ein Lappe, Päder Päiwiä, ein ehrlicher, wohlhabender Lappe. Er ward vor zwei Jahren getödtet

und hatte viele Söhne, hatte auch eine Zeit lang früher mit ſeinem ganzen Hausgeſinde treulich ſeinem Seita gedient und ihn verehrt; es geſchah jedoch einmal, daß ihm viele Rennthiere umgekommen waren, weshalb er den Seita anrief und fleißig verehrte; es half jedoch nicht, die Rennthiere ſtarben immerfort. Endlich zieht er mit all ſeinen Söhnen zum Götzen, nimmt mehrere Fuder trockenes Holz mit, ſchmückt ihn ſchönſtens mit friſchen Fichtenzweigen ringsum, bringt ihm Opfer dar, die Häute ſammt den Hörnern und Köpfen, welche er den todten Rennthieren abgezogen hatte: ſie fallen alle auf die Knie, bitten den Seita innigſt, daß er ſich mit irgend einem Zeichen offenbaren möchte. Da nichts nach einem ſolchen Zeichen ausſah, obwohl ſie ihn gleich den Baalspropheten (1. Könige 18.) den ganzen Tag angebetet hatten, ſtanden ſie vor ihrer vermeinten Gottheit auf und warfen all das trockene Holz, das ſie mitgebracht hatten, auf den Götzen, zündeten es an und verbrannten ſo den Abgott des ganzen Dorfes: da ſeine Pagani ihn dafür tödten wollten, antwortete er gleich Gideon (Buch der Richter, 6.): «Möge der Götze ſich ſelbſt an mir rächen». Dieſer Lappe Päiwiä war ſo feſt in ſeinem Glauben, daß, als Frevler gegen ihn kämpften, die ihn bezaubern zu wollen vorgaben, er fromme Lieder gegen ſie zu ſingen begann. Er verbrannte darauf alle Seita's, wo er ſie fand und ſandte ſeinen älteſten Sohn, der Wuolabba hieß, um in dem berühmten Lappendorfe Enar, welches dreien Königen zinspflichtig iſt, zu wohnen, damit er dort alle ihre Abgötter und Seita's, deren es in dem Dorfe recht viele gab, verbrennen möchte, was Wuolabba auch that und deshalb mußte er in ein anderes Königreich Norwegen entfliehen, wo er noch wohnt.»

Aus dieſen Worten des Tornäus geht deutlich hervor, daß das Päiwiö-Geſchlecht gegen die Ausſage unſeres Erzählers lappiſcher Herkunft war, was auch die Lappen ſelbſt feierlich verſichern. Nach Tornäus hatte das genannte Geſchlecht ſeinen Namen durch ſeinen heldenmüthigen Kampf für die Siege des Chriſtenthums verherrlicht. Das erkennt auch die Tradition an, doch ſoll ſich nach dem Zeugniß derſelben Päiwiö mit ſeinen drei Söhnen auch durch viele andere Heldenthaten und beſonders durch ſeine Kämpfe mit den Karelen ausgezeichnet haben. Ihrer Seits haben auch die Karelen Traditionen über die Kriegsthaten des Päiwiö-Geſchlechts und ſelbſt in der Kalewala werden Päiwilä und Päiwän poika als Feinde des Kalewa-Volkes genannt. Zwar haben die Traditionen der Lappen und Karelen über das in Rede ſtehende Geſchlecht eine mythiſche Färbung, doch kann es um ſo weniger in Frage geſtellt werden, daß ſie auf einem hiſtoriſchen Grunde beruhen, als es ein bekanntes Factum iſt, daß die Karelen vormals häufige Streifzüge nach Lappland unternahmen.

Doch um unſerem Erzähler nicht in den Weg zu treten, wollen wir nun ans Land ſteigen und uns in einem Haine dichtbelaubter Birken lagern. Hier ſetzte ſich Erik an meine Seite und begann mit tiefer Andacht ſeine Erzählungen vorzutragen. Von dem Päiwiö-Vater wußte er jedoch wenig mehr, als daß er ein mächtiger Held im Streite gegen die Karelen geweſen, «welche in großen Schaaren nach Lappland wanderten, um zu plündern und zu rauben, welche die Menſchen auf alle nur denkliche Weiſe plagten, bis ſie erfuhren, wo ihre Schätze verborgen lagen und nicht eher umkehrten, als bis ſie ihre Boote mit Silber und andern Koſtbarkeiten gefüllt hatten.» Päiwiö war beſonders ſehr der Raubgier der Karelen ausgeſetzt, da er im Beſitz unermeßlicher Schätze war. Sein vorzüglichſter Reichthum ſoll in Rennthierheerden beſtanden haben, welche ſo zahlreich waren, daß er zu deren Hütung dreißig Knechte und dreißig Mägde in Dienſt nehmen mußte. Außerdem ſoll er auch einen großen Vorrath an Silber gehabt haben, welches er jedoch kurz vor ſeinem Tode in der Erde vergraben haben ſoll, ohne daß irgend jemand ſpäter ſeinen Schatz aufzufinden vermocht hätte.

Unter Päiwiö's drei Söhnen war nach der Ausſage unſeres Erzählers Olof, lappiſch Wuolabba, der berühmteſte. Groß, ſtark und muthig wie ſein Vater, hatte auch er es zu ſeiner Lebensaufgabe gemacht, die Karelen zu bekriegen. Eine von Olof gegen ſie ausgeführte Heldenthat ſchilderte Erik mit folgenden Worten: «Als Olof einſt eine Reiſe zu unternehmen beabſichtigte und fürchtete, daß der Feind unterdeſſen einen Beſuch in ſeiner Heimath machen würde, trug er einen ungewöhnlich großen Balken auf den Felſen, legte ihn vor den Eingang ſeines Zeltes und bat ſein Weib dem Feinde zu ſagen: «Unſer Sohn hat ihn herauf getragen.» Bald nach ſeiner Abreiſe fand ſich auch eine Schaar von Karelen ein, deren Aufmerkſamkeit ſogleich auf den großen Balken fiel. Sie konnten nicht begreifen, wie er den ſteilen Felſen heraufgeſchafft wäre und verlangten darüber von Olof's junger Frau einen Aufſchluß. Die Frau antwortete ſo wie es der Mann ihr befohlen hatte. Die Karelen geriethen in das größte Staunen, als ſie hörten, daß ein ſo junges Weib Mutter eines ſo ſtarken Sohnes wäre und ſtanden von der Plünderung ab. Inzwiſchen beſchloſſen ſie Olof's Rückkunft abzupaſſen, um ihn wo möglich ums Leben zu bringen. Als aber Olof kam, wagte niemand ihn anzugreifen. Dennoch verſicherten die Karelen prahlend, daß ſich in ihrem Lande ein Held befände, der Olof überlegen wäre und ſchlugen dem Päiwiö-Sohn vor, daß er ihnen nach Karelien folgen möchte, um ſeine Kraft mit der des kareliſchen Helden zu meſſen. Olof nahm das Anerbieten an und begab ſich mit den Karelen in ihr Land. Als die beiden Helden hier zuſammentrafen, begrüßten ſie einander mit einem Handſchlag, wobei der Karele Olof's Hand entſetzlich drückte. Darauf um-

faßte Olof ſeinen Gegenmann um den Leib und ſchlug ihn zu Boden. Der Karele ſtand auf und griff nun ſeiner Seits Olof an, ward aber aufs Neue niedergeworfen. Nun ward er von Olof gewarnt, daß er ſein Glück nicht mehr verſuchen möchte; aber nur um ſo ergrimmter ſtürzte der Karele gegen ihn. Olof ſchlug ſeinen Feind zum dritten mal zu Boden und erſparte ihm die Mühe, ſich ferner zu erheben.»

Zum Beweis von Olof's Stärke trug Erik noch einige andere Erzählungen vor, unter denen eine alſo lautete: «Als Olof einſt von einem Netzzuge zurückkehrte, ward er auf dem Enara-See von Gegenwinden und Unwetter überfallen. Statt zu rudern und gegen die Wogen, welche ſein mit Netzen und Fiſchen belaſtetes Boot zu füllen drohten, zu kämpfen, beſchloß er lieber bei einem Inſelchen zu landen. Zum Strande gelangt, warf er das ſchwere Boot auf die Schulter und trug es über Land.» Eine andere Erzählung war von folgendem Inhalt: «Als Olof einſt im Walde wanderte, ſah er einen Stalo damit beſchäftigt, einen Stein zu heben. Der Stein war jedoch von einer ſo unerhörten Größe, daß der Stalo ihn nicht aufheben konnte, weshalb er ihn ganz langſam fortzuwälzen anfing. Unbemerkt ſchaute Olof dem Beginnen des Stalo zu, trat dann aus ſeinem Verſteck hervor, lachte über die Schwäche des Stalo und trug den Stein an den Ort ſeiner Beſtimmung. Aus Furcht vor ſeinem mächtigen Feinde begab ſich der Stalo auf die Flucht. Olof ließ ihn zuerſt laufen, ärgerte ſich jedoch darauf und fing den Stalo an zu verfolgen. Zum Neid-Fluß gekommen, ſprang der Stalo auf das gegenüberliegende Ufer und glaubte ſich nun von ſeinem Verfolger befreit zu haben. Olof that jedoch auch einen ſolchen Sprung, erreichte nun den Stalo und machte ihm das Garaus.» Zu dieſer Erzählung muß bemerkt werden, daß die Stalok (die Mehrzahl von Stalo) bei den Lappen den jättiar (Rieſen) der Schweden, jättilaiset und hiidet (in der Einzahl hiisi) der Finnen entſprechen. Die Stalo's werden gewöhnlich von den Lappen als ein grauſames, menſchenfreſſendes Geſchlecht geſchildert. Sie ſollen in der Heidenzeit zahlreich über das ganze Lappland verbreitet geweſen ſein, nach Einführung des Chriſtenthums ſich aber auf die Inſeln im Meere fortbegeben haben.

Auch von ſeiner Schnelligkeit hat Olof viele außerordentliche Proben an den Tag gelegt. So ſoll er einmal einen Wolf, der ſeine Rennthierheerde verfolgte, im Sprunge erreicht, ihn beim Schwanze ergriffen und gegen einen Felſen geſchleudert haben. Ein anderes mal war er mit ſeinem treuen Knecht und beſtändigen Begleiter Wuolleb (Olof) Walle auf der Jagd nach wilden Rennthieren und verſcheuchte auf derſelben abſichtlich ein wildes Rennthier, welches mit ſeinem Kalbe den Jägern vorbeiſprang. Als Walle darauf ſeinem Herrn dieſen Uebermuth vorwarf, machte ſich Olof dran, den Rennthieren nachzuſpringen, tödtete die Mut-

ter mit ſeinem Speer und fing das Kalb lebend. Darauf ſchenkte er voll Verachtung dieſe geringe Beute ſeinem anſpruchsloſen Diener; denn es war Olofs Art, nie wilde Rennthiere zu verfolgen, wenn ſich deren nicht mehrere in einem Rudel befanden.

Was Tornäus nach meiner vorhergehenden Darſtellung von dem Päiwiö-Vater oder dem von ihm ſogenannten Päder Päiwiä und ſeiner Bekehrung zum Chriſtenthum berichtet, ungefähr daſſelbe hörte ich Erik von dem Sohne Olof erzählen. Er war lange ein eifriger Götzenanbeter geweſen, als aber der Ruf der neuen Lehre zu ſeinen Ohren drang, beſchloß er, die Götzen auf die Probe zu ſtellen. Er ſchlug auf die Zaubertrommel, um aus dem Klang der Glöckchen zu erforſchen, wie ſeine beabſichtigte Rennthierjagd ablaufen würde. Die Trommel gab ein günſtiges Zeichen, doch die Jagd mißglückte nichts deſto weniger. Ein anderes mal ſetzte er ſich, um Feuer bei Regenwetter anzuſchlagen und rief ſeine Seida's um Beiſtand an. Da ihm jedoch ſein Vorhaben nicht glückte, wandte er ſich mit Gebeten an den wahren Gott und ſogleich fing der Schwamm Feuer. Nach dieſen Proben verbrannte Olof die Zaubertrommeln, riß die Seida's nieder und zerſtörte alle heidniſchen Denkmäler, an die er gerieth.

Von dem zweiten Päiwiö-Sohn, Namens Iſaak, erzählte unſer Wegweiſer, daß er ſich als geſchickter Bogenſchütze ausgezeichnet hätte. Seine Sicherheit im Schießen war ſo groß, daß er eine Aeſche (Salmo thymallus) traf, wenn ſie aus der Oberfläche des Waſſers hervortauchte. Auch ſoll er die Karelen bekriegt und gegen dieſelben viele glänzende Heldenthaten vollbracht haben, unter welchen ich nach Eriks Erzählung folgende aufgezeichnet habe: «An der Spitze einer Karelenſchaar, welche Lappland verheerte, ſtand ein vom Kopf bis zu den Füßen bepanzerter Häuptling. Der Karele war in ſeiner Rüſtung ſo unbeweglich, daß er nicht einmal ſelbſt die Gabel zum Munde führen konnte, wenn er aß, ſondern immer von ſeinem Knechte gefüttert werden mußte. Iſaak hatte ſchon lange auf den Häuptling gelauert und bekam ihn einmal zu Geſicht, als er gerade im Begriff war ſeine Mahlzeit zu halten. Nun ſpannte Iſaak ſeinen Bogen und als der Knecht die Gabel zum Munde führte, kam der Pfeil geflogen, traf die Gabel und trieb ſie dem Häuptling in den Hals.»

Der Name des dritten Päiwiö-Sohns ſoll Johann geweſen ſein. Von ihm erzählte Erik, daß er einer der mächtigen Zauberer geweſen ſei. Er ſoll ſeine Zauberkunſt nicht ſelten angewandt haben, um die Karelen zu vernichten, wenn ſie kamen, um im Lande zu plündern. Einmal wollten ſie ihn zwingen, ſie zu einer Stelle zu geleiten, wo eine reiche Beute zu hoffen war. Johann führte ſie da zu einer jähen Stelle am Pallas-Felſen, und ließ mit Hülfe ſeiner Künſte unten

im Abgrund Glocken tönen, Feuer leuchten und Dörfer zum Vorſchein kommen. «Dahin führt der Weg», äußerte Johann, «damit ſich jedoch niemand in der finſtern Nacht verirre, werde ich mit einer Fackel in der Hand vorangehen.» Darauf warf er ſeine Fackel den Abgrund hinab, ſelbſt blieb er auf dem Felſen, vom Feinde ungeſehen, ſtehen. Die Karelen eilten der Fackel nach und kamen ſo im Abgrunde um.

Die letztgenannte Erzählung iſt allgemein bei den Lappen und Finnen im Gange, wird jedoch nicht immer dem Päiwiö-Sohn, ſondern auch einem andern gefeierten Helden zugeſchrieben, welcher im finniſchen Laurukainen, im lappiſchen Laurukadſch heißt. Von ihm kannte Erik verſchiedene andere Sagen, die er am folgenden Tage während unſerer Fahrt den Peldojoki aufwärts erzählte. Seine Worte waren an mich gerichtet und lauteten ungefähr wie folgt:

«Kommſt du ins eigentliche Lappland, ſo wirſt du erfahren, daß die Lappen als Wegweiſer ſehr brauchbar ſind. Von Kindheit an gewohnt wie Hunde umherzulaufen, kennen ſie innerhalb des Bereichs von mehreren Meilen jeden Stein, jeden Baum, jede Quelle. Aber noch nie hat es einen Menſchen gegeben, welcher ſo in Lappland zu Hauſe geweſen wäre, wie Laurukainen. Aus dieſer Urſache waren die Karelen ſehr bemüht, ihn auf ihren Streifzügen als Wegweiſer zu benutzen. Seiner Seits war auch Laurukainen bereit, ihnen den Weg zu weiſen; denn er war ein kluger Mann und wußte die Sache ſo anzuſtellen, daß die Karelen nie einem ſchmählichen Tode entgingen, ſobald ſie in ſeine Gewalt gekommen waren. Einmal hatte er es unternommen, eine Schaar dieſer Räuber über einen See Namens Ounasjärwi zu geleiten. Während der Fahrt wurden die Karelen hungrig und baten Laurukainen, bei einer kleinen Inſel zu landen. Nachdem ſie hier ihren Hunger geſtillt hatten, legten ſie ſich ſchlafen, hatten jedoch zuvor eine Wache zu ihren Booten geſtellt, deren ſieben (nach andern drei) an der Zahl waren, alle mit Lebensmitteln und geraubten Schätzen gefüllt. Das Geſchick der Karelen fügte es jedoch ſo unglücklich, daß auch die Wache einſchlief. Nun trug Laurukainen alles, was die Karelen mit ſich ans Land genommen hatten, nämlich Aexte, Schwerter, Grapen, Nahrungsmittel u. ſ. w. in die Boote. Darauf ſtieß er die Boote ins Waſſer und hatte kaum Zeit gehabt in eins derſelben zu ſteigen, als in demſelben Augenblicke der Wächter erwachte. Er griff nach ſeinem Schwerte; es war fort. Da er ſich entwaffnet ſah, ſprang er ins Waſſer und packte das nächſte Boot, welches daſſelbe war, worin ſich Laurukainen befand. Der letztere ergriff ein Schwert und hieb damit ſeinem Feinde fünf Finger ab, welche ſammt einem Goldring ins Boot fielen. Nun machte der Wächter Lärm, Laurukainen war jedoch bereits weit draußen auf dem See, als die Karelen eilends zum Strande kamen. In ihrer Noth fingen ſie an Laurukainen

um Erbarmen zu bitten und ſprachen: «Komm her, weiſer Bruder, hier ſollſt du Grütze mit ſchwediſcher Butter und mit deinem eignen Löffel (nach andern: mit dem Löffel deines Herrn) eſſen.» Laurukainen antwortete: «Grütze und Mehl habe ich hier mit.» Als die Karelen ſahen, daß ihre Bitten nicht halfen, rief einer: «Komm her und geſchmolzenes Zinn ſoll in deine Kehle gegoſſen werden.» Nach dieſer Begebenheit ruderte Laurukainen neun Tage und Nächte um die Inſel herum und bewachte die Karelen, daß ſie nicht entkommen möchten. Als er am zehnten Tage ans Land ſtieg, waren die Karelen todt bis auf einen einzigen, der ſein Haupt noch ein wenig rühren konnte. Die Inſel, wo ſich dieſes zutrug, wird noch heut zu Tage die kareliſche (Karjalan saari) genannt.

«Ein anderes Mal», fuhr Erik fort, «hatten die Karelen Laurukainen zum Steuermann den Patsjoki abwärts genommen. Als ſie in die Nähe eines in demſelben befindlichen Waſſerfalls gekommen waren, band Laurukainen ihre ſieben Boote zuſammen und bat ſie, ſelbſt unter das Verdeck zu kriechen, um bei dem Anblick des fürchterlichen Falls nicht in Schreck zu gerathen. Ohne irgend einen Betrug zu ahnen, unterwarfen ſich die Karelen ruhig ſeinem Geheiß. Nun ſteuerte Laurukainen die Boote dicht an dem Ufer vorbei und rettete ſich ſelbſt auf eine Klippe, die Karelen aber kamen im Waſſerfall um.

«Bei einer andern Gelegenheit ſteuerte er wieder das Boot der Karelen gerade gegen eine Klippe im Fluſſe ſelbſt. Das Boot ward zertrümmert und die Karelen kamen insgeſammt um, Laurukainen aber rettete ſich auch dieſes mal, da ihm der Zorn des Waſſers oder der im finniſchen ſogenannte weden ärimys nichts anhaben konnte.

«Nach ſolchen Heldenthaten ward Laurukainen den Karelen ſo verhaßt, daß ſie ihn ums Leben zu bringen beſchloſſen. Das ſoll ihnen auch geglückt ſein, aber erſt nach großen Mühſeligkeiten und nachdem Laurukainen ihnen große Unglücksfälle herbeigeführt hatte. Einmal überraſchten ſie ihn in ſeiner Fleiſchkammer und glaubten, nun ſeiner Perſon ganz ſicher zu ſein. Vor der Kammer ſtehend warteten die Karelen mit ungeduldiger Sehnſucht, daß er herauskommen möchte und ſuchten ihn durch Drohungen dazu zu zwingen. Laurukainen beeilte ſich jedoch nicht, ſondern packte mit der größten Sorgloſigkeit Fleiſch in ſeinen Pelz. Inzwiſchen wurden die Karelen immer lauter und drohten ihn in der Kammer zu übermannen, wenn er nicht bald zum Vorſchein käme. Endlich warf Laurukainen ſeinen mit Fleiſch gefüllten Pelz durch eine Bodenluke auf die Erde. Die Karelen hielten den Pelz für Laurukainen's eigne Perſon und ſtürzten alle auf ihn, um ihn mit dem Speer zu durchbohren. Während des Tumults entkam Laurukainen und verwirrte die Karelen durch ſeine Zauberkünſte noch auf eine ſolche Weiſe, daß ſie in der

Meinung Laurukainen zu tödten, ihre Waffen gegen einander wandten und bis auf den letzten Mann umkamen.»

Diese Sage hörte ich auch später andere berichten, mit dem Unterschiede, daß Laurukainen seinen Pelz mit Daunen füllte, ihn herabwarf und die Gelegenheit zu fliehen benutzte, während die Karelen von einer Daunenwolke umhüllt waren.

Thomas Kyrö. — Gastfreundschaft.

Die Kapelle Kittilä soll zu allen Zeiten die wahre Heimath der Armuth und des Elends gewesen sein. Vor ungefähr hundert Jahren hatte eine hereinbrechende schwere Hungersnoth einen daselbst wohnhaften Gutsbesitzer, Namens Henrik Kyrö, gezwungen, Haus und Hof zu verlassen, um an einer fremden Stelle sein Unterkommen zu suchen. In solcher Absicht begab er sich nach dem später nach ihm benannten Kyröby am Iwalojoki, wo ihm gute Wiesenländereien und ein reicher Fischfang eine sorgenfreie Zukunft verhießen. Anfänglich hatte er auch einen guten Erfolg, nach kurzer Zeit aber witterten Wölfe und Bären seine einsame Hütte, verheerten seine Heerden und versetzten ihn wieder in Armuth. Henrik hatte eine zahlreiche Familie, welche er nach den erlittenen Unglücksfällen nicht in seinem Hofe erhalten konnte. Er mußte deshalb seine älteren Kinder aus dem Vaterhause ziehen und anderswo ihr Fortkommen suchen lassen. Unter diesen Flüchtlingen hatte der Sohn Lars sich nach einer nach Norwegen unternommenen Reise nach Kittilä begeben und dort eine Colonie, die er in Kyröby angelegt und zu dem vortrefflichsten Zustand emporgebracht zu haben vorgab, zum Kauf ausgeboten. Einer seiner Verwandten, Namens Thomas Kyrö, war bereits lange vorher der Armuth in Kittilä überdrüßig und kaufte die ausgebotene Colonie unbesehen für eine ganz bedeutende Summe. Zeitig im Frühjahr begab er sich nach der neuen Heimath und nahm seinen Weg den Iwalojoki abwärts. Selbst steuerte er sein Boot den Fluß entlang, während sein Weib die Heerden längs den Felsen vorwärts trieb. Beide hatten sie unterwegs unerhörte Mühseligkeiten ausgestanden und ihr einziger Trost während der Zeit war die gute Colonie, die ihnen eine sorgenfreie Zukunft bereiten sollte. Als sie aber endlich hingelangten, fanden sie kein Dach über ihrem Haupte, keine bebaute Scholle. Es war rührend, des alten Thomas Weib dieses traurige Geschick schildern zu hören, da die bloße Erinnerung an dasselbe bei ihr bittere Thränen hervorpreßte, Thomas selbst aber äußerte mit Ruhe: «Laß das Vergangene vergessen sein, Alte, und klage nicht über die Schickungen der Vorsehung.» Zu dem, was die Frau über ihre getäuschten Hoffnungen in Betreff der neuen Heimath erzählt hatte, fügte Thomas hinzu: «Gab es hier kein

Haus, ſo gab es doch Holz, um Häuſer zu bauen, und brauchten wir wohl ein Pferd, um Holz aus dem Walde zu holen? Nein! auf dieſem Flecke, wo das Haus ſteht, iſt das Holz mit dieſen beiden Armen gefällt. Außerdem iſt der Sandhügel in eine grünende Wieſe verwandelt, welche, wie du wohl weißt, dreißig Kühe und ſechzig Schafe ernährte.» Hier wurde Thomas von ſeiner Frau unterbrochen, welche bemerkte, daß alle ſechzig Schafe innerhalb weniger Augenblicke von Wölfen getödtet worden wären. «Mag ſein», entgegnete Thomas, «aber haben wir nicht für unſere Mühſale und Widerwärtigkeiten ein Stück erhalten, um es auf der Bruſt zu tragen und einen ſilbernen Becher, aus welchem zwei hohe Herren getrunken haben?»

Der Wohlſtand, zu welchem Thomas ſich emporzuarbeiten gewußt hatte, lockte nach und nach immer mehr Finnen aus Kittilä und Enontekis, um ſich hier niederzulaſſen. So haben ſich mit der Zeit ungefähr ein Dutzend finniſcher Colonieen am untern Lauf des Iwalo-Fluſſes gebildet. Dieſe Colonieen ſind es, welche den Namen Kyröby tragen.

Dem Wink der Natur gehorſam, haben die Coloniſten in Kyrö eine Lebensart angenommen, welche in unſerm ganzen nördlichen Finnland die zweckmäßigſte iſt. Sie ernähren ſich vorzüglich durch Viehzucht, Jagd und Fiſchfang, während dagegen der Ackerbau mehr als eine Nebenſache betrachtet wird und ſich hauptſächlich auf Anbau von Korn, Kartoffeln und Rüben beſchränkt. Die Wieſen werden mit einer ſolchen Sorgfalt gepflegt, daß ich mich ſelten erinnere, einen ſchöneren Graswuchs als in Kyröby geſehen zu haben. Die Butter bringt man Ende November auf Rennthieren nach den norwegiſchen Meeresbuchten und vertauſcht ſie gegen Mehl. Davon iſt bisher der größte Theil zu Branntwein gebrannt worden, denn die Brodconſumtion iſt bei den Finnen in Enare ſehr unbedeutend.

Ueber den ſittlichen und religiöſen Zuſtand der in Kyrö ſeßhaften Coloniſten haben mir die Geiſtlichen des Orts ein ſehr vortheilhaftes Zeugniß gegeben. Was ich ſelbſt erfahren habe, iſt ein ſeltener Beweis ihrer Dienſtfertigkeit und Gaſtfreundſchaft, den ich nicht unterlaſſen kann, hier anzuführen. Es hatte ſich getroffen, daß unſer Brodvorrath während der langwierigen Fahrt auf dem Iwalojoki frühzeitig ein Ende genommen hatte. Nach Kyrö gekommen, kauften wir von Thomas alles Mehl, das er hatte, es reichte aber nur auf acht Brode aus, von denen zwei auf der Stelle verzehrt wurden. Die ſechs übrigen mußten für vier Perſonen fünf Tage lang vorſchlagen. Nach angeſtellter Selbſtprüfung fanden wir dieſes Quantum allzu unzureichend und beſchloſſen deshalb auf der Fahrt den Iwalo abwärts, einen Coloniſten aufzuſuchen, welcher reichlich mit Mehl verſehen ſein ſollte. Bei unſerer Ankunft in der Colonie erfuhren wir jedoch zu unſerer Betrübniß, daß der ganze Vorrath ſchon in Branntwein verwandelt worden wäre. Da alſo von keinem Brod-

backen die Rede ſein konnte, beſchloſſen wir unſere Reiſe unverzüglich fortzuſetzen, doch zugleich brach ein ſtarker Gewitterregen herein, der uns einige Stunden in der Colonie zurückhielt. Darauf ſetzten wir uns wieder in Bewegung und hatten ungefähr eine Strecke von zwei Meilen zurückgelegt, als wir eine bedeutende Verſammlung von Männern und Weibern gewahr wurden, welche auf einem Hügel bei einer Colonie ſtanden und alle in Sonntagstracht waren. Da der Tag ſchon zu Ende zu gehen anfing, drangen die Ruderer darauf, daß wir nicht landen, ſondern ſtatt deſſen unſere Fahrt beſchleunigen ſollten, um noch zu rechter Zeit zu dem auf einer Inſel im Enare-See belegenen Lappendorfe Juutua zu gelangen. Es ſollte gefährlich ſein, bei Nacht auf dieſem See zu fahren, da er oft nach Sonnenuntergang mit dichten Nebeln bedeckt würde, welche auch den geſchickteſten Steuermann irre leiten könnten. Die Verſammlung auf dem Hügel hatte inzwiſchen etwas ſo Einladendes, daß ich dieſelbe um jeden Preis in näherer Entfernung ſehen wollte. Um meinen Plan durchgeſetzt zu erhalten, bemerkte ich, daß Jeſſiö, wie er mir zuvor mitgetheilt hatte, ein Vetter des Verwalters der Colonie wäre und dies ſahen alle, außer Jeſſiö ſelbſt, für einen hinlänglichen Grund an, zu landen. Wir hatten aber noch nicht das Ufer erreicht, als die auf dem Hügel ſtehenden Männer bis an die Knie in den Fluß ſprangen, das Boot anpackten, es aufs Trockne zogen und uns mit einem herzlichen Willkommen begrüßten. Wir wurden in eine Gaſtſtube geführt, wo der Fußboden geſcheuert und mit Fichtenreiſern beſtreut, Tiſch und Bänke zurechtgeſtellt und der Heerd vor ſo kurzer Zeit reparirt war, daß er noch nicht getrocknet war. Alle bezeigten uns ein beſonderes Wohlwollen und die Wirthin reichte mir zwei gewaltige Brode, indem ſie dabei einige Worte zur Entſchuldigung ihrer geringen Gaben hervorſtammelte. Dieſes ganze Ereigniß findet ſeine Erklärung darin, daß von der Colonie, wo wir den Regen abwarteten, ohne unſer Wiſſen ein Eilbote hergeſchickt worden war, um die Einwohner der Colonie über unſere Brodverlegenheit in Kenntniß zu ſetzen. Der Bote war im Vorübergehen bei einigen Waldhöfen eingekehrt, und deren Einwohner ſtrömten zuſammen, um uns und zumal ihren neuen Seelſorger zu bewillkommnen. Um uns auf eine würdige Art zu empfangen, hatte man in Eile das Zimmer in Stand geſetzt und ausgebeſſert. Glücklicher Weiſe gab es in der Colonie auch ein wenig Mehl, welches im Verlauf einiger Stunden zu Broden verbacken wurde. Wie dies zuging, kann ich nicht näher erklären, doch das iſt gewiß, daß das Factum ſelbſt ſeine Richtigkeit hat.

Ein Lappendorf.

Der Anblick eines Lappendorfes gehört, wenigſtens zur Sommerzeit, nicht zu den allerangenehmſten. Ringsum auf dem Boden ſieht man Fiſchgedärme, Fiſchſchuppen, verfaulte Fiſche und Unrath aller Art, welcher die Atmoſphäre mit einem widerlichen Geſtank verpeſtet. Kaum hat man dieſe Prüfung mit Ekel und Abſcheu überſtanden, ſo muß man noch eine ſchwerere aushalten. Durch den niedrigen Eingang des Zeltes kriecht eine ſo mit Schmutz und Ungeziefer bedeckte Menſchenſchaar hervor, daß man bei ihrem Anblick zurückſchaudert. Selbſt nehmen ſie jedoch die Sache ſehr ruhig. Die Artigkeit erfordert es, daß jedes menſchliche Weſen der Zeltgenoſſenſchaft, kleine Kinder nicht ausgenommen, den Reiſenden mit einem Handſchlag bewillkommne. Iſt dieſe peinliche Ceremonie in aller Stille vor ſich gegangen, ſo kann man ſich faſt immer auf folgende Fragen gefaßt machen: «Iſt Friede im Lande? Wie befindet ſich der Kaiſer, der Biſchof, der Landeshauptmann?» In Juutua wurde ich außerdem über meine Heimath befragt, und als ich ſagte, daß dieſelbe weit hinter dem Gebirge belegen wäre, fragte mich ein Lappe, ob ich aus dem Lande ſtamme, wo der Tabak wächſt. Das erinnert an Göthe's: «Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn?»

Während meines Geſprächs mit den Lappen bemerkte ich eine außerordentliche Rührigkeit bei dem weiblichen Perſonal der Dorfſchaft. Es war merkwürdig zu ſehen, mit welcher Behendigkeit dieſe kurzen und dem Ausſehen nach ſchwerfälligen Geſchöpfe von einem Zelt zum andern liefen. Das Reſultat dieſer Rührigkeit war, daß wir bald darauf in eine kleine, finſtere Hütte, welche eine Stube vorſtellen ſollte, geladen wurden. Blank und ich nahmen die Einladung unerſchrocken an, Durchman hatte aber ſchon zuvor das Feld geräumt und ſich in den Wald begeben, wo er ſich mehrere Stunden lang aufhielt, bevor er ſich wiederum dem ſchmutzigen Lappenneſte zu nähern wagte. Unterdeſſen ſchlief ich ganz gut in der ſchmalen Stube und fühlte mich darauf ſo geſtärkt, daß ich nun ſogar den Muth hatte, in eine der Lappenhütten zu treten.

Dieſe Hütte war, ſo wie die Hütten der Enare-Lappen überhaupt, ſo aufgeführt, daß die Unterlage (oder das Fundament) ein Viereck ausmachte, das aus drei über einander geſtellten Balken gebildet war, während der obere Theil eine pyramidaliſche Form hatte und aus Brettern zuſammengefügt war. In Utsjoki pflegt man aus Mangel an Balken die untere Abtheilung aus Stein zu bauen und zur Erhaltung der Wärme das ganze Zelt mit Torf zu belegen. Auch haben die Hütten hier nicht eine pyramidaliſche, ſondern eine abgerundete Form und ſehen faſt Halbkugeln ähnlich. Was die Einrichtung des Zelts betrifft, ſo iſt ſie überall in Lappmarken faſt dieſelbe. Durch die Länge des Zeltes, d. h. zwiſchen

der Thür und Hinterwand laufen zwei parallele Balken durch das ganze Zelt. Dieſe werden von zweien andern durchſchnitten welche in die Quere von der einen Wand zur andern fortlaufen. Hiedurch werden im Zelt neun verſchiedene Abtheilungen gebildet, von denen die drei vorderſten an der Thür zum Aufbewahren von Holz, Schuhwerk und gröberem Hausgeräth dienen, die drei hinterſten an der Hinterwand dagegen für Lebensmittel und feinere Geräthſchaften beſtimmt ſind. Von den in der Mitte befindlichen drei Abtheilungen dient die mittelſte, unter dem Rauchloch belegene, zur Feuerſtelle. Der Raum rechts von der Feuerſtelle bildet den Aufenthaltsort des Wirths und der Wirthin, den links belegenen bewohnt die übrige Bevölkerung des Hauſes. Iſt die Familie groß, ſo müſſen ſich deren weniger bedeutende Mitglieder in einer der übrigen Abtheilungen einquartiren.

Die Hütte oder das Zelt iſt nicht das einzige Gebäude des Enare-Lappen. Bei ſeinem Hauptlager hat er immer eine oder mehrere kleine Fiſchkammern, welche auf hohen Pfoſten ruhen, damit ihr Inhalt beſſer gegen die Angriffe der Wölfe, Füchſe, Bären und anderer Raubthiere geſchützt ſei. Reichere Lappen ſind außerdem mit Stuben verſehen, welche jedoch nicht im Sommer bewohnt werden.

Bei unſerer Ankunft in Juutua überraſchten wir die Lappen in ihrer einfachen Alltagstracht, während unſerer Ruhe aber hatten ſie ihre Sonntagskleider angezogen. Sowohl Männer als Frauen hatten ihren ſchwarzen peski abgelegt, was ein im Sommer gebräuchliches Oberkleid aus gegerbten Rennthierhäuten in Form eines Hemdes iſt, und ſtatt deſſen ein ähnliches Oberkleid aus Tuch angethan. Ueber demſelben trugen die Weiber ein Mieder und um den Hals hatten ſie einen loſen Leinkragen befeſtigt, von welchem lange Lappen auf die Bruſt herabhingen und eine Art von Taſche bildeten. Um den Leib hatten beide Geſchlechter einen mit blanken Silber- und Meſſingſpangen reichlich geſchmückten Gürtel. Sehr characteriſtiſch war bei den Weibern die Kopfbedeckung. Sie zeichnete ſich beſonders durch einen über dem Scheitel hervorſtehenden, eine Achtelelle hohen, hufähnlichen Zierath aus. Die Kopfbedeckung bei den Männern hat keine beſtimmte Form. Beide Geſchlechter trugen Schuhwerk und Beinkleider aus weichem Rennthierleder mit abgegerbtem Haar. Eine genauere Beſchreibung der Lappentracht theilt A. J. Sjögrén in ſeinen «Anteckningar om förſamlingarna i Kemi Lappmark» S. 244 folg. mit. Hier will ich bloß hinzufügen, daß ſowohl Männer als Weiber im Winter ein Oberkleid aus behaarten Rennthierfellen tragen, welches eben ſo wie die peski vorn feſtgenäht und nur mit einer ſo kleinen Oeffnung verſehen iſt, daß einer, der daran nicht gewöhnt iſt, es nur mit der größten Mühe aus- und anziehen kann.

Was das Ausſehen der Lappen betrifft, ſo iſt es eine bekannte Sache,

daß ſie, überhaupt genommen, dem Wuchſe nach mehr kurz ſind und ſich in der Geſichtsbildung dem mongoliſchen Typus nähern, d. h. eine niedrige Stirn, hervorſtehende Backenknochen, kleine Augen u. ſ. w. haben. Ihrem Naturell nach ſind ſie ein träges, ſchwermüthiges und mürriſches Volk. Man tadelt ſie wegen ihres Neides, ihrer Mißgunſt, Unverſöhnlichkeit, Schlauheit und anderer damit zuſammenhängender Eigenſchaften. Dagegen werden ſie wegen ihrer Frömmigkeit, ihres Wohlwollens, ihrer Dienſtfertigkeit und Gaſtfreiheit, ihrer Gottesfurcht und ihres ſittlichen Wandels u. ſ. w. gelobt.

In Enare hat der fiſchreiche See die Lappen von ihrem urſprünglichen, mühſamen Nomadenleben zu der bequemeren Lebensart der Fiſcher gelockt. Jetzt gibt es im ganzen Enare-Lappmarken keinen einzigen wirklichen Berg-Lappen, auch keinen nomadiſirenden, der ſich nur mit Rennthierzucht abgibt; ſondern die Lappen ſind entweder Fiſcher oder ſogenannte Wald-Lappen, unter denen die letzteren ſich im Sommer mit Fiſchfang und im Winter mit Rennthierzucht beſchäftigen. Dennoch halten auch die Waldlappen den Fiſchfang für ihre Hauptſache und ſetzen die Pflege ihrer Rennthiere hintan, welche deshalb nach der eigenen Ausſage der Bewohner ſtark im Abnehmen begriffen ſind. Eine Erleichterung bei der Rennthierzucht hat zwar der Waldlappe dadurch, daß ſeine Rennthiere ſich nicht ſo wie die der Berglappen im Frühjahr zu den Küſten des Eismeeres ziehen, ſondern ſowohl im Winter als im Sommer ſich in der Waldregion aufhalten; ſie bedürfen jedoch vieler Fürſorge, damit ſie ſich nicht verirren, nicht verwildern, nicht von Wölfen verzehrt werden und nicht in den zahlreichen Heerden der Berglappen verſchwinden. Je mehr der Lappe in den Bereich des Fiſchfangs tritt, deſto ſchwerer wird es ihm, ſeinen Rennthieren die nöthige Sorgfalt zu widmen. Es iſt deshalb das unwillkürliche Schickſal des Waldlappen, früher oder ſpäter Fiſcher zu werden, und dieſe Verwandlung iſt bereits in kurzer Zeit nicht bloß in der Kapelle Enare, ſondern auch in der Gemeinde der Mutterkirche Uſtjoki vor ſich gegangen. Im Allgemeinen haben die Lappen in unſerm ganzen finniſchen Lappmarken ſchon zum größeren Theil die beiden erſten Stadien der Wildheit durchgemacht, ſie haben Berg und Wald verlaſſen oder, mit andern Worten, aufgehört Berg- und Wald-Lappen zu ſein. Ihr jetziges Stadium habe ich mit dem Worte Fiſcher bezeichnet, und die Zeit dürfte nicht gar zu fern ſein, wo ſie ganz und gar dem wilden Leben entſagen und Coloniſten werden.

Was nun die nähere Beſchaffenheit der Lebensart der im finniſchen Lappmarken und vorzugsweiſe der in der Kapelle Enare wohnenden Lappen betrifft, ſo dürfte eine kurze Schilderung derſelben nicht ohne alles Intereſſe ſein. Die wichtigſte Epoche in dem einförmigen Leben der Lappen bildet unter allen Jahreszeiten das Frühjahr oder die Marienzeit.

Um dieſe Zeit ziehen die Fiſcher-Lappen von Uſtjoki und Enare, bisweilen auch Bauern von Sodankylä an die norwegiſche Meeresküſte, um dort nach altem Brauch und Herkommen in dem ſogenannten «Faelleds-Diſtrict» Fiſchfang zu treiben. Der Hergang bei dieſer Fiſcherei iſt dieſer, daß zwei oder drei Perſonen von den Unſern ſich mit einem am Meere wohnenden norwegiſchen Fiſcher, der mit einem Boot und den Fanggeräth verſehen iſt, zuſammenthun, ihn die eine Hälfte des Fanges behalten laſſen und die andere unter ſich theilen. Von dieſem Fang müſſen jedoch ſowohl der finniſche als der norwegiſche Fiſcher der dortbefindlichen Geiſtlichkeit den Zehnten abgeben, der auf der Stelle von Handelnden eingetrieben wird, welche den Sommer über an den Buchten liegen und die Erſparniſſe des Fiſchers gegen Mehl eintauſchen. Die Lappen tadeln dieſe Kaufleute wegen ihrer gewiſſenloſen Erpreſſungen und ſehen es für ein Glück an, daß vom Juli bis zum Ende des Auguſtmonats, während welcher Zeit ein Freimarkt in den Buchten geſtattet iſt, ſie ihre Fiſche an die Ruſſen veräußern dürfen, welche ſich um dieſe Zeit in zahlreicher Menge einfinden. Wenn man ſich auf die Angaben verlaſſen kann, welche mir Lappen gemacht haben, ſo ſoll zwiſchen den Preiſen der norwegiſchen und ruſſiſchen Kaufleute folgendes Verhältniß ſtattfinden: für eine Wage Mehl fordert der norwegiſche 5 Wagen friſche oder 1 Wage trockene Fiſche, während dagegen der Ruſſe 1 Wage Mehl für 2½ Wagen friſche Fiſche und 1 Wage 8 Mark Mehl für 1 Wage trockne Fiſche bezahlt. Nur wenige unter den finniſchen Lappen können ſich des größeren Vortheils bedienen, den der Handel mit den Ruſſen darbietet, denn ſie pflegen ſich zuvor von den Buchten nach Hauſe zu begeben, was gewöhnlich um Johannis geſchieht. Um dieſe Zeit beginnen unſere Lappen in ihren eigenen Seen, welche unterdeſſen vom Eiſe befreit worden ſind, zu fiſchen.

Nun kommt des Lappen goldene Zeit, welche ihm die höchſte irdiſche Seligkeit ſchenkte, nämlich die in ſeinem Zelte, gegen Mücken geſchützt, mit geſättigtem Magen und ohne Sorge für den morgenden Tag ſchlafen zu dürfen. Dieſe Seligkeit will der Lappe ſicherlich nicht gegen die Schätze der halben Welt vertauſchen. Doch kommt leider ein Umſtand vor, der ſeine gemächliche Ruhe einigermaßen zu ſtören vermag. Er muß ein oder das andere Mal im Sommer von einem See zum andern ziehen. Dieſer Wanderung muß ſich faſt jeder Fiſcher-Lappe in Enare unterziehen. Hier ſind die Lappen durch Verſäl,rung in den Beſitz einer Menge von kleinerer Seen gekommen und gleich nach der Laichzeit der Fiſche betreibt man den Fang in dem einen oder dem andern See. Oft hängen dieſe Seen durch eine kleine Ader mit einander zuſammen und in dieſem Fall kann die Wanderung mit aller Bequemlichkeit zu Boot bewerkſtelligt werden; wenn aber die Seen keinen Zu-

ſammenhang mit einander haben, dann muß ſich der Lappe der mühſamen Arbeit unterziehen, ſeine Boote, Netze, Hausgeräthſchaften u. ſ. w. zu Lande weiter zu ſchaffen.

Iſt der Sommer zu Ende gegangen, ſo ſuchen die Lappen ihre Winterſtuben auf, um ſich dort mit ihren während des Sommers gemachten Erſparniſſen, welche größtentheils in gedörrten Fiſchen beſtehen, zu ernähren. Dieſe Vorräthe ſind jedoch allzu unzureichend, um dem Bedarf des langen Winters zu genügen. Die Herbſtfiſcherei unter dem Eiſe (lapp. juongas, finn. juomus) genügt kaum dem Bedarf des Tages. Lohnender iſt dagegen die Jagd und beſonders der Fang wilder Rennthiere, welcher im Herbſt vom Kreuzeserhöhungs-Tage bis zum Allerheiligen-Tage und im Frühjahr von der Marienzeit ſo lange ſtattfindet, bis die Erde vom Eiſe frei wird. Schon in ältern Zeiten war der Rennthierfang ein wichtiger Erwerbszweig für den Lappen und zu dieſem Zwecke wurde ein jetzt ungebräuchlicher Fang, Namens wuomen, angewandt, welchen der oben angeführte Tornaeus auf folgende Weiſe beſchreibt: Der Wuomen wird alſo angeſtellt. Eine oder zwei Meilen lang auf ebenen oder leeren Felſen, wo keine Waldung iſt, und eine oder mehr Meilen breit ſtellt er (der Jäger) hohe Pfähle gewiſſermaßen zwei Flügel auf: zuerſt ſtellt er die Pfähle etwas weit von einander, wenn er weiter geht (denn die Strecke iſt eine oder zwei Meilen lang), ſtellt er ſie dichter und auf jeden Pfahl irgend etwas Schwarzes und Grauſenhaftes, wovor das Rennthier zurückſchaudert: wenn er zu den engeren Stellen kommt, macht er Ackerhecken nach Art der in Schweden gebräuchlichen und hohe Zäune, über welche das Rennthier nicht zu ſpringen vermag: ſobald er an der engſten iſt, eine Böſchung mit fünf Treppen abwärts, wo dann eine hohe und ſtarke Umzäunung, welche wie ein Stacket und Sack wohl verwahrt iſt, ſo daß keine Creatur durchkommen kann. Dann fährt der Lappe in allen Bergen umher; wo er Rennthierhaufen findet, treibt er ſie ſacht und gemächlich zu der Seite, wo ſein Wuomen iſt. Wenn die Rennthiere zwiſchen die Pfähle kommen, wagen ſie es nicht durch eine der beiden Seiten durchzugehen, weil ſie ſich vor dem Schwarzen auf den Pfählen fürchten. Der Lappe mit ſeinem Volk iſt hinten und hat Acht darauf, daß die Rennthiere nicht wieder zurückkommen, ſondern läßt ſie allmälig vorwärts ſchreiten, mitunter weißes Moos (welches ihre Nahrung iſt) eſſen, ſich niederlegen und ausruhen, als wenn gar keine Gefahr bevorſtände; wenn ſie aber zu den engeren und engſten Stellen kommen, wo ein ſtarker Zaun auf beiden Seiten ſteht, dann fährt er ihnen mit Macht nach und treibt die Rennthiere den Abhang der 5 Treppen, die er gemacht hat, hinab; von dort vermögen ſie es nicht, wieder emporzuſpringen, ſondern müßen dort in ihrem Gefängniße bleiben; dann kommt der Lappe, wenn er will, und tödtet ſie alle, große und kleine und rottet ſo die

Rennthierzucht im Lande aus, weshalb ſolche auch von andern Lappen gehaßt werden.» Nach den Erzählungen der Lappen hat man in früheren Tagen auch wilde Rennthiere in Gruben gefangen, und es iſt wahrſcheinlich, daß die in Finnland hie und da vorkommenden Lappengräber großen Theils alte Rennthiergruben ſind. Der Gebrauch, wilde Rennthiere mit Schlingen zu fangen, hat ſich bis auf unſere Tage erhalten. Jetzt zieht es der Lappe doch meiſt vor, das Rennthier mit ſeiner ſicheren Büchſe niederzuſtrecken, und ich habe Lappen erzählen hören, daß ſie während des Herbſt- und Frühjahrfanges oft 30 bis 40 Rennthiere geſchoſſen hätten. Doch wie lohnend auch der Rennthierfang ſein mag, ſo liegt es doch in der Natur der Sache, daß dieſe Nahrungsquelle immer unzuverläßig ſein muß. Das ſicherſte Mittel für den Fiſcherlappen, ſeine Erhaltung für den Winter zu decken, war zuvor der Branntweinshandel mit den Gebirgslappen. All das Mehl, welches dem Fiſcherlappen während ſeines Aufenthalts in den Buchten zu verdienen geglückt war, ließ er darauf die finniſchen Coloniſten zu Branntwein verbrennen und tauſchte ſich dagegen Rennthierfleiſch von den Berglappen ein, welche ſich während des Winters in großer Menge in Enare aufhielten. Der gewöhnliche Preis für eine Kanne Branntwein ſoll ein Rennthierochſe, für eine halbe Kanne eine Rennthierkuh geweſen ſein. Da der Fiſcherlappe ſelbſt kein allzupaſſionirter Liebhaber von ſtarken Getränken iſt, ſo begreift man leicht, welchen unerhörten Gewinn ihm der Branntweinshandel bereitete. Aber wegen der demoraliſirenden Wirkung des Branntweins iſt der Handel mit dieſer Waare in letzter Zeit ganz und gar in unſerm finniſchen Lappmarken verboten worden. Was die Enare-Lappen hiedurch an äußeren Vortheilen verloren haben, dürften ſie mit der Zeit durch eine verbeſſerte und zweckmäßigere Lebensart einholen.

Der Pfarrhof Utsjoki.

Zur Zeit unſerer Ankunft in Utsjoki lebte dort eine finniſche Paſtorenfamilie, welche ſchon mehrere Jahre in dieſer Wildniß, weit getrennt von Freunden und Verwandten, von der Heimath und der ganzen gebildeten Welt zugebracht hatte. Das Haupt dieſer Familie war der Pfarrer J. S., ein Mann von vieler Bildung und einem energiſchen Charakter. Von einem innern Beruf getrieben, hatte er beſchloſſen ſich in Lappland niederzulaſſen, nicht um durch neue Entdeckungen innerhalb des Bereichs der Wiſſenſchaften Lorbeeren der Gelehrſamkeit einzuernten, noch weniger um ſich hiedurch einen kürzern Weg zu künftiger Beförderung zu bereiten, ſondern um mit einem redlichen Ernſt ſein mühſames Miſſionswerk bei den wilden Gebirgsſöhnen zu betreiben.

Um ſeinen Aufenthalt in dieſer freudeleeren Gegend einigermaßen zu

erheitern, war S. sogleich bei seiner Ankunft in Lappland darauf bedacht gewesen, dem einsamen Eremitenleben, welches der größere Theil der Missionäre vor ihm geführt hatte, zu entsagen. Zu dem Zwecke setzte er mit aller möglichen Sorgfalt die alte Wohnung der Missionäre in Stand. Diese bestand in einer kleinen, elenden Hütte am Mandu-See, dicht bei der Kirche Utsjoki. Darauf begab er sich nach Finnland und holte von dort eine junge liebenswürdige Gattin, welche, ungeachtet ihrer schwachen Gesundheit, kein Bedenken trug, ihren Gemahl nahe genug bis ans Ende der Welt zu begleiten. Und ihr folgte mit edler Selbstaufopferung Fräulein E. R., welche zu der Zeit erst ein funfzehnjähriges Mädchen war.

Mitten in der kältesten Winterzeit zog die kleine Familie dahin, über die gefürchteten Felsgebirge Lapplands. Hier mußten die jungen Damen es lernen, den kleinen, schwankenden Schlitten in Gleichgewicht zu erhalten, während das Rennthier in unaufhaltsamer Fahrt die steilen Felswände auf- und abwärts eilte. Tag aus Tag ein waren sie genöthigt in dieser unbequemen Equipage, die ihnen nicht den geringsten Schutz gegen die eisigen Gebirgswinde gewährte, eingeengt zu sitzen. Und wenn die Nacht hereinbrach, mußten sie manchmal mit einer Herberge vorlieb nehmen, welche ihnen die Schneeflur oder ein elendes Lappenzelt gerade darbot. Außer solchen für jeden Lapplandsfahrer unvermeidlichen Widerwärtigkeiten, hatten unsere Reisenden manche zufällige Gefahren und Abenteuer zu bestehen, welche ihnen leicht das Leben hätten kosten können. Die gütige Hand der Vorsehung geleitete sie jedoch unbeschadet ans Ziel. Sie gelangten glücklich an ihren Bestimmungsort und so niedrig auch die Hütte war, welche nun ihre Wohnung wurde, so fanden sie sich doch unendlich selig in dem Gefühl, den Stürmen der Felsengebirge entkommen zu sein und nun mit Ruhe an einem wärmenden Herde sitzen zu können.

Diese Freude sollten sie jedoch nicht lange genießen, denn bald nach ihrer Ankunft zu Utsjoki ward ihre kleine Wohnung ein Raub der Flammen. Der Pfarrer war zu der Zeit auf einer Amtsreise abwesend, auch die Dienstboten hatten sich von Hause entfernt und die jungen Damen waren so gut wie allein zu Hause. Man kann sich leicht das Schreckliche ihrer Lage bei diesem unglücklichen Ereigniß denken. Aber nicht weniger schrecklich muß es für S. gewesen sein, bei seiner Rückkunft das Haus niedergebrannt zu sehen und in Ungewißheit über das Schicksal der Seinigen zu schweben. Selbst äußert er sich hierüber in einem Briefe an einen Freund: «Welch ein entsetzlicher Anblick, als ich zwei Tage nach der Feuersbrunst ankam und vor mir die rauchenden Ruinen sah! Mein Rennthier, das nach einer Reise von 11 Meilen ein wenig ermüdet war, ließ ich an dem See, riß mir die Kleider vom Leibe und sprang auf den Hof. Unterdessen fand ich Zeit, mich zu besinnen, daß die Länge des Weges bis zu dem nächsten Nachbarhof südwärts (Pfarre Sodankylä) 50

Meilen und nordwärts bis Wadsöe 16 Meilen betrug und daß meine Frau geſegneten Leibes war. Zunächſt ſtanden 2 bis 3 Hütten ohne Dach und Thür. Ich guckte hinein, fand jedoch kein lebendes Weſen. Da überfiel mich der gräuliche Gedanke: Sind ſie verbrannt? Oder ſind ſie den Flammen entkommen, ſo müßen ſie nothwendig ganz erfroren ſein. Denn nicht einmal irgend ein Lappe wohnte in dem Umkreis einer Meile. Ich wollte rufen, konnte jedoch keinen Laut hervorbringen. In einer ſolchen Lage hätte ich ſicherlich innerhalb weniger Augenblicke den Verſtand verloren, wenn nicht zu gleicher Zeit Emeli und Emma mir aus einer der Lappenhütten entgegen gekommen wären. Das Feuer war in der Nacht ausgebrochen. Um 3 Uhr Morgens erwachte meine Frau und rief die Magd, ohne irgend eine andere Gefahr zu ahnen als daß ſie Rauch im Schlafzimmer merkte. Da ſtand die Küche bereits in Flammen und der Ausgang durch die Thür war unmöglich. Meine Frau mußte durch das Fenſter hinausſpringen, ohne irgend etwas andres umwerfen zu können als ihre Jacke, in welchem Anzuge ſie mir auch entgegenkam. Unaufhaltſam floſſen nun meine Thränen aus reiner Freude meine Theure lebend wiederzufinden. Der Verluſt meines Eigenthums bekümmerte mich wenig, doch die Möglichkeit, daß meine Frau in ihrer damaligen Lage durch Schreck und Anſtrengungen gelitten haben könnte, beunruhigte mich um ſo mehr, als ſpäter mehrere Unglücksfälle vorkamen, welche ihr leicht das Leben hätten koſten können."

Nach der unglücklichen Feuersbrunſt war S. mit ſeiner Familie genöthigt mehr als ein halbes Jahr eine Hütte zu bewohnen, welche den Lappen gewöhnlich während ihrer Kirchreiſen zum Obdach diente. Von dieſer Hütte kommt in dem angeführten Briefe folgende Schilderung vor: „War man durch das Kohlenfeuer auf der einen Seite erwärmt, ſo wandte man die andere, welche unterdeſſen abgekühlt war, zum Feuer. Rauch war immer im Raume, doch das alte Sprichwort: „Hat man Rauch, ſo hat man Wärme" konnten wir nicht anwenden. Das Dach in der Stube oder Hütte ließ Waſſer durch wie ein Sieb und das Unwetter ſpielte harmoniſche Töne durch die Löcher und Ritzen in der Wand."

Während der fünf Jahre, welche ſeit dieſem traurigen Ereigniß bis zu unſerer Ankunft verfloſſen waren, hatte S. bereits Zeit gehabt ſich mit einer neuen Wohnung zu verſehen, die zwar klein und beſchränkt war, aber nichts deſto weniger ein Maß von Glückſeligkeit und Wohlbefinden einſchloß, das gewiß weit größer war als das, welches man gewöhnlich in geräumigen Gemächern antrifft. Die Glieder der kleinen Familie fühlten ſich durch das zarte Band der Liebe mit einander vereint und das war alles, was ſie zu ihrem Glück bedurften. Wenigſtens verſicherte mich S., daß er ſich nirgends in der Welt ſo glücklich gefühlt, als in dieſer Bergkluft, und auch der jungen Frau glitt das Leben leicht und heiter

an der Seite eines geliebten Gatten und geliebter Kinder dahin. Was Fräulein R. betrifft, ſo fand ſie ihr Behagen nicht nur in der Familie, ſondern ſie liebte auch die hohen Felſen mit Enthuſiasmus und es gewährte ihr ein großes Vergnügen, auf den wildeſten Rennthieren über deren Spitzen hinzueilen. Nichts deſto weniger glaubten wir aus den Tönen ihrer Harfe bisweilen eine wehmuthsvolle Klage über die Leerheit des Lebens zu vernehmen. Dieſe Töne machten auf Durchman einen ſo tiefen Eindruck, daß wir nach einem 10tägigen Aufenthalt an der Stelle Gelegenheit hatten, ſeine Verlobung mit dem liebenswürdigen Mädchen zu feiern. Bei dieſem Verlobungsfeſt war jedoch Blank nicht mehr anweſend. Er hatte ſich kurz zuvor den Teno aufwärts nach Muonioniska begeben und den Tag nach der Verlobung, welcher der 9te Auguſt war, trat auch ich zugleich mit Durchman die Rückreiſe nach Enare an.

Hiſtoriſche Sagen.

Nachdem ich einige Tage in Wuoninen zugebracht hatte, ſetzte ich meine Reiſe über Jywälahti nach dem Dorfe Uhtuwa fort, welches, wie man ſagte, aus 90 Häuſern beſtand. Hier verweilte ich ganze 11 Tage und beſchäftigte mich, wie früher, hauptſächlich mit Aufzeichnung von Zauberrunen. Außerdem erhielt ich in dieſem Dorfe verſchiedene Sagen, welche hiſtoriſchen Inhalts waren und ſich meiſtentheils auf den oben berührten Diebskrieg bezogen. Eine dieſer Sagen ſchilderte einen Streifzug, den eine Menge finniſcher Gränzbewohner nach dem Dorfe Alajärwi unternommen hatte. Nachdem ſie das Dorf geplündert hatten, wollten ſie einen von ihnen lange verfolgten und gehaßten Greis mit Gewalt fortſchleppen. Während ſie ihn längs des einen Strandes des Sees fortſchleppten, folgte ſein junger zwölfjähriger Sohn an dem andern und drohte alle Feinde niederzuſchießen, wenn ſie den Vater nicht in Freiheit ſetzten. Weit entfernt, auf die Drohungen des Knaben zu achten, ſchmähten ihn nur die Frevler und behandelten den Vater deſto grauſamer. Als aber der Knabe ſich dadurch nicht abſchrecken ließ, ſondern nach wie vor mit ſeinen Drohungen fortfuhr, verſprachen die Feinde endlich ſeinem Begehren zu willfahren, doch unter der Bedingung, daß er an dem entgegengeſetzten Ufer einen Pfeil abſchießen ſollte, welcher einen auf den Kopf ſeines Vaters geſtellten Apfel (omena) ſpalten würde. Der Knabe machte ſich wirklich an den kühnen Verſuch und der Vater gab ihm hiebei folgenden Rath: «käsi ylennä, toinen alenna, järwen wesi wetää», d. h. «erhebe die eine Hand, ſenke die andere, denn das Waſſer des Sees zieht (den Pfeil) an ſich.» Gegen die Erwartung der Feinde traf der Pfeil richtig ſein Ziel, der Apfel ſpaltete aus einander und der Va-

ter ward aus ſeiner Gefangenſchaft befreit. In einer anderen, echteren Sage wird von einer zahlreichen Schaar finniſcher Gränzbewohner geſprochen, die weit und breit das ruſſiſche Karelien verheerten und plünderten. Um vor der Hand des Feindes zu retten was ſich retten ließ, hatten die Einwohner des Landes ihre Schätze verborgen und ihr aufbewahrtes Korn theils dem Vieh als Futter vorgeworfen, theils auf dem Schnee ausgeſtreut und dadurch, der Erzählung zu Folge, eine gute Ernte erhalten. Während dieſes Plünderungszuges hatte der Feind einen Karelen Namens Lahonen Tiitta überraſcht, als er in den tiefſten Schlaf verſunken da lag. Durch den Lärm erweckt, ſtürzte Lahonen aus ſeinem Bett hinaus, nahm in Haſt Bogen, Pfeile und ein Paar Beinkleider auf die Arme und machte ſich daran, dem verfolgenden Feinde zu entfliehen. Als raſcher Läufer würde er ſich bald durch die Flucht gerettet haben, doch die ſtrenge Winterkälte zwang ihn, an die Bedeckung ſeiner nackten Beine zu denken. Als er nun einen kleinen Vorſprung gewonnen hatte, beſchloß er anzuhalten und die Beinkleider anzuziehen. Kaum hatte er aber das eine Bein bekleidet, als er von dem Feinde eingeholt wurde. Raſch und entſchloſſen ſpannte er ſeinen Bogen und ſobald die Feinde ihm nahten, um ihn anzugreifen, richtete er ſeinen Bogen bald gegen den einen, bald gegen den andern und rief: «katscho, mie ammun (ſieh dich vor, ich ſchieße).» Durch dieſe Liſt brachte er ſeine Feinde in ſolche Verwirrung, daß er wieder Gelegenheit fand zu entfliehen und ſeine Bekleidung zu vollenden, worauf er ſich in der Tiefe des Waldes verbarg. Die raubſüchtigen Feinde ſetzten indeſſen ihren Streifzug fort und kamen, nachdem ſie manche Frevelthaten ausgeübt hatten, zu einem See Namens Tuoppajärwi. Von hier wünſchten ſie auf dem See nach Pääjärwi zu fahren, doch des Weges unkundig, vermochten ſie einen Bauer in Kiisjoki ihr Boot nach dem verlangten Ziele zu ſteuern. Auf dem Wege, welchen die Feinde vorhatten, gab es eine Stromſchnelle Namens Niska, welche einen ſtarken Waſſerfall hatte. Sobald ſie dieſer Stromſchnelle nahe kamen, ſteuerte der Lootſe das Fahrzeug ganz nahe zum Ufer hin, ſprang darauf auf einen Stein und ſtieß dabei das Boot in den Fluß hinaus. Die Feinde konnten nun nicht mehr die Fahrt des Bootes aufhalten, ſondern ſie wurden durch den Strom in die ſiedende Strömung fortgeriſſen. Darauf entdeckte man vierzig Mützen unterhalb des Waſſerfalles.

Außer dieſen und anderen ähnlichen Erzählungen über die Streifzüge der finniſchen Gränzbewohner nach Karelien hörte ich in Uhtuwa Erzählungen von einem Rieſenvolke, welches Naikonkanſa benannt wurde. Ueber die Herkunft dieſes Volkes ging die Sage, daß der Waldgeiſt (metsän paka) ſich ein Weib geraubt und mit ihr einen Knaben und ein Mädchen erzeugt hätte, die ſich ſpäter heiratheten und

eine gottloſe Nachkommenſchaft, welche unter dem angeführten Namen Naikonkanſa bekannt iſt, zur Welt brachten. Allen chriſtlichen Umgang ſcheuend, ſoll dieſes Volk ſich auf einem Berge Namens Haavawara aufgehalten und dort eine in ſich abgeſchloſſene Geſellſchaft gebildet haben. Die Anzahl der Perſonen, welche zu dieſem Geſchlechte gehörten, wird nur auf 17 bogenführende Männer angegeben, welche während des Diebskrieges alle bis auf den letzten Mann ausgerottet worden ſein ſollen. Ueber dieſes Volk habe ich weder früher noch ſpäter irgend eine Sage gehört.

Bergreiſe.

Während unſeres Aufenthalts in Enare erhielten wir die Nachricht, daß der gefeierte lappiſche Miſſionär und Schriftſteller, Paſtor Stockfleth, den wir in Alten aufzuſuchen beabſichtigten, ſich gegenwärtig in Karasjoki befand, wohin man von Enare aus nur 16 kurze Meilen rechnet. Dieſer glückliche Zufall vermochte uns im Anfang des Januars nach Karasjoki zu fahren. Dieſe Kirche iſt durch zwei große Gebirgszüge bemerkenswerth, über welche der Weg faſt ununterbrochen fortgeht, nämlich Muotka- und Iſkuras-tunturi. Den erſten paſſirten wir bei ſtrenger Kälte, ohne jedoch in irgend ein ſchweres Unwetter zu gerathen. Als wir nach einer und einer halben Tagesreiſe uns den genannten Felsrücken abwärts begeben ſollten, betraf mich das Mißgeſchick, daß das Rennthier mitten in ſeiner Fahrt ſtehen blieb, wobei der Keriß (Schlitten) umſchlug und mein rechter Arm ſammt dem Lenkriemen unter den Keriß gerieth. In dieſer ſchwierigen Lage mußte ich vor allen Dingen daran arbeiten, meinen Arm zu befreien. Das konnte ich jedoch nicht thun, ohne gegen die Regel den Riemen fahren zu laſſen. Nun war es auch natürlich, daß das Rennthier, wenn es ſich befreit fühlte, nicht ſtehen und warten würde, bis ich wiederum in den Keriß gekommen wäre, ſondern, ſeiner Natur gemäß, ſchleunigſt ſeinen Kameraden nacheilen und mich auf dem Felſen zurücklaſſen würde. Um dieſem vorzubeugen, faßte ich ſogleich mit meinem linken Arm, der frei und ledig war, die Rückenlehne des Keriß und ließ mich dann vom Rennthier ins Schlepptau nehmen. Dieſe Art zu fahren war jedoch ſo beſchwerlich, daß ich bald von ihr ablaſſen mußte. Bei Finſterniß und Schneegeſtöber hätte dieſer Tag mein letzter ſein können, jetzt hatte ich aber nichts zu fürchten, denn der Wind war gelinde und der Abend hell, ſo daß ich mich nicht leicht vom Wege verirren konnte. Die Kameraden hatten inzwiſchen eine halbe Meile zurückgelegt, bevor mein Ausbleiben bemerkt wurde, und es war ſchon etwas ſehr ſpät am Abend, als ſie mir entgegenkamen. Bald nach dieſem Abenteuer langten wir in Jorgaſtak an, welches eine im Winter unbewohnte Fiſche-

rei am Teno-Fluſſe iſt, wo die Lappen immer anhalten, um mindeſtens ihre Rennthiere weiden zu laſſen. Wir brachten an dieſer garſtigen Stelle eine ſchlafloſe Nacht zu und brachen bereits vor Tagesanbruch auf. Nach einer Fahrt von einer halben Meile auf dem Teno-Fluß, ſtiegen wir auf den Iskuras tunturi, wo meiner wiederum ein Abenteuer harrte. Mein unbändiges Rennthier bekam bei dem Herabfahren von einer Höhe den Einfall, vom Wege abzuweichen und rannte mit der äußerſten Kraft gegen eine Birke, an der ich einen ſo heftigen Stoß erhielt, daß das Blut mir aus Mund und Naſe ſtürzte, da dieſe Theile demſelben am meiſten ausgeſetzt geweſen waren. Bei meiner Trauer und Trübſal wurde ich jedoch ſehr froh, als Lönnrot mir Hoffnung gab, daß die Naſe gerettet werden könnte, obwohl ſie in der That gar ſchlimm zugerichtet war. Da es natürlich einem jeden ſehr daran gelegen iſt, mindeſtens dieſen Körpertheil zu erhalten, faßte ich nun den feſten Beſchluß, ihn nie in Zukunft während meiner Rennthierfahrten irgend einer Gefahr auszuſetzen. Dieſe Vorſicht kann auch in den meiſten Fällen beobachtet werden, inſofern man nicht zu ſehr um ſeine Beine beſorgt iſt, ſondern ſie in allen ſchwierigeren Fällen vorſtreckt und ſie beſonders dazu anwendet, die ſchwankenden Bewegungen des Keriß zu hemmen. Hiebei muß man ſich ſorgfältig hüten, mit der Ferſe dieſe Hemmung herbeizuführen, denn in einem ſolchen Falle iſt man immer in Gefahr, ſich das Bein zu brechen, ſondern man muß ſich rittlings auf den Keriß ſetzen, die Knie feſt an deſſen Seiten andrücken und die Beine nachſchleppen laſſen und mit den Füßen den Keriß verhindern, gegen Bäume und Steine zu fliegen. Die Theorie iſt zwar ganz einfach, die Praxis aber ſchwer, da das Rennthier gerade dann die geringſte Bedenkzeit gibt, wenn man ſie am meiſten nöthig hat, bei dem Hinabfahren von den Bergen. Es eilt dann oft mit ſolcher Geſchwindigkeit dahin, daß man die Gegenſtände ringsum nicht unterſcheiden kann, wenn man es nämlich aushält, ſeine Augen bei der Maſſe von Schnee offen zu halten, welche das Rennthier mit ſeinen Füßen gegen das Geſicht treibt. Sich im Nothfall mit dem Keriß umzuſtürzen, iſt bei tiefem Schnee ein gutes Auskunftsmittel, da die Rückenlehne des Keriß ſich in dem Schnee feſtgeſetzt und faſt augenblicklich dem Laufe des Rennthiers Einhalt thut; auf den Felsrücken aber kann dieſer Ausweg nicht benutzt werden, da der Schnee hier unaufhörlich durch die heftigen Sturmwinde fortgefegt wird. Reiche und vornehme Reiſende pflegen immer mindeſtens ein lediges Rennthier in Reſerve zu haben und es bei dem Hinabfahren von den Höhen und Felſen hinter ihrem Keriß anzubinden, denn es iſt eine Eigenthümlichkeit der hinten angebundenen Rennthiere, daß ſie mit der äußerſten Kraft widerſtreben und das vorgeſpannte Rennthier verhindern Reißaus zu nehmen. Für minder bemittelte Reiſende, welche nicht zu dieſem Ausweg greifen können, iſt es die Haupt-

ſache bei ſolchen Felſenfahrten nie das Rennthier in ſeinem Laufe aufzuhalten, ſondern es nach eigner Luſt davoneilen zu laſſen. Hievon erhielt ich eine deutliche Vorſtellung bei unſerer Herabfahrt von dem Iskuras-tunturi, der einer der höchſten Felsrücken iſt, die ich paſſirt bin. Er ſenkt ſich in vielen ſteilen Abſätzen. Als ich an einem derſelben hinabfuhr, ſuchte ich das Rennthier mit aller Macht zu hemmen, ſtieß mich jedoch hiebei mehrmals an Bäumen und Steinen. Bei einem andern Abſatz ließ ich dagegen das Rennthier ſo raſch es vermochte dahineilen, warf ein anderes Rennthier nieder und überfuhr einen Laſtſchlitten, kam aber doch glücklich den Abhang herab. Damit waren wir auch auf dem Pfarrhof Karasjoki und wurden von Paſtor Stockfleth mit offenen Armen empfangen. In ſeiner Geſellſchaft brachten wir zehn lehrreiche Tage zu und begaben uns dann den 18. Januar wieder nach Enare. Von einem ausgezeichnet ſchönen Wetter begünſtigt war dieſe Rückreiſe eine wirkliche Luſtfahrt. Auf dem Iskuras-tunturi zeigte ſich ſogar die Sonne, obwohl ſie ſich noch nur ein wenig über dem Horizont erhob. Als wir nach einer Tagereiſe am Abende in Jorgaſtak anlangten, konnten wir es nicht unterlaſſen wegen Wiederkunft der Sonne einen kleinen Schmaus zu veranſtalten. Unterdeſſen zogen alle unſere Rennthiere davon, wurden jedoch glücklicher Weiſe auf einem nahebelegenen Felsrücken eingeholt. Noch denſelben Abend begaben wir uns von dannen, fuhren lange irre, entdeckten aber endlich eine Lappenſtube, wo wir den Reſt der Nacht zubrachten. Am folgenden Tage gelangten wir nach Enare.

Zum lappiſchen Volkscharakter.

Man hatte mich während meiner Reiſe durch Lappmarken öfters gewarnt, daß ich mich vor den ruſſiſchen Lappen und beſonders vor deren Weibern in Acht nehmen möchte, da ſie bisweilen in einen wahnwitzigen Zuſtand gerathen und dann nicht wiſſen würden, was ſie thäten. Im Anfang ſchenkte ich ſolchen Erzählungen kein Gehör, ſondern ſah ſie für gewöhnliche, den Lappen angedichtete Fabeln an. Einmal traf es ſich, daß ich in einem Dorfe im ruſſiſchen Lappmarken mit einigen Karelen und zweien ruſſiſchen Kaufleuten zuſammenſtieß. Unter dieſen warnte mich wiederum einer, die lappiſchen Weiber nicht im Geringſten zu ſchrecken und meinte, daß dies eine res capitalis wäre. In Zuſammenhang damit erzählte ein Karele folgende Begebenheit: «Als ich in meiner Jugend im Meere fiſchte, gerieth ich einmal auf ein Boot, das von Lappen gerudert ward. In dem Boote war auch ein Weib, das ein kleines Kind auf ſeinen Armen hielt. Als ſie meine ungewöhnliche Tracht erblickte, war ſie ſo außer ſich vor Schreck, daß ſie ihr Kind ins Meer warf.» Ein anderer Karele führte wieder folgende, ſo lautende Erzählung an: «Vor

vielen Jahren zurück befand ich mich in einem Kreis von terkiſchen Lappen. Wir ſaßen und ſprachen über einen gleichgültigen Gegenſtand, als ſich plötzlich ein Schlag wie von einer Keule oder einem Hammer hinter der Wand hören ließ. Aber was geſchieht? Im Augenblick fallen alle Lappen auf den Boden nieder, zappeln ein wenig mit Händen und Füßen und liegen dann unbeweglich wie die Leichname. Nach einer Weile fangen ſie wiederum an, ſich zu bewegen und ſich ſo zu verhalten, als wäre nichts Ungewöhnliches vorgefallen.» Um mich von dieſen und andern ähnlichen Erzählungen der kareliſchen Bauern zu überzeugen, erbot ſich der ruſſiſche Kaufmann, mir einige Proben der Schreckhaftigkeit der lappiſchen Weiber zu zeigen. Vorher ſchaffte er alle Meſſer, Aexte und andere leicht zugängliche gefährliche Dinge bei Seite. Darauf trat er ſehr haſtig vor ein Weib und ſchlug ſeine Hände zuſammen. Sogleich ſtürzte das Weib wie eine Furie auf ihn, kratzte, zauſte, ſchlug und peitſchte ihn auf das Nachdrücklichſte. Nachdem ſie ſo eine Weile den armen Kaufmann gemißhandelt hatte, ſank ſie auf eine Bank nieder und ſtand einen gewaltigen Kampf aus, bevor ſie wieder zu Athem kam. Wiederum zu voller Beſinnung gekommen, beſchloß ſie, ſich ferner nicht erſchrecken zu laſſen. Auch lief der nächſte Verſuch ſo ab, daß ſie nur einen lauten, durchdringenden Schrei von ſich gab. Während ſie ſich über den mißglückten Verſuch freute, ließ der andere Kaufmann ein Taſchentuch über ihre Augen fahren, ſprang aber zugleich aus dem Zimmer. Nun war zu ſehen, wie das Weib von dem einen zu dem andern ſtürzte, ſich auf den Boden warf, einen andern ſchlug, einige gegen die Wand ſchleuderte, andere bei den Haaren ſchüttelte. In einer Ecke des Zimmers ſitzend, erwartete ich mit ungeduldiger Angſt, daß die Reihe auch an mich kommen würde. Mit Grauſen ſah ich ſie endlich ihren wild ſtierenden Blick auf mich heften; darauf ſtürzte ſie mit ausgeſtreckten Armen gegen mich und wollte mir gerade mit ihren Nägeln ins Geſicht fahren, als zwei handfeſte Karelen ſie zu rechter Zeit auf die Seite ſchoben. Ohnmächtig ſank ſie ihnen in die Arme. Man glaubte, daß meine Brille ſie zu dieſer wilden Raſerei gereizt hätte. Man ſuchte auch ein junges Mädchen auf die Art zu erſchrecken, daß ein Kienſpan auf ihren Kopf herabgelaſſen wurde. Sie fuhr zuſammen und lief hinaus. Ferner ſchlug man mit einem Hammer gegen die Außenwand. Das obengenannte Weib ſprang auf, bedeckte jedoch zugleich ihre Augen mit ihren Händen und kam dann wieder ſchnell zur Beſinnung. — Dieſe Thatſachen, ſo unbedeutend ſie auch ſein mögen, dürften dennoch als Beweis dazu dienen, daß rohe Menſchen leicht aus ihrer Faſſung gebracht werden und in einen ohnmächtigen Zuſtand gerathen können; beſonders muß dies von den Zauberern und Beſchwörern gelten, welche durch heftige Extaſen und unnatürliche Anſtrengung ihrer Seelenkräfte ſich oft gegen ihre menſchliche Natur Gewalt angethan haben.

Um aber auf die Zauberkunſt der ruſſiſchen Lappen zurückzukommen, ſo habe ich bei ihnen keine Beſchwörungsformeln, gleich den Zauberleſungen (luwat, Einzahl luku) der Finnen entdeckt, ſondern nur gewiſſe traditionelle Kunſtgriffe und ſymboliſche Handlungen bemerkt. Als Beiſpiel dieſer Art von Zauberei muß ich anführen, wie ein Weib im ruſſiſchen Lappmarken eine Gliederverrenkung heilte. Sie ſtrich ihre Finger auf der verrenkten Stelle hin und her und ſchien gleichſam nach den Schmerzen zu forſchen. Nach vielem Suchen gelang es ihr auch, ſie zwiſchen ihre Fingerſpitzen zu bekommen. Darauf quetſchte ſie dieſelben zwiſchen ihren Nägeln, führte ſie ſo zum Munde, zermalmte ſie zwiſchen den Zähnen und ſpie endlich die ſo zugerichteten Plagegeiſter aus. Dies wiederholte ſich mehrmals, dabei kam aber keine Beſchwörung vor, denn das Weib ſprach während der ganzen lächerlichen Operation über gleichgültige Gegenſtände. Mehr vermag ich mich nicht auszulaſſen über die Beſchaffenheit der Zauberkunſt der ruſſiſchen Lappen, weil ich weder mit ihnen ſo geläufig ſprechen konnte, wie es nothwendig geweſen wäre, um die Geheimniße der Magie zu ermitteln, noch die Theile des ruſſiſchen Lappmarkens beſucht habe, wo die Zauberkunſt hauptſächlich betrieben wird.

Nun noch einige Worte über den Charakter der ruſſiſchen Lappen. Der lappiſche Charakter iſt ſich überall ziemlich gleich; er läßt ſich mit einem Bach vergleichen, deſſen Wellen ſo leiſe einherfließen, daß man kaum merkt, ob ſie ſich bewegen. Kommt irgend ein größeres Hinderniß dem Bach in den Weg, ſo biegt er ſich hübſch auf die Seite, gelangt jedoch endlich zum Ziel. So iſt auch der Charakter des Lappen: ſtill, friedlich, nachgiebig; Friede iſt ſein Wahlſpruch; nach Frieden iſt ſeine erſte Frage, Friede iſt ſein Abſchiedsgruß, Friede iſt ihm ſein Alles. Den Frieden liebt er wie eine Mutter das Kind, das ſie an ihrer Bruſt genährt hat. Die Sage erzählt, daß im lappiſchen Lande alles im äußerſten Maße nackt, häßlich und arm ſei, fügt jedoch hinzu, daß in der Tiefe das meiſte Gold verborgen ſei. Einen ſchönern Schatz kann man wohl kaum haben, als die friedliche Ruhe, in deren Beſitz der Lappe iſt. Der meiſten Genüſſe des Lebens beraubt, von einer unbezwinglichen Natur umgeben, in Armuth und Elend verſenkt, hat er das beneidenswerthe Loos, mit einer unerſchütterlichen Ruhe alle Mühſeligkeiten aushalten zu können. Er fordert nur als unvermeidliche Bedingung ſeines Wohlſeins, nicht in dem Genuß ſeines Wenigen, nicht in ſeinen alten Sitten geſtört oder auf irgend eine Weiſe ſeines Friedens beraubt zu werden. Die mißgünſtige Natur treibt ihn oft zu Arbeit und Thätigkeit, aber unterdeſſen überläßt er ſich gern einem gemüthlichen, oder, nach ſeiner eignen Terminologie, einem friedlichen Leben. Er liebt nicht weitausſehende Pläne, kluge Berechnungen oder irgend eine auswärtsgerichtete Thätigkeit, ſondern er lebt lieber in eine ſtille Betrachtung über religiöſe und andere

Gegenſtände, die ſich in ſeiner kleinen Welt vorfinden, verſunken. — Es dürfte ſchon aus dieſer kurzen Schilderung hervorgehen, daß der finniſche Typus ſich auch in dem lappiſchen Volkscharakter wieder abſpiegelt. Wie der Lappe, beſitzt auch der Finne im Grunde daſſelbe ſtille, friedliche, verträgliche Weſen. Auch er gibt gern nach, ſo lange es ſich nur um eine Kleinigkeit handelt; gilt es aber eine in ſeinen Gedanken wichtige Angelegenheit, ſo iſt er ein Held. Auf dieſelbe Weiſe wird auch der Lappe bisweilen zu einer höchſt hartnäckigen Anſtrengung angefeuert, verliert jedoch leicht die ruhige Beſinnung, die ſeinen männlichern Bruder, den Finnen, ſelten verläßt. Die einwärtsgekehrte Seelenthätigkeit, die ruhige Meditation iſt auch beiden gemeinſam, doch iſt ſie bei dem Lappen zwergartiger als bei dem Finnen. Ferner haben auch die Lappen ihr tüchtiges Theil des traurigen Naturells, welches die Finnen und den finniſchen Stamm überhaupt charakteriſirt; doch die tiefe Trauer, welche ſchonungslos an ihrem eignen Mark zehrt und zum finniſchen Heroismus gerechnet worden iſt, dürfte nicht zum lappiſchen Naturell gehören. Ueberhaupt ſcheint es, als wäre der Lappe der ſchwächere Bruder des Finnen oder als hätte er mehr von der Mutter, der Finne dagegen mehr von ſeinem Vater geerbt.

Die Kanin-Samojeden.

Schon in Meſen ſah ich ſchwerbepelzte Samojeden ſich durch die Gaſſen ſchleppen. Ich ſuchte einen und den andern unter ihnen zu vermögen, bei mir als Dollmetſcher und Lehrmeiſter in den Dienſt zu treten, ſie nahmen jedoch mein Anerbieten ungern an und erfüllten ihre Pflicht auf eine ſolche Weiſe, daß ich bald genöthigt war ſie alle zu verabſchieden und mich nach einem 40 Werſt von Meſen belegenen Dorfe Namens Somſha, wo zu der Zeit der eigentliche Aufenthalt der Samojeden ſein ſollte, zu begeben. Doch wollten meine Bemühungen auch nicht einmal dort durch irgend einen Erfolg gekrönt werden, denn eine allgemeine Leidenſchaft zum Trinken war über das arme Volk gekommen. Ich nahm die nüchternſte Perſon, die es in Somſha gab, in meinen Sold, aber auch dieſe war nach unſerer Vorſtellung ein Trunkenbold. Hierauf verſuchte ich eine Samojedin mir zu Hülfe zu nehmen, aber auch dieſe konnte ſich nicht einen einzigen Tag nüchtern erhalten. Darauf wandte ich mich an einen verarmten Bettler, der unmöglich einen Rauſch bezahlen konnte; auch mit dieſem konnte nichts ausgerichtet werden, da ſein träges Gemüth ihn nicht dazu kommen ließ an eine deutliche Antwort zu denken. Da es mir alſo nicht glückte in Gutem einen tauglichen Dollmetſcher und Sprachlehrer zu erhalten, nahm ich endlich meine Zuflucht zu meinen miniſteriellen Papieren, in der Hoffnung, daß es mir durch deren Hülfe beſſer bei meinem Vorhaben glücken

würde. Ich ließ demnach aus der Schenke ſämmtliche anweſende Samojeden zuſammenrufen, theilte ihnen den Inhalt der Documente mit und forderte ſie in Folge deſſen auf, daß man mich mit einem nüchternen, ordentlichen und vernünftigen Dollmetſcher verſehen möchte. Gehorſam und furchtſam wie die Samojeden ſind, ſetzten ſie ſich ſogleich zu Rath und erſahen zu meiner Hülfe einen an demſelben Tage von Kanin Nos angelangten Samojeden aus, der für den nüchternſten und klügſten Mann auf der ganzen Kanin'ſchen Tundra galt. Er ward herbeigerufen und ſchien anfangs ſeine Pflicht zu thun, aber nach einer Beſchäftigung von einigen Stunden langweilten ihn meine Fragen und er gab ſich für krank aus. Er legte ſich auf den Boden, hatte Schmerzen, ſtöhnte und klagte, kroch zu meinen Füßen und bat um Erbarmen, bis ich durch ſeine Bitten ermüdet ihn in meinem Zorne zur Thür hinausſtieß. Bald darauf ſah ich den Mann betrunken auf dem Schnee unweit der Schenke liegen.

Er war jedoch nicht der einzige, der unter der Bürde des Rauſches niedergeſunken war, ſondern das ganze Schneefeld rings um den Tempel des Bachus war von erſchlagenen Helden und Heldinnen angefüllt. Sie lagen alle mit dem Geſicht zum Schnee gekehrt und waren zur Hälfte überſchneit. Grabesſtille herrſchte in dieſem Kreiſe, aus der Schenke ſelbſt aber hörte man den wildeſten Lärm. Deſſenungeachtet fielen keine Schlägereien vor, ſondern alle waren herzensfroh und verſöhnlich geſtimmt. Oft ſah ich halbberauſchte Perſonen männlichen Geſchlechts aus der Schenke kommen und eine Kaffekanne in der Hand halten. Aus Furcht irgend etwas von dem Inhalt der Kanne zu vergießen, wanderten ſie mit großer Vorſicht auf dem Schneefeld hin und her, betrachteten unterdeſſen jeden gefallenen Cameraden ſehr genau und ſuchten augenſcheinlich nach einer Gattin, einer Mutter, einer Braut oder irgend einem andern theuern Gegenſtand. Sobald die beabſichtigte Entdeckung gemacht worden war, wurde die Kanne bis auf Weiteres auf dem Schnee bei Seite geſetzt und nun unternahm man es den Schlummernden in eine nach oben gekehrte Stellung zu bringen. Sobald dieß bewerkſtelligt worden war, nahm man wiederum die Kaffekanne in die Hand, ſetzte die Röhre der Kanne in den Mund des Lieblings und ließ den lieblichen Branntweinsnektar in deſſen Hals hinabrinnen. Hierauf kehrte man den Patienten in ſeine frühere Stellung und unterließ es nicht ſein Geſicht gut zu bedecken, da es ſonſt eine oder die andere Froſtbeule hätte erhalten können.

Da ich nicht einmal in Somſha meine philologiſchen Studien ordentlich betreiben konnte, pflegte ich oft zum Zeitvertreib dieſe zärtlichen, liebevollen Scenen, die ſich faſt alle Tage wiederholten, zu betrachten. Inzwiſchen hielt ich mich meiſt in einem bei dem Dorfe belegenen Zelte auf, welches von Bettel-Samojeden bewohnt wurde und nun mir im Nothfall als Studirzimmer dienen mußte. Hier konnte natürlicher Weiſe

nicht die Rede ſein von genauen Beobachtungen in Bezug auf die Sprache, ich luſtwandelte jedoch von Zeit zu Zeit zum Zelt, da hier für mich, den Anfänger, doch immer etwas zu holen war. Auf dieſen Spaziergängen beſtand ich einmal ein Abenteuer, welches mich leicht von meinen Beſuchen im Zelte hätte abſchrecken können, wenn ich nicht durch eine andere Urſache veranlaßt worden wäre dieſelben einzuſtellen. Ich hatte mich eines Abends während meines Aufenthalts im Zelte bemüht einige ſamojediſche Redensarten kennen zu lernen und gerade zum Vergnügen der Samojeden die Worte tanser numgana (es iſt Unwetter bei Gott) auszuſprechen geſucht, als ſich in der That ein ſchrecklicher Sturm vernehmen ließ. Das Zelt krachte, der Schnee drang durch die Ritzen und das Rauchloch ins Zelt, die Theerlampe erloſch und die Samojeden zogen ſich unter ihre Felle zurück. Ich, der ich kein Fell hatte, konnte nichts anders thun, als zur Thür hinauskriechen und meine Wanderung ins Dorf antreten. Die Entfernung war gar nicht groß, der heftige Sturm aber machte meinen Spaziergang ſehr beſchwerlich. Ohne auch die Winde auf einer ſamojediſchen Tundra ausgeſtanden zu haben, wird wohl jeder erfahren haben, daß man bei Sturm und Unwetter ſchwer athmet, es ſchwer hat die Augen offen zu halten und gerade auf den Beinen zu ſtehen. Dieſe Unbequemlichkeiten veranlaßten mich von Zeit zu Zeit dem Winde den Rücken zuzukehren, um ein wenig athmen zu können, den Schnee von meinen Augen zu wiſchen und nach der übermäſſigen Anſtrengung auszuruhen. Aber während dieſer Schwenkungen wurde ich bald ſchwindlig und konnte um ſo weniger den richtigen Weg wiederfinden, als der Wind bald aus der einen, bald aus einer andern Gegend blies. Ich hatte kürzlich das Gedicht Karamſin's von dem im Schneegeſtöber tanzenden Zauberer geleſen und dieſe Phantaſie trat nun lebhaft vor meine Seele, während ich gegen die Winde der Luft kämpfte und vergebens einen Lichtſtrahl aus meiner Wohnung zu entdecken ſuchte. Ich glaubte böſen Mächten als Raub anheim gefallen zu ſein und dieſe Phantaſie ward noch mehr geſteigert, als ich bald darauf ein ſchweres Keuchen hart an meiner Seite zu vernehmen anfing. Hierdurch ließ ich mich jedoch nicht abſchrecken, ſondern beſchloß eine genaue Unterſuchung über dieſes ſpukähnliche Phänomen vorzunehmen. Ich entdeckte bald, daß es ein Samojede war, der ſeine Rennthiere auf der Tundra ausruhen ließ, und gab mich ihm durch ein Wohin? zu erkennen. «Zur Schenke», antwortete eine feſte Stimme. Hierauf ſtellte ich mich dem Samojeden als reiſenden Beamten vor und leitete mit ihm ein Geſpräch ein, wobei ich unter anderm ihn über die Anzahl der Rennthiere, die er vor ſeinen Schlitten geſpannt hätte, befragte. Meine Abſicht bei dieſer Frage war keine andere, als dem Samojeden auf eine höfliche Weiſe zu ſagen: «Du fährſt wohl mit ſo vielen Rennthieren, daß ſie uns beide nach dem Dorfe bringen können. Der Samojede aber deutete mit ſeinem

argwöhniſchen Gemüth meine Frage ſo, als hätte ich ein Gelüſte nach ſeinen Thieren gehabt. Er fing deshalb an mich um Gnade und Verſchonung zu bitten und fiel vor meinen Füßen auf die Knie. Meiner Seits verſprach ich ihm nicht allein ſeine Rennthiere unangetaſtet zu laſſen, ſondern ihn auch mit einem Schnaps zu bewirthen, falls er mich ins Dorf bringen würde — ein Vorſchlag, auf den der Samojede mit Freude einging. Bei der Rückkunft in meine Wohnung erfuhr ich, daß der Civil-Gouverneur von Archangel ganz kürzlich in Meſen angelangt war und daß ein Samojediſcher Tadibe oder Zauberer ſeine Künſte vor ihm zeigen ſollte. Dieß war für mich ein Beweggrund in mein Hauptquartier nach Meſen zurückzukehren, denn ich hoffte mit Sicherheit zu der Vorſtellung eingeladen zu werden. In dieſer Hoffnung ward ich auch nicht getäuſcht. Zwar donnerte der Tadibe in dem Zelt mit ſeiner Trommel und ſuchte das zukünftige Schickſal der Anweſenden zu erſpähen, ich merkte jedoch bald, daß er ſeine Sache als Scherz behandelte und um den möglichſt beſten Preis ſich aus der Affaire ziehen wollte. Als ich ſpäter unter vier Augen dem Tadibe meine Unzufriedenheit über die Art und Weiſe zu erkennen gab, mit welcher er bei der Ceremonie zu Werke gegangen war, verſprach er mir ein weit beſſeres Probeſtück in ſeinem eignen Zelt auf der kanin'ſchen Tundra zu zeigen. Wir kamen überein, uns dort nach Verlauf einiger Tage zu treffen und machten uns beide dazu bereit, unſere Abreiſe von Meſen anzutreten.

Eine ſamojediſche Hochzeit.

Durch die Einfalt meines neuen Lehrers ermüdet, ward ich gewaltig froh, als die Frau des Prieſters mir eines Morgens den Vorſchlag machte, in ihrer Geſellſchaft auf eine ſamojediſche Hochzeit zu fahren, welche ungefähr 30 Werſt von der Kirche gefeiert wurde. Während ſie ſich reiſefertig machte, rief ich unſere ſamojediſchen Begleiter herein und ließ ſie über den Hergang bei einer ſamojediſchen Heirath Rechenſchaft geben. Ihr Bericht lautet kurz zuſammengefaßt etwa folgendermaßen: Wenn ein Samojede heirathen will, ſieht er ſich nach einem Freiwerber um und begibt ſich mit dieſem zu dem Wohnſitz der Eltern des auserkornen Mädchens. Sind ſie zum Zelte gekommen, ſo muß dem Herkommen nach der Freier draußen bei ſeinem Schlitten bleiben. Der Freiwerber begibt ſich hinein, wendet ſich an den Vater oder Vormund des Mädchens und trägt ſein Anliegen vor. Iſt die Antwort eine verneinende, ſo kehrt man ſofort nach Hauſe zurück. Gibt aber der Vater ſeine Einwilligung, ſo frägt der Freiwerber wieder, wann die Hochzeit gefeiert werden ſoll. Noch weiß man nicht, ob es zu einer Hochzeit kommt, denn bei den Samojeden iſt es der Brauch, daß der Freier etwas für das

Mädchen ihrem Vater bezahlen muß. Zuvor hat man von Seiten des Freiers den Werth der Braut taxirt und der Freiwerber iſt davon unterrichtet. Wenn aber der Vater des Mädchens einen höhern Preis für ſeine Tochter verlangen ſollte, ſo geht der Freiwerber zum Freier und berathſchlagt mit ihm, ob man vielleicht ein oder zwei Rennthiere zulegen könne. So wird gehandelt, gedungen und geboten, bis die Sache auf die eine oder die andere Art abgemacht iſt Kommt man nicht über den Preis überein, ſo tritt der Freier nicht ins Zelt. Glückt es aber dem Freiwerber, den Handel abzuſchließen, ſo führt er den Bräutigam hinein.

Nach der Verlobung beſucht der Bräutigam die Braut nicht, ſondern alle Angelegenheiten werden vermittelſt des Freiwerbers abgemacht. Kurz vor der Hochzeit begeben ſich die Verwandten der Braut zum Bräutigam zu Gaſt. Nachdem man nach Herzensluſt gegeſſen und getrunken hat, bindet der Freiwerber vier Rennthiere, zwei Ochſen und zwei Kühe der Reihe nach hinter einander, bedeckt die beiden vordern mit einem rothen Tuche, hängt eine Glocke an den Hals des vorgeſpannten Rennthiers, führt die Rennthiere dreimal um das Zelt herum und ſpannt ſie dann vor den Schlitten des Bräutigams. Nun geht es zur Braut. Der Bräutigam fährt voran und der Freiwerber lenkt ſeine Rennthiere. Iſt man angekommen, ſo fährt der Freiwerber dreimal um die Hochzeitsſtelle, bleibt hinter derſelben ſtehen und läßt den Bräutigam dort in ſeinem Schlitten ſitzen. Bei der Ankunft des Bräutigams wird ein Rennthier geſchlachtet. Man leert ein Glas und beginnt die Mahlzeit; der Bräutigam darf jedoch nicht zugegen ſein, ſondern der Freiwerber bringt ihm Speiſe und Branntwein hinter das Zelt, wo er ſitzt. Nachdem die Mahlzeit vorüber iſt, wird der Bräutigam endlich durch den Freiwerber ins Zelt geführt. Hier ſitzen auf der einen Seite des Herds die Anverwandten des Bräutigams, auf der andern die der Braut. Der Bräutigam tritt zu den Angehörigen der Braut und ſetzt ſich ihr zur Rechten. Der Freiwerber ſitzt zu den Füßen der Braut und des Bräutigams. Nachdem jeder ſeinen geſetzlichen Platz eingenommen hat, fängt der Wirth an, die Gäſte mit Branntwein zu bewirthen. Das erſte Glas reicht er vermittelſt des Freiwerbers dem Bräutigam. Dieſer trinkt es zur Hälfte aus und gibt die andere Hälfte der Braut. Wenn alle Gäſte mit einem oder mehreren Gläschen bewirthet ſind, fängt man an, gekochtes Fleiſch zu eſſen; das Herz wird dem Brautpaar gegeben. Nach der Mahlzeit hört alle Ceremonie auf; ein jeder trinkt ſo viel er vermag. Die Hochzeit endet mit Branntwein. Sollte aber der Branntwein auch am erſten Hochzeitstage ein Ende nehmen, ſo muß der Bräutigam doch auf jeden Fall bis an den folgenden Morgen dort bleiben. Darauf begibt man ſich zu ſeinem Zelt. Die Braut liegt bedeckt in ihrem Schlitten; ihre Rennthiere werden von der Mutter des Bräutigams gelenkt. Sobald man

angekommen iſt, fährt die Schwiegermutter mit der Braut dreimal um das Zelt. Darauf wird die Decke der Braut abgenommen und die Schwiegermutter führt ſie ins Zelt. Hier beginnt eine neue Hochzeitsbewirthung; es werden Rennthiere geſchlachtet, Branntwein vorgeſetzt, man ſingt, ſtreitet, ſcherzt und ſchlägt ſich.

Es war ein Act oder vielmehr eine Scene dieſes romantiſchen Dramas, welche ich mit der Frau des Prieſters anzuſchauen fuhr. Bei unſerer Ankunft zur Hochzeitsſtelle war die Handlung ſo weit vorgeſchritten, daß alle ſchon gut bewirthet waren. Einige lagen bereits ohnmächtig auf dem Felde. Sie lagen dort mit entblößtem Haupte; dieſes war in den Schnee geſunken und der Wind beſchneite das Angeſicht. Aber ſieh! da kommt ein Ehemann, taumelt von der einen Leiche zur andern, erkennt ſeine Gattin, faßt ſie beim Kopf, wendet ſie mit dem Rücken gegen den Wind und legt ſich darauf an ihre Seite, Naſe gegen Naſe. Dort geht ein anderer mit einer Kaffekanne in der Hand, ſucht ſeine Theuerſte, findet ſie und fängt an, Branntwein ihr in den Hals zu gießen. Dort ſtößt einer auf ſeinen Feind, gibt ihm einige hinterliſtige Schläge und entfernt ſich. Hier wird wieder ein armer Schlucker auf den Schlitten gehoben, man bindet ihn auf demſelben feſt, nimmt ſeine Rennthiere ins Schlepptau und fährt ſeiner Wege. Während ich daſtand und dieſe bacchantiſchen Auftritte betrachtete, umſchwärmte mich eine Menge halbberauſchter Hochzeitsgäſte. Jeder hatte etwas zu ſagen oder zu fragen und alle machten Anſpruch darauf, gehört zu werden. Außer Stand, auf einmal mit der ganzen Geſellſchaft zu ſprechen, wandte ich mich zu dem Nüchternſten. Da faßten mich die übrigen am Pelz, fingen an, mich zu ziehen und ein jeder an ſich zu reißen. Ich that einen verzweifelten Ausfall und ſchlug mich glücklich durch den Kreis, eilte darauf, meinen Verfolgern zu entgehen, ſah in einiger Entfernung eine Menge Mädchen und ging auf dieſe zu. Die Mädchen waren mit einem Spiel eigner Art beſchäftigt. Sie hatten ſich in zwei Gruppen vertheilt, ſieben in jeder Gruppe und ſtanden einander gegenüber. Man ſpielte Ball mit einer Mütze. Die Gruppe, welcher die Mütze zugeworfen wurde, wandte ſich um und ſuchte dieſelbe beſtmöglichſt zu verſtecken. Darauf warfen ſich dieſe ſieben auf eine Höhe auf dem Schnee. Sodann kamen die ſieben andern, fielen über die Gegenpartei her und begannen einen Streit um die Mütze. Zuerſt balgte man ſich auf dem Schnee, dann ſtand man auf und ſetzte den Streit fort, bis die Mütze gefunden war. Das Spiel ward mit einem ſolchen Eifer ausgeführt, daß man mich anfangs nicht bemerkte. Als aber meine Anweſenheit entdeckt war, ging es mit aller Eile weit hinaus auf die Tundra. Nun kehrte ich zum Zelt zurück; der Wirth kam mir auf dem Wege entgegen und lud mich auf eine Taſſe Thee ein. Wir traten ins Zelt; es war groß, jedoch nicht rund oder pyramiden-

förmig, wie die Zelte der Samojeden gewöhnlich construirt sind, sondern länglich und aus zwei gewöhnlichen Zelten zusammengefügt. Hier lagen und saßen neben einander Männer, Weiber, Greise, junge Mädchen. Unter der Zahl der zu Boden Gestreckten befand sich auch der Bräutigam. Ich setzte mich, um Thee zu trinken, zugleich mit dem Wirth und dem Freiwerber.

Nachdem der Thee getrunken war, befahl der Wirth, ein vorzügliches Rennthier zu schlachten. Ein gelinder Schlag mit dem Axtrücken gegen die Stirn, streckte das Rennthier zu Boden. Darauf stach man ein Messer ins Herz und zog die Luftröhre heraus. Hierüber entstand unter der Menge ein heftiger Streit, der so endete, daß die nächsten Anverwandten des Bräutigams sich in die Kehle theilten und ein jeder auf der Stelle seinen Antheil verzehrte. Dem Rennthiere wurde die Haut abgezogen, der Bauch aufgeschnitten, das Ungenießbare fortgeworfen und das Thier auf den Rücken gelegt. Es bot den Anblick einer großen länglichen Schüssel dar, wo in einer ansehnlichen Blutmasse die Lunge, Leber und andere Leckerbissen schwammen. Der Wirth nahm mich bei der Hand, führte mich an die Seite des Rennthiers und bat mich, die Mahlzeit zu beginnen. So deutlich auch seine Meinung ausgesprochen wurde, war ich doch einfältig genug, dieselbe nicht zu verstehen. Ich blieb deshalb ganz unthätig bei dem Schlachtopfer stehen. Unterdessen versammelten sich die Hochzeitsgäste um dasselbe, holten ihre langen Messer, schnitten sich Stücke von dem warmen, rauchenden Fleisch ab, tauchten das Fleischstück in das Blut, führten es mit der einen Hand zum Munde, kauten dann mit aufwärts gewandtem Gesicht und schnitten während des Kauens einen Theil des Stücks ab. Wiederum wurde das Stück ins Blut getaucht und so zum Munde geführt. Das Blut rann an den Mundwinkeln und an dem ausgestreckten Halse herab! Die Lunge und Leber wurden als Dessert verzehrt. Nachdem die widerliche Mahlzeit zu Ende war, bat ich, daß ein Stück Fleisch für mich und die Frau des Priesters gekocht werden möchte. Diese Bitte war jedoch überflüssig, denn im Zelte kochte bereits ein großer Kessel. Halb roh wurde das Fleisch aus dem Kessel genommen und auf einer großen Schüssel unter die vornehmsten Hochzeitsgaste vertheilt. Ich sollte mit dem Wirth und dem Freiwerber aus derselben Schüssel essen. Während der Mahlzeit sangen die Mädchen samojedische Lieder, die ihrem Inhalt nach schön waren, nach einer Melodie, welche der Froschmusik ähnlich genug war. Der Gesang und die Mahlzeit wurden durch einen tragischen Auftritt unterbrochen. Durch die Thür guckte ein Samojede mit spitzigem Gesicht herein und bat mit einer kreischenden Stimme, an der Hochzeitsfreude Theil nehmen zu dürfen. Einige unter den Gästen baten den Mann näher zu treten und dieser gehorchte der Einladung. Dies geschah ohne Wissen des Wirths. Als dieser den ungebetenen Gast gewahr ward,

befahl er ihn hinauszuwerfen. Viele bereitwillige Hände beeilten ſich, den Befehl zu vollziehen; andere dagegen rüſteten ſich zur Gegenwehr. Der Wirth und der Freiwerber geriethen einander in die Haare; ich ward aufs Jämmerlichſte zwiſchen ihnen eingezwängt. Im Zelt war ein großer Tumult, man ſchrie, fluchte und prügelte ſich, Grapen, Kaffekannen, Fleiſchſchüſſeln, Bütten, alles ward umgeſtürzt. Das Spiel endigte endlich ſo, daß der Samojede hinausgetrieben wurde. Nachdem die Leute wieder zur Ruhe gekommen waren, erzählte mein Wirth, daß ein Schmarotzer ihm neulich ein Schreiben gezeigt hätte, das von mir verfaßt und des Inhalts geweſen ſein ſollte, daß der Samojede in jedem Zelt für mich 20 Rubel Banco-Aſſ. erheben ſollte. Die Widerſpenſtigen ſollten gefangen nach Archangel geſchickt werden. Für dieſe niedrige Betrügerei wollte mein Wirth ſeinen argliſtigen Bruder beſtrafen und betheuerte nun vor dem Heiligenbilde, daß der Betrüger nie mehr ungeſtraft in ſein Zelt treten dürfte.

Nun wäre es wohl Zeit einige Worte von dem Bräutigam zu ſprechen; doch von dem Bräutigam iſt wenig mehr zu erzählen, als daß er während der ganzen Zeit, die ich der Hochzeit beiwohnte, betrunken bei der Zeltthür lag. Außer einem blutigen Geſicht bemerkte ich an ihm nichts Beſonderes. Er hatte eine gewaltige Maliza, d. h. einen mit der Haarſeite dem Körper zugewandten Rennthierpelz, der ſeiner Form nach einem Hemd ähnlich war. Die Maliza war weder mit einem glänzenden Ueberzug noch mit irgend einer zierlichen Hundsfellverbrämung verſehen. Dem Ausſehen nach war der Bräutigam andern Samojeden ähnlich; er hatte breite Backenknochen, dicke Lippen, kleine Augen, eine niedrige Stirn und eine platte Naſe, welche faſt eine gerade Linie mit der Stirn bildete, große Naſenlöcher, pechſchwarzes, borſtenähnliches Haar, einen ſpärlichen Bartwuchs, eine dunkle Haut mit mehreren Malen, die auch bei dem mongoliſchen Volke angetroffen werden. Die Braut war ſehr jung, bei den Samojeden aber galt ſie für eine wirkliche Schönheit. Ein kleines, rundes Geſicht, volle, roſenrothe Wangen und Lippen, eine weiße Stirn, ſchwarze Locken, kleine dunkle Augen ſind Kennzeichen einer Schönheit von dem ſamojediſchen Stamm. So wird in einem ſamojediſchen Liede eine Jungfrau wegen ihrer kleinen Augen, ihres breiten Geſichts und deſſen Röthe, welche der Morgenröthe vor einem einbrechenden Unwetter gleicht, wegen ihrer geraden Naſe und ihres auswärts gekehrten Ganges geprieſen. Auch ein anderes Ideal einer ſolchen Schönheit, welches noch zu der Zahl der Unverheiratheten gehörte, ließ ſich auf der Hochzeit ſehen, und es machte mir Vergnügen zu bemerken, wie alle Junggeſellen ſie nicht wie gewöhnlich auf die Naſe, ſondern auf ihre rothen Lippen küſſen wollten. Etwas, was in hohem Grade zu der Anmuth einer jungen Samojedin beiträgt, iſt ihre geſchmackvolle Tracht, eine kurze Rennthierfelljacke, welche dicht anſchließt, ſich aber unten erwei-

tert und an den Knieen mit einer reichlichen Verbrämung von Hundefell endet. Der zurückgeſchlagene Kragen derſelben, welcher auf der vollen Bruſt zugeknöpft wird, iſt den Augen ausgezeichnet angenehm. Die Waden werden von bunt zuſammengeflickten Rennthierbeinlingen bedeckt. Dieſe Tracht an eine Wand zu hängen und mit anatomiſcher Genauigkeit ihre Tauſende und aber Tauſende von bunten Stückchen zu unterſuchen, hieße ſeine Lachmuskeln allzuſehr bloßſtellen, für eine lebensfriſche Samojedin iſt ſie aber eine ſehr natürliche Zierde. Oder liegt vielleicht keine Natur darin, daß eine Jungfrau ſich ſcheut ihre geſchmeidige Geſtalt in das zottige Fell eines wilden Thiers zu kleiden? Dieſes Fell kann ſie zwar nicht vollkommen entbehren, aber ſie formt es mindeſtens nach ihren geſchmeidigen Gliedern und benäht es mit Roth und Gelb und Blau, damit man ſie nicht für einen Hund, ein Rennthier, einen Wolf oder etwas dergleichen halten möge. Das wirklich Komiſche in dem Schmuck einer Samojedin ſind ihre doppelten mit Band zuſammengeflickten und mit Knöpfen oder andern Zierathen überdeckten Haarflechten, welche bisweilen bis auf die Ferſen herabhängen. In dieſer Nationaltracht zeigte ſich auch die Braut an ihrem Hochzeitsfeſte. Nur zwei Reihen kleiner Glasperlen über der Stirn machten ſie unter den andern kenntlich. Uebrigens war ſie nicht ſo betrunken wie ihre Spielgefährtinnen; an ihren amazoniſchen Spielen ſah ich ſie nie Theil nehmen. Unter den übrigen Mädchen und unter den Hochzeitsgäſten überhaupt war es ſchwer einen einzigen zu entdecken, der auf ſeinem Geſicht nicht blutige Spuren von einem ausgefochtenen Streit trug. Beſonders nahm die Kampfluſt gegen Abend zu. Wohin man ſeinen Blick nur richtete, ſah man die Leute mit einander in den Haaren. Zuerſt ward die buſchige, ſchwarze Perrücke angegriffen, darauf ſchlug man ſich gegenſeitig mit den Fäuſten und nicht ſelten griff man nach Schlagwerkzeugen. Der Streit fing ohne alle Veranlaſſung an. Wenn zwei Perſonen, auf einander ſtießen, flogen ſie einander unwillkürlich in die Haare, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts. Hier gab und verlangte man keinen Pardon, ein jeder ſchlug um ſich, ſo gut er es vermochte. Der Beſiegte blieb gewöhnlich auf dem Schnee liegen um ſich zu erholen und der Sieger ging, um neue Heldenthaten zu vollführen. — Von dieſem Schauſpiel geſättigt, begaben wir uns nach dem Einbruch der Finſterniß auf die Heimfahrt.

Die ſyrjäniſchen Ehe-Brautgeſänge.

Die Grundzüge in dem ſyrjäniſchen Nationalcharakter verrathen noch jetzt eine unverkennbare Verwandtſchaft mit dem der Finnen und des ganzen finniſchen Stammes, zu welchem die Syrjänen gehören. Bedächtigkeit, Ernſt und Geradheit, Gutmüthigkeit, Redlichkeit und Zu-

verläſſigkeit ſind die Eigenſchaften, welche vorzugsweiſe auch den Syrjänen zugeſchrieben werden, ſo wie auf der anderen Seite Schlauigkeit, Mißtrauen und Mißgunſt als die ihnen vornehmlich angeborenen Fehler betrachtet werden. Unter den weniger ſchönen, obwohl nicht ſo ſehr in dem Nationalcharakter als vielmehr in dem niedern Culturgrad des Volkes begründeten Eigenſchaften der Syrjänen verdient noch erwähnt zu werden, daß der Mann das auf die Schultern des Weibes wälzt, was er ſelbſt zu tragen verpflichtet wäre, und daß er ſeine Gattin ſogar einer Sclavin gleich achtet. Die geringe Achtung des Syrjänen vor dem Weibe zeigt ſich auch in dem gegenſeitigen Verhältniß, in welches die Braut und der Bräutigam ſchon auf der Hochzeit ſelbſt zu einander treten. Hier muß die Braut in Gegenwart aller Gäſte ein Lied ſingen, in welchem ſie den Bräutigam unter Thränen und Bücklingen bittet, daß er ſich ihres wehrloſen Zuſtandes erbarmen und ſie zur ehelichen Gemahlin nehmen möchte. Natürlicher Weiſe ſoll dadurch ausgedrückt werden, daß die Braut nicht zu ſtolz darauf ſein müſſe, daß der Mann um ihre Hand angehalten hat, ſondern ſich als ſeine unterthänige Dienerin anzuſehen habe. Aus demſelben Grunde muß auch die Braut nach der Trauung ihren Gemahl entkleiden. Bei einer ſyrjäniſchen Hochzeit kommen außerdem noch viele andere von der Unterdrückung und tiefen Erniedrigung des Weibes zeugende Gebräuche vor; doch ſtatt ihrer will ich hier ein Paar Lieder mittheilen, die von der Braut und ihren Mithelferinnen bei der Hochzeit geſungen werden *).

1.

Nahm man mir den freien Willen,
Nahm man mir mein Herz voll Wärme,
Schlug mein junges Haupt in Banden,
Hielt man feſt die goldnen Locken,
Führt' mich an den Fingerſpitzen!
O, mein Vater, der mich aufzog,
Mutter, die du mich getragen,
Bruder, du, o muthiger Falke,
Und du lieberfüllte Schweſter,
Holder Oheim, gute Muhme!
Habt es ſo gewollt, beſchloſſen,
Daß die Heimath ich verlaſſe.

*) Das hier gebrauchte Metrum der finniſchen Runen gehört nicht den ſyrjäniſchen Geſängen an, welche in einer Art rhythmiſcher Proſa abgefaßt ſind.

Ging nun hin zum goldnen Tiſche,
Nahm den Becher ich und füllt' ihn,
Reichte Wein dann allen Gäſten,
Sah da auf den ganzen Haufen
Durch die goldnen Augenbrauen,
Nicht doch ſah ich meinen Bruder.
Fort iſt er, der gute Falke,
Sitzet auf dem ſchwarzen Moore,
An der Bucht des dunkeln Meeres,
An des Urals hohen Felſen.
Eile her, mein edler Bruder,
Weißt du nicht, daß man mich ſchicket
Fort von meiner goldnen Heimath?
Komm, o komm, mein theurer Bruder,
Den derſelbe Schooß getragen,
Komm und ſieh mein baldig Scheiden.
Wähl' der Heerde beſte Rennthier',
Sechs der ſchnellſten und der größten,
Spann ſie vor den feſten Schlitten,
Gürt ſie mit den ſtärkſten Riemen,
Eile ſo mit Haſt zur Heimath.
Doch wenn hundertzwanzig Ströme,
Wenn die Frühlingsfluthen ſchwellen,
Sie den Weg dir ſperren ſollten,
Heb' dem Schwan gleich dich zum Fluge
Oder wie die leichte Ente.

Guter Vater, holde Mutter!
War ich euch doch treu ergeben,
Ward dem Sohn gleich auferzogen;
Weshalb wollt ihr fort nun treiben
Die euch alſo treu gedienet
Zu den unbekannten Eltern,
Fremden Brüdern, fremden Schweſtern?
Müßte hundertfach erſcheinen,
Müßte tief mein Haupt dort beugen,
Damit Freude ich dort fände.
Doch wenn in der neuen Heimath
Keine Freude für mich blühet,
Will ich leben in Erinn'rung
Jener Wonne, die ich fühlte
Früher in dem Elternhauſe.

2.

Guter Vater, du mein Leben,
Sammle der Verwandtſchaft Wurzeln,
Gib ein Mahl ihr an dem Abend,
Ihr ein frohes, muntres Gaſtmahl,
Füll' den Tiſch mit reichen Gaben.
Mutter, die du mich erzogen!
Decke du der Tiſche beſten,
Du den Tiſch aus Cederplanken,
Häufe darauf ſüße Speiſen,
Trank du von dem beſten Stoffe.
O mein Leben, Vater, Mutter!
Ward dem Sohne gleich erzogen,
Folgte nur dem guten Willen;
Da iſt nun der Tage letzter
Und es naht die letzte Stunde,
Wo noch gilt mein guter Wille,
Wo ich meiner Lieb' gebiete,
Als geehrte Jungfrau ſitze.
Alles ſchwindet, ach! der Armen,
Alles mit dem heut'gen Tage,
Alles bleibet bei den Eltern,
Leb' nun wohl, du frohe Jugend!
Muß die Heimath nun verlaſſen,
Nun die Stelle, wo ich immer
Gut und ſorgenfrei mich nährte,
Wo ich hübſche Kleider tragen,
Ungeſtört ich ruhen konnte.
O du gute, milde Mutter!
Weshalb wardſt du überdrüſſig
Deiner Dienerin, der treuen?
Habe ich zuviel an Nahrung
Und zuviel verbraucht an Kleidern,
Daß du mich ſo zeitig fortgabſt?
Mutter du, die mich erzogen!
Laß mich armes Mädchen weinen
Hundert Thränen augenblicklich,
Da ich alles nun verlaſſe,
Alle Freude bei den Eltern.
O, ihr Freunde meiner Kindheit!
Hegt nicht Zorn in eurem Herzen

Gegen mich, die ich nun ſcheide,
Die mit frohem, heiterm Sinne
Mit euch auf den Wieſen weilte.
Alles, ſeht ihr, muß ich laſſen
In des Frühlings erſten Tagen,
Nun, wo alle Bäche brauſen,
Wo die hohen Bäume ſtürzen
Und die harten Steine berſten,
Jetzo, wo der Kummerkuckuck,
Wo der Frühlingskuckuk rufet.
Früh wohl ſingt der Kummerkuckuck,
Doch noch früher werd ich Arme
In der neuen Heimath ſingen.

Lebt nun wohl, geliebte Eltern!
Lebe wohl, du Jugendfreude!

Edle That eines schlichten russischen Arbeiters.

Jede uneigennützige Handlung zu Nutz und Frommen unsers Nächsten, jeder Versuch ein Leben zu retten, verdient mit unauslöschlichen Zügen in den Jahrbüchern der Menschheit aufgezeichnet zu werden. Diese einfache und echt christliche Menschenliebe blüht, Dank sei es dem Höchsten, reich und stark in der Brust des Russen und oft sehen wir rührende und erhabene Thaten durch dieses hohe, heilige Gefühl hervorgebracht. Wir wollen hier ein Beispiel edler Selbstverläugnung anführen das dieser Tage ein schlichter russischer Handwerker gegeben.

Wassili Gawrilow Marin, ein Bauer von den Reichs-Domainen aus dem Dorfe Jewsejewa im Rostowschen Kreise des Jaroslawschen Gouvernements, war etwa zehn Jahr lang Dachdecker gewesen und hatte, wie er selbst berichtet, immer gemeinschaftlich mit seinem Vater gearbeitet; darauf wurde er Kesselschmidt und bei der großen Fabrik Kolpino angestellt.

Im vorigen Jahre war er nach seiner Heimat gegangen um einige Verwandte zu sehen und machte sich Anfang März auf den Rückweg nach St. Petersburg. Bis Moskau war er mit seinen Cameraden — 10 Personen im Ganzen — auf Karren gekommen; von hier wollte er mit der Eisenbahn weiter reisen, versäumte aber den Zug und mußte in Moskau übernachten. Am andern Morgen den 11. März ging nur ein Waarenzug ab und so sah sich Marin gezwungen seine Abreise bis 3 Uhr Nachmittags zu verschieben.

„Wir Dorfleute, — so erzählt er, — sind von Haus aus neugierig und in Moskau war ich noch in meinem ganzen Leben nicht gewesen: da gingen wir denn hin und staunten nach Herzenslust, alle die Wunder der alten „weißgemauerten Stadt" an. Wir traten in den Dom zur Himmelfahrt der Mutter Gottes (Успенскій Соборъ) und knieten nieder vor den heiligen Reliquien; dann bestiegen wir den Glockenthurm Iwan Weliki und machten uns endlich nach dem Jägermarkt auf den Weg. Hier hörten wir daß Feuer ausgebrochen sei: das große Theater stand in Flammen. Es war gerade Mittagszeit und so gingen wir den auch dahin um uns das Feuer anzusehen.

Als Marin dort ankam brannte ſchon das ganze Gebäude: von Innen ergriff die Flamme das Dach und ſchlug zu allen Fenſtern heraus.

Während nun das Feuer immer weiter um ſich griff, waren drei beim Theater angeſtellte Arbeiter aus einem Fenſter der oberſten Etage hinab auf's Dach geſprungen, und liefen hier lange hülflos hin und her; denn jeder Rettungsweg war abgeſchnitten. Zwei von dieſen Unglücklichen, in ſchrecklicher Verzweiflung, ſprangen vom Dach hinab in die Tiefe: ſie blieben auf der Stelle todt. Der dritte, halb erſtickt von Rauch und vom Feuer verfolgt, blieb noch oben und flehte kläglich um Rettung.

Aber auch ihm ſchien der Tod gewiß. Keine Leiter reichte bis an's Dach des hohen Gebäudes und ihm blieb keine andere Wahl als in den Flammen umzukommen, oder gleich ſeinen Gefährten auf dem Straßenpflaſter zerſchmettert zu werden. Immer noch hoffte er aber auf den Beiſtand der Vorſehung und ſuchte Zuflucht an einer Stelle, von wo der Wind den Qualm und die Hitze wegwehte.

Marin, deſſen Bruder und ihre Kameraden betrachteten ſtumm das entſetzliche Schauſpiel.

„Ich ſchwieg", erzählte Marin ſpäter, „aber das Herz hämmerte mir laut in der Bruſt: es verlangte ſtürmiſch die Erlaubniß, einer Chriſtenſeele in Gefahr hülfreich beizuſpringen..."

— „Kameraden, rief er endlich, — wartet: ich gehe, — ich will den Mann retten!"

Schweigend und erſtaunt ſahen ihn die Gefährten an.

— „In Gottes Namen! ſagten ſie zuletzt. — Thu' es, — und du wirſt ein gutes Werk vollbracht haben."

Ohne einen Augenblick zu verlieren, fragte Marin bei der Behörde um die Erlaubniß an ſich der Brandſtätte nähern zu dürfen, um die Rettung des Unglücklichen zu verſuchen, eine Erlaubniß, die ihm natürlich ſogleich gewährt wurde. Er warf Schaafpelz und Mütze ab, übergab ſie einem dienſthabenden Unteroffizier der Polizei und ſtand da im bloßen Hemde. Jetzt verſah er ſich mit einem Strick, hieß ſeinen Bruder ihm folgen und beſtieg eine an die Mauer angelehnte Leiter, die aber lange nicht bis zum Dach reichte, obgleich ſie aus zwei Abſätzen oder Gliedern beſtand. Auf der letzten Sproſſe angelangt, wand er ſich den Strick um die Hüften, bekreuzigte ſich andächtig, umklammerte

die zum Abfluß des Regenwaſſers eingerichtete Röhre und begann eilig und gewandt an dieſer emporzuklimmen.

Unten ſtand lautlos das Volk und folgte mit den Augen jeder Bewegung des braven Landmanns. Hoch oben wüthete und praſſelte die Flamme, krachend ſtürzten glühende Dachſparren nieder, und durch Feuer, Rauch und Lärm hindurch ertönte das Jammergeſchrei des Unglücklichen.

Marin ſtieg höher und höher.

„Es war kalt und windig", erzählte er, „und ich fühlte weder Kälte noch Wind: von dem Augenblick an, da ich den Entſchluß gefaßt hatte eine Chriſtenſeele zu retten, brannte mein Herz fieberiſch und ich glühte am ganzen Körper..."

Seine heißen Hände kleben am heißen Eiſen der Röhre, aber Marin klimmt weiter und immer weiter.

„Die Röhre, an der ich mich hielt, knackte und dröhnte, und drohte bei jeder Bewegung die ich machte, zuſammenzubrechen — gar zu feſt war es nicht, das Wetterding!... Na, es ſcheint, der liebe Gott hatte es ſo beſchloſſen, und glücklich gelangte ich auf das Geſims: hier war es mir leichter und ich konnte feſten Fuß faſſen."

Der auf der Leiter gebliebene Bruder Marins ließ jetzt durch den Strick eine Ofengabel zu ihm gelangen, und mit dieſem Werkzeug reichte Marin das Seil dem Unglücklichen zu, den er zu retten bemüht war.

„Bind an, bind an, befeſtige den Strick an irgend etwas", rief ihm jetzt Marin zu: „aber gib Acht, daß er auch feſt hält!"

Der Mann oben wand das Seil um einen Haken am Giebeldache des Gebäudes, Marin nahm es der Sicherheit wegen doppelt und hieß jetzt ſeinen Schützling herabſteigen, indem er ihm anempfahl, das Seil mit den Händen zu faſſen und mit den Knien die Waſſerrinne feſtzuhalten.

Aus Allem dem ſieht man, daß unſer braver Arbeitsmann eben ſo viel Geiſtesgegenwart als Edelmut beſaß.

Wahrend ſie ſo herabſtiegen, Marin auf der Leiter und der Gerettete längſt der Regenröhre zeigte ſich bei dem unten verſammelten Volke eine wunderbare, hohe, echt ruſſiſche Erſcheinung: Alle Häupter entblößten ſich und alle Hände bekreuzigten ſich fromm und gläubig ein Zeichen des ſtummen Gebets, mit welchem alle Herzen die edele

That des einen und die Rettung des andern feierten. Dieſe ſchweigend vollbrachte Handbewegung war beredter als alle Worte und Sprachen.

Als Marin die Erde berührte war der aus den Flammen gerettete Arbeiter ſchon auf der Leiter und befand ſich ſomit außer aller Gefahr.

„Kaum war ich unten, berichtet Marin, ſo trat ein Herr an mich heran, mit Mantel und Helm — wer er war, weiß ich nicht — und gab mir 25 Rbl. S.“

Alle Anweſenden umringten jetzt den ruſſiſchen Biedermann und alle um die Wette reichten ihm ihre Spenden, der ein Zehn-Kopekenſtück, dieſer einen Silberrubel, ein dritter nur einige Kopeken — ein jeder nach ſeinen Mitteln und Vermögen brachte ſein Scherflein.

„Dank, dank, das haſt du gut gemacht, braver Mann, der du biſt! ſchallte es von allen Seiten.“

„Wohin nun mein Geretteter hingerathen iſt, fährt Marin fort — iſt mir unbekannt, iſt weiter auch nicht meine Sache; genug, er lebt Gott ſei Dank! — Zu mir aber trat ein Herr Adjutant, gab mir ein Papier und ſchickte mich mit einem Schlitten in die Canzellei wo die ganze Sache umſtändlich niedergeſchrieben wurde.“ Dieſe ganze Zeit über verlor Marin ſo wenig ſein kaltes Blut, daß ſeine größte Sorge darin beſtand, ja die Abfahrt der „Maſchine“ nicht zu verſäumen.

Um 3 Uhr ſaß er ſchon im Waggon und langte Freitag den 13. März in Kolpino an, wo er ſich ohne Zeitverluſt zu ſeinen früheren Dienſtherrn Hrn. Flotow begab, der ihn, als einen guten Arbeiter, bereitwillig in ſeine Werkſtätte aufnahm: dann bat er ſich auf einen Tag Urlaub aus, um in St. Petersburg eine leibliche Tante zu beſuchen, die auf Waſſili-Oſtrow einen Kramladen beſaß. Schon wollte er nach abgeſtattetem Beſuch wieder nach Kolpino zurückkehren, als er ganz unerwartet zu Sr. Excellenz dem Herrn Ober-Polizeimeiſter von St. Petersburg geladen wurde.

Die heldenmüthige That Marins war ſchon Se. Majeſtät dem Kaiſer hinterbracht worden und Hochdieſelben hatten Allergnädigſt den Wunſch geäußert den braven Mann zu ſprechen.

Mit bebendem Herzen und von Ehrfurcht überſtrömender Seele trat der ruſſiſche Bauer in den Pallaſt des ruſſiſchen Kaiſers. Nicht

einmal im Traume, geſchweige denn in der Wirklichkeit hatte er zu hoffen gewagt, daß er, der Mann aus dem Volke, je das Glück haben würde, die geliebten Züge ſeines Monarchen ſo in der Nähe zu betrachten oder ein gnädiges, an ihn gerichtetes Wort von den Allerhöchſten Lippen zu vernehmen.

Se. Majeſtät der Kaiſer geruhten Marin in Ihrem Cabinet zu empfangen und wandten Sich an denſelben mit folgenden Worten:

„Ich danke dir für deine edle Handlung. Umarme Mich und „erzähle Mir wie Gott dir dabei geholfen."

Einfach und ſchlicht berichtete Marin den Hergang der Sache.

Se. Majeſtät der Kaiſer hörten ihn gnädig an und entließen ihn mit den Worten:

„Geh mit Gott, und wenn du es nöthig haben wirſt, ſo komme gerade zu Mir, ſobald du willſt."

Se. Majeſtät haben zu befehlen geruht Marin mit der Medaille „für Lebensrettung Verunglückender" zu belohnen und ihm außerdem 150 Rbl. S. auszahlen laſſen.

Mit unvertilgbaren Zügen wird dieſer Auftritt für immer in Marins Herzen eingegraben bleiben und aus tiefſter Seele wird jeder Ruſſe in ſein heißes Gebet einſtimmen:

„Gott erhalte den Kaiſer und ſchütze unſer heiliges Ruſſland."

Der Sargmacher,

von

Puschkin.

(Aus dem Russischen.)

Täglich und stündlich erblicken wir Särge:
Ergrauende Locken der alternden Welt!
Derschawin.

Eben hatte man die letzten Habseligkeiten des Sargmachers Adrian Prochorow auf den alten Leichenwagen geladen und zum vierten male begannen die zwei müden Mähren ihre lange Reise von der Basmannaja Straße nach der Nikitinschen: dahin nämlich war der alte Handwerker eben im Begriff mit Sack und Pack überzusiedeln. Er schloß selbst die Thüre seiner Wohnung ab und nagelte eigenhändig ein Brett an die Pforte, welches männiglich verkündigte, daß das Haus sowohl zu verkaufen als zu vermiethen sei — und machte sich dann zu Fuße auf den Weg nach der neuen Heimat.

Als er nun aber das gelbe Häuschen erblickte, dieses Häuschen, das ihm seine Einbildungskraft so oft und so verführerisch ausgemalt hatte, und das er endlich für eine ganz hübsche runde Summe gekauft, — da fühlte der alte Sargmacher — zu seinem großen Erstaunen — daß nicht frohe Gefühle sein Herz bewegten.

Seufzend überschritt er die Schwelle und als er in der neuen Wohnung all das wirre Treiben erblickte, das ein solches Ueberziehen mit sich bringt, da dachte er sehnsüchtig an den alten, ärmlichen aber gemüthlichen Winkel, in welchem er achtzehn Jahre seines Lebens zugebracht hatte, einen Tag wie den andern und wo alles so geregelt ging wie am Schnürchen. Dann aber ermannte er sich: er fing an, auf seine beiden Töchter zu schelten und auf die alte Magd, wegen ihrer Saumseligkeit; er griff selbst mit an und in Kurzem kam alles wieder in die gewohnte Ordnung: die Heiligenbilder hingen an ihrer Stelle, der Schrank mit Theetopf und Tassen stand in der Ecke; Bett und Sopha waren zurechtgerückt, und in Küche und Gastzimmer prangten die industriellen Erzeugnisse des Eigenthümers: Särge von allen Größen und allen Farben, Schränke mit breitkräuplgen Hüten, mit Trauermänteln und Kerzen. Ueber der Pforte wurde ein neues Schild angeschlagen, und dieses trug

unter einem pausbackigen Amor mit umgekehrter Fackel folgende Inſchrift: «Hier werden Särge verfertigt und neu beſchlagen, einfache und geſtrichene.»

Nachdem alles dieſes bewerkſtelligt worden, zogen ſich die Töchter in ihr Zimmer zurück; Adrian machte noch ein mal die Runde durch ſeine neue Beſitzung und befahl dann, die Theemaſchine aufzuſtellen.

Es iſt unſern aufgeklärten Leſern nicht unbekannt, daß ſowohl Shakespeare als Walter Scott ihre Todtengräber als höchſt muntere und ſpaßige Burſchen geſchildert haben: vielleicht, um eben durch dieſen Gegenſatz deſto ſtärker auf unſere Einbildungskraft zu wirken. Wir aber müſſen der Wahrheit die Ehre geben und offen geſtehen, daß der Charakter unſeres Sargmachers ſeinem traurigen Gewerbe vollkommen entſprechend war. Adrian Prochorow war gewöhnlich finſter und einſilbig, und wenn er ja ſein Stillſchweigen brach, ſo geſchah es nur, um ſeine vielgeliebten Töchter zu ſchelten, wenn ſie müſſig zum Fenſter hinausgafften, oder um doppelte und dreifache Preiſe von denjenigen zu verlangen, die ſich in der unglücklichen Lage befanden, ſeine Kunſtfertigkeit in Anſpruch nehmen zu müſſen. So ſaß denn unſer Adrian am Fenſter und ſchlürfte an ſeiner ſiebenten Taſſe Thee, wie gewöhnlich, und, wie gewöhnlich, war er tief verſenkt in tiefe und ſchmerzliche Betrachtungen.

Er dachte an den Platzregen, der ganz neuerlich den Leichenzug des ſeligen penſionirten Brigadiers hart am Schlagbaume des Kirchhofs ereilt: manche Mäntel hatten davon gelitten und waren zu eng geworden, viele Hüte hatten ganz die Form verloren. Nun hoffte er freilich ſeinen Verluſt bei der alten Kaufmannswittwe Trjuchina gut zu machen, die ſchon über ein Jahr am Tode lag: aber die Trjuchina ſtirbt im Rasguljai-Stadttheil, und werden die Erben auch, trotz ihres Verſprechens, nicht den weiten Weg von dort hierher ſcheuen, und am Ende ſich an einen andern Sargmacher wenden?

Inmitten dieſer verſchiedenartigen Betrachtungen wurde er durch drei Schläge an die Thüre unterbrochen.

— Wer da? rief der Sargmacher.

Die Thüre öffnete ſich und ein Mann trat herein, in welchem man auf den erſten Blick den deutſchen Handwerker erkennen konnte, und der denn auch alſobald mit jovialem Geſichte und in jenem deutſch-ruſſiſchen Dialekte, der noch heute den wahren Ruſſen zum Lachen bringt, folgende geflügelte Worte begann:

— Verzeihen Sie, Herr Nachbar, entſchuldigen Sie, wenn ich ſtöre.. aber ich wünſchte je eher, je lieber mit Ihnen bekannt zu werden. Ich bin Schuſter, und heiße Gottlieb Schulz, und wohne hier grad gegenüber... hier in dem Häuschen gegenüber Ihren Fenſtern. Morgen gedenke ich nun meine ſilberne Hochzeit zu feiern und lade hiemit Sie und

Ihre lieben Töchter feierlichſt ein, ein freundſchaftliches Mittagseſſen bei mir einzunehmen.»

Die Einladung wurde ſehr günſtig aufgenommen.

Dann bat der Sargmacher ſeinen Gaſt, Platz zu nehmen und eine Taſſe Thee zu trinken, und bald war, Dank ſei es Gottlieb Schulzens zutraulichem Gemüthe, ein ganz freundſchaftliches Geſpräch im Gange.

— Na, wie geht es denn mit dem Geſchäft, fragte Adrian.

— So ſo, la la, antwortete Schulz; ich kann im Grunde nicht klagen. Aber freilich, meine Waare iſt nicht wie die eure: ein Lebender lebt zur Noth auch ohne Stiefel, für einen Todten aber iſt ein Sarg ganz unumgänglich nothwendig.

— Wohl wahr, entgegnete darauf Adrian: aber wenn ein Lebender kein Paar Stiefel bezahlen kann... nun... dann muß er ſich bequemen, baarfuß einherzulaufen. So ein Todter nimmt aber zuweilen ſeinen Sarg, wenn er ſtirbt, auch ohne einen Kopeken dafür zu zahlen.

Auf dieſe Weiſe wurde das Geſpräch noch eine geraume Zeit fortgeſetzt: dann erhob ſich der Schuſter von ſeinem Sitze, wiederholte ſeine Einladung und nahm endlich von ſeinem neuen Freunde Abſchied.

Tages darauf, Punkt zwölf Uhr Mittags, traten der Sargmacher und ſeine beiden Töchter aus der Thüre des neuen Hauſes und machten ſich auf den Weg. Im Gegenſatze zu allen unſern neuern Schriftſtellern, wollen wir weder Adrian Prochorow's ruſſiſchen National-Kaftan, noch den echt europäiſchen Putz Akulina's und Dar'ja's beſchreiben; indeſſen dürfen wir nicht verſchweigen, daß beide jungen Mädchen ihre gelben Hüte aufgeſetzt und rothe Schuhe angezogen hatten: eine Vorkehrung, die nur bei außerordentlichen und feierlichen Gelegenheiten getroffen wurde.

In der kleinen Wohnung des Schuſters wimmelte es von Gäſten, die größtentheils aus deutſchen Handwerkern beſtanden, begleitet von ihren theuren Ehehälften und bisweilen von ihren Altgeſellen. Unter anderen war nur der Stadtwächter (Budotſchnik) Jurko gegenwärtig, ein Finne von Geburt, der ſich trotz der demüthigen Stellung, die er in der menſchlichen Geſellſchaft einnahm, die ganz abſonderliche Gunſt des Hausherrn zu erwerben gewußt hatte. Fünfundzwanzig Jahre ſchon verſah er getreulich ſeinen Dienſt, bis der große Brand im Jahre 1812, der die große Hauptſtadt verzehrte, auch ſein kleines gelbes Wachthäuschen zugleich mit verſchlang. Kaum aber hatte ſich der Feind zurückgezogen, als dieſes auch ſogleich wiedererſtand, wie ein Phönix aus ſeiner Aſche, dieſes mal grau angeſtrichen, mit kleinen weißen Säulen doriſcher Ordnung und alſobald ſah man auch Jurko wieder davorſtehen, im grauen Kittel und die getreue Hellebarde in der mannhaften Rechten. Dem größten Theile der deutſchen Handwerker, die in der Umgegend des Nikitinſchen Thores wohnten, war er wohl bekannt, und manchen von ihnen

war es ſelbſt ſchon begegnet, vom Sonntage auf den Montag in Jurko's Wachthäuschen zu übernachten. — Adrian ermangelte nicht, ſo bald als möglich die Bekanntſchaft dieſes Mannes zu machen, deſſen Hülfe in Anſpruch zu nehmen man heute oder morgen ſo leicht in den Fall kommen konnte, und als es zu Tiſche ging, nahmen die beiden neuen Freunde neben einander Platz.

Schulz und ſeine Frau mit ſammt ihrem ſiebenzehnjährigen Töchterchen Lottchen, ſaßen zwar auch am Tiſche: das hinderte ſie aber durchaus nicht, zugleich die Gäſte zu bedienen und der aufwartenden Köchin von Zeit zu Zeit hülfreich an die Hand zu gehen.

Das Bier floß in Strömen! Jurko aß für vier Perſonen und Adrian gab ihm nichts nach; ſeine Töchter dagegen zierten ſich ſehr; die Unterhaltung, in deutſcher Sprache, wurde immer lauter und lauter, von Minute zu Minute.

Plötzlich erhob ſich der Herr vom Hauſe und, die Aufmerkſamkeit ſeiner Gäſte in Anſpruch nehmend, entkorkte er eine Flaſche, deren ſchlanker Hals dick mit Harz verpicht war.

— Auf das Wohl meiner guten Luiſe! rief er laut, und küßte zärtlich die drallen, friſchen Wangen ſeiner vierzigjährigen Lebensgefährtin.

Der Pſeudo-Champagner ſchäumte, und lärmend leerten alle Anweſenden ihre Gläſer auf das Wohlſein der guten Luiſe.

— Auf das Wohl meiner theuern Gäſte! rief abermals der Hausherr, indem er eine neue Flaſche aufkorkte.

Und alle Gäſte dankten und tranken abermals die gefüllten Gläſer leer.

Jetzt jagte ein Toaſt den andern. Man trank auf das Wohl Moskau's und auf das Wohl von einem guten Dutzend deutſcher Städte und Städtchen, aus denen alle die verſchiedenen Gäſte ſtammten; man trank die Geſundheit eines jeden Gaſtes individualiter; man trank auf das Gedeihen aller Zünfte im Allgemeinen und trank nochmals auf das Wohlergehen jeder Zunft ins Beſondere: man trank endlich auf das Wohl der Meiſter und auf das der Untermeiſter und zuletzt auf das der Obergeſellen. Auch unſer Adrian betrieb die Sache mit Luſt und Liebe und wurde endlich ſo aufgeräumt, daß auch er einen gar ſpaßhaften Toaſt ausbrachte.

Mit einem male aber hob einer der Gäſte, ein feiſter Bäcker, hoch ſein Glas empor:

— Unſere Kundleute ſollen leben, rief er überlaut, — unſere Kunden, für die wir arbeiten und durch welche wir unſer Brod verdienen!

Dieſer Trinkſpruch, wie alle vorhergegangenen, wurde fröhlich und einſtimmig angenommen; alle fingen an einander zu grüßen und ſich gegenſeitig zuzunicken: der Schneider dem Schuſter, dieſer wieder dem

Schneider, der Bäcker allen beiden zugleich, endlich alle Anweſenden in corpore dem Bäcker ſelbſt u. ſ. w., u. ſ. w.

Mitten durch all dieſe Begrüßungen und Bücklinge hindurch rief aber Jurko, indem er ſich zu ſeinem Nachbar wandte:

— Nun, alter Junge, was gibts denn? Ei, ſo trink du doch auch die Geſundheit deiner Kunden!

Es entſtand ein allgemeines Gelächter — der Sargmacher aber hielt ſich für höchlich beleidigt und zog die Augenbrauen zuſammen. Uebrigens bemerkte niemand ſeine üble Laune und ſchon wurde zum Abendgottesdienſt geläutet, als ſich die Geſellſchaft endlich vom Tiſche erhob.

Spät erſt gingen die Gäſte auseinander, mehr oder weniger höher geſtimmt als gewöhnlich und theilweiſe benebelt. Der dicke Bäcker und ein Buchbinder, deſſen Geſicht glänzte und glühte wie ein in rothen Maroquin gebundener Franzband, bugſirten Jurko bis zu ſeinem Wachthäuschen, eingedenk des alten Sprüchworts: hodie mihi, cras tibi.

Als der Sargmacher zu Hauſe ankam, war er geradezu berauſcht und außerdem bitterböſe.

— Na nu, raiſonnirte er brummend vor ſich hin, — na nu, was ſoll denn das wieder bedeuten? Iſt mein Handwerk vielleicht nicht ſo ehrlich, wie die anderen? Iſt es nicht vielmehr noch ehrenhafter? Ja, ja, lacht nur, lacht nur, ihr verwünſchten Ketzer, ihr! Iſt ein Sargmacher etwa ein Spaßmacher zur Faſtnachtszeit? Ja, ja, auch ich wollte euch einladen, um mein neues Haus einzuweihen — und ein ſchönes Feſt hätte ich euch gegeben — alles vollauf!... Aber nein, nein! Daraus wird jetzt nichts!... Nichts, aber auch gar nichts! Nein, malt euch was! — Euch brauche ich nicht: aber meine Kunden will ich einladen, meine Kunden!

— Pfui, pfui, alter Herr, ſagte darauf die alte Magd, die ihm während dieſer ganzen Tirade Stiefel und Strümpfe auszog. — Pfui, alter Herr, was ſchnackſt du da für ungereimtes Zeug! Beſinne dich doch und ſchlag ein Kreuz! Warum nicht gar! Todte und Leichen zur Einweihung der neuen Wohnung einzuladen! Pfui, wie ſchrecklich!

— Ja, und dennoch will ich ſie einladen, und hol mich dieſer und jener, wenn ichs nicht thue! — Ja, ja, meine Herrſchaften, meine Wohlthäter, thuen Sie mir die Ehre an und ſchenken Sie mir Morgen Abend Ihren werthen Beſuch! Alles, was mir der liebe Gott beſcheert, ſteht Ihnen zu Dienſten und wir wollen recht fröhlich ſein, meine theuren Herrſchaften!

Und mit dieſen Worten begab ſich der Sargmacher zu Bett, wo er einſchlief und alſobald laut zu ſchnarchen begann.

Es war draußen noch dunkel, als Adrian geweckt wurde: ein reitender Bote war eben eiligſt vom Verwalter der alten Kaufmannsfrau

Trjuchina gekommen, mit der langerwarteten Nachricht, daß ſelbige ſoeben Todes verblichen ſei. Für eine ſolche Neuigkeit händigte der Sargmacher dem Boten ein namhaftes Trinkgeld von 10 Kop. Silber ein, fuhr eilig in ſeine Kleider, nahm eine Droſchke und verfügte ſich nach Rasguljai.

Die Leiche, gelb wie Wachs, an der aber noch keine Spuren der Verweſung zu merken waren, lag auf einem Tiſche, und rund herum drängten ſich Verwandte, Nachbarn und Hausgenoſſen.

Alle Fenſter waren geöffnet; düſter brannten die Kerzen und halblaut ſagte der Kirchendiener die herkömmlichen Gebete.

Adrian näherte ſich dem Neffen der Verſtorbenen, einem hoffnungsvollen Kaufmannsjüngling, im engen, modiſchen Ueberrock, und unterlegte ihm, daß der Sarg, die Decke, die Fackeln mit ſammt allem Zubehör, in kürzeſter Zeit und zu billigſten Preiſen zu ſeinen Befehlen ſtünden. Der junge Erbe dankte nachläſſig und zerſtreut und ſagte, daß er durchaus nicht dingen wolle, daß es ihm auf das Geld nicht ankomme und daß er ſich gänzlich auf die Ehrlichkeit des Sargmachers verlaſſe. Dieſer ſchwur, wie gewöhnlich, hoch und theuer, daß er auch nicht einen Heller über den Preis nehmen wolle, wechſelte einen vielſagenden Blick mit dem Verwalter und verließ das Haus, um die hunderterlei Beſorgungen auszurichten, welche ein ſolches Ereigniß mit ſich bringt.

So fuhr er den ganzen Tag hin und her, von der Rasguljai-Straße nach dem Nikitinſchen Thore und dann wieder zurück, bis er endlich Abends, als alles vollbracht war, ſeine Droſchke entließ und ſich zu Fuß auf den Heimweg machte. Bei der Himmelfahrts-Kirche rief ihn ſein neuer Bekannter, der Stadtwächter Jurko an, und wünſchte ihm, als er den Sargmacher erkannt, eine gute Nacht. Spät war es und ſchon näherte ſich Adrian ſeiner Wohnung, als er plötzlich zu ſehen glaubte, wie jemand auf ſeine Hausthür zuſchritt, ſie geräuſchlos öffnete und durch dieſelbe verſchwand.

— Was ſoll das bedeuten? dachte der Sargmacher. — Wer verlangt jetzt noch nach mir? Sollte das nicht gar ein Dieb ſein? Oder, am Ende, ſchleicht ſich vielleicht ein Freier zu meinen Närrinnen? Das müſſen wir doch unterſuchen!

Und ſchon ſtand er im Begriff, Freund Jurko zu Hülfe zu rufen, als ſich abermals jemand der Hausthüre näherte: kaum aber hatte dieſer Jemand den Eigenthümer erblickt, als er ſtehen blieb und ſeinen dreieckigen Hut abnahm. Sein Geſicht ſchien Adrian bekannt und doch wußte er in der Eile nicht recht, wo er damit hin ſollte.

— Sie ſuchen mich, mein Herr? ſagte Adrian zum Fremden, indem er nach Athem ſchnappte. — Belieben Sie gütigſt einzutreten.

— Macht doch keine Umſtände, alter Freund, antwortete hohl und

dumpf der Unbekannte: — geht nur voran und zeigt euren Gäſten den Weg!

In der That hatte der Sargmacher auch weder Zeit noch Luſt, viel Umſtände zu machen; die Hausthüre ſtand offen; er flieg die Treppe hinauf und ſein Gaſt folgte ihm. Jetzt aber kam es ihm vor, als ob er in den Zimmern viele Menſchen auf und ab gehen höre.

Alle Wetter, dachte Adrian, das ſcheint nicht mit rechten Dingen zuzugehen!

Und er trat in die Stube... hier aber verſagten ihm die Knie...

Das ganze Zimmer war voller Gäſte, und alle dieſe Gäſte waren Todte, waren die Leichen längſt Verſtorbener. Durch die Fenſterſcheiben fiel das blaſſe Mondlicht auf ihre gelblichen und bläulichen Geſichtszüge, ihre eingefallenen Backenknochen, ihre trüben, halbgeöffneten Augen und fleiſchloſen Naſen. — Mit Entſetzen erkannte Adrian in ihnen lauter Perſonen, deren Begräbniſſe zu beſorgen er einſt übernommen hatte, und in dem zuletzt eingetretenen Gaſte jenen unlängſt verſtorbenen Brigadier, deſſen Leichenzug durch den Platzregen geſtört worden war.

Jetzt umringten alle Anweſenden, Herren und Damen, den Sargmacher und überſchütteten ihn mit Complimenten und Begrüßungen; nur ein einziger, ein armer Teufel, der unlängſt gratis beerdigt worden, ſtand ſtill und demüthig in einer Ecke des Zimmers, und ſchämte ſich des armſeligen Gewandes, das ſeine Gebeine umhüllte. Alle andern dagegen waren ſehr anſtändig ausſtaffirt: die Damen in Hauben und mit Bändern geſchmückt; die Beamten in Uniformen; die Kaufleute endlich angethan mit ihrem Feiertags-Kaftan.

— Siehſt du, Prochorow, begann der Brigadier im Namen der ganzen ehrenwerthen Geſellſchaft: — wir alle ſind deiner Einladung gefolgt. Nur ſolche, für die es eine reine Unmöglichkeit war, zu kommen, ſind daheim geblieben... aber ſelbſt von dieſen letztern hat einer ſeine Begierde dich zu beſuchen nicht überwinden können...

Und während der Brigadier noch ſprach, drängte ſich ein kleines Skelett durch die Gäſte und näherte ſich mit freundlich grinſendem Todtengeſichte dem Sargmacher: hellgrünes Tuch und rothe Borten, ſtellweiſe auch alte Leinwand hing um das kleine Gerippe, und die dürren Beinchen klapperten in Stulpſtiefeln, wie zwei Keulchen im Apotheker-Mörſer.

— Ei, Prochorow, alter Freund, ſagte er zu Adrian, — erkennſt du mich nicht wieder? Erinnerſt du dich denn nicht mehr des alten Petr Petrowitſch Kuril'kin, des abgedankten Garde-Sergeanten, für den du im Jahre 1799 deinen erſten Sarg verfertigt haſt? Und noch dazu haſt du ihm einen Sarg von Fichtenholz für einen echt eichenen Sarg aufgebunden, du Schalk, du!

Und bei dieſen Worten breitete das kleine Gerippe die mageren Arme aus, um den Sargmacher auf das freundſchaftlichſte zu umarmen: dieſer aber nahm alle ſeine Kräfte zuſammen, ſchrie laut auf und ſtieß es von ſich. Der arme Petr Petrowitſch ſchwankte einen Augenblick, wankte, fiel um und zerfiel auch ſogleich in Staub.

Ueber dieſes ungeſtüm freundſchaftliche Betragen entſtand aber unter all den Gäſten ein ſtarkes und unheilverkündendes Gemurmel: alle nahmen Partei für ihren Collegen, alle drangen mit Schimpfworten und Drohungen auf den Sargmacher ein, bis dieſer, von all dem Geſchrei und Getöſe betäubt, ſich ohnmächtig fühlte und kraftlos auf die in Staub zerfallenen Gebeine des Garde-Sergeanten niederſank.

Die Sonne ſtand ſchon am Himmel und beſchien freundlich das Bett, auf welchem der Sargmacher ausgeſtreckt lag. Endlich ſchlug er die Augen auf und erblickte ſeine alte Magd, die die Kohlen in der Theemaſchine anblies. Mit Entſetzen erinnerte er ſich der Ereigniſſe des geſtrigen Tages und die alte Trjuchina, der Brigadier und der Sergeant Kuril'kin ſtanden wieder vor ſeiner Phantaſie. Schweigend erwartete er, daß die Magd das Geſpräch beginnen und ihm die Folgen der Schreckensnacht mittheilen ſollte.

— Welch ein Langſchläfer biſt du aber heute, Adrian Prochorowitſch, ſagte dieſe, indem ſie ihm den Schlafrock hinreichte. Der Nachbar Schneider hat nach dir gefragt und auch der Budolſchnik hat auf einen Augenblick angeſprochen: aber du ſchlieſſt ſo feſt, daß wir dich nicht wecken wollten.

— Und von der verſtorbenen Trjuchina aus hat man nicht hergeſchickt?

— Der verſtorbenen? Iſt ſie denn todt?

— Aber du alte Närrin, haben wir denn nicht geſtern zuſammen ihr Begräbniß beſorgt?

— Was ſagſt du denn da, alter Herr? Rappelt's Väterchen, oder haſt du noch den geſtrigen Rauſch nicht ausgeſchlafen? Geſtern haſt du ja den ganzen Tag bei dem Deutſchen jubilirt, kamſt betrunken nach Hauſe, biſt denn zu Bett gegangen und haſt geſchnarcht bis jezt, wo man ſchon zum Mittagsgottesdienſt abgeläutet hat.

— Ei, ei, ſagte erfreut der Sargmacher, alſo ſo ſteht es?

— Freilich ſteht es ſo, antwortete die Magd.

— So... nun, denn gib ſchnell den Thee her und rufe meine Töchter.

Die Loge im erſten Range,

von

Peter Medwedowski.

(Nordiſche Biene. 1837. № 202. Aus dem Ruſſiſchen.)

Es war im Winter 1835, als «Fenella» zum erſten mal über die Bühne von St. Petersburg ging und die Hauptſtadt in nicht geringe Bewegung verſetzte. In allen kleinen und großen, einfachen und glänzenden Geſellſchaften der vornehmen Welt, wie des Mittelſtandes, war nur die Rede von Fenella. Die Damen ſangen: «O, ſchöner Augenblick; Mir winket hold das Glück!» Die Männer pfiffen: «Es wehen friſche Morgenlüfte!» Es hielt ſchwer, außerordentlich ſchwer, ja, es ſchien faſt unmöglich, Billets zu dieſer Oper zu erlangen. Man betrachtete ſie wie ein Kleinod; ſie waren der Gegenſtand der heißeſten Wünſche, nicht ſelten des Neides. Die Glücklichen, denen es gelungen war, dieſe Vorſtellung zu ſehen, erzählten mit Stolz, mit einer Art Triumph, wie ihnen, auserleſen vor vielen Tauſenden, das Glück gelächelt habe, ſie ſchilderten mit Enthuſiasmus Auber's reizende Muſik, das vollkommene Spiel der Demoiſelle Nowitzki, den unübertrefflichen Bolero, die glänzenden Coſtüme, die prächtigen Decorationen und endlich die täuſchend ähnliche Eruption des Veſuv. Solche Erzählungen regten das unbefriedigte Publicum noch immer mehr auf, und einige leidenſchaftliche Verehrer Euterpe's waren ſogar entſchloſſen, alles zu opfern, um Fenella nur einmal ſehen zu können. Ein einziger Mann, vielleicht in ganz Petersburg, behielt mitten unter dieſer Exaltation ſeine Kaltblütigkeit. Ein anderer Gegenſtand beſchäftigte ausſchließlich ſeine Gedanken, ſeine Wünſche und ſeine Hoffnungen. — Es war ein junger Beamter im Departement der Finanzen, der Verlobte eines liebenswürdigen, hübſchen Mädchens; was galt ihm jedes andere Vergnügen im Vergleich mit dem, ſeine Abende an der Seite ſeiner geliebten Nadeſhda zu verbringen. Nadeſhda war reizend und wenn ſie neben einander am Piano ſaßen, und ihre zarten weißen Finger zerſtreut auf dem Klaviere umherirrten, warf ſie wohl manchen zärtlichen Blick auf ihren Verlobten. Auch war Nadeſhda reich, ihr Vater hatte früher einen Theehandel gehabt, mit welchem er ſich ein Vermögen von 200,000 Rubel und ein prächtiges Haus in dem ſchönſten Theile der Stadt erworben hatte, und das war keine Kleinigkeit. Vermögen ſchadet, wie man weiß, dem Glücke, welches man ſich von

der Ehe verſpricht, ſelten. Der Vormund und Onkel Nadeſhda's hatte gewollt, daß ſie eine vornehme Erziehung bekommen ſollte, und es war daher kein Geld für dieſe geſpart worden. Nadeſhda war in der Penſion der Madame N. erzogen worden, ſie ſprach franzöſiſch, und hatte von dem berühmteſten Muſiklehrer ihren Unterricht erhalten. Ihr Vormund wünſchte, daß ſie einen Mann aus den höhern Ständen heirathen möchte. Man fand endlich einen Bräutigam, wie man ihn wünſchte, und die Hochzeit wurde auf nächſte Oſtern feſtgeſetzt. Die Tante Nadeſhda's ſagte alle Abend zu ihrem Mann: «Wenn er auch nicht reich iſt, ſo iſt er doch ein hübſcher Mann, jung und Hochwohlgeboren und mit dieſen Eigenſchaften wird er es noch weit bringen. Und dabei iſt er gar nicht ſtolz, obgleich er ein Edelmann iſt, küßt er mir doch jeden Tag die Hand. Wir konnten keine beſſere Wahl für unſre Nadeſhda finden.» Fedor Petrowitſch hatte die gute Gewohnheit, immer der Meinung ſeiner Frau zu ſein, er war daher mit allem einverſtanden.

Bis drei Uhr in ſeinem Dienſt beſchäftigt, begab ſich Nadeſhda's Verlobter um dieſe Zeit zu ſeiner Braut. Es war an einem Donnerſtage und er ſpeiſte zu Mittag bei Fedor Petrowitſch. Kaum nahte er ſich dem Stadtviertel, worin dieſer wohnte, als ſeine Züge ſich erheiterten, und die Wolken des Unmuths, welche die Geſchäftsſorgen auf ſeine Stirn gewälzt, verſchwanden; er athmete freier, und als nun ſeine angebetete Nadeſhda mit ihrem bezaubernden Lächeln ihm entgegeneilte, war jede Spur des Trübſinns von ſeinem erheiterten Antlitze verſchwunden.

— Höre, Alexander, ſagte Nadeſhda, während er ihr zärtlich die Hand küßte, — ich habe eine große Bitte an dich zu richten.

— Sage lieber, einen Befehl, reizende Nadeſhda!

— Suche mir doch eine Loge zur Oper «Fenella» zu verſchaffen. Ich habe gar zu große Luſt, dieſes gepriciene Tonwerk zu ſehen und zu hören, von dem meine Couſine mir Wunderdinge erzählt hat — es muß etwas Ausgezeichnetes ſein.

— Mit großem Vergnügen, erwiederte Alexander, indem er nochmals Nadeſhda's Hand küßte, — dein Wunſch ſoll erfüllt werden.

— Aber ich möchte auch eine Loge im erſten Range haben; ich will nicht anders als in den erſten Rang gehen, fügte ſie mit einer bedeutungsvollen Bewegung des Kopfes hinzu.

Nadeſhda war etwas eitel.

— Wie du befiehlſt, meine unvergleichliche Nadeſhda, entgegnete der Verlobte, entzückt, ſich der Geliebten gefällig zeigen zu können.

Kaum graute der nächſte Morgen, als er ſchon nach dem Opern-Theater eilte; aber leider waren alle Billets zur Sonnabendvorſtellung ſchon verkauft.

Für den nächſten Montag — kein Billet.

Für den nächſten Sonnabend — dieſelbe Antwort.

Nadeſhda's Verlobter ließ kein Mittel unverſucht, er bat, er bot Geld über Geld — alles umſonſt. Man bot ihm endlich Billets zum zweiten Range an, allein dieſe anzunehmen wagte er nicht; Nadeſhda hatte ſehr beſtimmt erklärt, ſie würde ſich nur im erſten Range zeigen.

So vergingen 8 Vorſtellungen der Oper. Alexander war außer ſich vor Aerger. Nadeſhda ward übler Laune und fing an, mit ihm zu ſchmollen.

Man kündigte die neunte Vorſtellung der gefeierten «Fenella» an. Alexander begab ſich wieder nach dem Theater. Er trat ein, er fragte — keine Billets mehr! — Man ſtelle ſich ſeine Verzweiflung vor; wüthend eilte er fort. In der Vorhalle begegnete er einem Manne in einem grauen Mantel und einer Wachstuchmütze.

— Wünſchen Sie eine Loge zur Oper? redete er mit halblauter Stimme den Hoffnungsloſen an.

— In welchem Range?

— Im erſten.

Ein Freudenſchauer durchbebte Nadeſhda's Verlobten.

— Was verlangen Sie für Ihre Billets?

— Hundert Rubel.

— Das iſt ein übertriebener Preis, fünfmal mehr als der gewöhnliche.

— Mein Herr hat ſelbſt hundert Rubel dafür gezahlt; Krankheit verhindert ihn, davon Gebrauch zu machen.

Alexander dachte einen Augenblick nach, biß ſich auf die Lippen, drehte die Billets in ſeiner Hand hin und her und endigte damit, daß er die 100 Rubel bezahlte.

— Viel Geld, aber was war zu machen? ſagte er ſich, indem er ſich freudig auf den Weg machte.

Mit triumphirender Miene hielt Alexander ſeiner Geliebten die Billets entgegen. Ein anmuthiges Lächeln und ein freundlicher Dank war ihre Antwort.

Nadeſhda konnte den glücklichſten aller Tage kaum erwarten; zehn mal des Tages muſterte ſie ſich vor dem Spiegel in ihrer neuen Robe, ihrer Ferronnière und mit ihren Ohrringen von Diamanten. — Arme Nadeſhda!

Endlich erſchien der erſehnte Tag. Nadeſhda wollte durchaus nur von Monſieur Heliot coiffirt ſein; da jedoch an demſelben Tage Graf B—r einen Ball gab, war der Haarkünſtler ſo mit Beſtellungen überhäuft, daß er ihr nur die zehnte Stunde des Morgens widmen konnte. Willig brachte Nadeſhda dieſes Opfer, den ganzen Tag in Unbeweglichkeit zu verharren, um ihre Coiffüre nicht zu verletzen. Nach dem Mittagseſſen begab ſie ſich ſogleich in ihr Toiletten-Cabinett, und verließ es erſt um 7 Uhr wieder. Ihre Couſine, welche ſie mit ihrem Manne ein-

geladen hatte, ſie zu begleiten, harrte ihrer bereits im Wohnzimmer, als ſie in der glänzendſten Toilette dort erſchien. Es iſt die höchſte Zeit! ſagte Alexander, als er den Damen in den Wagen half.

Nach Verlauf einiger Minuten hielt der Wagen vor dem Operntheater. Das Gedränge war groß, ſo oft dieſe außerordentlichen Vorſtellungen ſtattfanden. Eine bedeutende Anzahl von Perſonen hatten keine Billets, und durften ſich wohl auch nicht mit der Hoffnung ſchmeicheln, welche zu bekommen; allein ſie waren ſchon zufrieden, die Theaterluft einathmen und die Ankommenden betrachten zu können. Nadeſhda ging ſtolz durch die Menge. «Erlauben Sie — erlauben Sie», bat höflich Alexander, doch mit einer gewiſſen Protections-Miene, und machte ihr Platz, indem man ihn mit neidiſchen Blicken betrachtete.

Sie gelangten bis zum Logenſchließer. — «Welche Nummer?» fragte dieſer. — «Nummer 13», antwortete Alexander, während die Damen ihre Pelze ablegten.

Eine Loge ward geöffnet. Nadeſhda trat mit ihren Verwandten ein und nahm Beſitz von den beſten Plätzen. Das Haus war prächtig erleuchtet. In den Logen glänzten die Frauen, geſchmückt mit Diamanten, Federn und Blumen. Im Parterre bewegten ſich unruhig die Männer und ein erwartungsvolles Gemurmel durchlief den weiten Raum. Eine Menge Lorgnetten richteten ſich auf Nadeſhda. Nichts fehlte zu ihrem Glücke.

Während dieſer Zeit legte Alexander auf dem Corridor ſeinen Mantel ab, nahm aus ſeiner Brieftaſche die Billets, und reichte ſie dem Logenſchließer. Er wollte nun auch in die Loge treten, als jener ihn zurückhielt.

— Erlauben Sie, mein Herr, ich kann Sie auf dieſe Billets nicht hereinlaſſen.

— Wie? Warum? rief Alexander erſtaunt.

— Wo haben Sie dieſe Billets her? Die ſind nicht gültig.

— Ich habe ſie von einem Unbekannten gekauft.

— Dann haben Sie ſehr unvorſichtig gehandelt, erwiederte der Logenſchließer. — Sie hätten dieſen Mann mit in das Verkaufsbüreau nehmen ſollen. Er hat Sie betrogen.

Unbeweglich, wie verſteinert, blieb Alexander ſtehen. Eine Geſellſchaft Herren und Damen, welche ſich der Thüre der Loge näherten, riß ihn aus ſeiner Betäubung. «Nummer 13!» rief einer von ihnen. Der eiſige Schauer, welcher den unglücklichen Alexander durchbebte, wich einer glühenden Hitze.

Den andern Morgen ſchickte man ihm ſeinen Verlobungsring zurück, und Nadeſhda heirathete einen jungen Mann, welcher zur Vorſtellung der «Fenella» eine Loge im erſten Range verſchafft hatte.

Ein Eiſenbahndrama.

von Dr. —z—.

Der letzte Apriltag des Jahres 1838, ſchon an und für ſich ein ominöſer Tag, ſollte eine Kataſtrophe herbeiführen, in der ein Herz brach, wie es nie wieder in einem zärtlichen Mutterbuſen ſchlagen wird. Hier iſt die Geſchichte, die ganz gewiß wahr iſt, obgleich ich ſelbſt Augenzeuge geweſen bin.

An dieſem Tage alſo befand ich mich mit dem Dr. X. im Gebäude der Eiſenbahn am ſiemenowſchen Platze und ſah der Abfahrt der zahlreichen Reiſenden zu. Es iſt ein eigenes Vergnügen, das Treiben und Drängen der Menſchen auf der Gallerie zu betrachten, zumal, wenn die Glocke ertönt und die Conducteurs zur Eile auffordern. Das Suchen und Fragen der Ankommenden, die ſelbſtzufriedene Ruhe der ſchon Sitzenden; hier Zweifel und ängſtliche Neugier auf den Geſichtern, dort die Sicherheit der Erfahrung; die Locomotive überall im Auge wie im Munde; hier ein Lebehoch den Fortſchritten der Cultur, dort gelegentlich ein Geſchichtchen von einem Eiſenbahn-Malheur: ein babyloniſcher Wirrwarr der Worte, ein chaotiſches Gemiſch der Gefühle, — eine Gaarküche für einen hungrigen Feuilletoniſten.

— Hören Sie, Doctor, wer iſt die ältliche Dame mit dem wunderhübſchen Mädchen, die Sie eben begrüßen?

— Das iſt Madame Rapſig, die Wittwe eines Speculanten, der es verſtanden, aus ungenießbarem Brod ein ſchönes ſteinernes Haus zu bauen und den ein Lazarethfieber aus der Verlegenheit zog, den Bauplan angeben zu müſſen.

— So, ich verſtehe. Und das hübſche Mädchen?

— Iſt die einzige Tochter und Erbin dieſes ungenießbaren Brodhauſes.

— Ei, der Tauſend, das wäre!

— Werfen Sie, um des Himmels Willen, nicht ſolche Blicke in jene Bank, wenn Sie nicht wollen, daß ich morgen meine Entlaſſung von der Familie habe.

— Wie ſo, Doctor?

— Madame Rapſig liebt ihre Tochter Marie und ihr Haus über Alles. Um ſich nicht einſt von dieſem trennen zu müſſen, bewacht ſie jene mit der größten Aengſtlichkeit. Kein heirathsfähiger Mann hat Zutritt zu ihr, und ich verdanke es in der That meiner Frau und meinen 8 Kin-

dern, daß ich Hausarzt geworden bin. Sie hat der Tochter eine klöſterliche Erziehung geben laſſen, wohnt im Winter auf dem Lande, im Sommer in der Stadt, beſucht und gibt nie Bälle und Geſellſchaften und alles dies aus Furcht, daß ſich ein Freier einfinde und Haus und Tochter die Eigenthümer wechſeln.

— Dieſe Marie iſt in der That eine liebliche Erſcheinung, ſchlank, blühend, hübſchäugig, hübſchmündig!

— Ach ja, hübſchmündig, wenn es weiter nichts wäre, aber ſie iſt mündig, Freund, und das iſts, was die Mutter und die jungen Herren zur Verzweiflung bringt.

— Aber, lieber Doctor, ſollte es denn nicht möglich ſein. Wenn Sie jemand, ich will niemand nennen, einzuführen ſuchten, etwa als Lehrer, — ich bin ſehr ſtark im franzöſiſchen.

— Unmöglich, Freund, und wahrſcheinlich auch zu ſpät. Denn trotz der Vertheidigungswerke der Mutter, wodurch Marie eine Feſtung erſten Ranges geworden iſt, hat ein junger reitender Artilleriſt die Belagerung unternommen, und ich vermuthe, daß die Beſatzung nicht ganz zuverläſſig iſt.

— Wie ſo?

— Auf einem Begräbniß, dem Madame nicht ausweichen konnte, haben ſich die beiden zuerſt zu Geſichte bekommen. Statt Kanonenſchüſſe ſind zwar nur Blicke gewechſelt worden, aber der Artilleriſt ſcheint die ſchwache Seite der Feſtung recognoscirt zu haben und hat auf gut Glück hin die Trancheen eröffnet. So iſt am Ende die Ruheſtätte des Entſchlafenen die Wiege ſeiner Liebe geworden. Ha, was ſagen Sie zu dieſem Bilde?

— Hol Sie der Henker mit Ihren Bildern!

— Nun, tröſten Sie Sich. Glücklicher oder unglücklicher Weiſe bemerkte der Commandant, d. h. die Mutter, den Feind und überſchüttete ihn mit einer ſolchen Ladung von Blick-Kartätſchen und Wort-Granaten, daß der kühne Wagling ſich ſchnell aus der Schußweite zurückzog. Seit der Zeit nun vermeidet die Alte jede Gelegenheit, die die freundlichen Feinde zuſammenbringen könnte, denn davon hängt — doch, was ſeh ich! Wahrhaftig, da kommt er ſelbſt!

Eben ertönte die Glocke zum zweiten mal. Ein junger, leider ſehr hübſcher Officier trat raſch in die Gallerie, nach ſeinem Billet das Coupé ſuchend, in dem ihm ein Platz angezeigt war. O, grauſames Schickſal, er öffnete die Bank, in der Madame Rapſig mit ihrer Tochter ſaß. Der malitiöſe Doctor gibt mir einen Wink; wir treten näher.

— Was wollen Sie hier! fuhr Madame den Eintretenden an, auf deſſen Geſichte ſich freudige Ueberraſchung malte. Marie war über und über roth geworden.

— Madame, ein glücklicher Zufall verſchafft mir das Vergnügen.

— Unmöglich! hier iſt kein Platz für Sie.

— Doch, Madame, das Billet weiſt mir einen Platz an zur Seite Ihrer liebenswürdigen Tochter.

— Unmöglich, ſage ich Ihnen; ich muß Sie bitten, in eine andere Bank zu gehen, denn ich leide nicht, daß Sie...

— Sie verlangen, daß ich dieſe eben ſo ſeltene als glückliche Gelegenheit unbenutzt laſſen ſoll?

— Genug! Sie beſtehen alſo darauf?

— Allerdings, Madame.

— Gut, ſo werde ich mir einen anderen Platz ausſuchen. Komm, Marie!

Mit dieſen Worten ſpringt Madame Rapſig auf und verläßt die Bank, um ihre Karten im Comptoir umzutauſchen, in der Vorausſetzung, daß Marie ihr folgt. Aber Marie fühlt ſich ſanft zurückgehalten, ſie hat die Augen niedergeſchlagen und zaudert. Da, o Himmel, da ertönt die Glocke zum letzten mal. Mutter, Mutter, eile, wenn du dein Kind retten willſt! Der Zug ſetzt ſich in Bewegung; mir ſtockt der Athem. Madame Rapſig erſcheint auf der Schwelle, bleich vor Schrecken und zitternd vor Furcht. Sie ſtürzt auf die Bank los, die ſich ſchon geſchloſſen hat hinter Marie und ihrem Gefährten. Sie will den Wagen, den ganzen Zug will ſie aufhalten, doch der Doctor ſpringt hinzu, um ſie nicht in die Räder fallen zu laſſen. Sie jammert nach ihrem Kinde und ihrem Hauſe und ſinkt ohnmächtig dem Doctor in die Arme. Ich ſtehe da mit blutendem Herzen und ſehe mit Neid und Ingrimm den Fliehenden nach.

Nach vierzehn Tagen erhielt der Doctor eine Einladung zur feierlichen Trauung des Fräuleins Marie Rapſig mit dem Artillerie-Lieutenant Kühn. Das Entſetzliche war geſchehen!

Champagner und Bier.

Eine moderne Mythe

von

Z. Topelius.

(Aus dem ſchwediſchen.)

Es iſt unglaublich, aber wahr: der Champagner und das Bier waren ehemals Menſchen.

Der Champagner war Marquis, ein luſtiger Mann, duellirte ſich, machte den Damen den Hof, kurz, führte ein höchſt abenteuerliches und poetiſches Leben, zum großen Aerger aller nüchternen und ordnungsliebenden Mitbürger. Das Bier dagegen war ein Brauer in Åbo, war, wie ein gewiſſes Volk im Norden, «eine träge Natur, voll von Heftigkeit» und brauſte oft auf vor Zorn gegen den Magiſtrat, die Malzpreiſe, die Schenkwirthinnen und andere ehrenwerthe Perſonen und Dinge. In einer ſolchen Stimmung war ihm eben ſo wenig beizukommen, als einem eiferſüchtigen Spanier — übrigens war er handfeſt, ehrlich, nüchtern und von allen, die ihn kannten, geachtet.

Nun geſchah es, daß der Marquis umkam, und das auf eine Weiſe, die ſeines tapfern Lebens würdig war, denn als ſein Schiff von Seeräubern geentert wurde, ſprengte er ſich mit der ganzen Mannſchaft in die Luft. Auch der Brauer kam ums Leben und das ſcheint ſo zugegangen zu ſein, daß er an einem Wintertag ſich auf dem Glatteis das Genick brach. Die Geſchichte hat es nicht vermocht, dieſes merkwürdige Ereigniß in dem Leben des Brauers aufzuhellen, ſicher aber iſt es, daß er nach ſeinem Tode vor Jupiters Thron geführt wurde, was auch mit dem Marquis geſchah.

Jupiter, der Wolkenſammler, betrachtete beide Ankömmlinge mit ſcharfem olympiſchen Blick und ließ die Parzen über deren früheres Leben Auskunft geben. «Wohlan», ſagte der Vater der Götter, als die Rechenſchaft zu Ende war, «du, Marquis, und du, Brauer, ihr ſeid beide verkehrte und unbändige Geſellen auf der Erde geweſen; zur Strafe ſollt ihr wiederum dahin zurückkehren und euer früheres Unweſen in Geſtalt von Champagner und Bier fortſetzen — und nicht allein ihr, ſondern alle eures Gelichters, welche hinführo von Charon über die Wogen des Styx geführt werden. Man wird euch einen Pflock in den

Hals treiben, um euren Uebermuth zu zähmen und in Millionen von Exemplaren, verkorkt, ſollt ihr über die ganze Welt gehen, um Zeugniß zu geben von der Leichtfertigkeit eines poetiſchen Marquis und von der handfeſten Ehrlichkeit eines Brauſekopfs von Brauer.»

Sprachs. Und ſofort ſah man die beiden Schatten ſchäumend, brauſend, ziſchend und fließend in dem Schaum zweier Getränke verſchwinden, welche ſich, über das ganze durſtige Europa, ja ſogar bis an die Enden der andern Welt ausbreiteten. Ach, es fehlte viel, daß die entfernteſten Länder der Welt vor ihnen unbewohnt geweſen wäre. Sie war bevölkert von Branntwein, von dem luſtigen Volk der Traube, von dem akademiſchen Punſch, von dem vornehmen Liqueur, von dem bureaukratiſchen Thoddy, von dem jungfräulichen Meth und hundert andern Irrgeiſtern, die aus der Vermählung des Waſſers mit dem fünften Element, dem Alkohol, entſtanden waren. Doch der Champagner und das Bier kämpften männiglich und eroberten Leute und Völker mit unglaublicher Eroberungsſucht und Siegesfreude.

Endlich wären ſie ihrem Ziele — die Herrſchaft über die ganze Welt zu gewinnen — nahe genug gekommen, wenn ihnen nicht bisweilen die Traube und der Branntwein, ihre Vaſallen, noch eine empfindliche Niederlage beigebracht hätten. Doch je feſteren Fuß ihre Macht faßte, deſto mehr begann ihr Neid gegenſeitig zu wachſen und endlich geriethen ſie in offenbare Fehde, auf ihrem ruhmreichſten Schlachtfeld, im Wirthshauſe.

Der Champagner hatte eine Zeit unbedingt das Uebergewicht, ſo daß er mit ſeinem zierlichen Silberkragen ſowohl Arme als Reiche eroberte und eine unſinnige Luſt entſtand, dem Knallen ſeiner fliegenden Korken zuzuhören. Ja, dieſe Muſik kam ſo allgemein in die Mode, daß nicht einmal der Symphonieverein ſo viele Anhänger zählte und die Wirthshausbeſitzer ſich vergnügt die Hände rieben; denn mit dem Champagner bauten ſich die Wirthe große Häuſer — ewige Zeugniſſe von der Thorheit und dem Uebermuth der Menſchen und zeichneten dieſe Periode in der Geſchichte als ein zweites ſilbernes Zeitalter der Menſchheit auf.

Dies ging dem Bier zu Gemüthe, ſo daß es vor Zorn und Aerger überſchäumte. Es baute ſich eine Feſte und zog aus dieſer geharniſcht gegen den Champagner zu Felde. Dieſer dagegen ſtand mit allen Wirthshäuſern und Küpern in einem Schutz- und Trutzbündniß, und es koſtete viele hitzige Kämpfe an Tiſchen und Tafeln, bis das Bier von den Tiſchen zu den Tafeln avancirte. Das Bier aber war ein Begriff, während der Champagner nur eine Thatſache, ein Schaum war, und darin lag das Geheimniß des Sieges des Biers. Endlich gewann das Bier ausgemachter Weiſe die Oberhand, ſo daß es nicht nur in den meiſten Fällen das Schlachtfeld behauptete, ſondern auch die meiſten ſeiner Gefangenen in die Schaar ſeiner zuverläſſigſten Kerntruppen einreihte. Die Wirthe und Krü-

ger aber riefen Ach und Weh, denn das ſilberne Zeitalter, wo der Knall eines Propfens mit dem Werth einer Tonne Korn bezahlt wurde, war nun für die meiſten vorbei und es begann das kupferne Zeitalter — die Kriegscaſſe des Biers beſtand ja aus lauter Kupferkopeken.

Sterbliche, die ihr dieſe merkwürdige Geſchichte leſet, freuet euch der Siege des Brauers über den ſchäumenden Franzmann, denn der Brauer iſt unſer Landsmann, ehrlich, treu und nur ſelten übermäßig aufbrauſend. Ihr aber, die ihr mit dem Dichter den Champagner beſingt und deshalb ſeine Glut liebet, ſeid ſparſamer mit dem Enthuſiasmus, der Wirthshäuſer erbaut — laſſet euch nicht verleiten, das Wohl eurer Zukunft für das Trugbild des Franzmanns in ſeinem Silberglanz, hinter dem ein Kork ſteckt, wegzugeben.

Musterannonce,

von

Dr. —z—.

Victor fuhr in seiner Erzählung fort:

Das Gefecht am Schamchor kennt ihr. Mit geringer Macht hatten wir unter unseres tapfern Generals, des Fürsten Madatow Anführung, die bedeutendsten Streitkräfte der Perser zerstreut, hatten Redouten erstürmt, Kanonen und Gefangene genommen, und rückten nun über den Fluß, das dem Gefecht seinen Namen gab, auf Elisabethpol vor. Die Perser hatten in wilder Flucht ihr Heil gesucht und sich selbst nicht in Elisabethpol aufgehalten, so daß wir in dieser Stadt noch bedeutende Vorräthe von Munition und Provision fanden, welche uns, die wir vom Eilmarsche erschöpft waren, sehr zu statten kamen. Ich will euch nicht aufhalten mit der Beschreibung des ceremoniellen und doch herzlichen Empfangs der Einwohner, die, ihre Geistlichkeit an der Spitze, uns entgegenzogen und als ihre Befreier begrüßten. Daß unsre ganze Besatzung die gastfreundlichste Aufnahme in der Stadt fand, versteht sich von selbst; leider kann ich euch aber von dem Leben daselbst nichts mittheilen, denn mein Dienst bei den Vorposten gönnte mir nicht den geringsten Aufenthalt, so daß ich mich kaum der in Eile durchrittenen Straße erinnern kann. In einem kleinen, verlassenen oder geplünderten Dorfe, 2 Werste jenseits der Stadt, sollte ich Halt machen mit den Vorposten, und die wir frei waren vom augenblicklichen Dienst, freuten uns auf die Behausung und die ersehnte Ruhe, denn wir waren total durchnäßt vom Septemberregen, und seit drei Tagen war kein Schlaf in unsre Augen und sehr, sehr wenig Nahrung über unsre Lippen gekommen. Daher machten wir es uns in den wenigen, öden Hütten so bequem wie möglich, die Theemaschine arbeitete bald so lustig wie je eine im Felde, und ein warmer Punsch strömte neues Leben in unsre steifen Glieder. Der alte Amir, der, nachdem ich ihn aus den Händen eines wüthenden Madschur gerettet, nicht mehr aus meiner Nähe wich und, wie ich euch schon früher erzählte, uns als Führer und Spion manchen guten Dienst leistete, nahm natürlich Theil an unserm kleinen Mahle, das er mit manchen, theils muntern, theils lehrreichen Mittheilungen würzte. Als er aber unsre Vor-

bereitungen zum Nachtlager ſah, ſo gut es nämlich die Umſtände erlaubten, verlängerte ſich ſein Geſicht um ein bedeutendes, und auf meine Frage nach dem Grunde dieſer bedenklichen Miene, ſprach er mit Achſelzucken: «Ihr ſeid im größten Irrthume, wenn ihr wähnet, daß ſich der Schlaf auf eure Augen ſenken wird, denn, ſo ihr hier zu verweilen denkt, erwartet euch eine unruhige, ſchmerzenvolle Nacht.» Unſer Erſtaunen bei dieſen Worten iſt ſchwer zu beſchreiben; ſelbſt den Tapferſten unter uns beſchlich der Gedanke an einen möglichen Verrath. Wir drangen in Amir, ſich deutlicher zu erklären. «So wißt denn», fuhr er fort, «daß dieſe Hütten nicht der raubſüchtigen Madſchuren wegen verlaſſen ſtehen, ſondern um eines weit ſchrecklicheren Feindes Willen, dem das Volk nur durch die Flucht entgehen kann. Seht her, kennt ihr dieſes Thier?» Damit zeigte er auf einen kleinen Punkt an der Wand, den wir alsbald für eine große Wanze erkannten. Ein allgemeines Gelächter gab unſern Unglauben kund, und mehr als einer unter uns beeilte ſich, dem armen Amir darzuthun, daß ermüdete ruſſiſche Krieger ſich dieſes Ungeziefers wegen wahrlich nicht vom Schlafe würden abhalten laſſen. Aber Amirs Geſicht blieb ernſt und mit unerſchütterlicher Ruhe entgegnete er: «Eure Unwiſſenheit kommt eurer Tapferkeit gleich. Dieſe Wanze iſt nicht eine, wie ihr ſie wohl in eurem Vaterlande haben möget, ſondern die fürchterliche perſiſche Wanze, weit größer und blutdürſtiger, auf deren giftigen Biß Geſchwulſt und Entzündung erſcheinen. Wo ſie ſich einmal einniſtet, verjagt ſie Thier und Menſch.» Der Ernſt in Amirs Worten und die Beſtätigung derſelben von einem Koſaken, der dieſe Landplage kannte, verſcheuchte bald alle Munterkeit, wir waren todesmüde und draußen heulte der Sturm und der Regen goß in Strömen vom Himmel. «O, Amir», riefen wir, «hilf uns, du treuer Rathgeber, wo finden wir ein Obdach, das uns die nöthige Ruhe gewährt!» Nach einigem Beſinnen ſprach Amir: «Ich will zur Stadt, gebt mir einen Koſaken mit, und mit Allahs Hülfe verſchaffe ich euch eine ruhige Nacht, denn er, der den Ländern die Plagen ſendet, verleiht den Menſchen auch die Mittel, ſich gegen ſie zu wahren, und darin beſteht die Weisheit, wie der Koran lehrt, ſolche Mittel zu erforſchen.»

Amir war fortgeritten. Wir waren wenig erbaut durch ſeine letzten geheimnißvollen Worte; einige Ungläubige unter uns hielten die ganze Geſchichte von den Wanzen für ein Märchen und ſtreckten ſich auf den Boden, um wenigſtens den Verſuch zu machen, einzuſchlafen. Ich aber kannte Amir beſſer und hatte nie Gelegenheit gehabt, an der Wahrheit ſeiner Worte zu zweifeln. Ich hüllte mich in meinen Mantel und ging hinaus, die Poſten zu viſitiren. Als ich nach einem halbſtündigen höchſt beſchwerlichen Gange zurückkam, war alles in der Hütte in Aufruhr. Die Schläfer ſchrieen und wälzten ſich vor Schmerz am Boden; einige waren

faſt nackt in den Regen geſprungen, um ſich Linderung der geſchwollenen Glieder zu verſchaffen, andere waren unter Fluchen und Schimpfen beſchäftigt, ſich der fürchterlichen Gäſte zu entledigen, die ſie im Schlafe überfallen und gepeinigt hatten. Der Cornet R. war ſo verſchwollen, daß ich ihn kaum noch erkennen konnte. Alle zogen es vor, im Regen und Sturm ſtehend die Nacht zuzubringen, als in jene Mördergrube zurückzukehren oder ſich in eine andere zu wagen; alle warteten mit Ungeduld auf den treuen Amir, der nur zu wahr prophezeit hatte. Endlich erſchien der Erſehnte; in unſern Jammermienen mochte er ſeine Rechtfertigung leſen. «Seid getroſt», ſprach er, «ich bringe Hülfe. Kommt nur wieder herein in die Stube, ich habe euch eine ruhige Nacht verſprochen und Allah hat mir vergönnt, mein Verſprechen zu erfüllen. In dieſem Beutel bringe ich ein Pulver, das dies Ungeziefer in der kürzeſten Zeit tödtet oder verſcheucht. An einigen Orten Perſiens wachſen ſchweſterlich vereint zwei Pflanzen, die getrocknet das größte Gift allem Ungeziefer ſind, obgleich ſie dem Menſchen nichts ſchaden. Bei einem Freunde in Eliſabethpol fand ich glücklicher Weiſe das Pulver, denn nicht allen hat Allah das Licht der Weisheit angezündet, und dem größten Theil des Volkes blieb die Wohlthat dieſes Mittels unbekannt.» Amir ging uns voran, wir folgten mit Schauder und Unglauben. Er öffnete den Beutel und ſtreute das Pulver auf den Boden und in die Ritzen und ſprach mit der Ueberzeugung, welche Erfahrung und Weisheit geben: «Jetzt laßt uns der nöthigen Ruhe pflegen, denn ſeid verſichert, kein Inſect iſt in einer Stunde noch innerhalb dieſer Behauſung.»

Er hatte Recht, der gute Amir. Die Müdigkeit beſiegte bald die anfängliche Angſt, und wir ſchliefen ungeſtört bis zum nächſten Morgen.

Und dieſes unvergleichliche, wohlthätige Pflanzenpulver gegen alles Ungeziefer befindet ſich jetzt in St. Petersburg und eine detaillirte Anzeige deſſelben wird nächſtens dieſen Blättern beigegeben werden. Laßt uns dem guten Amir danken.

Das Herz mit ſeinen Kammern.

von T. Tſch.

(Aus dem Ruſſiſchen.)

1. Die Wahrſagerin *).

Ein junger Mann, ein angehender Schriftſteller, ging eine der ſchönſten Straßen der Hauptſtadt entlang. Zwei hübſche Aufſätze von ihm, die in einer der geleſenſten Zeitſchriften bald nach einander erſchienen, hatten ihm einen nicht zu verachtenden Ruf erworben. Aber jetzt wanderte er gedanken- und ſorgenvoll über das breite Trottoir der Straße und ein gewiſſer Aerger malte ſich deutlich auf ſeinen Zügen.

Geſtern hatte nämlich die große Soirée bei der Fürſtin *** ſtattgefunden.

Unſer Held begann ſeine literairiſche Laufbahn beſcheidentlich. Sein erſter Aufſatz in der Zeitſchrift, der großen Beifall fand, war nur mit zwei Gedankenſtrichen unterzeichnet: —. —., bald aber errieth man den Verfaſſer. Ebenſo verhielt es ſich mit dem zweiten und jedermann beglückwünſchte ihn. Manche gute Freunde ſuchten ihn zu bereden, ſeinen Namen der Welt nicht länger vorzuenthalten: er widerſtand der Verſuchung. Als er aber die höfliche Einladungscarte der Fürſtin auf ſeinem Schreibtiſche liegen ſah, da entſchloß er ſich, die vielbeſprochenen zwei Gedankenſtriche durch die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens, N. N., zu erſetzen. Dieſes berechtigt auch uns, den jungen Mann hinführo unſern Leſern als Hrn. N. N. vorzuſtellen.

Jetzt, wie er geſenkten Haupts durch die Gaſſen ſchritt, rührte ſein Aerger von dem immer und immer wiederkehrenden Gedanken her: wie ſoll ich es anfangen, um etwas recht Gutes zu ſchreiben, etwas Vortreffliches? und wenn auch nicht gerade etwas Vollkommenes, es doch wenigſtens recht ſchnell zu ſchreiben? — Und dieſe Frage legte er ſich vor, weil geſtern, auf der berühmten Soirée der Fürſtin ſo viele ſchöne Lippen mit holdem Lächeln zu ihm geſagt hatten: Nun, Herr N., werden Sie uns nicht bald wieder mit etwas eben ſo Hübſchem beſchenken?

Bis jetzt hatte er bei ſeinen Arbeiten noch nie an das liebe Publicum gedacht: er wartete geduldig ab, bis die Stunde der Begeiſterung ſchlug und ſchrieb dann, wie ſein Geſchmack, ſein Herz und ſein Verſtand

*) Библіотека для Чтенія. Январь 1853. S. 81.

es ihm gerade eingaben. Jetzt aber glaubte er ſich gebunden; er glaubte etwas ſchreiben zu müſſen und, was das Schlimmſte war, augenblicklich. Vorzüglich wurde aber ſein Aerger durch alle die guten Lehren und Rathſchläge erregt, die geſtern gegeben worden, und die alle darauf hinausliefen: «Sie ſchreiben allerliebſt, aber wählen Sie doch andere Gegenſtände zu Ihren Arbeiten.»

Und da rieth ihm der eine das hiſtoriſche, der andere das didactiſche Fach an. Die Fürſtin *** wies auf Sittenſchilderungen aus der großen Welt hin, während die Baronin D., welche der Himmel mit einer zahlreichen Familie geſegnet, die Meinung äußerte, daß Kinderſchriften und kleine moraliſche Erzählungen wohl die nützlichſte Art von Literatur ſei. Der ſehr ehrenwerthe Herr N. empfahl ihm dringend an, ein ſtatiſtiſches Gedicht auszuarbeiten, und der gelehrte Herr Klumsdorf beſchwor ihn, die Numismatik in Verſe und Reime zu bringen, in welchen er die neueſten Forſchungen in dieſer Wiſſenſchaft erzählen könnte, und die Benennungen der aufgefundenen Münzen genau wiedergeben müßte. Endlich wurde das Schäfergedicht von der empfindſamen Fürſtin Lina bis in den Himmel erhoben. — Der größte Theil der Geſellſchaft indeſſen ſchien der Dichtkunſt wenig geneigt und ſtimmte für Proſa, und jemand ließ ſogar ein Wörtchen von phantaſtiſchen Erzählungen fallen. Mit einem Worte, ein jeder dachte nur an ſich ſelbſt und pries eben das an, was ſeinem Gaumen am meiſten zuſagte.

N. N. ſtand da, mitten in der Geſellſchaft, ziemlich verblüfft ob all des guten Rathes und verneigte ſich rechts und links mit dem höflichſten Lächeln. Faſt alle kamen darin überein, daß ſeine Dichtungen zu melancholiſch wären, man wünſchte ſeiner Feder mehr Heiterkeit, damit er ſeine Leſer zum Lachen und nicht zum Weinen bringe, und von allen Seiten ſchallte es laut: «Oh, nichts Nervenerſchütterndes, nichts Trauriges! Voyons, quelque chose de plus riant!

Und ſomit iſt es leicht erklärlich, warum N. N. auf ſeinem Spaziergange ſo trübſelig ausſah und ſich immer und immer wieder fragte: «Mein Gott, was ſoll ich jetzt anfangen?»

— Du ſollſt mir einen Freundſchaftsdienſt leiſten, ſagte eine bekannte Stimme an ſeiner Seite.

Er blickte auf: der junge Siminski ſtand neben ihm und legte die Hand auf ſeine Schulter.

— Guten Tag, Siminski, guten Tag, du glücklicher Bräutigam, ſagte N. N. mit ironiſchem Lächeln (um ſeiner heutigen Galle etwas Luft zu machen). — Nun, was brauchſt du von mir?

— Eh, Freund, antwortete jener eilig, indem er in eine Kaleſche ſtieg, die an der Straßenecke hielt: — ich habe ein wundervolles Abentheuer ausgedacht. Komm, laß uns fahren!

— Das muß wahr ſein, du haſt eine hübſche Equipage, bemerkte unſer Dichter, indem er ebenfalls einſtieg und neben dem Freunde Platz nahm. — Aber wohin fahren wir denn eigentlich?

Siminski antwortete nur mit geheimnißvollem Lächeln, während die leichte Kaleſche über das Pflaſter hinzufliegen ſchien.

— Höre, Freund, antworte, wenn man dich frägt; ſage mir, wo du mich hinführſt, oder, wahrhaftig, ich ſpringe hinaus und breche mir am Ende den Hals, was du dann zu verantworten haben würdeſt. Wo führſt du mich hin?

— Zu einer Wahrſagerin, mein Freund, zu einer Hexe!

— Du biſt und bleibſt unverbeſſerlich!

— Ja, verſetzte Siminski mit zum Himmel gerichteten Augen und bewegter Stimme, — ich bin abergläubiſch wie immer. Schon mit der Muttermilch habe ich dieſen Aberglauben eingeſogen. Später, in der Welt, habe ich freilich auch noch manches andere kennen gelernt. Nun... und darauf folgte ein Seufzer und ein Lächeln, ein Tribut der Vergangenheit. — Uebrigens iſt dir alles das genugſam bekannt, ſo daß du dich darüber nicht zu wundern brauchſt.

— Ich wundre mich auch nicht, ich finde die Sache nur höchſt abgeſchmackt: am albernſten aber, daß du mich zum Genoſſen dieſer Thorheit auserſehen haſt. Was in aller Welt ſoll ich bei deiner Hexe machen?

— Deshalb eben habe ich dich um dieſe Gefälligkeit als um einen wahren Freundesdienſt gebeten. Zanke, ſchilt mich: aber zu der Wahrſagerin zu fahren iſt für mich eine eben ſo wichtige Sache, als etwa auf die Menſur zu treten. Siehſt du, ich habe dich gleichſam zum Secundanten genommen. Du weißt, wie empfänglich ich für jeden Eindruck bin; meine überreizten Nerven...

— Ich weiß, ich weiß, ich vergaß es: freilich, eine hektiſche Röthe ſpielt auf deinen zarten Wangen!

— Lache nur, du haſt gut lachen!

Siminski ſtieß einen tiefen Seufzer aus. N. N. zuckte mit den Achſeln.

— Hör mal, ſagte er nach einem minutenlangen Stillſchweigen, mache dich wenigſtens nicht ganz und gar lächerlich und befrage deine Hexe nicht eher über die Zukunft, bis du Gewißheit über ihre Zauberkraft erlangt haſt.

— Recht gern, wie ſoll ich es aber anfangen, um darüber Gewißheit zu erhalten? Aber fühle nur, wie mein Herz pocht! Gewiß ſind wir ſchon ganz nahe! Oh, ich glaube an dieſe Vorahnungen...

— Laß dir von ihr erſt deine Vergangenheit erzählen und dann forſche meinethalben ſo viel du willſt nach deiner Zukunft: aber ſo je-

mandem ohne alle Beweiſe, aufs bloße Wort hin zu glauben, iſt, gerade heraus geſagt, albern.

Jezt hielt die Kaleſche vor einem niedrigen, gelben Häuschen mit geſchnizten rothangeſtrichenen Fenſterladen. Siminski war gedankenvoll und aufgeregt; ſein Begleiter lachte aus vollem Halſe. Sie traten in ein kleines, freundliches Stübchen: auf dem Fenſterbrett lag behaglich ausgeſtreckt ein großnächtiger grauer Kater, und daneben ſtand ein gläſernes Gefäß mit Waſſer, in welchem ein grauer Froſch herumſchwamm und bald zur Oberfläche auftauchte, bald wieder auf den Grund niederſank.

— Dieſe Umgebung, hob Siminski an, verkündet uns...

— Freilich, freilich... Da iſt ja auch der Kater, das unumgängliche Attribut aller claſſiſchen Hexen... nur iſt er leider nicht ſchwarz ſondern grau.

— Suchen die Herren vielleicht eine Wohnung? fragte jezt die Freunde eine Frau, die eben zur Thüre hereintrat: ſie war nicht mehr jung, ſehr ſtark geſchminkt und hatte eine Haube mit roſa Bändern auf dem Kopfe.

— Nein, ſagte N. N., die Perſon die wir ſuchen ſind, glaube ich, Sie ſelbſt.

— Ich ſtehe den Herrn mit all meinem geringen Wiſſen vollkommen zu Dienſten, verſetzte die Wahrſagerin mit einer Verbeugung.

— Sagen Sie mir, begann Siminski mit ungewiſſer Stimme, — ſagen Sie mir was mir widerfahren wird.

— Nein, unterbrach ihn N. N., ſagen Sie zuerſt was ihm ſchon widerfahren iſt.

— Es iſt ſchwer zu antworten, meine Herren, entgegnete die Zauberin, wenn Sie mich um zwei Sachen zugleich befragen.

— Nicht zugleich, ſagte nachdrücklich und beſtimmt, der Dichter. Fangen Sie damit an uns die Vergangenheit zu erzählen und dann prophezeihen Sie uns die Zukunft.

— He, he, fragte ſpöttiſch die Hexe, und du glaubſt wohl daß ich das nicht vermag? Nicht wahr, he? Nicht nur Vergangenheit und Zukunft will ich ihm enthüllen, ich will ihm ſogar ſagen wie es in dieſem Augenblick mit ihm ſteht.

Sie zog einen Schlüſſel aus der Taſche und ging ſtolzen Schrittes auf einen in der Ecke des Zimmers ſtehenden Schrank zu, aus welchem ſie höchſt behutſam eine blecherne Doſe herausnahm, in welcher ſich ein Kamm und drei Spiele Karten befanden. Dieſer Kamm gehörte übrigens keineswegs mit zu den Zaubergeräthſchaften, die kokette Hexe hatte ihn nur hervorgeſucht um ſich damit vor einem kleinen, halbblinden Spiegel das Haar glattzuſtreichen; dann ordnete ſie ihre roſa Bandſchleifen und kehrte zu ihren Gäſten zurück.

— Wem ſoll ich wahrſagen, fragte ſie den jungen Schriftſteller, dir?

— Nein, meine theure, here für dieſen Herrn da.

Und N. N. zeigte auf Siminski.

— Aha, rief die Zauberin ſchmunzelnd, alſo für den ſchwarzlockigen jungen Mann hier? Gut, gut! — Er iſt hübſch, er iſt ſchön, murmelte ſie vor ſich hin, wie im Selbſtgeſpräch, und es ſchien als ob ſie ihre Gäſte gänzlich vergeſſen hätte: — die Haare ringeln ſich um ſeinen Kopf und die Augen leuchten ihm wie die Sterne am Himmel — ſie glänzen, ſie funkeln, ſie brennen, und haben ſchon gezündet in mehr als einem Herzchen und Köpfchen. Seine Lippen ſo roth, und ſo weich wie Purpurſammt, ſchwellen unter dem ſchwarzen Schnurbart hervor: ach wie ſo manches Mal haben ſie ſchon von Liebe geſprochen und Liebe gefordert. Ach und manch Liebeswort iſt ſchon zu deinen Ohren gedrungen, junger Herr, und manch zartes Geſtändniß hat ſie berauſcht! — Schöner Jüngling, lege die Hand auf's Herz und ſchaue feſt und beſtimmt mir in's Auge... hier ſind drei Spiele Karten, wähle daraus, wähl' dir eins davon aus nach Belieben!

Siminski legte die rechte Hand auf ſein Herz und drückte die linke auf eines der alten, abgenutzten Kartenſpiele, die auf dem Tiſche lagen.

— Er hat das Spiel des Großvaters gewählt, rief laut die Wahrſagerin. Wahrhaftig, das Spiel des Großvaters!.. Nun, Gruß und Ehre gebührt dir von Rechtswegen, junger Mann, und jetzt will ich dir in Allem gehorchen. Was verlangſt du von mir? Ich will dir die Gegenwart deuten und dein vergangenes Leben ſollſt du im Waſſer ſchauen. Wäre aber deine Wahl auf ein anderes von dieſen drei Spielen gefallen, und nicht auf das des Großvaters: kein Wort hätteſt du aus mir herausgebracht, wahrhaftig, kein Wort.

Hierauf warf ſie einen Theil des Spiels in die Luft und wartete bis die letzte Karte wieder auf den Tiſch herabgefallen war: dieſe war zufällig eine rothe.

— Und abermals Gruß und Glückwunſch, mein ſchöner Bräutigam rief ſie wieder, indem ſie ſich mit fratzenhaften Verbeugungen zu Siminski wandte; ha, ha, ihr ſeid Bräutigam, und ein glücklicher und geliebter Bräutigam dazu! Wozu jetzt noch mich befragen, mein feiner Herr! Hier iſt auch ohne Hexerei ſchon alles in Richtigkeit und in acht Tagen haben wir Hochzeit!

Siminski warf einen triumphirenden Blick auf ſeinen Freund, welcher inzwiſchen ziemlich nachdenkend geworden war und dem Treiben der Wahrſagerin mit ernſtem Blicke zuſchaute. Plötzlich aber fiel ihm ſeine frühere feſte Ueberzeugung ein, wie thöricht das Ganze ſei und er wiederholte:

— Zeige uns für's Erſte nur die Vergangenheit, meine Liebe, zuerſt die Vergangenheit.

— Dir brauche ich nicht zu gehorchen, entgegnete die Wahrſagerin barſch, aber ihm bin ich Gehorſam ſchuldig, dem ſchönen jungen Herrn, der aus den drei Kartenſpielen das Spiel des Großvaters zu wählen verſtand! Unſere Alten haben dieſe Karten gezeichnet und gedruckt und ihnen die geheime Kraft verliehen guten Menſchen die Wahrheit zu verkünden, und ſolche, die einfältiglich an ſie glauben und ſie verehren, niemals zu täuſchen.... Wenn du es verlangſt ſo will ich dir dein ganzes bisheriges Leben zeigen, — das heißt, nicht ich werde es dir zeigen, aber im Waſſer wirſt du es erblicken. Dieſes Waſſer habe ich am Abend vor Johanni aus einem neugegrabenen, noch unbenutzten Brunnen geſchöpft und mit Farrenkrautblüthe deſtillirt. Das Waſſer wird dir alles berichten... Zürne ihm aber nicht, wenn es mehr ſpricht und das Mehr vielleicht bitter ſchmeckt.

Bei dieſen Worten nahm die Zauberin aus dem ſchon obenerwähnten Schranke eine grüne Flaſche, welche mit einer trüben Flüſſigkeit angefüllt war. Sie goß dieſe in ein Glas und reichte Siminski ein kleines gläſernes trichterförmiges Röhrchen, welches ſie ihm ans Auge halten hieß und ihm unverwandt auf das Waſſer zu blicken befahl. Darauf verhing ſie die Fenſter, ſo daß bald überall ein eigenthümliches Halbdunkel herrſchte und verließ das Zimmer.

— Hier iſt auch für dich ein Röhrchen, wenn auch du es mit anſehen willſt, ſagte die Wahrſagerin, indem ſie wieder eintrat und auch dem jungen Schriftſteller ein ſolches Inſtrument einhändigte; blickt nur beide hinein und ihr werdet beide etwas zu ſehen bekommen: wenigſtens wirſt du nicht ſagen, daß ich lüge, daß das Waſſer lügt.

Sie ſchritt wieder zur Thür hinaus; die beiden Freunde blieben allein, ſetzten die gläſernen Trichter ans Auge und begannen unverwandt auf das Glas zu blicken.

Einige Minuten lang herrſchte das tiefſte Schweigen. Plötzlich erbleichte Siminski und erhob den Kopf.

— Siehſt du etwas? fragte er flüſternd.

— Ja... ein ungeheures Herz.

— Das verkündet mir ja aber den Tod, auf jeden Fall einen baldigen Tod — am Aneurism zu ſterben!

— Es iſt ein poetiſcher Tod, bemerkte der Dichter.

— Laß, ich bitte dich, die Poeſie! Ich ſtehe auf dem Sprunge zu heirathen, und hier droht mir der Tod, ja, wahrhaftig er droht mir offenbar! Eine angenehme Ueberraſchung.

Die Sache fing an ernſthaft zu werden und Siminski's Geſichtszüge hatten ſich gänzlich verändert; aber der Dichter lachte laut auf:

— Mein Himmel, rief er, halte dich denn doch lieber ſchon gleich für geſtorben und begraben! Und ſchämſt du dich nicht, du haſt nicht ein-

mal daran gedacht, mich zu deinem Leichenschmause einzuladen? Ja, bei dieser Gelegenheit hast du mich vergessen, aber als du olim, jenes famose Drama zusammengearbeitet hattest und es dir an Zuhörern gebrach, da wußtest du dich meiner wohl zu erinnern, du Bösewicht! Hast du mich nicht gezwungen, die ganze lange Geschichte von Anfang bis zu Ende mit anzuhören?

Diese Erinnerungen verdoppelten die Heiterkeit und den Lachanfall unsers Schriftstellers, der dabei vergaß, wie erst am Abende vorher die wohlgemeinten Rathschläge seiner Leser ihn so gänzlich aus der Fassung gebracht hatten. Als er aber endlich bemerkte, daß Siminski nicht mehr ins Wasser blicke, sondern sehr bestürzt da stand, während sein schönes Gesicht einen sehr unschönen Ausdruck angenommen und das «hektische Roth» aus seinen Wangen gewichen, wurde er endlich ruhiger.

— Siminski, mein Junge, sagte er, sei munter! Dein Aneurism so gut wie dein Drama sind beide schon alte Geschichten und längst überstanden. Du bist so aus dem Concept gekommen, daß du gänzlich vergessen hast, wie wir im Wasser nur deine Vergangenheit sehen: deine Zukunft soll uns ja erst später aus den Karten prophezeiht werden.

— In der That, rief Siminski und schlug sich vor die Stirn, — das hatte ich rein vergessen und war ganz im Ernst erschrocken! Uebrigens glaube ich so leicht an alles, was mir ein Unglück verkündigt, fuhr er fort und machte ein sentimentales Gesicht, wie gewöhnlich, wenn er etwas Eigenthümliches und Geheimnißvolles auszudrücken beabsichtigte.

Der Dichter fand nicht für gut, sich weiter nach den Ursachen dieses bereitwilligen Glaubens an alles mögliche und unmögliche Unglück zu erkundigen, sondern zuckte bloß die Achseln und lächelte.

Es war eine kleine Schwäche bei Siminski, daß er es gar sehr liebte, in seiner Person verschiedene Eigenthümlichkeiten und Excentricitäten zu entdecken: und wenn er dergleichen bei sich selbst nicht vorfand, so wußte er sehr geschickt sich mit fremden Federn zu schmücken, das heißt, sich fremde Bizarrerien anzueignen, so daß er bisweilen ein recht passabeles Original zu spielen verstand. Im allgemeinen beobachtete er in seinen Manieren, seiner Haltung, seinem Gange und in jeder Bewegung alle Regeln der Aesthetik; zuweilen nur, aber sehr selten und mehr des Contrastes wegen, erlaubte er sich einen schroffen, energischen Gestus, der dann eben dem Ganzen den Reiz der Originalität verleihen sollte. Zuweilen gerieth er sogar in Begeisterung, gewöhnlich war aber seine Stimmung nur sentimental, und aus dem Ton seiner Sprache klang bald eine bittere Ironie, bald eine schwermüthige, seelenvolle Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Worte. Die Frauen nannten ihn reizend und die Männer sagten gleichgültig: «ja, er hat ein vortheilhaftes Aeußere». Sein Loos war ein recht glückliches, und an ihm selbst war, im Grunde, auch

mehr Gutes als Böſes. Die Hexe hatte den Nagel richtig auf den Kopf getroffen: die Hochzeit war auf die nächſte Woche feſtgeſetzt, ſeine Braut ſterblich in ihn verliebt, die Partie eine äußerſt vortheilhafte und er liebte ſeine Verlobte leidenſchaftlich.

— Laß uns wieder hinblicken, ſagte er in munterm Tone zum Freunde — und beide bückten ſich wieder über das Glas.

Im Waſſer ſah man ein Herz, ein wirkliches menſchliches Herz: an Geſtalt glich es allen andern, an Beſchaffenheit war es wenigſtens vielen derſelben ähnlich. Es war ein roſenrothes, durchſichtiges, warmes, weiches Herz, leicht empfänglich für alle Eindrücke; wie eine Blumenknospe ſtand es eben im Begriff ſich zu entfalten und hatte noch keinen Lebenspfad erwählt: oben ſtand mit großen Buchſtaben geſchrieben: Siebenzehn Jahre. Es war glatt und friſch und zitterte freudig im Waſſer, durchwärmt vom jugendlichen Feuer der Lebensluſt, und obgleich es noch keine Neigung fühlte, ſchien es bereit, eine jede zu erfaſſen und in ſich aufzunehmen und glühte im Vertrauen auf alle Freuden des Lebens, die ihm noch bevorſtanden. Wenn aber erſt Neigungen und Leidenſchaften es berühren, dann werden ſich auf der glatten Oberfläche dieſes jungen Herzens kleine Abtheilungen zeigen; jedes Gefühl wird ſein eigenes Bereich haben, jeder neue Gegenſtand ſeiner Zuneigung von einer beſondern Abtheilung umſchloſſen ſein; und jede von dieſen Zwiſchenwänden, jede dieſer Kammern wird die daranſtoßende zu beeinträchtigen und zu verdrängen ſuchen: hier entſteht eine, dort ſtürzt eine andere zuſammen; manche verſchwinden für immer...

Siminski blickte fortwährend in's Waſſer und betrachtete aufmerkſam ſein Herz, wie es einſt geweſen. Auf der roſenrothen Oberfläche zeigte ſich eine erſte Abtheilung, — und faſt zu gleicher Zeit entſtand daneben eine zweite. In der erſten Kammer ſaß eine Liebe, die ſich auch in jedem andern menſchlichen Herzen befindet, welche aber in einem ſo jugendlichen Alter ſich gewöhnlich an den ſichtbaren und materiellen Theil des geliebten Gegenſtandes klammert, die Eigenliebe, die dann häufig höchſt naiver Weiſe die künſtlich gekräuſelten Locken des eigenen Kopfes, oder den Glanz des eigenen Auges, oder die feine Taille des eigenen, noch ſchmächtigen Körpers, zu bewundern und zu verehren bereit iſt. Bei Siminski, wie bei vielen andern jungen Leuten, hatte die erſte Neigung, die ſich in ſeiner Herzenskammer eingeniſtet, einen leichten, kaum bemerkbaren bräunlichen Streifen zum Gegenſtande, der ſich ſeit einiger Zeit auf ſeiner Oberlippe zu zeigen begann, und in welchem er ſeinen erſten, wahren, ſchönen, ſchwarzen Schnurrbart begrüßte: und voll Ungeduld war er fortwährend damit beſchäftigt ihn zu raſiren, zu pommadiren, zu pflegen und vorzüglich zu kräuſeln, wobei es oft geſchah, daß von den ohnehin ſpärlich gewachſenen Härchen ihm noch einige zwiſchen den Fingern blieben. Und

wie ſtolz blickte er dann um ſich, wenn ſeine Hand in der Zerſtreuung dieſe gefeite Stelle über der Oberlippe berührte! Die Herzenskammer, welche der Schnurbartſchatten einnahm, wurde immer größer und größer und zuletzt war der ſiebenzehnjährige Siminski dermaßen davon erfüllt, daß, wenn zufällig ein weiblicher Blick auf ihn fiel, er jedesmal erröthete und den Kopf ſenkte, in der feſten Ueberzeugung, daß alle und jede ihn nur darum anſähen, um mit Muße ſeinen vielgeliebten Schnurbart betrachten und bewundern zu können. Wahrſcheinlich hätte dieſer Zuſtand auch noch lange fortgedauert, wenn nicht, wie geſagt, ſich gleich daneben eine andere Kammer gebildet hätte, in welcher ſich «der Walzer» einſchlich, und die bald auf Koſten des Schnurbartwinkels zu wachſen begann. Walzer, Walzer! Welche Stürme zauberte dieſes Wort vor ſein Auge, welche Töne ſchmeichelte es an ſein Ohr! Er kannte keine Müdigkeit, er überwand ſeine Schüchternheit und ſuchte allenthalben nach Einladungen zu Abendgeſellſchaften und Bällen. Wie hübſch und leicht er walzt und wie ihn alle mit den Augen verfolgen! Ja, es iſt ausgemachte Thatſache: gegenwärtig beſchäftigt ſich die ganze Welt eben ſo ſehr mit ſeinem Walzen, wie noch vor Kurzem mit ſeinem Schnurbarte in spe.

— Ich muß damals doch höchſt komiſch geweſen ſein, ſagte Siminski, indem er ſich zum Dichter wandte, der noch immer mit herzlichem Lachen in das Glas guckte: eigentlich war er aber doch etwas beſtürzt, daß ſein Herz die Geheimniſſe ſeiner Kammern und Verſchläge ſo unbefangen in Gegenwart eines dritten aufdeckte, obſchon dieſer dritte ein vertrauter Freund war.

— Nicht im geringſten, antwortete N. N., ohne den Blick vom Waſſer abzuwenden: Alles das iſt ſehr unterhaltend!

Aber ſchon hat die Zahl achtzehn die ſiebenzehn erſetzt, und der Walzer hat ſich in eine Perſönlichkeit aufgelöſt: Walzen iſt nicht mehr bloßes Walzen, ungreifbare Töne der Muſik, ein ſinnloſes Drehen im Tanze; eine andere Kammer iſt im Herzen entſtanden, ein hübſches, friſches Geſichtchen wohnt darin, dem die blonden Locken über die weißen Schultern fallen, und dieſe Kammer vergrößert ſich und nimmt zuletzt den Walzerwinkel in ſich auf. Die goldigen Haare umfächeln Siminski's glühendes Antlitz und ſein Arm ſchlingt ſich um die ſchlanke, biegſame Taille des holden Kindes, im weißen, durchſichtigen Gaze-Kleide. Die Lichter des Balls funkeln in den blauen Augen und der kleine Fuß fliegt über das Parquet, das er kaum zu berühren ſcheint. Tanzt jemand beſſer als ſie? Oder tanzt Jemand auch nur halb ſo reizend!

Auch der Schlummer nach durchtanzter Nacht bringt ihm holde Bilder vor die Sinne: aus dem Schaum des Walzers entſteht ein liebliches Weſen, mit denſelben blonden, flatternden Locken, und bald nimmt

es einen bedeutenden Raum in dem jungen Herzen ein; von Ball zu Ball verfolgt er dieſe Erſcheinung und jeden Abend kehrt er glückſeliger nach Hauſe zurück.

Die Zeit fliegt und führt im Sturme ſo manches mit ſich fort: ſchon ſteht die Zahl zwanzig, wo wir ſo eben erſt achtzehn geleſen haben. Inzwiſchen haben ſich ſo manche Kammern und Verſchläge gebildet, und iſt unter andern, auch das weite Gemach entſtanden, in welchem der Ehrgeiz ſeinen Sitz aufſchlägt, worin wieder eine Anzahl von kleineren Abtheilungen und Eckchen abwechſelnd erſcheinen und verſchwinden. In dieſe Lebensepoche fällt auch die Herrſchaft einer lebhaften Brünette, deren geiſtreiche Unterhaltung Siminski's Intereſſe erweckte und ihn mächtig zu feſſeln wußte.

Armes Herz, wie hat der dienſtfertige und erfinderiſche Verſtand in dir gehauſt und wie viele Wände hat er in deinen Räumlichkeiten aufgebaut und wieder niedergeriſſen!

Doch auch die kleine Blondine guckt noch von Zeit zu Zeit aus ihrem Winkel hervor, denn ſie und der Walzer leben noch immer, wenn auch ganz ſtill in Siminski's Herzen; ihre Herrſchaft iſt nicht mehr ſo unumſchränkt, ihre Macht iſt geſunken, aber beide ſind noch da: nur daß ſie vermeiden mit der neuen Nebenbuhlerin, der obenerwähnten Brünette, in Colliſion zu kommen. Mit der einen fliegt Siminski durch den Ballſaal, mit der andern knüpft er ein geiſtreiches Geſpräch an, und das freie Wort ſchimmert in pikanten Witzen und glänzenden Redensarten. Er muß ſich ſelbſt bewundern, er nimmt einen zuverſichtlichen Ton an und ſpielt den glücklichen Salon-Helden, der an Eroberungen gewöhnt iſt.

Aber auch die Zahl zwanzig verſchwindet, und an deren Stelle kommt ein und zwanzig, zwei und zwanzig und ſo weiter. Das Intereſſe der beiden beobachtenden Freunde ſtieg von Minute zu Minute, äußerte ſich aber bei jedem von ihnen auf verſchiedene Weiſe. Der Dichter war ganz ruhig, blickte aufmerkſam in's Glas und lachte ſo oft es etwas zu lachen gab; Siminski hingegen wechſelte jeden Augenblick die Farbe, fühlte Bruſtbeklemmungen und Schwindel, und warf von Zeit zu Zeit verſtohlene und mißtrauiſche Blicke auf den an ſeiner Seite ſtehenden Gefährten. Er war bei der ganzen Sache nicht bloß unpartheiiſcher Zuſchauer, ſondern zwiſchen dem Herzen, das in ſeiner Bruſt pochte, und dieſem hier im Glaſe, das vor ſeinen Augen pulſirte, exiſtirte eine unſichtbare, aber unmittelbare Verbindung: er litt unendlich. Jedesmal wenn letzteres zuckte, aufathmete, ſich hob, ſich freudig eröffnete oder ſchmerzlich und krampfhaft zuſammenzog, je nach der Beſchaffenheit der darin entſtehenden Verſchläge, jedesmal fühlte die Rückwirkung davon auch das Herz Siminski's, Siminski's des Bräutigams, des ſiebenundzwanzigjährigen Si-

minski's, und alle dieſe Bewegungen und Verwandlungen verurſachten ein krankhaftes Unbehagen.

Er war nervös und reizbar: wenigſtens behauptete er es und indem er jedermann davon zu überzeugen ſuchte, glaubte er es am Ende ſelbſt. Ueberhaupt hatte er eine Menge echt weiblicher Gewohnheiten und Launen angenommen, die ihm zuweilen wohl einen gewiſſen eigenthümlichen Reiz verliehen, ihn aber, zu anderen Zeiten, auch wieder vollkommen unausſtehlich machten: ſeine empfängliche Natur hatte das anſteckende Gift bereitwillig eingeſogen.

Plötzlich ſprang Siminski erſchrocken zurück: ein glühender Funken war aus dem Glaſe herausgeſchlagen, wirbelte an ſeinem Geſichte vorbei in die Höhe und verlor ſich an der Zimmerdecke. Das Waſſer kochte und brodelte, eine kleine, blaue Flamme ſchwebte darüber, ſchlüpfte dann ins Glas und umfaßte hier das Herz, indem ſich rund herum ein roſenrother Schein verbreitete. Ha, wie es luſtig flammt und flackert, das durchſichtige Herz, im roſigen Feuer!.. Aber jetzt iſt es wieder plan und eben, und von all den vielen Kammern, die noch vor kurzem da waren, iſt auch keine Spur mehr zu ſehen: ein einziges und mächtiges Gefühl hat alles verwiſcht, aber dieſes eine Gefühl läßt ſich wieder in tauſend Brüche theilen.

Sei mir gegrüßt du dienſtfertiges Herz, du reiches und verſchwenderiſches! Armer Mann, glücklicher Mann, der du ein ſo wohl organiſirtes Ding in der linken Bruſt trägſt! Heil dir, o Herz mit den vielen Zwiſchenwänden! Was würde entſtanden ſein, wenn dieſe Verſchläge nicht dageweſen und alle die neuen Bewohnerinnen ſo plötzlich eingezogen wären, angelockt von Siminski's bezaubernder Geſtalt, oder wie die guten Freunde ſagten: durch ſein glückliches Aeußere?

Welches ſchreckliche Zuſammentreffen wäre da erfolgt, welche furchtbare Kataſtrophen hätte das nach ſich gezogen?

Wie hätten die unbändige Burſuwjew, die Löwin des Tages, und die ſanfte Couſine Nadin'ka zu gleicher Zeit daſſelbe Herz bewohnen können? Vor dieſer hätte Siminski ſich immerwährend der Tollheiten und Abentheuer ſchämen müſſen, zu denen ihn die Löwin antrieb; und der letzteren hätte er für keinen Preis die ſchüchterne Zärtlichkeit eingeſtanden, die er für ſein junges Bäschen fühlte. Nein, und tauſendmal nein! ohne dieſe geſegneten Verſchläge die jedes Zuſammentreffen und jede Berührung der beiden Nebenbuhlerinnen verhinderten, während ſie einer jeden von ihnen einen gleichen Theil von dem roſigen Flammenſchein zukommen ließen, wäre ein ſolches Zuſammenleben eine reine Unmöglichkeit geweſen.

Der ſchöne Siminski hatte die Aufmerkſamkeit der Löwin auf ſich gezogen — und bald hatte ſie ihn in den Strudel ihres Kreiſes geriſſen, und in eine ununterbrochene Reihe von raſenden Polkas, ausgelaſſener Geſellſchaften mit lauter Unterhaltung und noch lauterem Gelächter, und

in hohe und listig veranstaltete Preference-Partien verwickelt. Um diese Zeit fehlte nicht viel, daß die schwache Wand, welche die harmlose und heitere Base umschloß, gänzlich verschwunden wäre. Seine ganze Zeit war der üppigen Bursuwjew gewidmet, während auf Nadin'ka's Theil kaum ein paar Minuten täglich kamen, und auch diese nur einzig aus dem Grunde, weil Siminski mit ihr unter einem Dache wohnte, indem er, als er vor kurzem in Staatsdienste trat, in das Haus seiner Tante gezogen war. Tagtäglich promenirte er mit der Löwin durch die schneebedeckten Straßen; gegen fünf Uhr trafen sie sich gewöhnlich bei festlichen Diners und jeder Abend vereinigte sie wieder im Ballsaal oder am Spieltische: wo in aller Welt hätte er bei so gehäuften Beschäftigungen die Muße finden sollen einige Stunden zu Hause zuzubringen?

Seine ältern Verwandten fanden ein solches Leben höchst anstößig, redeten ihm ernstlich ins Gewissen und gaben laut ihr Mißvergnügen über die Bursuwjew zu erkennen. Auch Nadin'ka vereinigte zuweilen ihre sanfte Stimme mit diesen Vorwürfen, worauf Siminski jedesmal traurig und flehentlich bat, sie, nur sie möchte Nachsicht mit ihm haben, und ihr in ziemlich verworrenen Reden zu erklären versuchte, wie sie allein an dem ganzen Uebel schuld sei.

Die verschiedenen Herzensabtheilungen begannen nach und nach ins Gleichgewicht zu kommen: das Gemach, worin die reizende Bursuwjew so unumschränkt und rücksichtslos geherrscht, wurde kleiner und schrumpfte immer mehr und mehr zusammen; aber dagegen entstand ein anderer, bis jetzt fast noch unmerklich kleiner Winkel, in welchem ein seltsames Wesen zu spuken anfing: eine Art von Menschenhaß, ein Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst und mit allen andern Menschen.

Und es war hohe Zeit, daß die Sache zu Ende kam! Denn nachdem die Bursuwjew Siminski bewogen hatte, ihr zu Ehren tausend Thorheiten und dumme Streiche zu begehen, erklärte sie ihm eines schönen Morgens rund heraus, daß er ihr als Tänzer immer willkommen sein würde, im übrigen aber sei sie seiner herzlich überdrüssig.

O Nadin'ka, Nadin'ka! sanfte, liebende, lichte, ätherische Nadin'ka, mit der schlanken Taille und den goldenen Locken, die dich so ähnlich jenem mit dem Walzertraume verbundenen Traumbilde machen, welches er einst zu lieben geglaubt hatte, warum fängt deine Macht erst jetzt zu wachsen an, warum befestigen sich erst jetzt die Mauern, die dein Reich stützen? Aber auch das ist am Ende noch ein Glück!

Nadin'ka's niedliches Füßchen hatte bald den häßlichen Wurm des Menschenhasses zertreten, der sich unmittelbar nach dem Verschwinden der treulosen Bursuwjew eingenistet hatte; und mit diesem Heldenstück schenkte sie das von Wunden nach allen Richtungen durchzogene Herz der Welt, dem Leben und seinen Gefühlen wieder.

Aber was iſt das? Schon wieder eine neue Zelle, und eine ſonderbare Geſtalt, wichtig und ernſt, ſieht man darin erſcheinen, mit einem Buche auf dem Schoße, mit einer Brille auf der Naſe und Tintenflecken am Kleide: es iſt eine ſchriftſtellernde Dame, oder wenigſtens gibt ſie ſich dafür in der Welt und hält ſich ſelbſt für eine ſolche, ein Curioſum, das eines nähern Studiums wohl werth und im höchſten Grade komiſch iſt. Sie liebt die Wiſſenſchaft und die Kunſt, und läßt mit eben dem Eifer ein Buch drucken, wie ſie ein Gemälde für die Ausſtellung entwerfen oder im Concerte eine Arie ſingen würde, wenn ſie den Pinſel zu führen verſtände oder die Natur ſie mit einer ſchönen Stimme begabt hätte.

Uebrigens macht die Perſon in der neu entſtandenen Kammer, mit der wir es gegenwärtig zu thun haben, eine Ausnahme von der Regel, ſie iſt unterhaltend und originell genug und nichts weniger als lächerlich. Es iſt eine Dame von etwa fünf und dreißig Jahren, mit ins röthliche ſpielendem Haar; aber dieſes wird von einer geſchmackvollen Haube bedeckt und durch die Brillengläſer blitzen kluge, geiſtreiche Augen. Nadin'ka iſt freilich hübſch, und Siminski liebt ſie aufrichtig: aber zuweilen kann er ſich bei ihr eines Anflugs von Langerweile nicht erwehren, während die neue Erſcheinung immer unterhaltend bleibt; bei ihr kann von keiner Langweile die Rede ſein; ihr Witz iſt beißend, ihr Geiſt kühn, ihr Verſtand richtig und tief. Selbſt die feinen Linien des Geſichts verleihen ihr einen eigenthümlichen Reiz der Originalität.

Nur eins war für Siminski ein Räthſel geblieben: warum hatte ſie ihn gefragt: «Gewiß ſind auch Sie Dichter?»

Siminski wagte nicht nein zu ſagen, indem er befürchtete, ſich dadurch in ihrer Meinung völlig zu Grunde zu richten, und murmelte mit kaum vernehmbarer Stimme:

— Bisweilen wohl!...

— Und von dieſem Augenblick quält und peinigt ihn die Sorge, etwas zu ſchreiben, zu drucken und herauszugeben.

Und dieſer Umſtand erinnert unſern Schriftſteller an ſeine eigene Lage und an die peinigenden Stunden, die er ſeit geſtern Abend verlebt hat.

Neben der Sappho weilt im Herzen noch eine andere Dame, die ebenfalls nicht mehr ganz jung, trotzdem aber ſehr hübſch iſt; ſie hat kurz geſchnittenes Haar und ein griechiſches Mützchen auf dem Kopfe; über ihre graue Blouſe iſt der glatte weiße Hemdkragen nachläſſig zurückgeſchlagen und getrocknete Pflanzen und Papiros liegen auf ihrem Arbeitstiſchchen zerſtreut.

Und noch einmal, was würdeſt du anfangen, du leichtſinniges Herz, wenn die rettenden Verſchäge nicht da wären? So aber leben die heitere

Nadin'ka, der majeſtätiſche Blauſtrumpf, und die begeiſterte Dame in der grauen Blouſe, zwar getrennt, aber doch in der beſten Eintracht und friedlichſten Nachbarſchaft neben einander.

Und zu den Füßen der Dichterin bildet ſich abermals ein Winkel; hier kauert einſam und abgeſchloſſen der literairiſche Ehrgeiz und brütet über zwei Heften. Auf dem einen lieſt man: «Türkiſche Balladen» — auf dem andern: «Die abgeſtorbene Seele, Drama in fünf Aufzügen» — und unter beiden Titeln iſt mit großen Buchſtaben Siminski's Name unterſchrieben.

— Ei, rief unſer Dichter, das ſind ja alte Bekannte aus der erſten Zeit unſerer Freundſchaft. — Na, es iſt wenigſtens ſchön von dir, daß du die Dichterei bei Seite geworfen haſt! Erinnerſt du dich noch, wie wir des Abends zuſammenkamen und die N. mit uns zu ſchmauchen pflegte? In die warſt du doch wahrhaftig ſterblich verliebt! Uebrigens ging es recht luſtig her bei ihr: S. las ſeine Gedichte vor, D. theilte uns ſeine Feuilleton-Artikel mit...

Aber Siminski antwortete auf alles dieſes keine Silbe und bezeigte nicht die geringſte Neigung zum Lachen: er war krankhaft aufgeregt.

— Come t'adoro! ſang eine bekannte Stimme im Glaſe.

Die Freunde warfen ſich einen vielſagenden und fragenden Blick zu. Siminski war ſehr bleich geworden, denn es war ſeine eigene Stimme, die er vom Flügel her, hinter einer eben eingetretenen Perſon, zu hören glaubte. Hierauf begann ein Duett, in dem eine Frauenſtimme mit der ſeinigen zu verſchmelzen ſchien.

Beide Freunde ſchauten unruhig im Zimmer umher, indem ſie die Löſung dieſes Räthſels ſuchten und einen Betrug argwohnten.

Die Sonne war indeſſen untergegangen und die Stube viel finſterer geworden, als ſie bei ihrem Eintritt geweſen; der Kater hatte die Augen geöffnet und peitſchte mit dem Schwanze die Fenſterſcheiben: ſonſt war alles ſtill. Sie bückten ſich wieder über das Glas, der Geſang fing wieder an und ſchmerzlich ſchallten aus dem Waſſer die Worte einer Siminski wohlbekannten Romanze:

«Du ſagteſt mir: leb wohl, leb wohl!...»

Dann ließ ſich ein leiſes Schluchzen hören.

— O, geſtehen Sie mir, daß Sie mich nicht mehr lieben, rief eine weibliche Stimme: — ſagen Sie mir, daß Sie im Begriff ſind zu heirathen!...

Der Geſang verſtummte.

— Das war das Mädchen aus der Provinz, rief der Dichter. — Armes Kind, ich bedaure ſie von Herzen; dieſe hat dich wirklich geliebt!

Siminski fuhr zuſammen und kehrte ſich auf einige Augenblicke ab...

Und nochmals iſt im Herzen ein neues Gemach entſtanden: in dieſem tummelt ſich ein unſcheinbarer, aber unruhiger, geſchäftiger, nimmer ruhender kleiner Kobold; es iſt der Wunſch, eine vortheilhafte Heirath zu machen. Dieſer Gedanke lebt und wächſt und läßt dem Herzen keine Ruhe, und endlich verkörpert er ſich in der Geſtalt einer reizenden Braut, über deren Haupte, wie ein funkelnder Stern die Zahl: 200,000 Rubel Silber erglänzt.

Blendend ſchön iſt dieſe Braut und blendend ſchön ſind auch ihre zweimal hunderttauſend Rubel! Wie lange iſt es her, daß Siminski Nadin'ka, der treuloſen Nadin'ka, die einen ſeiner vertrauteſten Freunde geheirathet hatte, eine lange Epiſtel, und noch dazu eine Epiſtel in Verſen zugeſchickt, in welcher er ihr die bitterſten Vorwürfe darüber machte 1) daß ſie noch ſo ſchöne Augen habe, 2) daß ſie ſo viel tanze, 3) daß ſie ſo häufig das Theater beſuche, und 4) endlich, daß in ihre Loge, außer Siminski, noch andere anziehende und glänzende junge Leute Zutritt hätten; — ja, wie lange iſt es her? Und jetzt, und jetzt?...

Jetzt luſtwandelt auch er auf dem Lande, in den Gärten einer prachtvollen Villa; er führt ſeine reizende Braut am Arme und glaubt zugleich auch ihre reizenden zweimal hunderttauſend an ſeinem Herzen zu fühlen. Im Garten befindet ſich ein Teich; ſie treten heran und ſehen im Waſſer eine Ente plätſchern. Das erweckt in ihm die Erinnerung an das Landleben, an das heimiſche Dorf, wo er aufgewachſen und er beginnt von ſeinem Gute zu ſprechen: die ſchöne Braut unterdrückt ein leiſes Gähnen und die idylliſche Beſchreibung ſeines Jugendlebens intereſſirt ſie nicht im geringſten; ſie empfindet ſogar einigen Widerwillen dafür und enthält ſich nur mit großer Mühe, ihm ziemlich beſtimmt zu erklären, daß ſie alle Dörfer und jeden Aufenthalt daſelbſt bis in den Tod nicht leiden könne.

Welche Wahl blieb dem armen Siminski übrig? Ein unterwürfiges Verſtummen oder ein entſcheidender Bruch. Natürlich wählte er das erſtere, denn iſt es wohl menſchenmöglich, mit einer ſolchen Braut zu brechen und kaltblütig einen Verſchlag einzureißen, an dem man lange mit ſo viel Luſt und Liebe gebaut hat, und hinter welchem eine ſo viel verſprechende Ehe ſteckt?

Siminski ſenkte alſo den Kopf und ſchwieg.

Das Herz im Glaſe aber zuckte auf ſeltſame Weiſe zuſammen, als wollte es noch einen letzten Blick zurückwerfen auf die ganze durchlebte Vergangenheit.

Jetzt, wo die Hoffnung auf eine vortheilhafte Heirath ſich faſt verwirklicht hatte, durchflog ſchnell wie ein Blitz, eine wehmüthige Erinnerung das arme Herz, ein Zurückdenken an alle die freundlichen Bilder, die einſt darin gewohnt, eine Sehnſucht nach etwas Unbeſtimmtem, ein

Schmerz über die Trennung von all den vielgeliebten Gestalten, die es so lange in sich beherbergt hatte. Es brannte fieberisch, und schon lange glänzte es nicht mehr im Rosenlichte, sondern brannte in violettrothem Feuer.

Jetzt kam sie heran, die verhängnißvolle Stunde, die im Leben Siminski's die große und größte Umwälzung hervorbringen sollte: ein Krampf erfaßte das nur noch schwach glimmende Herz; die Thüren der verschiedenen Verschläge, der Kammern und Winkel sprangen plötzlich auf, als ob eine unsichtbare Macht sie aus ihren Fugen gedrückt; die Bewohnerinnen alle stießen wirr auf einander, sahen sich sprachen sich und bildeten einen unauflöslichen Knäul. Da war die kindisch-naive Nadin'ka und die Dame mit Buch und Brille; da war die Papiros-Dame und das Mädchen, das ihn so wahr und innig geliebt; da war endlich die schöne Braut, und da waren mit ihr ihre zweimal hunderttausend Rubel!

Die Braut blieb auf der Schwelle stehen und winkte triumphirend mit dem Taschentuche, während alle die andern händeringend das treulose Herz verließen und bald darauf verschwanden. Auch dieses Tuch, mit dem die schöne Braut winkte, war absonderlich: statt mit ihrem Namenszuge, war es mit der Zahl: 200,000 gemerkt, und diese Zauberzahl war als reiches Muster in der Stickerei ihres ganzen Kleides wiederzufinden. O, diese zweimal hunderttausend Rubel! Wie funkelten sie in den Diamanten, die sie im Haar trug! wie blitzten sie an den Bracelets, die ihre Arme umgaben! Sie glühten im Wasser des Glases und brannten tiefe Wunden auf das violettblaue Herz. Einzelne Flammenzungen, wie verlorene Irrlichter, schwirrten durch die Stube und kreisten über Siminski's Kopfe...

— Mir ist sehr unwohl, lispelte er, indem er dem Dichter in die Arme sank und unversehens das Glas umstieß.

Das vergossene Wasser stieg als Dampfwolke zur Decke empor, bildete eine ungeheure Seifenblase, in welcher sich gothische Thürme, Domfenster und Spitzwölbungen in allen Farben des Regenbogens zeigten — und zerplatzte dann mit dumpfem Schalle.

Siminski warf seine Börse auf den Tisch der Wahrsagerin und verließ eilig das Zimmer.

Unser Dichter saß nachdenklich in der Kalesche, die rasch durch die Straßen eilte: als sie sich seiner Wohnung näherten, sahen sich die beiden Freunde an, und gleichmäßig schwebte ein gezwungenes Lächeln um ihren Lippen, dann drückte Siminski dem Dichter die Hand, und auf so eigenthümliche Weise, daß dieser sich veranlaßt fühlte, den Händedruck durch folgende Worte zu verdollmetschen:

— Ich bitte dich, über den heutigen Abend kein Wort!

N. N. nickte ihm zu und hob leicht die Achſeln in die Höhe, was wiederum bedeuten ſollte:

— Wie kannſt du nur glauben!...

Uebrigens hatte Siminski durchaus nicht ganz Unrecht, dergleichen zu glauben und zu fürchten. Sein Freund N. N. war nämlich einigermaßen ſchwatzhafter Natur, wie faſt alle Literaten; aber, zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, er hat, ſo viel uns bekannt iſt, niemals und gegen niemand über Siminski und ſein vieldurchbautes Herz aus der Schule geplaudert.

---

2. Nach der Hochzeit.

Eine junge Dame, blendend weiß und zart und roſenroth an Lippen und Wangen, mit einem Grübchen am Kinn und feurigen Augen, mit blauem Hut, blauem Kleide und blauer Mantille, ſchlüpfte aus einem eleganten zweiſitzigen Wagen und ſtieg die Treppe zum «Engliſchen Magazin» hinauf.

Dort befand ſich N. N., aliter unſer Dichter, aliter: — — (zwei Gedankenſtriche), und war eben im Begriff, ſich ein Paar Handſchuhe auszuwählen; die junge Dame ſtand neben ihm, bemerkte ihn aber nicht und ſuchte nach einem Tiſchglöckchen für ihr Boudoir.

Endlich hatte ſie eins gefunden, das ihrem Geſchmack zuſagte und während der fathionable Commis es in Papier wickelte, überlief ihr Auge zerſtreut den Laden und die Leute, die ſich eben dort befanden.

— Guten Tag, ſagte ſie zum Dichter und reichte ihm ihre kleine, von einem paille-farbenen Handſchuh eng umſchloſſene Hand.

N. N. war erfreut und verlegen zu gleicher Zeit, dann betrachtete er aufmerkſam ihren Anzug und fragte:

— Wo kommen Sie denn eben her, Sof'ja Waſſil'jewna?

— Ich habe ein Paar Viſiten gemacht — und die letzte namentlich war recht unterhaltend, ich traf die Leute nicht zu Hauſe... Aber davon ein andermal... Ich kam hier vorbei und ich liebe dieſes Magazin... Sehen Sie einmal, fuhr ſie fort und zeigte ihm das eben gekaufte Tiſchglöckchen, — iſt das nicht hübſch?!

— Allerliebſt! Man ſieht auf den erſten Blick, daß Sie es ausgewählt haben!

— O, es iſt eine Ueberraſchung für Michel! Ja, ſagte Sof'ja Waſſil'jewna und ſenkte etwas die Stimme, — Geſtern hätten wir faſt einen kleinen Zank gehabt. Michel zerſchlug von ungefähr die Schelle in meinem Boudoir und war darüber ganz erſchrocken; ich kann mir gar nicht erklären, warum? Ich wurde ordentlich böſe; gewöhnen Sie ihm doch ſeine abergläubiſchen Grillen ab!

— Das wird ſchwer halten: es ſind eben die Frauen, die ihn ſo abergläubiſch gemacht haben.

— O, nicht doch, glauben Sie ihm doch nicht; die Damen ſind an dieſem Aberglauben ganz und gar unſchuldig.

— Das wäre! Michel iſt aber doch ein ſehr hübſcher Junge! Er hat ein ſo «vortheilhaftes Aeußere», ſetzte der Dichter beißend hinzu.

Sof'ja Waſſil'jewna erröthete und mußte zugleich lächeln.

Bei dieſen Worten traten ſie aus dem Magazin.

— Wir ſind heute Abend in der Oper, ſagte die junge Dame, und was gedenken Sie zu thun?

— Ihr Mann hat mich aufgefordert, in Ihre Loge zu kommen; wenn Sie mir alſo erlauben...

N. N. verneigte ſich.

— Wirklich? Nun, dann kommen Sie doch vor dem Theater zu uns und wir wollen zuſammen hinfahren!... Aber vielleicht verlange ich von Ihnen ein zu großes Opfer?

Darauf erfolgte natürlich eine zweite, tiefere Verbeugung und beide handelnden Perſonen trennten ſich.

— Es iſt doch ein charmantes kleines Frauchen, das mein guter Freund da hat, dachte N. N auf dem Wege nach ſeiner Wohnung. — Wahrhaftig, er iſt doch recht glücklich, dieſer Siminski, ſehr glücklich, außerordentlich glücklich. Und alles dieſes wird einem Menſchen zu Theil, deſſen eigentliches Herz eine wahre wüſte Einöde iſt, und rings herum tauſend Wände und Verſchläge!

Dergleichen Betrachtungen ſprachen nun eben nicht für einen ungemein hohen Grad von Zärtlichkeit in der Freundſchaft, welche unſer Dichter für Siminski empfand: wir müſſen aber nicht vergeſſen, daß er dieſe Betrachtungen nur ganz leiſe und privatim anſtellte; ja, daß er ſogar, als er die einſame Schwelle ſeiner beſcheidenen Wohnung überſchritt, einen leiſen Seufzer ausſtieß. Es ſteht zu vermuthen, daß ſich ſeine Phantaſie in dieſem Augenblick das prachtvolle Hotel ausmalte, welches Siminski bewohnte, die koſtbaren Möbel in den Sälen und endlich den glücklichen Freund ſelbſt vergegenwärtigte, den unumſchränkten Herrn und Beſitzer aller dieſer Herrlichkeiten.

Seinem gegebenen Worte getreu, trat N. N. eine halbe Stunde vor Beginn der Oper in Siminski's Geſellſchaftszimmer.

— Du biſt recht liebenswürdig, ſagte der Herr vom Hauſe, indem er ihm die Hand entgegenſtreckte und ein lautes Gähnen nur halb zu unterdrücken vermochte. — Meine Frau iſt noch nicht fertig und wird wohl auch ſo bald noch nicht fertig ſein. Stelle dir vor, wir kommen ſo eben vom Tiſch.

— Laſſen wir meine Liebenswürdigkeit dahingeſtellt, unterbrach ihn

der Dichter: — du aber ſcheinſt mir im Begriff, auf deinem ſammtnen Divan ein Mittagsſchläfchen zu halten.

— Ach nein, ach nein, antwortete der andere: — ich hatte mich freilich ganz darauf eingerichtet, aber jetzt iſt es ſchon wieder vorbei.

Und abermals gähnte er ſo gewaltig und laut, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

— Iſt dir die Tapete nicht aufgefallen, mit der ich den andern Salon habe ausſchlagen laſſen? Was für freundliche Farben, was für geſchmackvolle Muſter! Findeſt du nicht?

— Ausgezeichnet!... Aber, höre mal, du lebſt hier wahrhaftig wie in einem Eldorado!

— Nun, nun, in einem Eldorado gerade nicht... aber es geht wohl, es lebt ſich hier ganz comfortabel.

Und bei dieſen Worten ließ Siminski einen halbbefriedigten Blick, voll ſtolzen Selbſtbewußtſeins durch das Zimmer ſchweifen.

— Aber, lieber Freund, fuhr er nach einer Pauſe fort, — einen Koch habe ich, das muß wahr ſein, der iſt was ausgezeichnetes! Was mir dieſer Menſch für Diners auftiſcht! Heute, zum Beiſpiel, fühle ich wohl, daß ich des Guten faſt zu viel gethan habe, eine ſolche Schlafluſt wandelt mich an!... Aber was war das auch für ein Eſſen!... Welche Zubereitung!...

Und er gähnte abermals.

— Du willſt ja aber in die Oper fahren? fragte der Schriftſteller.

— Ja, wohl, ja, vielleicht, das heißt, vielleicht komme ich zum zweiten Act... und auch das eigentlich nur, weil ich es meiner Frau verſprochen habe... Hör, du wirſt doch ſo gefällig ſein und ſie jetzt ſtatt meiner hinbegleiten?

— Mit dem größten Vergnügen. A propos, weißt du wohl, daß deine Frau ſich über dich zu beklagen hat?

— Nun, was gibt es denn ſchon wieder?

— Sie ſagt, du ſeiſt abergläubiſch, ſie ſagt...

— Ach ja, ach ja, ich weiß ſchon, das iſt die Geſchichte mit dem Tiſchglöckchen. Heute Morgen ganz früh iſt das arme Kind ausgefahren und hat ſchnell ein neues gekauft. Nun, ich will es dir nur geſtehen, die Kleine iſt dermaßen in mich verliebt... Aber was haſt du da zu lachen?

Der Schriftſteller wußte recht gut Beſcheid, wie ſehr und wie weit Sofja Waſſil'jewna in ihren Mann verliebt war, und antwortete daher boshaft:

— Ich lache ja auch gar nicht, o bewahre! Wir ſind ja hier nicht bei der Hexe!

— Die Hexe, die Hexe, murmelte der Hausherr. — Denke dir nur,

ihr albernes Glas Waſſer mit dem abgeſchmackten Herzen darin, ſchwebt mir ſeitdem immer vor Augen...

Hier wurde das Geſpräch der beiden Freunde unterbrochen, indem ſo eben Sof'ja Waſſiljewna in den Saal trat: blendend ſchön und blendend weiß, denn für dieſen Abend hatte ſie ſich von Kopf bis zu den Füßen in Seide, Sammet Gaze und Spitzen von dieſer Farbe gehüllt, wie ſie am Morgen das Blau zu ihrer Liebfarbe erwählt zu haben ſchien. Der Dichter trat einen kleinen Schritt zurück, durch welchen wohlberechneten Geſtus er ſeine freudige Ueberraſchung und grenzenloſe Bewunderung auszudrücken beabſichtigte; Siminski küßte ſeiner Frau die Hand, welche ſie ihm auf die Schulter gelegt hatte.

Ach hätte das arme liebende Fräulein aus des Provinz, das im Waſſerglaſe hinter der bewußten Wand mit Siminski jenes Duett geſungen, hätte ſie jetzt ſeine ſchöne junge Frau erblickt, ſo wäre ihr ſicherlich der naive Ausruf entſchlüpft: Ja, jetzt begreife, jetzt verſtehe ich alles! Es iſt unmöglich ſie nicht zu lieben.

Sof'ja Waſſil'jewna war wirklich bezaubernd.

— Nun, Michel, ſagte ſie, indem ſie ſich zärtlich über ihren Mann hinüberneigte, und du? und die Oper?

— O, liebes Kind, ich, ich komme zum zweiten Aufzug. Unvorhergeſehene Geſchäfte... Und dann erwarte ich eben einen Herrn mit dem...

Sie trat einen Schritt zurück und ſagte zum Dichter, indem ein reizendes Lächeln um ihre Lippen ſpielte:

— Glauben Sie ihm kein Wort, Geſchäfte hat er gar nicht: aber ſeit einiger Zeit liebt er, ſich etwas zu pflegen und bisweilen — ein Nachmittagsſchläfchen zu machen.

Siminski fing an zu lachen.

— Sehen Sie wohl wie ich Sie durch und durch kenne, mein lieber Herr und Gemal, ſagte ſeine Frau und drohte ihm ſcherzend mit dem Finger.

Schon nach weniger als zehn Minuten befand ſich Siminski einſam und allein unter all den geſchnörkelten Lehnſtühlen und phantaſtiſchen Canſeuſen ſeines Salon's, die, mit violettem Sammt überzogen, prunkend um ihn herſtanden.

Alle dieſe Hausgeräthſchaften zitterten im ungewiſſen Scheine der Lampen, deren Licht aus den Ecken, nur unbeſtimmt durch die mattgeſchliffenen Gläſer herüberſchien: die gewundenen Lehnen, die krausgedrechſelten Stuhlbeine ſchienen ein gewiſſes Leben zu verſpüren; bald ſchienen ſie ſich ihm zu nähern, bald ſich gegenſeitig ceremonieuſe Verbeugungen zu machen.

Siminski lag ſchläfrig da, nachläſſig geſtützt auf die hohe, künſtlich geſchnitzte Lehne ſeines Seſſels; der Kopf war ihm auf die Bruſt ge-

ſunken, und ſeine Blicke irrten träumend durch die offne Thüre, im großen weiten, ſchwach erleuchteten Saale umher. Seine Augen ſchloſſen ſich ohne daß er es bemerkt hätte.

Aber ein wunderbares Bild ſchwebte vor ſeinem geiſtigen Geſichte: der großmächtige graue Kater ſaß auf dem Tiſche und blinzelte mit den Augen und wedelte mit dem Schweife: und glühende Funken ſchienen aus ſeinen Katzenaugen auf Siminski's eigene Augäpfel hinüberzufliegen. Und das von ſeiner Frau am heutigen Morgen gekaufte Glöckchen, war kein Glöckchen mehr, ſondern es verwandelte ſich zum Glaſe, zu einem Glaſe mit Waſſer und mitten drinn ſchwamm wieder ein Herz. Aus dieſem Glaſe blinkte ein Kryſtallfaden, dehnte ſich, verlängerte ſich, vergrößerte und erweiterte ſich, und drückte ſich endlich als Trichter unwillkührlich an Siminski's Auge.

Und jetzt kann er es betrachten, das Herz: es iſt nicht mehr roſig, ſondern dunkel violett gefärbt, und voller Abtheilungen.

Aber nein! man muß gegen jedermann gerecht ſein: jetzt ſteht in dem armen Herzen nur eine einzige Umzäunung aufrecht; wie es denn wohl für einen ſoliden Mann geziemt. Dieſe einzige Verzäunung aber iſt groß, iſt ungeheuer.

Ehre dem, dem Ehre gebührt, und Ehre ſei alſo auch unſerer Sof'ja Waſſil'jewna gezollt: denn ſie iſt es ja, die hinter der Abtheilung hervor, ihrem Manne ſchelmiſch mit dem Köpfchen zunickt! Sie iſt es im blauen Kleide von heute Morgen! Und jetzt erſcheint ſie wieder im weißen Gaze-Kleide: o wie es ſich an ſie anſchmiegt, das leichte, durchſichtige Gewand, an ihre ſchönen, üppigen Formen; ſie lockt ihn hin, ſie zieht ihn in die Kammer des Herzens, die ihr zugehört. Aber jetzt, jetzt wo ſie auf der Schwelle ſteht, fliegt plötzlich die Thüre auf, und ungeſchlachte, mißgeformte Ungeheuer verſperren ihr den Weg und drängen ſie zurück. Die rohen Krallen berühren ſie, beſudeln ihr hübſches, geſchmackvolles Ballkleid, und krumme Finger mit langen Klauen weiſen ſpottend auf ſie hin.

Arme, arme Sof'ja Waſſil'jewna! Und ſie muß ihnen weichen aus dem Herzen ihres Gatten, ſie, das weiß-azurblaue, nebelhafte, ätheriſche Weſen, muß fliehen vor dieſen dunkelvioletten Geſpenſtern, dieſen materiellen, mißgeſtalteten Unholden. Nein, Siminski hat unrecht! Trotz ſeiner Liebe zu allen Comforts des Lebens, die ſich in der ſchönen Wohnung, in den reichen Möbeln, im Halblichte der Alabaſterlampen ausſpricht, hätte er wohl ſeiner kleinen, hübſchen Frau, einen ſtillen, heimlichen Raum in ſeinem Herzen zum ungetheilten Beſitze vorbehalten können. Und noch einmal, arme Sof'ja Waſſil'jewna!

Indeſſen gingen die Puritani glänzend in Scene; graziös ſang die graziöſe Primadonna ihr ſchmachtendes: Vien diletto in cielo — und die klangvolle Stimme ſtahl ſich in alle Ohren und alle Herzen; dann

verſchwand der Paroxismus der Leidenſchaft, der Glanz der ſchwarzen Augen ſchien zu erlöſchen, und wie durch Thränen, mächtig und ergreifend, hauchte ſie das ſchwermüthige Flehen hin: lasciate mi morir!...

Schüchtern und liebkoſend blickte ſie auf zum Puritaner, dann, wie ein erſchrecktes Kind, ſprang ſie zurück, und immer rückwärts tretend, ſprachen Neugier und bange Hoffnung in den Worten: piangi, piangi!? Sof'ja Waſſil'jewna ſelbſt war dem Weinen nahe.

— Nein, wiederholte zum zehnten mal der junge Kuletzki, der ſchon längſt in Sof'ja Waſſil'jewna's Loge den Platz unſers Dichters eingenommen hatte, — nein meiner Meinung nach iſt ſie in der fille du régiment viel mehr an ihrem Platz, da iſt ſie herrlich! La fille du régiment, das iſt ihre Rolle! Sie hat ſo viel ſchalkhaftes in ihrem Weſen!

Siminski aber ſah in ſeinem Nachmittagsſchlummer weder den Dichter, noch den jungen Kuletzki, noch die Puritaner, — er ſah nicht einmal ſeine Frau! Zwei, drei Monate ſind ſeit der Hochzeit vergangen und ſchon iſt in ſeinem Herzen kein Gemach mehr für die arme Gattin. Es iſt immer noch daſſelbe öde Herz, und mitten in dieſer großen Wüſtenei, in dieſer weiten Leere thront ſein träges Ich, ſein ſichtliches, ſinnliches, handgreifliches, materielles Ich, benannt und betitelt Michail Petrowitſch Siminski! Es verſinkt üppig und bequem im Sammet der Polſter, dieſes poſitive und practiſche Ich, und es befindet ſich ganz behaglich in der Geſellſchaft der violetblauen Geſpenſter, die es umſchwärmen.

Aber dort, in weiter Fernſicht, bildet ſich dennoch wieder eine Kammer, die zuſehends an Raum gewinnt: ſollte vielleicht dort wieder das Weib ſich befinden, die für ihn den Traum einer vortheilhaften Parthie verwirklicht, und dann der „ſüßen Gewohnheit" aller der Bequemlichkeiten des alltäglichen Lebens hat weichen müſſen? Oder herrſcht dort nicht wenigſtens noch die Leidenſchaft, oder wenigſtens Zuneigung zu dieſer Frau, welche für eine Zeitlang durch die Liebe zum Luxus und Comfort verdrängt worden?

— Ach nein, ach nein. Es iſt nicht die ſchöne glänzende Sof'ja Waſſil'jewna; Eine mißgeſtalte Figur tritt dreiſt hinter dem Schirm hervor und ſchreitet zuverſichtlich in den Saal herein.

— Was iſt das? Wer iſt das? Iſt das der Schatten Vatel's, der aus ſeinem Grabe aufſteigt?

— O nein, es war eine wichtige Perſon, die eben in's Zimmer trat, es war der hausbackne Mundkoch des Hrn. v. Siminski.

Zuerſt Autodidact, dann von ſeinem Herrn zugeſtutzt, geſchult, geprüft, geleitet und in die höheren Myſterien der Kunſt eingeweiht, ſtand er jetzt da vor ſeinem Gebieter im claſſiſchen Coſtüme der Köche ſeit Lucullus Zeiten, wie Talma im Oreſtes oder den Horatiern, in weißbaumwollener Mütze, weißer Schürze, das breite Meſſer am Gurte.

In der Hand hielt er eine lange Note, auf welcher mit kühnen, geläufigen Schriftzügen verzeichnet ſtand:

Programm des morgenden Dinérs:

Suppe à la tortue.

Paſtetchen à la Djamdridi: ....

Dieſes Papier überreichte er voll Selbſtbewuſtſein ſeinem Herrn.

Djamdridi? murmelte ſchmunzelnd und in halbwachem Traume Siminski. Djamdridi? Ich habe nie davon gehört? gewiß eine neue Entdeckung in der culinariſchen Welt! Es iſt doch ſeltſam, daß ich noch garnichts davon gehört habe! Sehr ſeltſam! — Aber, fügte er mit weicher und gefühlvoller Stimme hinzu, ich hatte eigentlich die Abſicht zu Morgen ein pâté froid zu beſtellen und. ....

Jetzt aber erſchien wieder der graue Kater auf dem Tiſche, ſchnurrend und ſpinnend und funkenſprühend, und rieb ſich an Siminski als wollte er ſich von ihm ein Stück des in Rede ſtehenden pâté froid erſchmeicheln. Er kam immer näher, wurde immer zudringlicher; er legte ſeinen Kopf an Simiski's Ohr, ſeine roſenrothe Schnauze an deſſen Geſicht, er betaſtete mit ſeinen Pfoten Siminski's ſchwarze Locken, aus denen dann ebenſo wie aus dem Fell des Zauberkaters electriſche Funken ſprangen. Länger konnte es Siminski nicht aushalten.

— Fort, fort, rief er und ſprang auf.

Bei dieſer ungeſtümen Bewegung fiel das von Sof'ja Waſſil'jewna heute früh gekaufte Tiſchglöckchen, das ſie auf dem Guéridon ſtehen gelaſſen, klingend zu Boden und zerbrach in Stücke. Siminski fuhr auf und richtete ſich grad in die Höhe.

Eine weiße Geſtalt ſtand an ſeiner Seite und legte ihm die Hand auf die Schulter.

— Ja, begann eben Siminski, — ja Freundchen, was die Djamdridi-Paſtetchen anbelangt, ſo...

Jetzt aber erkannte er in der weißgekleideten Geſtalt ſeine Frau, beſann ſich ſchnell und ſagte freundlich:

— Ach, mein Engel, biſt du es?

— Wie vortrefflich wurden heute die: «Puritaner» gegeben, ſagte nachdenklich die Frau: — ihr Geiſt wie ihr Herz wogten noch immer auf den Wellen der Belliniſchen Oper.

— Nein, wirklich? erwiederte zerſtreut Siminski.

Dann reichte er ihr höflich aber etwas mechaniſch den Arm, um ſie in den Nebenſaal zu führen. Und eine lange, lange Zeit gingen ſie ſo auf und ab, welk und kalt, gemeſſen und halb im Schlafe, in Erwartung des Souper's. Ein Paar mal trat er dabei auf die Scherben des von ihm abermals zerſchlagenen Tiſchglöckchens; ein Paar mal unterdrückte ſie mit Mühe ein leiſes Gähnen.

Und ſo durchſtrichen ſie noch lange, hin und her und her und hin die weite Enfilade ihrer Prunkgemächer ſtill und ſchweigſam, jedes ſeinen eigenen Gedanken nachhängend oder einſilbig, zerſtreut und gleichgültig auf die einſilbigen, zerſtreuten und gleichgültigen Fragen des andern antwortend.

Sie, Sof'ja Wiſſil'jewna, dachte an die Puritaner, an die unglückliche, zärtlich liebende Elvira, er, Siminski, dachte an ſeinen ſeltſamen Traum, an den grauen Kater, vor allem dachte er aber am meiſten an die Djambridi-Paſtetchen und wie dieſe wohl ſchmecken möchten? Das iſt zu entſchuldigen und leicht zu erklären: er hatte noch nie Djambridi-Paſtetchen gegeſſen.

Skizzen aus Kaukasien.

Kutais *).

Der Winter in Imeretien ist durch seinen warmen, in der That italienischen Charakter ausgezeichnet. In Kutais und dessen Umgebung blüht alles, während die benachbarten Berge Schnee deckt; der Boulevard ist schon von drei Uhr an (im Januar) von Spaziergängern in Oberröcken und Sommer-Paletots reichlich besucht; die Rosen blühen unter freiem Himmel; am 15. December sammelte ich auf einem Gange außerhalb der Stadt unter Krokussen und vielen anderen Feldblumen einen großen Strauß blühender, wohlriechender Azaleen; zu solchem Bunt gibt das dunkle Grün der kaukasischen Juniperus- und Laurus-Arten in Abwechselung mit dem immer grünen Epheu einen trefflichen Grund ab.

Kutais beginnt, inmitten einer reichen Natur, mit aller Kraft aufzuleben. Die Gebäude der Behörden und des Gymnasiums gereichen einem weiten Marktplatz zur Zierde; der Bau einer Reihe von Läden und Magazinen steht in Aussicht, vor dem Boulevard selbst soll eine griechische Cathedrale errichtet werden, schon steigen hier und da Fundamente aus der Erde auf, und zweifelsohne übertrifft das fröhliche Kutais bald Derbent nicht allein durch seine Naturschönheiten, sondern auch durch Bauten, durch seine Gesellschaft und seinen Comfort; zum Neujahr 1852 ward ein Klub eröffnet. Auf dem Esplanade werden Steine zu den Trottoirs in der Stadt und an dem Wege bis zur schönen Brücke über den Rion gebrochen, daß man auch während der kothigen Jahreszeit unbeschmutzt fortkomme; der Boulevard wird zwischen uralten, ungeheuren Linden allmälig zu einem schattigen Haine, daß man sich bergen könne im Sommer vor der Sonne. Kutais steht eine herrliche Zukunft bevor: bald vielleicht brausen Dampfboote auf dem Rion, und ein lebhafter Handel erblüht in diesem gesegneten Winkel Imeretiens und zieht Arbeitskräfte und Capitalien heran.

Während an dem einen Ende Transkaukasiens Schwerter an einander schlagen, Flinten knallen und Kanonendonner erhallt, singt in dem anderen Winkel ein friedlicher Imerete, über den Spaten gebückt, seinen fröhlichen Gesang; wilde Rebstöcke winden sich um alte Eichen und bilden von einem Wipfel zum anderen eine herrliche Guirlande;

*) Кавказъ, 1852. № 5.

der Seidenwurm kriecht die Zweige heran, goldene Cocons ſpinnend; die erblaſſende Sonne ſpielt aber mit ihren Strahlen noch auf den ſchneeigen Bergſpitzen. Im Herbſte 1851 reiften hier zum zweitenmal die Kirſchen und die Trauben.

Redut-Kale.

Ich kam nach Redut-Kale, um auf einem Privat-Dampfboote über das ſchwarze Meer zu fahren. Die Urtheile über dieſen Ort, welche ich bis hierzu geduldig angehört, lauteten ſehr verſchieden, die einen tadelten das Klima und die Theurung, die anderen nannten Redut-Kale ein zweites Venedig. Eine Stunde nach meiner Ankunft ſetzte ich mich in ein hübſches, kleines Boot und fuhr den Fluß hinab, um das Meer zu genießen, welches ich ſeit langer Zeit nicht geſehen. Es war ein herrlicher Tag, auf der einen Seite erheben ſich und grenzen ſich die kaukaſiſchen Bergzüge ab und über ihnen der zweihöckerige ſchneebedeckte Elbrus, auf der anderen Seite die Kette der Baturnſchen Berge; der ganze überſehbare Landſtrich auf beiden Seiten iſt bedeckt mit dem friſchen Grün endloſer Wälder; auf der Rhede ſchaukelten einige Schiffe, unter ihnen ein wohlgebauter eiſerner Dampfer. Nachdem ich bis zu dem ſo berüchtigten, zur Zeit aber vollkommen ruhigen Fahrwaſſer gerudert worden, kehrte ich um und legte an dem Zoll-Landungsplatze an: ein ſchöner hölzerner Quai mit einer leicht gebauten Baluſtrade umfaßt denſelben, an der Ecke ſteht das Haus des Zolldirectors, Marquiſen hängen vor den Fenſtern, auf dieſen Grün und Blüthen, aus den Fenſtern ertönt die Muſik eines Flügels. In der Stadt traf ich zufällig auf eine kleine Plantage von Apfelſinen- und Citronenbäumen, etwa hundertundfunfzig derſelben in vier Reihen gepflanzt; ein wohlcultivirter Boden, reichliches Begießen, ſorgfältige Pflege dieſer Fremdlinge überhaupt laſſen dieſe ariſtokratiſchen Bäume unter dem Himmel Transkaukaſiens gedeihen. — Ob Redut-Kale Venedig ähnelt — Gott weiß es; aber die ſtillen Wellen des Chopi mit den auf denſelben ſich ſchaukelnden türkiſchen Booten, den gleitenden Kaïken, die Häuſer am Ufer von origineller Bauart, die Bazare mit ſich drängenden Orientalen der verſchiedenſten Stämme, alles dies hat eine ſcharf abgegränzte locale Färbung.

Der wandernde Tiſch.

Meine Ruhe iſt hin,
Mein Starrſein iſt fort!
Ich muß, — ich muß wandern
Von Ort zu Ort!

Wohl hab ich gedienet
Dem gaſtlichen Haus,
Getragen die Schüſſeln
Bei manchem Schmaus.

Der Walzer, die Polka,
Sie g'nügen nicht mehr,
Drum muß ich ſchon ſelber
Jetzt halten her.

Sie legen die Hände
So zierlich mir auf,
Und ſprechen gar emſig
Von meinem Lauf.

Es ſtreifet der Finger
Am Finger ſanft hin,
Es freut ſich der Nachbar
Der Nachbarin!

Wie hebt ſich die Bruſt doch
Und woget ſo ſehr!
Wie ſchlagen die Pulſe
Mehr noch und mehr!

Und hin iſt die Ruhe,
Mein Starrſein iſt fort:
Ich muß — ich muß wandern
Von Ort zu Ort!

Den 30. April 1853. Houry v. Arnold.

Die drei Schulen der Muſik.

Wohl dem, der das Citronenland
Nennt ſeiner Kindheit Wiege:
Denn pflückt er nicht mit leichter Hand
Die Loorbeern ſeiner Siege?
Zum Henker ſchickt er die Harmonie,
Und ſchafft aus dreien Accorden
Die blüthenduftwirbelndſte Melodie, —
Bei der ſich die Helden ermorden!

Ja, ſelbſt wer an der Seine Strand
Voll flüchtgen Sinn's geboren,
Der findet ſtets in jedem Land
Das Glück, wie auserkoren:
Er braucht ja nur den barockſten Geſang,
In ſchroffſtem Lichte und Schatten,
Mit hüpfendem Rhythmus, mit ſchrillendem Klang
Und großer Scenirung zu gatten!

Der Deutſche nur, nach ſeiner Art,
Hat ernſt die Kunſt genommen;
Drum muß er auf der Lebensfahrt
Oft kümmerlich verkommen!
Ob's mächtig und herrlich aus ihm auch erbebt,
Wer würdigt des Schaffenden Streben?
Die Todten — ei freilich! — die preiſt und erhebt,
Wer ihrer kaum achtet im Leben!

Youry v. Arnold.

Wer hätte das gedacht?

von Dr. —z—.

Die Boutique des Herrn Perigot und Comp. an der Ecke der rue St. Honoré und des Echelles war unlängst geöffnet und ein Ladendiener mit dem nöthigen Auskehren und Aufkramen beschäftigt. Es war an einem April-Morgen des Jahres 1811. Die elegante Glasthüre wurde rasch geöffnet und auf den Ruf der Klingel trat Herr Perigot, noch im Schlafrock und Nachtmütze, aus dem anstoßenden Zimmer, höchst erstaunt über das frühe Erscheinen von Käufern in einer Zeit, wo es überhaupt mit dem Handel ziemlich flau aussah. Auch versprach das Aeußere der Käufer keineswegs eine Entschädigung für den kaltwerdenden Kaffee, und Herrn Perigot war kalter Kaffee ein Gräuel. Es war daher nicht zu verwundern, daß Herr Perigot kaum die Mütze lüftete und die beiden Männer ziemlich barsch nach ihrem Verlangen fragte.

Einer von diesen, ein großer Mann mit militairischer Haltung, in einem braunen Oberrock, ließ eben den Arm seines Gefährten los und zog höflich grüßend den Hut, während der andere sich kaum die Mühe nahm, die Hand an den Hut zu bringen und sein bonjour sehr gleichgültig hervorstieß. Ueberhaupt gefiel Herrn Perigot dieser zweite ganz und gar nicht. Ein kleiner, etwas korpulenter Mann, dessen dunkelbrauner Oberrock bis an das fleischige Kinn zugeknöpft und so schlecht gemacht war, daß er auch jedem Schilderhause gepaßt hätte; dabei ein niedriger Hut, dessen breite Krempe den obern Theil des Gesichts beschattete, so daß das oben bezeichnete Kinn und der kleine, halb zugekniffene Mund eigentlich alles war, was der Fremde Herrn Perigot sehen ließ.

— Das mögen mir schöne Kunden sein, dachte dieser. — Jacques Baptiste, sei auf der Hut, das sind Beutelschneider oder Spione.

— Ein nettes Magazin, begann der Kleine, indem er mit der Gerte durch die Luft hieb — und ziemlich gut versehen. Wie heißen Sie, mein Freund?

Herr Perigot, dem das «ziemlich gut» aus dem Munde dieses zweideutigen Individuums schlecht gefiel, entgegnete kurz: — Perigot, Freund aller ehrlichen Leute, obgleich in dieser Zeit etwas vorsichtig mit seiner Freundschaft.

Der Große biß sich in die Lippen, der Kleine lachte malitiös. Herr Perigot gab seinem Ladendiener einen Wink, auf die verdächtigen Fremden Acht zu geben.

— Sie handeln mit Juwelen, wie ich ſehe, fuhr der Kleine fort — das iſt ein einträgliches Geſchäft. Was koſtet denn wohl dieſer Schmuck da? Indem er ſo ſagte, tippte er mit der Gerte auf die Scheibe vor ihm.

— Dieſer Schmuck, mein Herr, iſt nichts für Sie. Er koſtet 10000 Francs. Suchen Sie Sich etwas wohlfeileres aus, wenn Sie überhaupt etwas kaufen wollen und Ihre Börſe nicht zu Hauſe vergeſſen haben.

— Sie ſind verdammt grob, mein Freund.

— Ich bin hier zu Hauſe und nicht Ihr Freund.

— Mäßigen Sie Sich, mein Herr, fiel hier der Große ein, dem man den innern Aerger anſah: — Sie wiſſen nicht, wer wir ſind, und behandeln uns wie gemeine Leute. Wenn wir nun im Dienſte des Kaiſers ſtünden?

Herrn Perigot war die Galle ins Blut geſtiegen, denn ſein Geſicht fing an zu glühen und heftig geſtikulirend antwortete er: — Ei was, unſer Kaiſer hat nur höfliche Leute um ſich, Leute, die in einer anſtändigen Boutique nicht den Hut auf dem Kopfe behalten und ihr Geſicht zu zeigen ſcheuen. Uebrigens kenne ich faſt den ganzen Hof und verehre den Kaiſer viel zu ſehr, als daß ich zugeben ſollte, daß ſich allerlei Leute für ſeine Beamten ausgeben.

Der Große war nach dieſen Worten ganz verblüfft, der Kleine aber lachte laut auf, indem er an ſeiner ſchwarzen Cravatte zupfte und mit der Gerte in der Luft herumfocht.

Dieſe Nonchalance verdroß Herrn Perigot gewaltig, und um dem Dinge ein Ende zu machen, bat er die Herren kurz und gut, ſeine vier Wände zu räumen, welcher höflichen Aufforderung ſie auch Folge leiſteten.

Herr Perigot mußte noch zu ſeinem Verdruß ſehen, wie der Kleine draußen immer noch lachte und mit der Gerte umherfocht, während ſein Gefährte, offenbar übler gelaunt, ihm langſam nachfolgte. Am Mittag deſſelben Tages, als eben bei Tiſche Herr Perigot ſein Abentheuer mit den beiden verdächtigen Leuten zum fünften mal erzählte, erhielt er aus den Tuillerien ein Paket mit folgenden Zeilen:

«Mein Herr! Se. Majeſtät, der Kaiſer, hat mir aufgetragen, den Schmuck, den derſelbe heute früh bei Ihnen beſah, zu kaufen. Die Summe von 10,000 Fr. finden Sie beifolgend.

Unterzeichnet: Der Großmarſchall Duroc.»

Betrachtungen und Erlebniſſe eines neuen Feuilletoniſten.

Nun, da die Tage heller und länger werden und viele unſichtbar geweſene zum Vorſchein kommen, tritt auch ein neuer Feuilletoniſt hervor.

Als er (der Feuilletoniſt nämlich) am 15ten April dieſes Jahres, Abends 8 Uhr, auf dem Wege nach Hauſe, zwiſchen dem großen und mittleren Proſpect einer der Linien der Waſſil'jewſchen Inſel ſich befand, vernahm er fernes Gänſegeſchrei. Obgleich er erſt unlängſt geleſen hatte, daß man nicht auf Vogelgeſchrei achten ſolle, konnte er ſich doch nicht enthalten, ſtill zu ſtehen und aufmerkſam in der Luft umherzuſchauen... Am heitern Himmelsgewölbe war weit und breit nichts zu bemerken und ſchon wollte er unbefriedigt ſeinen Weg fortſetzen, als ſich daſſelbe Geſchrei wiederholte und ſeinen Blicken ein im Dreieck oder vielmehr in Hakenform fliegender Zug wilder Gänſe darſtellte.

— Sieh doch, dachte er erfreut: — die «dummen» Gänſe irren ſich nicht: ſie ſuchen den Norden auf, den ich ſie oft im Herbſt habe verlaſſen ſehen!

Es machte auf ihn einen lebhaften und erfreulichen Eindruck, da er vom «Inſtinct» der Gänſe ſo plötzlich überraſcht und eines beſſern belehrt wurde. Dieſe einfältigen Geſchöpfe, die als Muſter der Dummheit aufgeſtellt werden, irrten ſich nicht; ohne Kompas, ohne Karten zogen ſie daher, unfehlbar ihr Ziel erreichend! Nicht genug, ſie helfen ſich gegenſeitig und erleichtern ſich die Reiſe. Es waren ſiebzehn, die nun gemeinſchaftlich die Luft durchſchnitten.

Dieſe Gedanken hoben und erbauten ihn...

Er ſetzte ſeinen Weg fort, und zu Hauſe angelangt, nahm er vor dem Fenſter, welches nach einen Garten blickte, Platz.

— Dahin iſt der Winter, dachte er: — abermals naht ein Sommer! wieder ſchmilzt in der wärmeren Luft und unter dem Strahle der höher und höher ſteigenden Sonne die kalte Schnee- und Eisrinde. Ja, wieder werden die entlaubten Bäume mit ihrem friſchen, grünen Gewande bekleidet, Feld und Wieſe in einen bunten Teppig verwandelt; die verlaſſenen und einſamen Landhäuſer werden ſich bevölkern, und allenthalben neues Leben ſich regen.

Dergleichen Gedanken beſchäftigten ihn beim Thee, während er ſeine Cigarre rauchte. Darauf begann er in einem ſehr dicken Buche zu leſen, wobei er oft ſeine Stellung veränderte und ſich endlich ermüdet zur Ruhe begab.

So brachte er noch viele Abende zu bis er am 7ten Mai auch die erſten Schwalben erblickte. Der Abend dieſes Tages glich den vorhergehenden und auch diesmal wurde die Ruhe endlich der Lectüre vorgezogen. Doch kaum war er eingeſchlummert, als ein Geklirr und Geräuſch, wie von zertrümmerten Scheiben, ihn wieder erweckte. Erſchreckt und aufgeregt öffnete er die Augen, ſchloß ſie jedoch ſogleich wieder und öffnete ſie dann abermals. Vor ihm, ſein Bett umkreiſend, ſtanden mit weit ausgeſtreckten Hälſen große weißgraue Vögel und blickten ernſt auf ihn hin. Es waren Gänſe. Alle ſchnatterten ſie zugleich, und ſonderbar, er verſtand ſie. Sie ſchwatzten über das Prädicat «dumm», mit dem er ſie neulich beehrt hatte, und ungehalten im höchſten Grade, überlegten ſie, wie an ihm Rache zu nehmen ſei. Endlich kamen ſie überein, es ihm freizuſtellen, unter zweien Uebeln das kleinſte zu wählen, nämlich, entweder Abbitte zu thun, oder ſich in einen Spatz verwandeln zu laſſen. Natürlich kam es unſerm Feuilletoniſten nicht in den Sinn, in der Wahl zu ſchwanken, und lächelnd begehrte er das letztere. Da kreiſchten ſie höhniſch auf, jede von ihnen zupfte ſich eine graue Feder aus und warf ſie ihm ins Geſicht. Sein Zorn entbrannte; drohend ſprang er aus dem Bette um nach einem im Winkel ſtehenden Stock zu greifen, doch, o Schrecken! kaum hatte er ſich von ſeinem Lager erhoben, ſo bemerkte er mit Grauſen, daß aus ihm allerdings ein Sperling geworden. Vergebens war ſein Betheuern, daß er ſich lieber zu einem Widerruf verſtehen wolle: auf und davon flogen ſeine Richter, und riethen ihm ſpöttiſch, in Zukunft das Wort «dumm» mit mehr Ueberlegung zu gebrauchen.

Ihm wurde heiß und eng im Zimmer, er ſpürte ein Verlangen, ſich im weiteren Raume zu bewegen und — flog aus dem zertrümmerten Fenſter ſeinen Richtern nach. Als er ſich in der friſchen Luft befand, fühlte er kein ſonderliches Vergnügen, ſie, die hoch und weit waren, zu verfolgen und ſetzte ſich bald auf einen Baum am großen Proſpect, wo ſogleich einige Sperlinge in ein gewaltiges Bewillkommnungs-Geſchrei ausbrachen und ſich neugierig erkundigten, von wannen er komme, und ob er geſonnen ſei, ſich ihrer Geſellſchaft anzuſchließen.

Er beſaß noch Verſtand genug, um ſich nicht zu verrathen, und erzählte ihnen daher etwas recht grauſiges von fernen Landen, aus denen er, verfolgt von einem Feinde des Sperlingsgeſchlechts, durch viele und wunderſame Erlebniſſe endlich den Krallen des ihn verfolgenden Sperbers entronnen ſei, und nun hoffe, hier ſeine müden und erſchöpften Glieder durch Ruhe und Speiſe ſtärken zu können.

— So ſei uns denn willkommen, armer Junge, ſagte ein Sperling, — du wirſt bei uns wie zu Hauſe ſein; befreunde dich nur mit meiner Familie, die du hier auf den Zweigen vor dir ſiehſt: es ſind wackere, nicht aus der Art geſchlagene Burſche, meine Jungen, und du kannſt

dir auch unter ihren Geſchwiſtern eine Braut wählen; ſie ſind — es war dies mein ausdrücklicher Wille — noch ledig, und wohlerzogene, ſittſame Kinder, die gute Weibchen zu werden verſprechen.

— Danke, danke für die Güte... aber ich bin hier noch ſo fremd, und... entgegnete er ſtotternd und warf verſtohlen einen Blick auf die gelobten Jungfrauen, die ihn dreiſt anblickten, ohne dabei verlegen zu werden und die dunkeln brennenden Augen nicht niederſchlugen.

— Du haſt wohl daheim einen Schatz gelaſſen, und kannſt ihn noch nicht vergeſſen? frug jener altklug von neuem. — Nun, es wird ſich ſchon geben, ſei nur getroſt und guten Muths; das verlorene wird ſich ſchon erſetzen laſſen.

Unſer Feuilletoniſt war verwirrt und erſtaunt über die kluge Rede des alten Sperlings, und begann ſich allmälig wegen ſeiner Verwandlung zu tröſten. Er richtete ſeine Blicke auf den großen Proſpect. Derſelbe war ſehr belebt. Diejenigen, die nach der Richtung zum Hafen gingen, trugen faſt alle Victualien, beſonders aber große Flaſchen in Körben. Der alte Spatz bemerkte endlich, daß die Blicke des neuen Ankömmlings unverwandt auf das Treiben der Menſchen gerichtet waren und frug ihn daher:

— In deiner Heimath haſt du wohl nie ſo viel Menſchen auf der Straße erblickt?

— Nein.

— Hier iſt die Reſidenz, ſagte ſtolz der Spatz. Nach einer Pauſe fuhr er fort: — du kannſt hier täglich in einigen Straßen zu gewiſſen Stunden noch ein größeres Gedränge ſehen... Wir ſind daran gewöhnt und auf uns macht es keinen Eindruck.

— Aber was tragen ſie denn in den Händen für große Gefäße? fragte unſer Verzauberter liſtig.

— Das ſind Flaſchen, in denen ein gewiſſes Maß Flüſſigkeit Raum hat. Dieſelben werden gewöhnlich vor einem Feiertage leer in ein Magazin und gefüllt heim getragen, ſagte der Spatz gleichgültig.

— Woher wißt ihr dies? fragte der Verzauberte erſtaunt.

— Ich hatte ſchon oft Gelegenheit, dies zu beobachten; auch haben wir manchmal Urſache und Wirkung vor Augen, antwortete der Cicerone anſpruchslos. — Ueberhaupt iſt uns alles, was die Menſchen treiben, bekannt. Wenn es der eine nicht ſieht und hört, ſo ſieht und hört es der andere, und ſind wir ſatt und das Wetter ſchön, ſo halten wir Nachmittags regelmäßig große Verſammlungen, in denen dann einander erzählt wird, was wir den Tag über geſehen und gehört; da wird niemand geſchont: alle Begebenheiten werden vorgetragen und zum Beſten gegeben, daß dem Vorübergehenden die Ohren gellen...

— Iſt es möglich! rief der neue Ankömmling erſtaunt aus, doch

ſich faſſend, begann er raſch zu erzählen, wie auch bei ihm zu Hauſe dergleichen vorkomme, es würde aber in den Verſammlungen meiſt nur über gleichgültige Sachen, z. B. Witterungsbeobachtungen u. dergl. geſprochen, hauptſächlich fänden aber nur Geſangesübungen ſtatt.

Der alte Spatz betrachtete den Ankömmling kopfſchüttelnd und ſagte dann, mitleidig die Achſeln zuckend:

— Geſangesübungen!... Das müſſen ja bei dir zu Hauſe wahre Einfaltspinſel ſein! Dann fuhr er fort: — Bald kannſt du einer unſerer Unterhaltungen beiwohnen: es verſammlen ſich heute bei mir einige meiner Brüder und Verwandten, die in verſchiedenen Gegenden anſäſſig ſind. Siehſt du, da fliegen ſchon einige herbei.

Bald darauf ward ein Strauch mit Sperlingen beſetzt.

Unſer Feuilletoniſt wurde eingeführt und vorgeſtellt.

Nicht allein auf den Straßen, nein, auch an den Thüren und Fenſtern hatten ſie gelauſcht, und es gab keine Straße, kein Haus, das ihnen unbekannt war. Sie beſaßen ein ſcharfes Auge, ein feines Gehör und hatten überall Lauſcher und Aufpaſſer; dabei war ihre Art des Vortrages unendlich raſcher und treffender, als die der Menſchen, und das iſt nicht zu verwundern, denn Uebung macht den Meiſter.

Allmälig fühlte ſich der Verwandelte recht behaglich in ihrer Mitte und raſch enteilten die Stunden in ihrem Kreiſe.

— Am 17ten April, da die Sonne am höchſten ſtand, erzählte ein Sperling, — ward ich durch Kanonenſchüſſe darauf aufmerkſam gemacht, daß der Verbindungsweg auf dem Waſſer eröffnet werde. Ich flog ans Ufer der graniteingefaßten Newa, um gleichfalls der Ceremonie, die nicht jeder zu ſehen bekommt, beizuwohnen. Die Ufer waren ſchon mit einer großen Menge Zuſchauer bedeckt. Unſere Newa ſchien mir betrübt zu ſein, daß ſie ihrer Decke beraubt war.

— Ich habe bemerkt, ſagte ein anderer, daß ſich das Wetter nach dem Eisgange gewöhnlich verändert; es wehen dann meiſt Nordwinde und verurſachen eine unangenehme Kälte.

— Das iſt eben nichts neues, ſprach ein dritter. — Da weiß ich was Neueres. Am 20ſten April flog ich von der Kalinkin-Brücke, wo ich wohne, nach Catharinenhof, um mich auf dem Lande umzuſehen. Ich bemerkte dort eine ſchwarze Sprehe, eine graue Bachſtelze und Enten. Mein Schwager, der dort lebt, erzählte mir, daß auf den Inſeln daſelbſt Schwäne, Gänſe und Enten zu ſeinem nicht geringen Verdruß ihr Weſen treiben und Nachts durch den Spectakel, den ſie machen, ihn in ſeiner Ruhe ſtören, was höchſt unangenehm ſei. Er wünſcht nur, daß der Petri-Pauli-Tag bald herankäme, damit man ihnen den Spectakelgeiſt austriebe. Ferner machte er mich darauf aufmerkſam, daß dieſes Jahr an den Ellern-Bäumen die Zapfen nicht rund und feſt, ſondern lang und

loſe herabhängen, was ein fruchtbares Jahr verſpreche, in dem viel Korn, Erbſen und Kirſchen wachſen würden.

— Aber es iſt den Erbſen ſchwer beizukommen, denn es ſteht ja immer ein Wächter mit der Ruthe dabei, ſagte unſer Verwünſchter naiv.

Auf dieſe Einwendung erfolgte allgemeines Gelächter.

Das Geſpräch wurde bald allgemein und äußerſt lebhaft geführt; hin und wieder zerſtreute Gruppen ſprachen von den verſchiedenſten Gegenſtänden. Unſer Verzauberter näherte ſich einer Geſellſchaft, in welcher ſein Beſchützer das Wort führte, und frug:

— Lebt ihr hier, meine Geehrteſten, auch mit den andern Vögeln in gutem Einvernehmen?

— Mit welchen?

— Nun, mit den Sprehen, antwortete er aufs gerathewohl.

— Mit den Sprehen leben wir in Eintracht, denn wir hindern uns nicht einander in unſerm Fortkommen.

— Aber mit den Bachſtelzen?

— Auch mit den Bachſtelzen ſind wir Freunde, denn ſie kommen uns nicht zu nahe.

— Aber mit den Spottern, Rothkehlchen und überhaupt allen Singvögeln?

— Wir leben mit denſelben im beſten Einvernehmen, obſchon viele derſelben ſich nur im Sommer zeigen.

— Was haltet ihr von den Vögeln, die ſich nur im Sommer hier aufhalten?

— Es ſind Luftſtreicher, die kein Vaterland haben und leichtfertig ſingen:

Ueberall ſind wir zu Hauſe,
Ueberall ſind wir bekannt:
Macht der Lenz im Norden Pauſe,
Iſt im Süd mein Vaterland.

— Woher kennt ihr dies Lied?

— Wir kennen noch andere.

— Erlaubt mir noch eine Frage: habt ihr denn gar keine Feinde unter den Zugvögeln?

— Wir leben mit allen friedlich und alle haben bei uns Raum und Futter genug. Doch gibt es eine Art, der wir nicht ſehr gewogen ſind.

— Was ſind dies für Vögel?

— Es ſind die Schwalben.

— Die Schwalben!

— Ja, die Schwalben.

— Aber dieſe Vögel thun ja niemandem etwas zu leide.

— Niemandem? Meinſt du? Sind es nicht die Schwalben, die unverſchämter Weiſe die beſten Stellen an den Hausdächern in Beſchlag

nehmen; ſind es nicht die Schwalben, die dreiſt genug ſind, vor den Fenſtern ihre Neſter anzukleksen, ſo daß wir nicht mehr auf dem Brette ſelbiger Fenſter ſitzen können! Sind es nicht die Schwalben, die über unſere Gegend ſchmähen und dennoch immer wieder zu uns kommen? Sind es nicht die Schwalben, die ihre Neſter im Herbſt, wenn ſie fort müſſen, verlaſſen, um nachher, im Frühjahr, uns aus denſelben mit Gewalt zu vertreiben, uns, die wir dieſelben vor Fäulniß behüteten und manche Feder zur Ausbeſſerung hereinbrachten. Ohne an Bezahlung zu denken, ohne auch nur zu danken, nehmen ſie von ihren, durch unſere Mühe in Stand gehaltenen Wohnungen Beſitz.

Unſerm Verzauberten ſtockte vor Verwunderung der Athem. Er hatte die Schwalben immer loben und bemitleiden, die Sperlinge aber verachten gehört.

— Der alte iſt verrückt, ſagte ein ſtutzermäßiger Gelbſchnabel: achte nicht auf ſeine überſpannten Ideen. Ich lebe mit den Schwalben auf ſehr freundſchaftlichem Fuße und ſie haben mir Wunderdinge von ihrer fernen ſchönen Heimath erzählt, wie da alles herrlicher ſei, beſonders die Erbſen, die dort immer mit Blüthen und Schoten prangen, und mich ſehr bemitleidet, daß ich ihnen nicht folgen könne.

— Warum verlaſſen ſie denn aber ihre ſo ferne, ſchöne und herrliche Heimath?

— Weil ſie von den Kranichen mit Einladungen beſtürmt werden ihnen zu folgen, antwortete, von Achtung gegen die Schwalben erfüllt der Gelbſchnabel.

— Mit nichten, ſagte ernſt der alte Sperling: — das haben ſie dir aufgebunden. Denke ſelbſt darüber nach, wozu bedarf wohl ein Kranich ihrer?

— Ich habe keine Luſt, mir durch Nachdenken den Kopf zu verwirren, ſagte hochtrabend der Gelbſchnabel, und wandte ſich zu einigen jungen Sperlinginnen, die untereinander verſtohlen von den ſchönen Federn des Stieglitz, den ſie im vorigen Herbſt auf den Diſteln geſehen und noch nicht vergeſſen hatten, flüſterten.

Der Sperling von der Kalinkin-Brücke erzählte ferner, daß am erſten Mai der erſte öffentliche Spaziergang ins Freie, nach Catharinenhof, von den Bewohnern der Reſidenz zahlreich beſucht worden ſei.

— Am Mittage dieſes Tages hagelte es, bemerkte eine Stimme aus der Verſammlung.

— Es war auch ſehr kühl, ließen ſich mehrere Stimmen vernehmen.

— So haben alſo nun die Spaziergänge nach den öffentlichen Vergnügungsorten ihren Anfang genommen, und allenthalben wird Muſik erſchallen... Wie ſchön! rief der Gelbſchnabel dazwiſchen und warf einen bedeutungsvollen Blick auf die Gruppe der jungen Sperlinginnen.

— Wer ſind dieſe? fragte unſer Verzauberter ſeinen Beſchützer, auf die Gruppe der Sperlinginnen hinblickend.

— Dies ſind arme Waiſen, die ihre Eltern im Winter verloren haben...

Hier wurde der alte Sperling von einem ihm ſehr ähnlichen Freunde unterbrochen. Sie ſchienen ſehr vertraut zu ſein, und es begann ſogleich eine lebhafte Unterhaltung.

— Du lebſt noch immer auf der Petersburger Seite? fragte ihn der Beſchützer des Verzauberten.

— Freilich.

— Wirſt du im Sommer, wie gewöhnlich, mit deiner Familie auf das Land überſiedeln?

— Darüber will ich eben mit dir reden.

— Sprich, ich höre.

— Ich will nach der Gegend vom Nowaja Derewnja zu einem Gärtner, der ſchöne Zuckererbſen geſäet hat, wie mir mein Sohn berichtet, überſiedeln und lade dich gleichfalls ein, mit deiner Familie bei Zeiten dahin zu kommen; ich denke, wir bringen dort recht gemüthlich den Sommer zu.

— Werden dort für uns alle Erbſen genug ſein? wandte der alte Inſel-Bewohner ein. — Du weißt, unſere Familien ſind ſtark.

— An Erbſen wird kein Mangel ſein, deſſen bin ich ſicher; es iſt jedoch die Mineralwaſſeranſtalt in der Nähe, und da hat man denn ſehr unruhige chineſiſche und andere Nächte. Dies macht mir Sorge und ich wollte daher deine Meinung zuvor wiſſen.

— Ja, es iſt in der That unangenehm, daß dort ſo viel Feuerwerk gemacht wird. Ich kann immer noch nicht begreifen, was daran ſo lockendes iſt: Feuerwerk, Illumination, Zigeuner, Muſik, Rauch, Staub, dann wieder Feuerwerk, Illumination, Zigeuner, Muſik, Rauch, Staub.

— Entſchließeſt du dich überzuſiedeln?

— Iſt der Gemüſegarten ſehr nahe bei der Waſſeranſtalt?

— Sehr nahe eben gerade nicht, wie mein Sohn berichtet. Er mag ungefähr eine Werſt von derſelben entfernt ſein.

— Ich werde mich mit meiner Familie berathen, und dir morgen früh durch meinen älteſten Sohn meinen Entſchluß mittheilen. Du weißt ja, über Nacht kommt guter Rath.

Auf dieſe Weiſe wurde die Unterhaltung noch eine geraume Zeit fortgeſetzt; endlich trennten ſich die Gäſte, und alle begaben ſich nach Hauſe und zur Ruhe. Dies that auch unſer Feuilletoniſt, und da er nun am andern Morgen erwachte, ſiehe, da war ſein Sperlingthum — ein Traum geweſen.

Gedichte

von Ludwig v. Helfen.

1.

Das größte Leid auf Erden iſt,
Wenn man den, ſo man liebt, vermißt.
Altes Volkslied.

Des Mondes ſilberheller Schein,
Stiehlt ſich ins dunkle Kämmerlein,
Weckt neues, ſchmerzliches Sehnen;
Die Eule krächzet in der Näh,
Es wird im Herzen mir ſo weh,
Was ſollen im Auge die Thränen?
Ich ſinge ein Liedlein ganz leiſe,
Die alte traurige Weiſe:
«Das größte Leid auf Erden iſt,
Wenn man den, ſo man liebt, vermißt.»

—

Wohl ſteht manch' einſam Frauenbild
Und ſchaut zum Mond, ſo hell und mild.
Er tröſtet gebrochene Herzen:
Er ſah ſie fröhlich in Liebe erglühn,
Er ſah ihn kalt von dannen fliehn,
Er kennt ihre Leiden und Schmerzen
Und lauſchet nun, wie ſie leiſe ſingt,
Daß es ſchaurig hin durch die Stille dringt:
«Das größte Leid auf Erden iſt,
Wenn man den, ſo man liebt, vermißt.»

—

Dort lehnt ein Jüngling überm Grab,
Er ſchaut mit düſterm Aug hinab,
Sie trugen ſein Mädchen hinaus.
Mit ſtarrem Wahnſinn in dem Blick
Wirft er das bleiche Haupt zurück,
Für ihn iſt's Lieben nun aus;
Er rennet hinein in die dunkle Nacht
Und ſinget und weint, und ſinget und lacht:

«Das größte Leid auf Erden iſt,
Wenn man den, ſo man liebt vermißt.

—

Warum ich weine heut und klage,
Solch düſtere Bilder im Herzen trage
In ſtiller dunkeler Nacht?
Warum des Mondes Dämmerlicht
Beleuchtet den Gram mir im Angeſicht,
Mir allein nicht Ruhe gebracht?
Wer liebet, wird mich nicht fragen,
Den andern will ich es ſagen:
«Das größte Leid auf Erden iſt,
Wenn man den, ſo man liebt, vermißt.»

2.

An mein Lied.

Auf lichten Feuerſchwingen
Erhebe dich, mein Lied,
So lang noch eine Blume
Im weiten Weltall blüht.

So lang noch eine Regung
Im Menſchenherzen lebt,
Und wechſelnd Schmerz und Wonne
Die Menſchenbruſt durchbebt.

So lang noch Sonnenſtrahlen
Zur Erde ziehn hinab — —
Bis daß die letzte Thräne
Thaut auf dem letzten Grab.

Auf lichten Feuerſchwingen
Erhebe dich, mein Lied,
Bis daß der letzte Funke
Im Weltall ausgeglüht.

3.

Roſe und Nachtigal.

Horch! die Nachtigal, ſie ſingt ſo ſchmelzend,
Athmet aus die lieblich reinſten Töne,

Wie ſie flattert, liebeheiß und klagend
Um die kaum erblühte weiße Roſe.

Und die Roſe duftet ſüß und wonnig,
Himmelshauch durchathmet ihre Nähe,
Ach, wie trunken ſprüht der arme Sänger
Seines Liedes Ton um ihren Liebreiz.

Doch ein zierliches beringtes Händlein
Bricht die Roſe, ſteckt ſie an den Buſen,
Einſam flattert nun, gebrochnen Herzens,
Still die Nachtigal von Zweig zu Zweige.

Und ſie ſeufzt die letzten Herzenstöne:
«Könnt' ich doch in Sang und Dufte ſterben,
Du gebrochne, frevelnd mir entriſſne,
Mit dir ſterben, meine weiße Roſe!»

4.

Meer und Wald.

Am Meeresufer, hoch zu Roß,
Wenn Thier und Welle ſich bäumen,
Fern vom alltäglichen Menſchentroß,
Dort, Liebchen, mag ich ſäumen.

Und wenn ich zwinge des Thieres Muth
Und ſchau über tauſend Meilen,
Wie dann mit der ſterbenden Sonnengluth
Meine Gedanken zu dir eilen!

Im ſtillen Walde, im dunkelen Grün,
Unter traulich liſpelnden Bäumen,
Dort unter dem heiligen Keimen und Blühn,
Wie mag ich ſo gern von dir träumen.

Doch nur Gedanken fliehen zu dir,
Du weilſt bei mir nur im Traume,
Wir ſind ja geſchieden auf immerdar
Vom kalten unendlichen Raume.

Nikolajew, den 17. September 1852.

Shukowski's Denkmal in Poretsch.

Wir beeilen uns, unsern Lesern eine Nachricht mitzutheilen, die für alle Verehrer des verewigten Schukowski gewiß eine erfreuliche sein wird.

Etwa 130 Werst von Moskau, im moshaiskischen Kreise, auf dem Gute Poretsch, das sowohl durch den Namen seines Besitzers, wie durch die Kunstschätze, die es zieren, einen europaischen Ruhm erworben, auf diesem Gute soll, unserm Shukowski zu Ehren, in kürzester Zeit ein Denkmal errichtet werden.

Graf Sergei Semenowitsch Uwarow lebte mit dem verstorbenen Dichter in den freundschaftlichsten Verhältnissen und schon in ihrer Jugend bildeten sie, in Verbindung mit einigen andern Männern, deren Namen jetzt innig mit der Geschichte der Literatur unsers Vaterlandes verknüpft sind, einen literarischen Kreis, welcher den scherzhaften Namen «Arsamas» führte. Wenn einst eine geistreiche Feder sich mit der Geschichte unserer Literatur befassen sollte, so wird sie ohne Zweifel die tiefe Bedeutung jenes schönwissenschaftlichen Zirkels zu würdigen wissen, in welchem talentvolle junge Männer, unter heiterm Scherz und ernsten Studien, ihre Gaben auf eine fruchtbringende Art auszubeuten wußten und sich dadurch zu den verschiedenen Berufszweigen ihres dereinstigen Wirkungskreises heilsam vorbereiteten. Karamsin legte einen hohen Werth auf die Meinung dieser Capacitäten, welche, obgleich sprudelnd in jugendlicher Lebenskraft, doch streng und ernst in ihrem Urtheile waren. Die letzten Theile seines großen historischen Werks pflegte er den Mitgliedern des «Arsamas» vorzulesen, ehe er sie veröffentlichte, und horchte aufmerksam auf die Bemerkungen und den guten Rath seiner Zuhörer und Bewunderer. In der That zeichnen sich die letzten Bände von Karamsin's Geschichte des russischen Reichs durch eine solche Fülle, Reife und Gediegenheit des Inhalts, durch eine so wohl angepaßte Eigenthümlichkeit des Ausdrucks vor den vorhergehenden aus, daß man sie für das vollkommenste halten muß, was je unter seiner Feder hervorgegangen; und waren sie ohne Zweifel nicht ohne Vortheil der Begutachtung dieser Akademie unterworfen worden (wie Karamsin im Scherze die Gesellschaft nannte), in welcher Shukowski und Uwarow mit einander in Berührung kamen und sich gegenseitig kennen und schätzen lernten.

Zum ersten male in seinem Leben wurde Shukowski durch Herrn von Uwarow bei Hofe eingeführt, und in einem, dem Publicum bis jetzt noch unbekannten Briefe beschreibt er den Eindruck, den dieses Ereigniß

auf ihn gemacht, das ſich für ſeine ganze Laufbahn als ſo wichtig erweiſen ſollte. Er hatte damals das hohe Glück, dem jetzt regierenden Kaiſer, ſo wie der in Gott ruhenden Kaiſerin Maria Feodorowna und dem Großfürſten Michail Pawlowitſch vorgeſtellt zu werden, und man kann mit Wahrſcheinlichkeit vorausſetzen, daß dieſe Minute über ſein künftiges Schickſal entſchied und der Beweggrund zu jenem ehrenvollen Rufe geweſen, der ihm ſpäter zu Theil wurde.

Jetzt, wo für Shukowski ſchon die Nachwelt da iſt und der Nachruhm an die Stelle der ihm von ſeinen Zeitgenoſſen gezollten Bewunderung getreten, hat Graf Uwarow den edlen Entſchluß gefaßt, das Andenken des verſtummten Dichters durch ein würdiges Denkmal zu ehren. Das Monument ſelbſt wird gegenwärtig, nach dem Willen des Stifters, in Moskau ausgeführt unter der Leitung des Herrn A. P. Brülow; mehrere Künſtler, unter denen wir auch Herrn Campioni nennen können, ſind mit dieſer Arbeit beſchäftigt.

Im Juni oder Juli wird alles fertig ſein und alsdann das Monument auf der für daſſelbe beſtimmten Stelle errichtet werden, im maleriſchen Poreiſch, in dem herrlichen Garten, der das Haus des Grafen umgiebt.

Dieſe anſpruchloſe und dennoch erhabene Feierlichkeit wird ohne Zweifel allenthalben ein Echo finden, wo ſich nur irgend Theilnahme und Liebe findet für ruſſiſche Bildung, ruſſiſche Sprache, ruſſiſche Dichter: vorzüglich aber intereſſirt ſie Moskau ſelbſt, denn nicht nur iſt das Monument in dieſer Stadt entſtanden, ſondern auch die Stelle, wo es errichtet werden ſoll, befindet ſich, ſo zu ſagen, faſt unter ihren Mauern.

Wir werden nicht ermangeln, dem Publikum alle nähern Nachrichten mitzutheilen, die uns über das Denkmal ſelbſt oder über die bevorſtehende Enthüllung deſſelben zukommen ſollten, ſo wie auch die Zeit angeben, wann dieſe Ceremonie ſtattfinden wird. Jetzt aber ſchließen wir damit, daß wir dem Gründer dieſes Ehrenmals den herzlichſten Dank und aufrichtigſten Beifall ſeiner Mitbürger dafür zollen, daß er auch in ſeinen Muſeſtunden, in otio, noch Mittel und Wege zu finden weiß, für Rußlands Aufklärung und Bildung thätig zu ſein. (Mosk. Pol. Ztg.)

Die Nacht des 28sten September.

Novelle von W. Wonljarljarski.

(Aus dem Russischen.)

Erster Brief.

Die Gräfin Natal'ja S. an Sophie N.

Es ist schrecklich, Sophie! Ich kann es mir nicht vorstellen, meine Freundin, daß die Zeit der Correspondenz endlich beginnt, daß du meine Seufzer erst nach einer Woche vernehmen, auf meine Klagen nicht früher als in vierzehn Tagen antworten wirst, und daß wir uns, Gott weiß wann, wiedersehen werden! Und diese Langeweile, dieses Leiden wird vom Doctor als eine Erholung gepriesen — welche enorme Täuschung! Denke dir, daß wir zwischen hohen Wänden wohnen, die, statt mit Lioner-, mit Spinngeweben überzogen sind; daß von der verräucherten Decke ich weiß nicht, was für fabelhafte Göttinnen auf uns herabschauen, von den Wänden die Portraits äußerst seltsamer Vorfahren uns anblicken, hinter den Thüren eine Unzahl alter Diener hervorsieht und vor den Fenstern — Birken und Ebereschen stehen. Mein Vater ist von allen diesem entzückt und ich weine fast... Und damit müssen wir uns sechs Monate ergötzen! C'est en devenir Folle! Apropos, sage meiner guten Miß Thon, sie solle mir aus meinem Cabinet ja keine Sachen schicken, weder einen Hut, noch ein Kleid, sondern ein Gummi-Nachtmützchen, Galoschen, und, wenn es angeht — zum Schutz gegen Bienen- und Mückenstiche — eine Maske; das ist alles, was ich in dieser unerträglichen Einöde bedarf. Nach großen überstandenen Mühseligkeiten langten wir Sonnabend Abend hier an. Am Sonntage berief mein Vater direct aus der Kirche eine Legion Nachbarn und Nachbarinnen zu uns. Du wirst mir nicht glauben, ma chère! was das für Leute sind: die Fräulein tragen Handschuhe, an denen die Finger abgeschnitten sind. Vor Ermüdung und Langerweile schlief ich um 9 Uhr ein. Ich höre fast auf, den Vater zu lieben: er lacht und neckt mich, als wäre ich ein Kind. Im Schlafzimmer flog eine Fledermaus; im Kamine zirpte die ganze Nacht hindurch ein Heimchen; ich schlief schlecht, erwachte in der allerverdrießlichsten Laune und ging in den Garten. Die Tannen sind dort à la mal contento beschnitten; alte Weiber begannen mich zu umarmen und zu küssen. Darauf wurde mein Reitpferd vorgeführt, worüber ich mich bis zu Thränen

freute. Papa iſt glücklicher als je; noch eine Woche — und ich fühle, daß wir uns im Ernſte erzürnen. Welch unausſtehlicher Egoismus von ihm! heißt mich Jelagin mit Skorlupskoje vertauſchen (ein niedlicher Name, nicht wahr? und ihn zu verändern jetzt nicht mehr möglich). Zum Abendeſſen wurden uns Karauſchen mit ſaurem Schmand gereicht, c'est très bon, ma chère; Papa aß für vier; er wird mauvais genre; jeden Augenblick erwarte ich, daß er einen Polewik anzieht; ſogar ſeine Manieren verſchlechtern ſich; aber ſeine Reiſemütze... welche Reiſemütze! nein, ich entwende und verbrenne ſie gewiß. Ich traure. Weiter zu ſchreiben fehlt mir die Kraft; ich bin aufgebracht, ich werde ihr eine Scene machen... dieſer Reiſemütze. Lebe wohl, Sophie und beklage mich!

Wenn du Nadina ſiehſt, ſo ſage ihr, daß es uns wohlergeht. Schönes Wohlergehen!

Zweiter Brief.

Da morgen Poſttag iſt und zur Stadt geſchickt wird, konnte ich nicht umhin, dir zu ſchreiben. Denke dir, meine Freundin, daß Stadt hier eine Straße genannt wird, die mit kleinen ſchiefen Häuſern eingefaßt iſt, welche, aus Brettern aufgebaut, der Farbe von Saffran und Erdbirnen ähneln; in den Buden liegen nebeneinander Paſtillen, gelbe Seife und Lichte; neben der Thür ſtrickt ein häßliches Weib, und vor ihr — ſchrecklich! in einem Troge die ſchmutzigſten Häringe und leere Pomadentöpfe untereinander. Papa verlangt, daß ich bei allen Bekannten Viſiten mache; dabei beging ich die Thorheit, mein Lieblingskleid anzuziehen, und ich weiß nicht, wahrſcheinlich hatten irgendwo auf dem Divan, früher als ich, Vögel geſeſſen: kurz und gut, leb wohl, mein Kleid! Ich kündigte meinem Vater an, daß ich nicht mehr ausfahren würde, ſondern vorzöge, mich in Skorlupskoje einzuſchließen. Uebrigens iſt Skorlupskoje recht nett; die Natur hat es mit einigen Reizen begabt, die, bei einer anderen Situation, einen großen Effekt hervorbringen könnten. Einige Schritte vom Balkon fließt der Dnepr. Die erſten Tage meines Hierſeins war das Wetter heiter, ſtill, und ich überſah ihn; geſtern aber erhob ſich hinter dem Haine eine Wolke, die allmälig den Horizont bedeckte. Anfangs wehte ein ſanfter Wind, der die Wipfel der Bäume nur leiſe bewegte; die Wolke erhob ſich höher, die Sonne verſchwand, der Wind wurde ſtärker und der Sturm begann laut zu heulen, ſo daß ich mich fürchtete. Als der Sturm endlich in Wirbelwind überging und hundertjährige Fichten ſich tief herabneigten, da blickte ich unwillkürlich nach der Richtung des Fluſſes hin, und jetzt erſt, ma chère, geſtand ich mir innerlich, daß ich nicht ganz beſcheiden geweſen, indem ich ihn, meinen Nachbar, noch keines Beſuches gewürdigt. Der Dnepr hatte

vollkommen Recht, ſich zu ärgern: er war wahrhaft ſchön; als ich mit Beben ſeine Wuth ſah, war ich entzückt. Die Newa iſt bezaubernd: ihre Wellen ſind hell und durchſichtig; mitten im Sturme ſind ſie ſo zu ſagen fließend, graziös, weder Furcht noch Schrecken einflößend, von dem üppigen Newaufer, an den prächtigen Palläſten oder den anmuthigen Datſchen vorüberfahrend, bemerkt man kaum das Wogen des Fluſſes; nicht ſo iſt der Dnepr — dieſer alte, hiſtoriſche Dnepr! Einige Minuten vor dem Sturme bemerkte ich ihn kaum hinter dem grünen Weidenlaube: da umſchlich er vorſichtig, wie ein höflicher Greis, jedes Büſchchen, jedes Gräschen; es ſchien, als meide er jeden Zuſammenſtoß ſeiner blauen Flut mit dem ſandigen Ufer... Und derſelbe Dnepr wuchs bei dem erſten Aufbrauſen des Wirbelwindes, beim erſten Klageton des Sturmes, wurde grau und begann mit furchtbarem Gebrüll die Erde zu zerreißen!... Wie gering ſchienen da die unzugänglichen Felſen, die kurz vorher ſo ſtolz auf ihn herabſahen! wie tief verneigte ſich vor ihm der gigantiſche Wald, und mich, natürlich, bemerkte er garnicht! Um acht Uhr rief mich der Klang der Glocke zum Thee. (Bei uns klingelt man à propos de tout).

Den ganzen Abend ſaß ich mit Papa allein in ſeinem Cabinet; er las mir bis zum Nachteſſen Familienlegenden vor; die Zeit verging ſchnell: es war zugleich angenehm und furchterregend. Dieſe Traditionen ſind ſo originell-merkwürdig, daß ich ſie dir nicht in allen Details wiedergeben kann. Wir ſchöpften ſie aus einem ſehr alten Buche, welches in vergoldetem Leder eingebunden und mit kupfernen Verzierungen verſehen, vom Vater in der Bibliothek ſeines Großonkels, dem früheren Eigenthümer von Skorlupskoje aufgefunden ward. Im Portrait iſt der Großonkel ſchielend abgebildet, aber, wahrſcheinlich, war er es in der Wirklichkeit nicht. Du weißt gewiß, ma chère, daß unſer Gouvernement vor alten Zeiten bald in Ruſſlands, bald in Polens Beſitze war, und, an der Gränze liegend, zum Schauplatz ununterbrochener Kriege diente. Es iſt kein Winkel Erde, ſagt Papa, auf welchem nicht Waffen und Menſchenknochen zu finden wären; an Sagen von Schätzen iſt kein Ende — ein im höchſten Grade intereſſantes Land! Die Familie der Grafen S. war ehemals polniſch, und die Legende bezieht ſich auf die Epoche, in welcher unſer erſter Vorfahr die griechiſche Religion annahm. Siehſt du, meine Freundin, in denſelben Wänden, in welchen wir jetzt wohnen, hauſte ehemals ein ſehr reicher und ſehr böſer Pan. Die Gränzen ſeiner Beſitzungen gingen weit über den Dnepr; die Wälder waren undurchdringlich; in denſelben unterhielt er, unter dem Namen einer Gränzwache, geradezu Räuber und, die ewigen Unruhen benutzend, verübte er ſolche Verbrechen, an welche man ſich in der jetzigen Zeit kaum entſchließen kann zu glauben. In eben den Kellern, zum Beiſpiel,

in welchen bei uns die Aepfel aufbewahrt werden, erſchallten vor Zeiten, Nachts, die Klagetöne der Eingekerkerten; auf dem Hofe wurden Strafen, Foltern, mit einem Worte, alle Arten von Schreckensthaten verübt. Der größere Theil ſeiner Opfer beſtand aus Juden; in den Augen des Pans waren die Benennungen Jude und Schuldiger gleichbedeutend, und einen Juden plündern, zu Tode martern, vernichten — hatte gar nichts auf ſich. Der Pan lachte, indem er die Juden Thränen vergießen ſah, und gerieth in Wuth, wenn ſeine bildſchöne Frau es wagte, das Loos der leidenden zu mildern; und denke dir, ma chère, er ſchlug ſie ſogar in Gegenwart ſeiner ſchwelgenden Gäſte, und verurſachte ſo ihren frühzeitigen Tod. Das einzige Weſen, mit dem er milder umging, war ſein Sohn, ein ſchöner Jüngling, welcher in Warſchau aufwuchs, wo die glänzende Jugend der damaligen Zeit erzogen wurde. Dieſer junge Mann war ſehr ſchön, gewandt, ſtattlich und verdrehte allen Mädchen in der Umgegend den Kopf. Neben ſeinen Gütern befand ſich das Eigenthum eines, wenn auch nicht reichen, doch durch ſeine Dienſte bekannten ruſſiſchen Bojaren. Der Bojar hatte zwei Kinder: einen Sohn, welcher unter den moskauer Kriegsſchaaren diente und eine Tochter, ein junges Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit. Der alte Vater liebte beide leidenſchaftlich, und während er vom Sohne getrennt war, hütete er die Tochter als ſeinen einzigen Troſt, als einen Schatz, deſſen Opfer der Staat nicht bedurfte. Die Kunde von der außergewöhnlichen Schönheit Irinens gelangte bald zu den Ohren des jungen Mannes, welcher ſchwur, alles anzuwenden, um zu ihrem Beſitze zu gelangen. Weil ſein Vater ihm zu allen Freveln Beiſtand leiſtete, ſo hätte er, zweifelsohne, zu deſſen Hülfe Zuflucht genommen, um mit offener Gewalt die Tochter den Armen des Vaters zu entreißen; da aber ein ſolches Verfahren die Aufmerkſamkeit der ruſſiſchen Regierung auf ſich ziehen konnte, ſo beſchloß der Pan, den günſtigen Augenblick abzuwarten, der auch nicht zögerte, zu erſcheinen. Der polniſche Zarewitſch Wladislaw wurde in Moskau als ruſſiſcher Czar anerkannt, und zu derſelben Zeit belagerte Sigismund Smolensk. Die Polen triumphirten. Du begreifſt, meine Freundin, daß ich die Geſchichte im Fluge berühre, und daher ſage ich nur, daß es unſerm Vorfahr durch verſchiedene Ränke gelang, ſeinen Nachbar, den Bojar, zu verläumden und vom König Sigismund die Vollmacht zu erlangen, ſich ſeiner zu bemächtigen und ihn dem Gericht der Polen zu überliefern. Sich gegen bewaffnete Macht zu vertheidigen, war unmöglich, und der Bojar wurde nicht nur ergriffen, ſondern auch, wie im Handgemenge, ermordet. Seiner Tochter gelang es unterdeſſen, zu fliehen. Ihrer Spur wurde ein ganzer Schwarm Hunde nachgeſandt, die eigens zu dergleichen Aufſuchungen abgerichtet waren; die Bewegungen derſelben lenkte der junge Mann. In einer dunkeln

Herbſtnacht erreichten die wüthenden Thiere im Waldesdickicht den geheimen, bisher unbekannten Eingang zu einer Höhle und blieben, unter furchtbarem Gebell die Erde aufſcharrend, vor derſelben ſtehen. Der Jüngling ritt heran, ſprang vom Roſſe, fand alsbald die Oeffnung der Höhle auf, welche das unglückliche Mädchen beſchützen ſollte, und die nur durch einen vorgeſchobenen Stein in aller Eile verborgen war. Er ergriff das Schwerdt und wälzte den Block, der der Kraft bald wich, hinweg, aber ſtatt des erwarteten Opfers erſchien ein Einſiedler, der ihn mit dem Zeichen des Kreuzes im Namen Gottes beſchwor, nicht weiter einzudringen. Die Antwort darauf war ein Schwerdtſchlag. Der blutbefleckte Einſiedler richtete ſeine Hand ſchweigend auf den Mörder und in demſelben Augenblick warf ſich der zahlloſe Hundeſchwarm mit Wuth auf ſeinen Gebieter. Gepeinigt von allen Seiten, brach der junge Mann in ein ſolches Höllengelächter aus, daß der Wald wiederhallte und die ganze Umgegend erbebte; die Thiere heulten; ja, in den Dörfern der Umgegend fingen ſogar die Glocken von ſelbſt an, gedehnt und traurig zu läuten. Was mit dem Einſiedler und der Bojaren-Tochter ferner geſchah — iſt unbekannt; doch die Legende berichtet weiter, daß gerade nach einem Jahre, um Mitternacht, der Wald in einer ungeheueren Strecke von demſelben Gelächter erſchallte und im Verlaufe einiger Minuten von dem Heulen der Hunde, dem Brüllen der Thiere und dem traurigen Tone der Glocken wiederhallte. Der alte Pan blieb tiefſinnig und begann zu beten; es verging noch ein Jahr — dieſelbe Erſcheinung. Der Vater des verunglückten Sohnes erbaute auf der Stelle des wunderbaren Ereigniſſes ein Kloſter, nahm die rechtgläubige Religion an und wurde Mönch. Der nächſte Anverwandte trat in den Beſitz aller Reichthümer des Pans, und das Kloſter exiſtirt noch jetzt. Da haſt du, ma chère, die Legende; ſie iſt ſchauerlich, aber noch ſchauerlicher iſt es, daß alle Bewohner von Skorlupskoje behaupten (und obwohl es ſchrecklich iſt, möchte man es faſt glauben), daß am 28ſten September, gerade um Mitternacht, ſogar aus unſerem alten Hauſe das Lachen, Bellen, Heulen und Läuten deutlich zu vernehmen ſei. Ich frug Papa, ob er dieſen Erzählungen Glauben beimeſſe und erwartete ſein gewöhnliches Lächeln, zu meinem Erſtaunen aber blieb er nachdenklich, zuckte mit den Achſeln und antwortete kein Wort.

Wie gefällt dir das? Was mich anlangt, ſo habe ich neben mein Bett zwei Kammermädchen poſtirt... Bis dahin, Adieu, Sophie, und ſchreibe mir, im Namen unſerer Freundſchaft, wie der Ball bei der Fürſtin B... war und wer am meiſten Furore machte. — Mein Gott, welche Langeweile bei uns!.. Aber der Dnepr iſt ſehr ſchön!

Dritter Brief.

Nein, ſchreibe mir nicht ſolche Briefe, meine liebe Sophie! Wenn ich ſie leſe, ſo wird mir mein jetziges Leben noch unerträglicher. Du biſt ſo glücklich in Pawlowsk und ich, ich Arme... Und noch fünf ſolcher Monate! und alles dieſes der Geſundheit wegen, während man vor Langerweile ſterben möchte! Du ſchreibſt, daß ein gewiſſer Staroslawski ſich auf den Weg macht hierher in unſere Nachbarſchaft; aber wer iſt denn dieſer Unglückliche? und kann er wohl ein ordentlicher Menſch ſein, da er ſich vornimmt, Petersburg mit dieſem abgelegenen Orte zu vertauſchen? Wahrſcheinlich iſt er krank; übrigens ſchließe ich aus deiner Beſchreibung, daß unſer künftiger Nachbar kein Garde-Officier iſt — ein ſchlechter Troſt! Papa wünſcht mich zu einer von ſeinen weitläufigen Verwandten zu führen; es iſt dort Jahrmarkt und, wie es den Anſchein hat, ein Liebhabertheater. Vom erſten habe ich keinen Begriff, das letztere kann ich mir vorſtellen. In dieſen Tagen fahren wir hin. Dieſe ganze Zeit über war unſere einzige Zerſtreuung der hieſige Iſprawnik, ein vierzigjähriger pockennarbiger Mann mit einer goldenen Kette am Halſe. Um zu meiner Geneſung beizutragen, erfand er eine ſehr langweilige Beſchäftigung: wir angeln ganze Tage hindurch Fiſche und der Iſprawnik ſpießt eigenhändig die lebenden Würmer an die Angel. Du kannſt dir vorſtellen, wie mir dieſe Art zu gefallen zuwider iſt. Uebrigens bin ich überzeugt, daß ich mit der Zeit mit meinem jetzigen Aufenthalte auf dem Lande ſehr zufrieden ſein werde. In der Reſidenz hat man keinen Begriff vom Provinzleben: dieſe Welt gleicht unſerer gewöhnlichen ſo wenig, daß, zufällig in ſie verſetzt, es unverzeihlich wäre, die Sitten und Gebräuche dieſer unbekannten Sphäre nicht zu ſtudiren. Denke dir übrigens nicht, daß das für uns einförmige und langweilige Landleben nicht auch ſeine Poeſie beſäße, daß ſelbſt in des Landmanns beſcheidenſter Lebensart nicht auch Reize aufzufinden wären. Ich bin an dieſe Poeſie noch nicht gewöhnt, begreife und verſtehe ſie nicht und lauſche zuweilen auf das entfernte Geräuſch des Waſſers, auf das Quaken der Fröſche, auf das melancholiſche Lied des Vorübergehenden, und hauptſächlich — auf den Geſang der Nachtigal, nicht im Vogelbauer, nicht im engen Blumengarten, ſondern im dunklen Dickicht des endloſen Haines. Ich geſtehe dir, chère amie, daß in meinem Herzen etwas wunderbares, etwas neues, mit einem Worte etwas vorgeht, daß wir ſogar bei der Maſurka-Polka nicht empfinden... Ich wende mich wieder nach Skorlupskoje. Je mehr ich mich mit dem Orte bekannt mache, deſto mehr ſöhne ich mich mit meiner neuen Lebensart aus, und wiederhole, daß wenn du, Sophie, und noch zwei-drei intereſſante Menſchen mir Geſellſchaft leiſteten, ich meinetwegen einwilligte, ganze fünf Monate hier zu verweilen. Der Doctor

ſchärft mir ein, mit Sonnenaufgang aufzuſtehen, viel zu ſpazieren, früh zu Mittag zu ſpeiſen und zeitig mich zur Ruhe zu begeben. Die ſchwüle Mittagsluft iſt drückend, der Abend aber, wahrlich, zuweilen ſehr lieblich. In einem der umliegenden Dörfer fand ſich meine Amme, eine ſchlichte, gute Frau; ſie weinte, als ſie mich küßte. Bei der erſten Viſite brachte ſie mir ein Huhn, welches ich ſelbſt füttere; bei der zweiten — noch ein Huhn; vorgeſtern ging ich zu Fuße zu ihr. Beim erſten Anblick brachte mich die Armuth meiner Amme zur Verzweiflung, ich konnte es nicht begreifen, wie man mit zwei dunkeln Bauerſtuben, in welchen weder Möbel noch Gefäße aus Faſence ſind, zufrieden ſein kann; ich ſchämte mich, nach der Urſache ſolcher Entbehrungen zu forſchen; und denke dir, die Amme klagte nicht einmal über ihr Geſchick, ſondern fing im Gegentheil an, mit Stolz ihren Luxus und Ueberfluß zu rühmen, indem ſie bei jedem Worte Papas Güte pries. Drei Stunden blieb ich bei dieſer guten Frau, beſah ihr Blumengärtchen, welches nicht größer als mein Cabinet iſt, ihren Gemüſegarten, ihre Kälber, ihr Federvieh und — ihre Enkel, überhaupt die ganze Wirthſchaft. Es erwies ſich, daß unſere Landleute ein ſehr glückliches Volk ſind, und zum Beweiſe dieſer Wahrheit bekannte mir die Amme ganz ernſthaft, daß jeder Bauersmann, im Durchſchnitt auf die Seele, zwei Pferde beſäße. Je n'y comprends rien, aber einerlei... Nach Hauſe begleiteten mich die Mädchen des ganzen Dorfes; ſie ſangen ſo laut, und ſangen ſolch abgeſchmacktes Zeug, daß ich mich ihrer ſchamte. Das Coſtüm, beſonders die Taille der hieſigen Mädchen iſt nicht ſchön, das iſt wahr; ſie haben ſich aber daran gewöhnt und daher Gott mit ihnen! Um für die mir zu Theil gewordene Aufnahme und den Geſang mich dankbar zu erweiſen, wollte ich einige Sächelchen, von denen ich ſo viel beſitze, den Mädchen austheilen, aber Papa verſicherte mir, daß dergleichen Geſchenke nie vollkommen geſchätzt würden, und befahl, ſtatt deſſen, eine ganze Woche hindurch die Dirnen zu keiner Arbeit zu verlangen. Dieſe Nachricht erweckte allgemeines Entzücken; der Geſang verwandelte ſich in einen Schrei der Freude und zu den Liedern geſellten ſich Tänze, welche keine Feder zu beſchreiben vermag. Den Tag beſchloſſen wir in der Geſellſchaft des Dorfgeiſtlichen, einer bisher gleichfalls mir noch unbekannten Perſon. Er beſitzt weder Pedantismus noch Eigendünkel; er muß ſehr liebevoll ſein. Um zehn Uhr trennten wir uns. Da ich noch nicht ſchlafen wollte, las ich zum erſten mal einige Seiten in einem ruſſiſchen Journal; mir fiel die Abtheilung der Kritik in die Augen: was für unangenehme Sachen ſagen ſich einander die ruſſiſchen Autoren. Uebrigens ſind einige Anmerkungen ſehr witzig und ich lachte unwillkürlich.

Tags darauf.

In der Nacht war ein ſchreckliches Gewitter; der Hagel hat die

Fenſter eingeſchlagen, die Blumen im Garten vernichtet und das Korn auf den Feldern ruinirt. Vater ſagte mir, welches Korn am meiſten gelitten und auf welche andere Sorte man nun alle Hoffnung ſetze; tout cela est du Grec pour moi, aber mir thun die armen Bauern leid! Bis zum Morgen verurſachte der Regen, welcher auf das Dach ſtrömte, mit dem entfernten Rollen des Gewitters ein Geräuſch, das mich zum ſüßeſten Schlaf einlullte. Die Sonne beleuchtete prachtvoll das traurige Bild der allgemeinen Verwüſtung. Die Bäume waren ſtellenweiſe gebrochen, und die Wege und Stege durch den Regen von tiefen Furchen durchwühlt. Gegen Mittag erglänzte alles hell und freundlich und ich begab mich auf den Weg, den Dnepr anzuſchauen: er war trübe und reißend. Auf ſeinem gelben Nacken trug er Theile von Gebäuden, Balken und eine Menge Gegenſtände, die ſchwer zu unterſcheiden waren. Auf alles dies machten in kleinen Booten kühne Fiſcher Jagd. In meiner Gegenwart ſchlug eins derſelben um — und was denkſt du wohl, meine Freundin, was die andern Fiſcher thaten, als ſie ihren Kameraden ins Waſſer fallen ſahen? ſie lachten, und ſtatt ihm Hülfe zu leiſten, hinderten ſie ſogar den Unglücklichen ans Land zu gelangen. Uebrigens lachte der im Waſſer faſt ertrunkene am meiſten, indem er die luſtige Geſellſchaft beſprützte und ſich nicht einmal die Mühe nahm, die Kleider zu wechſeln. Quels hommes! Papa verſichert, daß die Uferbewohner des Dnepr wie Enten tauchen, und wenn zuweilen jemand ertrinkt, was übrigens faſt nie vorkommt, ſo geſchieht es vielleicht aus eigenem Verlangen. Unter anderen will ich dir von einem ſehr luſtigen Vorfalle erzählen, welcher, obgleich er ſich nicht auf den Dnepr bezieht, dennoch ſehr originell iſt. In der vorigen Woche begab ich mich, als ſich der Abend zu neigen begann, mit Papa zu Fuß auf die zur Stadt führende Heerſtraße. Die Luft war friſch; es gab weniger Mücken, wie es ſchien. Das Ziel unſeres Spazierganges war die Hoffnung, dem nach Briefen und Journalen abgeſandten Diener zu begegnen. Kaum hatten wir uns eine Werſt vom Dorfe entfernt, als wir aus einem Gebüſche einen ungewöhnlich lauten Geſang vernahmen; dieſer Umſtand hätte unſere Aufmerkſamkeit nicht auf ſich gelenkt, wäre es ein ruſſiſches Lied geweſen, es war aber eine franzöſiſche Romanze. «Wer kann der Sänger ſein?» fragte Papa neugierig, und mit einemmale wurde am Rande des Gebüſches ein Mann ſichtbar, der vierzig Jahre alt zu ſein ſchien, von bräunlicher Geſichtsfarbe und kleinem Wuchſe war, dabei aber ein fröhliches, offenes Aeußere beſaß; er hatte eine Uniform ohne Knöpfe an, einen Strohhut auf und einen gewürfelten Mantel um. «Salut mon propriétaire!» rief er, an Vater vorübergehend, der ihn natürlicherweiſe aufhielt und mit Fragen überſchüttete: «von wo er komme, wohin er gehe und weshalb?» Der Herr im phantaſtiſchen Coſtüme war ein Franzoſe, ging zur Stadt «Min-

ſki» und zwar in einer Angelegenheit, welche du wohl niemals errathen würdeſt. Ich will dich nicht quälen, ma chère, und ſage daher, was es für eine Angelegenheit war. Ein Verwandter des Fremden hat ihm ein Fäßchen Ducaten vermacht, welches von dem verſtorbenen Freunde des verſtorbenen Verwandten auf der Heerſtraße von «Minſki» nach «Moskowa» vergraben iſt; das Zeichen, an welcher Stelle dieſes Fäßchen ſich befindet, iſt eine krumme Birke mit einem in derſelben eingeſchnittenen Kreuze. Papa konnte ſich des Lachens nicht enthalten, während er die naive Erzählung des Franzoſen anhörte, der ſich endlich mit großer Mühe überzeugte, daß vom Jahre 1812 bis 1845 die Birke abgehauen und ſogar der Platz ſchon von einer anderen eingenommen ſein könne, der unzähligen Menge von Bäumen nicht zu erwähnen, welche ſich auf dem Wege von Moskau nach «Minſki», was wahrſcheinlich Minsk bedeuten ſollte, befinden. Der enttäuſchte Reiſende blieb nicht lange in Gedanken verſunken; nach einer Pauſe begann er ſelbſt über ſich zu lachen und bezeichnete ſeinen Verwandten mit ſolchen komiſchen Namen, daß ich ſie mir garnicht mehr ins Gedächtniß zurückrufen kann. Papa, der ihn bemitleidete, lud ihn auf einige Tage nach Skorlupskoje ein. Er ſagte gern zu, und wir kehrten unſerer drei von dem Spaziergange heim. Der Franzoſe heißt Joſeph. Am andern Morgen fanden wir Joſeph, mit einer Schaufel bewaffnet, im Garten; er hatte die Gärtner unter ſein Commando genommen und, von niemanden dazu beauftragt, verfügte er über alle Arbeiten. Nachdem er mich, wie eine alte Bekannte begrüßt, fing er ſeine Projecte für die künftige Verbeſſerung des Blumengartens zu erklären an, und fuhr in ſeiner Arbeit, die Erde zu graben fort, ohne Unterlaß dazu ſingend. Mit dem Gärtner verſtändigte er ſich theils in ſeiner Sprache, theils durch Pantomimen. Gut oder ſchlecht, man verſtand ihn und gehorchte. Papa, der alles Fröhliche liebt, ſtörte Joſeph in der Ausführung ſeiner Pläne nicht, ſondern gab ſich ſogar das Verſprechen, ihn keineswegs daran zu erinnern, daß er nur ein Gaſt ſei, der weder das Recht noch die Urſache habe, in einem Orte, welcher ihm ganz fremd, ſo viel zu ſchalten. Die Mittagsſtunde kam heran und Joſeph bat um ein Glas Milch und ein Stückchen Brod; alles übrige, das ihm angeboten wurde, ſchlug er rundweg aus und behauptete, daß viel eſſen — eine ſchlechte Angewohnheit ſei. Der Gaſt arbeitete im Garten bis tief in die Nacht hinein, trank ein zweites Glas Milch, ſchlief im Walde, unter freiem Himmel und bewaffnete mit Tagesanbruch nicht nur ſich, ſondern auch alle ſeine Cameraden von neuem mit Schaufeln. Es iſt nun bald eine Woche, ſeit Joſeph bei uns lebt, und Papa hat ſich ſo an ihn gewöhnt, daß er nicht im Stande iſt, gleichgültig an die Möglichkeit einer Trennung von ihm zu denken. Dem Paſſe nach iſt unſer Freund ein Elſaſſer und von Profeſſion ein Buchbinder. Es gibt

im Hauſe keine Verrichtung, an welcher er nicht Theil nähme; alle Diener haben ihn lieb gewonnen und ich verplaudere mit ihm mehrere Stunden hintereinander. Siehſt du, was es heißt, auf dem Lande zu wohnen: jede Abgeſchmacktheit beſchäftigt, jedes neue Geſicht iſt — ein Fund, den wir ſchätzen. Deine baldige Antwort werde ich als einen Beweis anſehen, daß dir meine Briefe nicht läſtig geworden ſind, und werde dir öfter ſchreiben.

Vierter Brief.

In dieſem Augenblicke verlaſſe ich die Equipage, entſiegle ein ungeheuer dickes, von der Poſt erhaltenes Paket Briefe, ſuche die deinigen auf, leſe ſie nicht, ſondern verſchlinge ſie gierig — und werde abermals wehmüthig geſtimmt. Macht es dir, meine Freundin, Vergnügen, aller der Reize des petersburger Lebens zu gedenken, und gegen wen? gegen die armen Bewohner des M—ſchen Kreiſes! Sophie, du biſt nicht großmüthig, und vor einem Monat hätte dein Schreiben mir viele Thränen gekoſtet; aber, leider! ſind nun mein Verſtand, meine Gefühle und ſogar mein Herz ſo kalt und abgeſtumpft, daß ſelbſt der Gram weder Klagen noch Seufzer mir entlockt; ich beginne, ſehr einſichtsvoll auf die weltlichen Vergnügungen zu blicken, und — o Proſa! ſchätze die Geſundheit höher, als alle Freuden. Aus deinen Worten ſchließe ich, daß unſer künftiger Nachbar auf dich Eindruck gemacht hat; aber wird er wohl bald hier ankommen, dein Staroslawski, und wie konnteſt du dir nicht die Mühe nehmen, ihn näher zu beſchreiben? Was erklären die Worte: «ſehr hübſch, originell, intereſſant» u. ſ. w. und bei wem können ähnliche Epitheta nicht angebracht werden? Aus Langerweile habe ich mich bemüht, dieſen Staroslawski mir vorzuſtellen, legte ihm die Eigenſchaften aller meiner Bekannten bei — natürlich, der beſſeren — und dann, als ich mein Ideal beendet, fragte ich mich ſelbſt, ob er mir wohl gefallen könnte? und immer antwortete die innere Stimme mit: nein! In der That, zugegeben, daß der junge Mann hübſch iſt, ſo ſind folglich ſeine Augen entweder blau oder ſchwarz, die Geſichtsfarbe iſt blaß, das Haar ſchwarz, braun oder blond, die Naſe römiſch oder griechiſch. Aber der Verſtand? Von welcher Beſchaffenheit kann der Verſtand Staroslawskis ſein? Ernſthaft — Langeweile; ſpottſüchtig, boshaft — gewöhnlich; Salon-Verſtand — vielleicht leer; nun, was denn für Verſtand? frage ich. Die erſte Zuſammenkunft beſchränkt ſich, natürlich, auf eine Verneigung, zwei bis drei franzöſiſchen Phraſen, ſcharfſinnige Antworten und die Beſchreibung der letzten Petersburger Ereigniſſe, die Bälle, Spaziergänge ꝛc. ꝛc. Wird er mich aber umſchwärmen? Natürlich, ja! Wenn nicht — wieder Langeweile. Neh-

men wir den interessanten, d. h. den ersten Fall an: habe ich nicht bereits hundertmal alles, was der verliebte Staroslawski mir sagen wird, gehört? Sind seine künftigen Blicke den meinigen nicht schon begegnet? sind nicht dergleichen Fälle von allen Romantikern unserer Zeit vorher berechnet worden? O Gott, wie beschränkt sind bei den Menschen die Mittel, zu gefallen, und wie übel, wie unüberlegt handeln sie, daß sie unser schönes Geschlecht nicht bis zum Augenblick der Vermählung in hohe, unzugängliche Erkerzimmer einschließen! Doch genug davon, und fort mit der Philosophie. Der M—sche Bezirk ist, glaube es mir, reicher an Neuheiten, als eure glänzende Welt, und du selbst, Sophie, batest mich, mein Journal fortzusetzen und ich — gehorche.

Unsere entfernte Anverwandte, Agaphokleja Anastas'jewna Grjukowskaja, wird zu den reichsten und geachtetsten Damen der Umgegend gezählt. Sie ist eine beleibte, rothwangige Wittwe, begabt mit einer in eine Perrüke eingehüllten niedrigen Stirn, mit einer Warze auf dem linken Augenliede, mit weißer Augenbraue über dem rechten Auge und trägt an allen Fingern Ringe; sie hat vier Töchter, eben so viel beständig bei ihr gastirende Nachbarinnen, eine große Anzahl Dienstboten, schlechte Gemälde, und alles dies ist in einem langen hölzernen Gebäude mit zwei Flügeln und einem Belvedere untergebracht. Als wir uns dem Gute der Grjukowskis näherten, berichtete man überall, wo wir anhielten, daß Agaphokleja Anastas'jewna uns jeden Augenblick erwarte. Agaphokleja Anastas'jewna selbst dagegen versicherte uns das Gegentheil und zeigte bei unserer unerwarteten Ankunft einen Schein von Verwunderung. Darin besteht die Politik auf dem Lande! Jemanden erwarten — wird im M—schen Bezirk fast für eine Erniedrigung gehalten. Meine sogenannten Cousinen könnten nicht übel sein; sie besitzen rosige Wangen; einige von ihnen sind blond, die andern brünett und alle haben allerliebste Augen und Zähne (ausgenommen die älteste); aber alle sind geziert und affectirt, so daß es wirklich lächerlich ist. Wozu alles dieses? ich begreife es nicht. Kein Wort sagen sie einfach; jede Kopfbewegung muß vorher einstudirt werden und die Ausrufungen nehmen kein Ende... Es ist ermüdend! Ich frug die Aelteste, welche höchst sentimental ist, ob sie rauche?

— Ach! wie ist das möglich!

— Wie so?

— Sie scherzen, Cousine; nein, gewiß, Sie scherzen; mais c'est une horreur!

Zur Antwort auf diese Ausrufungen rauchte ich einen Papiros an. Die jüngeren Schwestern, welche, trotz ihres zwei- und dreiundzwanzigjährigen Alters, in der Familie noch zu den Kindern gezählt werden, sind recht niedlich aber übermäßig behend und naiv. sie erröthen auf Bestellung und machen aus der Unschuld eine Art von Geschäft; ihr Haar

iſt kurz geſchnitten und rund friſirt; ſie tragen kurze Kleider, die mit ſchwarzen Schnüren beſetzt ſind und haben korallene Kreuzchen am Halſe hängen; ſie gehen nie, ſondern laufen. Die älteſte, Antonine iſt gelehrter als die andern; Literatur-Streitigkeiten werden von ihr entſchieden; ihr Wort iſt Geſetz für die ganze Familie.

Im Verein mit ihr genießt dieſelben Vorrechte im Hauſe und ſogar in der Umgegend der einzige Sohn Agaphokleja Anastas'jewna's — ein dreißigjähriger Brünett mit einem Milchgeſicht, Kuper genannt, alias Kuprian Sſawitſch; Kuper oder Kuprian iſt in ſeiner Art ſo merkwürdig, daß ich nicht umhin kann, über ihn einige Worte zu ſagen. Fürs erſte iſt er bis zur Thorheit in ſich verliebt. Leiſe, gedehnt und in auserwählten Ausdrücken ſprechend, lauſcht mein Couſin mit Entzücken auf ſeine eigene Stimme, und es fehlt nur noch, daß er ſich ſelbſt applaudirt. Einige literariſche Erzeugniſſe, die nur in der Familie vorgeleſen wurden, haben Kuper den Titel eines Poeten verſchafft, und dieſen Titel trägt er mit Selbſtgefühl und Stolz. Seiner und Antoninens Meinung nach hat er eine ungewöhnliche Aehnlichkeit mit Byron, da er gleich dem berühmten Lord auf einem Beine hinkt und ſeine Nägel ſehr ſelten beſchneidet. Der junge Grjukowski erſchien lange nicht auf den Ruf der Mutter, welche erzählte, daß er, wie alle Poeten, zuweilen von einer ſchrecklichen Hypochondrie befallen werde und dann keine irdiſchen Triebe ſeiner allererhabenſten, ſchöpferiſchen Seele zugänglich wären: dies iſt Wort für Wort die Tirade Agaphokleja Anastas'jewna's, welche ſie wahrſcheinlich aus den Worten des Sohnes erlernt hat: ein Schluß, den ich aus meinen ſpäter mit Kuper geführten Unterhaltungen gezogen habe. Du erinnerſt dich, Sophie, meiner Gabe, jeden zu copiren, und daß ich einige Perſonen vollkommen darzuſtellen vermag; zur Zahl der letzteren gehört billig und gerecht unſer junger Anverwandter. Nicht allein ſeine Stimme und Manieren ahme ich nach, ſondern habe auch mit ſeinen Phraſen zu ſprechen gelernt. Dergleichen Redensarten wirſt du wohl ſchwerlich in deinem Leben zu hören bekommen, wenn du dich nicht mit dem Poeten ſelbſt bekannt machſt. Meinen Blick, zum Beiſpiel, preiſend, drückt er ſich ſo aus: «Couſine! wie herrlich berauſchend iſt ihr Blick, und wie harmoniſch erſchüttert er die Fieber des Herzens» Dabei erhebt er ſeine Augäpfel bis zu den obern Augenliedern, bedeckt die Stirn mit der Hand, ſchüttelt das Haupt und ſinkt, gleichſam wie aus Erſchöpfung, in den Lehnſtuhl. Den Sohn anhörend, ſchaute Agaphokleja Anastas'jewna mit einem feierlichen Lächeln auf mich, Antonine aber ſeufzt und macht mit ihren Augen faſt daſſelbe Manöver wie ihr Bruder. Da haſt du den Umriß der Familie, welche im M—ſchen Kreiſe als comme il faut gilt; und wie viele Opfer ſind, wie man ſagt, durch Kuper und Antonine in der jenſeitigen Gegend des Dnepr unglücklich gemacht!

Für den Tag nach unſerer Ankunft machte man Anordnungen zur Vorſtellung: eine der Vorrathskammern wurde zur Bühne umgeſchaffen, die Decorationen bemalt, Gerüſte für das Publicum erbaut und oft gelangten abgebrochene Laute der Muſik und Worte der Vaudeville-Couplets zu unſeren Ohren, die abwechſelnd von mehreren Töchtern Agaphokleja Anastas'jewna's unzählige mal wiederholt wurden. Welche Stücke man zur Aufführung vorbereitete, blieb vor der Hand geheim; zur Vorſtellung wurden eine große Anzahl von Gäſten erwartet. Unter Bewirthung und Kartenſpiel verging der Abend; einige Augenblicke vor dem Souper erſchien eine Familie aus der Nachbarſchaft, die nicht im mindeſten intereſſant war und darauf ein alter Mann, mit ſilbernem Haupthaare; auf dieſe beſchränkte ſich, zum merklichen Mißvergnügen der Wirthin, unſere Geſellſchaft. Vom Abendeſſen ſtanden wir ſpät nach Mitternacht auf; da ich zum Schlaf noch keine Neigung verſpürte, ſchlug ich einen Spaziergang vor und reichte meinen Arm Kuper, der mich ſehr ſonderbar anblickte, ſich aber beeilte, ſeine ziemlich unreinen Handſchuhe anzuziehen und mir in den Garten zu folgen. Keine der Schweſtern äußerte den Wunſch, uns zu begleiten: die eine fürchtete ſich vor der Feuchtigkeit, die andere vor Schlangen, die dritte ward von ewigen Flüßen geplagt; wir begaben uns alſo beide allein auf den Weg. Die Urſachen, welche von den Geſchwiſtern des Poeten vorgeſchützt wurden, waren eine ungegründeter als die andere, die Luft kaum bemerkbar kühl, Nebel und Feuchtigkeit gleichfalls nicht vorhanden und die Schlangen exiſtirten nur in der Einbildung der empfindſamen Antonine. Der Neumond verſchwand bald hinter weißen, durchſichtigen Wolken, bald tauchte er wieder in dem dunkelblauen Himmel auf, und ſtrahlte wie aus einem unendlichen Spiegel, im großen, hellen, mit Zweigen und Schilf gezierten und eingerahmten Teiche wieder; bisweilen ertönte das Plätſchern des Waſſers, verurſacht durch die aus der Luft hineintauchenden wilden Enten; dann ſchwieg auf einen Augenblick das nächtliche Concert der Ufer-Vögel und begann von neuem unter dem gemeſſenen und helltönenden Klopfen der gußeiſernen Tafel des Dorfwächters... Wir durchwandelten den Garten, überſchritten den Damm und begannen den Hügel zu erſteigen. Zu beiden Seiten des Weges breiteten ſich unabſehbare Ackerfelder aus, auf denen ſich, Inſeln gleich, ſtellenweiſe dunkle Baumgruppen abſonderten; fern, am Horizont, erhob ſich ein finſterer Wald. Ich fühlte, daß Kuper mir kaum bemerkbar die Hand drückte und ſah ihn erſtaunt an; er hüſtelte, rückte ſeine Mütze zurecht; wir gingen weiter.

— Sie ſind, Couſine, ein höchſt excentriſches Weſen, ſagte mir der Poet, indem er ſeufzte und meine Hand drückte.

— Mit Ihnen, Couſin, iſt höchſt unbequem zu gehen, antwortete ich in demſelben Tone, meine Hand befreiend.

Er begann ſich zu entſchuldigen, verſicherte, daß die Schönheit der Nacht und der Zauber meiner Geſellſchaft ihn in eine beſſere Welt verſetzt hätten. Was mich anbelangte, ſo zog ich es vor, durchaus allein zu gehen und bemühte mich ſo viel wie möglich die von mir angenommene Diſtanz zwiſchen dem Poeten und mir zu bewahren. Ungefähr eine halbe Stunde hindurch vernahm ich die hohen Phraſen Kuper's, welche zum Glück keine Antwort erforderten, da ſie ſich nicht direct an mich wandten, ſondern vorher in Eden, auf der Welt der Welten, auf den in der Unendlichkeit ſich verlierenden Sternenmaſſen u. ſ. w. herumhüpften. Unterdeſſen erreichten wir den Gipfel des Hügels und ein neuer Gegenſtand zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich: vor uns, in der Ferne, zeigte ſich ein weißlicher Punct, der einem, vom Monde beleuchteten ſteinernen Gebäude ſehr ähnlich ſah.

— Was ſchimmert dort ſo weiß? fragte ich Kuper, auf den Punct hindeutend.

— Dies iſt das Kirchdorf Werſchnewo oder das «Düſtere Lager» *).

— Eine ſehr ſonderbare Benennung! bemerkte ich.

— Den letztern Namen verdankt es, fuhr der Poet fort, — einem unglücklichen Ereigniſſe.

— Iſt Ihnen dieſes Ereigniß bekannt?

— Nein, nicht ganz, und dann kann auch nicht jeder Albernheit Glauben geſchenkt werden, obgleich man übrigens nicht umhin kann, beizupflichten, daß bis zu dieſer Stunde auf allen Nachkommen der Eigenthümer des Kirchdorfs der Stempel von etwas ungewöhnlichem haftet.

— Wem gehört denn das Kirchdorf jetzt?

— Einem ſehr ſonderbaren Weſen, antwortete nachläſſig der Poet: — einem Menſchen, der ſeiner intellectuellen Eigenſchaften wegen unausſtehlich iſt, einem Menſchen, der alle Poeſie, welche vom Geſchick in die Seelen der Auserwählten gepflanzt iſt, verneint, der nicht einmal die fühlbarſten, die am leichteſten erreichbaren Vorzüge der poetiſchen Naturen anerkennt.

— Nun, wer iſt denn endlich dieſer Sonderling? rief ich ungeduldig aus.

— Ein gewiſſer Staroslawski.

Mir entfloh unwillkürlich ein Schrei.

— Er iſt mein Freund, ſetzte Kuper hinzu.

Es ärgerte mich der Gedanke, daß Staroslawski, derſelbe, von dem du mir ſchriebſt — der Freund meines Verwandten ſei; dieſe Kunde ver-

*) Грустный Станъ.

nichtete im Nu den ganzen Zauber; ich bemühte mich nicht einmal die genaue Herzählung der Mängel des künftigen Nachbars bis zu Ende auszuhören und trat in der allerschlechtesten Stimmung den Rückweg an. Die letzte Hoffnung — wenigstens einen interessanten Menschen in dieser Einöde zu sehen — war vernichtet; das ist gerade zu furchtbar, es ist unausstehlich. Und wie viel gutes versprach mir die Benennung «Düsteres Lager» und deine Briefe! Der Freitreppe uns nähernd, begegneten wir in verschiedenen Theilen des Gartens den furchtsamen Cousinen, welche gleichsam wie aus der Erde hervortauchten; — jede von ihnen frug mich ironisch, ob wir weit gegangen wären, ob wir die Zeit angenehm verbracht hätten, und ob sich nichts ungewöhnliches ereignet habe; anfangs begriff ich nicht, worauf sich alle diese Fragen bezogen, aber die zweideutigen Worte Antoninens führten mich auf den rechten Weg: die Schwestern des Poeten fanden den Spaziergang mit ihrem bezaubernden Brüderchen für unschicklich und gefährlich, in ihren Anspielungen drückte sich aber der Wunsch aus, mich fühlen zu lassen, daß ihren durchdringenden Augen der tödtliche Eindruck, der durch den Poeten auf mein Herz gemacht war, nicht entgangen sei. Der ganzen Familie eine gute Nacht wünschend, bat ich, mir mein Zimmer anzuweisen, und, ich gestehe es, wurde unangenehm überrascht, als ich erfuhr, daß das mir bestimmte Zimmer das Schlafgemach der vier Schwestern mit allen ihren prosaischen Attributen sei. Einige Kammermädchen stürzten von allen Seiten über uns her; vergebens bemühte ich mich, ihnen zu versichern, daß ich mich mit meiner eigenen Bedienung begnüge. Auf meine Bitten und Mahnungen nicht achtend, entkleideten sie mich fast mit Gewalt, und überschütteten mich mit Fragen, ob ich nicht dieses oder ob ich nicht jenes wünsche; endlich war die Nachttoilette beendet, und wir blieben unter zehn Augen, in den weichsten, ja, zu weichen Kissen versunken, weil das dicke Schnurgeflecht des Bettes gar zu deutlich dem ganzen Körper sich fühlbar machte. Ich entsinne mich nicht mehr, worüber wir eigentlich bis in die späte Nacht hinein plapperten. Ich gestehe es dir, ma chère, daß ich auf jede Art mich bemühte, das Gespräch auf Staroslawski zu leiten, und bemühte mich nur deswegen, glaube es mir, weil er dich interessirt. Nach langem Präludium gelang es mir endlich, das «Düstere Lager» zu nennen.

— Ach, es ist das Eigenthum Staroslawski's! rief eine der ewig hüpfenden Cousinen aus.

— Und Sie kennen ihn? fragte ich gleichgültig.

— Ein wenig. Er fährt nirgends wo hin, und wie sich Kuper auch darum bemühte, sich ihm zu nähern, so gelang es ihm dennoch nicht.

Diese naive Antwort der Blondine beruhigte mich ein wenig: der Poet konnte sich einbilden, daß er mit Staroslawski befreundet sei; der

Anfang war gemacht und das Geſpräch konnte ich fortſetzen, ohne das Erſtaunen oder den Argwohn der ſcharfſinnigen Mädchen zu erwecken. Dieſelbe Blondine machte mir eine ſehr dunkele Beſchreibung von deinem Bekannten: ihrer Meinung nach iſt Staroslawski entweder ein beſchränkter oder ſchlecht erzogener junger Mann, der die Jagd der angenehmen Geſellſchaft vorzieht; er kannte keine Entbehrungen, mußte alle ſeine Launen ausführen und endigte ſo, wie der größte Theil der ihm gleichenden endigen... Die Couſinen begegneten ihm auf den benachbarten Wegen, riefen ihn zu ſich, er aber, allen Anſtand vergeſſend, ſagte ihnen einſt, daß es bei ihnen langweilig ſei, und von der Zeit an, es verſteht ſich von ſelbſt, wandten ſie ihm den Rücken, ſobald ſie ſeiner in der Ferne ſichtbar wurden, und vermieden jedes Zuſammentreffen mit ihm. Ich geſtehe es dir nochmals, meine Freundin, daß der gerechte Unwille der Schweſtern auf Staroslawski mir bei weitem mehr Vergnügen verurſachte als die Freundſchaft des Poeten, und unter dem Einfluſſe des letzten Eindrucks ſchloß ich die Augen und öffnete ſie vor dem unausſtehlichen Glanze der Sonne, welche bereits die Hälfte ihres gewöhnlichen Laufes erreicht hatte. Ich höre zu ſchreiben auf, weil ich müde bin und Papa mich ſpazieren ruft. Lebe wohl, mon ange, bis Morgen. Ich ſchreibe größtentheils des Morgens: das Gedächtniß malt dann das vergangene friſcher und lebhafter.

Tags darauf.

Ich erwachte mit Kopfſchmerzen; die Enge und allzugroße Aufmerkſamkeit meiner Couſinen hatten mich abgemattet; heute iſt jedoch die Vorſtellung — und bei derſelben nicht zugegen ſein, wenn auch unter dem Vorwande zu ſterben, würde für Stolz gehalten werden; es blieb nichts übrig, um zehn Uhr erſchien ich im Empfangſaale. In den Gemächern iſt es beklommen; die Sonne brennt; in der Luft iſt nicht die kleinſte Bewegung. Man ſchlug mir einen Spaziergang vor. Kuper krümmte den Arm und reichte mir denſelben mit einer der Tiraden, welche ich Tags vorher ſchon gehört hatte. Es war unmöglich, den Spaziergang auszuſchlagen: er hatte zum Zweck, die ganze Geſellſchaft aus dem Hauſe zu entfernen; es war nothwendig, Stühle und Lehnſtühle ins Theater oder in die Vorrathskammer hinüber zu tragen. Gegen Mittag erſchienen einige Gäſte, die ich mir nicht genau anſchaute; einer derſelben — von mittleren Jahren, mit einem nichtsſagendem Geſichte, ſetzte ſich übrigens neben mir zu Tiſche und ſprach ununterbrochen. Nachdem er mich ausgeforſcht, ob ich nicht mit ſeinen Bekannten oder Verwandten bekannt oder verwandt ſei, berührte er zufällig die Staroslawski's; natürlicherweiſe hielt ich ihn bei dieſem Namen auf und das Geſpräch wurde lebhaft. Ich kann es nicht leugnen, daß dein Staroslawski in der That kein ganz ge-

wöhnlicher Menſch ſein muß. Grjukowski's Gaſt iſt noch lange kein Poet und ſeine Erzählungen athmen nicht die mindeſte Poeſie, ſie ſind im Gegentheil einfach und tragen den Stempel der Wahrheit. Der Gaſt kannte genau den Vater Staroslawski's, alle Familienangelegenheiten deſſelben, einige Details aus ſeinem Leben, ſeine Angewohnheiten und ſeinen Character; mit einem Worte, von allem, was ich hörte, machte ich mir faſt einen oberflächlichen Umriß meines künftigen Nachbars und bin heute viel zufriedener mit ihm als geſtern. Die Haupturſache meiner Ausſöhnung beſteht darin, daß er nicht mehr ganz jung iſt: er ſoll über dreißig Jahr ſein; dann muß er, nach den Worten des Nachbars, einen feſten und unbeugſamen Character haben, ohne große Anmaßung zu beſitzen, und nicht im mindeſten ſich mit ſich ſelbſt beſchäftigen. Sein Vermögen iſt bedeutend; er iſt nicht geizig; nicht ſentimental, hegt keine Liebhaberei für Pferde und Klatſchereien und war in niemand verliebt. Den letzten Punct führe ich übrigens nur nebenher an, alles andere aber zum Zweck — dich, meine Freundin, näher mit der Perſon, die dir, wie es ſcheint, zu gefallen anfängt, bekannt zu machen. Aber kehren wir zur Vorſtellung zurück; ich werde mich bemühen, ſelbſt den kleinſten Umſtand nicht zu vergeſſen. Um acht Uhr regnete es und die Papier-Laternen, welche an den Bäumen hingen, erloſchen; der Staub verwandelte ſich in Schmutz und mit Hülfe vierſitziger Droſchken überſiedelte die ganze Geſellſchaft in die Vorrathskammer; ich berührte im Verſehen mit der Hand die Droſchke und nun iſt's ſchon ein Tag her, daß, ungeachtet des Gebrauchs aller bekannten fleckenvertilgenden Mittel, der Geruch und die Farbe der Droſchke von meiner Hand unzertrennlich ſind. Die ſogenannte Bühne war aus Brettern zuſammengeflickt, mit Kreide bezeichnet und grellen Farben bemalt und ſtellte zwei Muſen mit Zirkel, Leier und Dreieck dar; dieſe Muſen hatten athletiſche Formen und nicht entfernt graziöſe Stellungen; zwei Tauben, die gerade in der Mitte des Vorhanges einen Kranz hielten, waren von der Größe der Berg-Adler. Die Bänke, welche nicht feſt ſtanden, waren gleichfalls mit etwas abfärbendem gelb gemacht. Mein Tiſchnachbar breitete ſein Schnupftuch unter ſich aus; ich that daſſelbe; unſerem Beiſpiel folgten Papa und viele andere Gäſte. Das Orcheſter poſtirte ſich hinter den Zuſchauern und begann die Ouvertüre nicht gleichzeitig; mehrere Inſtrumente verſpäteten ſich ſogar bedeutend; einmal aber angefangen, hielt jeder für ſich Tact, und achtete wenig auf das Klopfen und den Eifer des Kapellmeiſters. Das muſikaliſche Chaos wurde durch einen Pfiff, der hinter den Couliſſen erſchallte, unterbrochen — und der Vorhang rollte auf. Die erſten fünf Minuten vergingen unter allgemeiner Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten; auf der Bühne erſchien niemand und mir wurde entſetzlich unbehaglich zu Muthe; im Parterre wurden ſchon abgebrochene Laute hörbar; die Zu-

ſchauer enthielten ſich nur mit Mühe des Lachens; ſelbſt Agaphokleja Anastas'jewna erhob ſich bereits von ihrem Sitze; ein abermaliger Pfiff hinter den Couliſſen — und der Vorhang fiel, die eben erſt unterbrochene Ouvertüre ertönte von neuem und mit verdoppelter Energie. Einige Zuſchauer näherten ſich der Bühne, flüſterten durch eine Spalte in der Thür mit den Acteurs und theilten jedem Zuſchauer einzeln und unter Lächeln mit, daß Helena Sſawiſchna, d. h. eine der jüngeren Töchter, ſich nicht hatte entſchließen können, auf die Bühne zu treten, und in heftige Verwirrung gerathen ſei. Da trat Agaphokleja Anastas'jewna in ihre Rechte und, indem ſie dem Parterre durch ein Zeichen zu verſtehen gab, daß ſie es auf ſich nehme, alles beſtens abzumachen, rückte ſie einen Stuhl zu der Erhöhung, überſchritt die Reihe der angezündeten Kerzenenden und verſchwand hinter den Couliſſen. Zu unſeren Ohren gelangten einige Ausdrücke, aus denen nicht ſchwer zu entnehmen war, daß Helene ſich aufs beſtimmteſte entſchließe, die Bühne zu betreten, was auch nicht verzog zu geſchehen. Kaum hatte Agaphokleja Anastas'jewna den untern Boden wieder betreten, ſo brachte auch ſchon ein abermals erſchallender Pfiff die Muſikanten zur Ruhe; der Kranz mit den Tauben erhob ſich zur Decke und Helene erſchien im nicht ganz neuen Officier-Rock, der nicht für ſie genäht zu ſein ſchien und, was am intereſſanteſten war, mit von Thränen gerötheten Augen. Lautes Applaudiſſement empfing das Officiers-Mädchen, das anfangs erröthete, dann verwirrt einen Knikſ machte und endlich hinter die Couliſſen fortlief. Diesmal wurde Agaphokleja Anastas'jewna im Ernſte böſe und ihr Stuhl befand ſich ſchon wieder am Gerüſt, als der Officier zurückkehrte, und mit den Händen ſchwenkend, wahrſcheinlich komiſche Verſe leiſe herflüſterte, jedoch ſo raſch, daß ſie niemand beſſer als ich hörte; ich aber vernahm garnichts. «Lauter, lauter!» ertönte es aus dem ſeitwärts im Hintergrunde befindlichen Gebüſch, das übrigens mehr einer grünen Ananas glich, und die unglückliche Helene ſtockte und ſah die Mutter mit flehendem Blick an und begann entſchieden weinerlich ihre Rolle von neuem herzuſchluchzen. Nie habe ich eine Frau in ſo heftigem Zorne geſehen, wie Agaphokleja Anastas'jewna: ihre Lippen bebten, die Augen leuchteten in furchtbarem Glanze; alle ihre Bewegungen athmeten Zorn; Papa aber und die andern gebrauchten alle Mittel, um die Mutter des armen Leuchen zu beruhigen und ermuthigten durch lauten Bravoruf die in der Officierstracht zum Todlachen unbeholfene Debütantin. Vor der Zeit wahrſcheinlich, erſchien Kuper zur Hülfe, und alles ging in gehöriger Ordnung; der Poet hatte ſich Augenbrauen aufgeklebt, das Haupt mit einem Roſa-Pflaſter bedeckt, welches eine Glatze vorſtellte, das Geſicht mit einigen ſchwarzen Linien kreuzweiſe durchfurcht und ſprach mit heiſerer Stimme, was im Parterre, das nicht erwog, daß ſeine Rolle nicht komiſch, ſondern pathetiſch ſei, allgemeines Gelächter

erweckte. An einigen Stellen rang er in Anfällen der Verzweiflung die Hände und begann ſogar zu weinen; in der Meinung des Publicums mußte er aber dennoch der Buffo bleiben, und Gelächter accompagnirte einmüthig jedes Wort, jede Bewegung meines unglücklichen Couſins. Das Stück endete bald; der Acteur wurde herausgerufen, bis zum Himmel erhoben, die Fräulein aber von dem Gerüſt auf den Händen herabgetragen und zu Agaphokleja Anaſtas'jewna geführt, die ſie alle abherzte und küßte, Lenchen aber ausſchalt und ihr erlaubte, bis ans Ende der Vorſtellung die Uniform anzubehalten. Zwiſchen dem erſten und zweiten Stück erſchien Kuper auf der Bühne im dunklen, mit roth quadrirtem Zeuge gefütterten Mantel und bis über die Augen gerücktem Hute. Das Geſicht und die Haltung des Poeten verſprachen etwas außerordentliches. Feierlichen und pauſirenden Trittes näherte er ſich der Vorderbühne, blickte verächtlich auf's Publicum, ſchüttelte ſchweigend das Haupt, trat dann zurück, erhob die Hand und ſchrie plötzlich mit wilder Stimme auf: «Freunde, worüber ſcherzt ihr?» Kein Applaudiſſement, ſondern ein Schrei, kein Lärm, ſondern ein Gepolter ertönte in der Vorrathskammer, als Kuper ſchwieg; er ſeufzte tief auf, legte die Hand aufs Herz, ſeufzte wieder, verbeugte ſich erhaben und entfernte ſich raſch, indem er den Kopf mit beiden Händen erfaßte. Wie er mir in dieſem Augenblicke traurig vorkam, kann ich dir, Sophie, nicht beſchreiben. Mon Dieu! il est donc possible d'être bête a ce point! Auch die Zuſchauer ſind niedlich!... Denke dir... aber nein, du wirſt es für Uebertreibung halten; ich betheuere, ich ſetze nichts hinzu: einige weinten vor Rührung und küßten mit Begeiſterung die Hände Agaphokleja Anaſtas'jewna's!

Das letzte Stück war Kupers Erzeugniß; es beſtand aus Verſen, Tänzen, Gliederverrenkungen und einem lebenden Bilde; zum Schluß declamirte der Autor, zu Ehren der Mutter, Couplets, das übrige Perſonal wiederholte ſie ſingend im Chor und ſich verbeugend und verabſchiedend, nahmen alle komiſche Stellungen an. Neues Gepolter und Geſchrei im Parterre, neue «Bravo's» und — bis aufs äußerſte ermüdet und ſchläfrig, eilte ich raſch ins Haus, entſchuldigte mich bei allen und begab mich zu Bette. Non, on ne m'y prendra plus! Geſchwind nach Skorlupskoje! auf lange, auf immer, wenn es angeht. Welch ein Glück, die Muſik, die Verſe, garnichts — weder zu ſehen, noch zu hören! Je me sens brisée. Adieu, Sophie; bis zu einer intereſſanteren Epoche werde ich nicht ſchreiben.

Kuper hat um die Erlaubniß gebeten, uns zu beſuchen; le moyen de refuser? Was kann es werden?

Fünfter Brief.

Mir ſind eine Menge Abentheuer begegnet, von denen eins lächerlicher iſt als das andere. Um mehr Material zu ſammeln, habe ich dir länger als einen Monat nicht geſchrieben. Zuerſt dies: Staroslawski befindet ſich in unſerer Umgegend; wir haben uns nur einmal geſehen. Staroslawski iſt origineller, als ich je einem begegnete; c'est un être à part; aber ein Tagebuch verlangt Conſequenz; bewaffne dich alſo mit einem neuen Vorrath von Geduld und höre.

Der Augenblick der Trennung von den Grjukowski's, war mir eine wahre Feier. Meine Pflanzungen waren in meiner Abweſenheit gewachſen, die Blüthen hatten ſich allenthalben vermehrt; «Lady Milford» hatte ſich erholt; ich füttere ſie jeden Morgen und reite ſie alle zwei Tage einmal; es iſt übrigens langweilig, allein zu reiten. Der aus Petersburg verſchriebene Maſchiniſt iſt hier angelangt; er unternimmt es, am Dnepr eine Fabrik zu erbauen. Alle Abende bringen wir am Ufer des Fluſſes zu; eine Menge Menſchen ſind mit der Arbeit beſchäftigt. Die Aufſicht über dieſelben hat man Joſeph anvertraut und ſeine Thätigkeit iſt fabelhaft: er ſchafft wirklich Wunder. Der Maſchiniſt verſichert mir, daß die Strömung des Dnepr durch einen Damm aufgehalten werden ſoll; ich weiß es ſelbſt nicht, warum, aber ärgern würde es mich, gelänge die Ausführung dem ausländiſchen Ingenieur. Joſeph nennt den Maſchiniſten «mon savant». Eine Woche war bereits ſeit unſerer Rückkunft in Skorlupskoje verſtrichen, da erſchienen eines Morgens in einer ſehr ſchlechten Kaleſche Kuper und Antonine. Der erſtere hatte etwas erbſenfarbenes, das mit ſchwarzen Schnüren benäht war, an; er war ſchon mit einem ganzen poetiſchen Werke über die ſkorlupskojer Sonne, die an unſerem Horizonte viel ſchneller als anderwärts eilt, zu Stande gekommen, und dieſe Eile der Sonne ſchreibt mein Couſin der Eiferſucht ihrer Strahlen gegen den Glanz meiner Augen bei. Nach langen Vorbereitungen entſchloß ſich endlich Antonine mich zu fragen, welchen Eindruck ihr Bruder auf mein Herz gemacht habe? Ich antwortete faſt mit dem völligen Bekenntniſſe einer Leidenſchaft, brach aber dabei, nicht im Stande, mich deſſen zu enthalten, in ein Gelächter aus; Antonine fühlte ſich dadurch im Ernſt beleidigt... Wenn ich meine holden Verwandten betrachte, kommen mir unwillkürlich die Worte eines petersburger Freundes meines Vaters in den Sinn, welcher einſt behauptete, daß die Aufklärung nur dann weſentlichen Vortheil gewähre, wenn man ſie vollkommen ſich angeeignet habe... Kuper und Antonine bekräftigen dieſen Schluß: iſt nicht durch mangelhafte Bildung das Leben dieſer beiden, mit gutem Herzen zur Welt gekommenen und auch vielleicht mit herrlichen Anlagen begabten Weſen verunſtaltet? würde Kuper nicht als ſimpler

Kuprian glücklicher ſein und Antonine als ſchlichtes Mädchen, in reinen und guten Sitten erzogen und in allem unumgänglich nöthigen und das Glück der Männer und Familien bildenden Kenntniſſen unterrichtet? Und wäre Kuper nicht an eine ſchlechte Ueberſetzung Byrons und Antonine an Kuper gerathen, ſo hätten beide den Pfad nicht verlaſſen, der ihnen von der Vorſehung angewieſen wurde. Doch Gott mit ihnen! Staroslawski iſt intereſſanter; wenden wir uns daher zu ihm. Mein Bekanntwerden mit ihm iſt ſo originell, daß ſogar du, die du ihn kennſt, dich wahrſcheinlich über die Sonderbarkeit unſeres neuen Nachbars wundern wirſt. Die Gewißheit, in ihm einen der allzubekannten Typen anzutreffen, ſtimmte mich ſehr unvortheilhaft und nicht zu Gunſten deines Bekannten: ich hatte mich vorbereitet, gegen ihn kalt, unzugänglich zu ſein. In einer ſolchen Stimmung befand ich mich, als der Geiſtliche unſerer Gemeinde eines Morgens bei uns mit der Bitte erſchien, bei der Taufe ſeines vor kurzem zur Welt gekommenen Töchterleins zu erſcheinen. Papa ſagte für mich zu. Tags darauf, um eilf Uhr, begaben wir uns in das Haus des Geiſtlichen. Einige Schritte von der Treppe begegneten uns zwei Reitpferde, die von einem Diener, der einfach aber ordentlich gekleidet war, geführt wurden. Der Diener grüßte uns ſehr höflich, wir bemerkten aber kaum ſeinen Gruß, weil Papa und ich von der Schönheit dieſer Reitpferde electriſirt waren. Stelle dir, chère amie, meine Verzweiflung vor: Lady Milford iſt im Vergleich gegen ſie jämmerlich! «Wem gehören dieſe Vollkommenheiten?» riefen wir einſtimmig aus, aber zum Fragen war es nun zu ſpät: ſie waren ſchon weit fortgeführt, und ſie umkehren zu laſſen, ſchien uns unſtatthaft; dazu gingen einige Schritte hinter uns Kuper mit Antoninen Hand in Hand; der erſtere rächte ſich gegen mich mit einer zweitägigen tödlichen Kälte für ein Wort, das, wie er ſagte, alle Regungen ſeines Herzens eingeäſchert habe. Papa, der ſeine ſchlechte Laune über den poetiſchen Verwandten lange verſchwiegen hatte, geſtand endlich, daß er die Gegenwart des Verwandten in Skorlupskoje für Luxus halte, und ſprach von dieſem Augenblicke nicht mehr mit ihm, ſondern vermied ſogar jede Begegnung; auch jetzt zog er es vor, wegen der herrlichen Roſſe jemand anders zu befragen. Auf der Treppe wurden wir vom Geiſtlichen, ſeinen drei erwachſenen Söhnen und den Gäſten, die von den benachbarten Pfarrdörfern herbeigekommen waren, begrüßt.

Die Wohnung unſeres Geiſtlichen beſteht aus zwei, nicht ſehr großen Zimmern; die Wände des erſten, oder des Empfangſaales, ſind mit einer großen Anzahl Portraits in Mönchsgewändern behängt; das zweite Zimmer dient als Schlafgemach, Heiligenbild-Zimmer und Bibliothek. Der Thür des erſten Zimmers gerade gegenüber, ſtanden auf einem großen Tiſche eine Menge von Speiſen, welche größtentheils aus Torten und gebratenen Vögeln beſtanden.

— Wo iſt ihre Gemahlin? fragte Papa den Hausherrn.

— Sie iſt mit dem zukünftigen Gevatter ſpazieren gegangen, antwortete der Geiſtliche.

Im ſelben Moment traten Kuper und Antonine ins Zimmer.

Papa lobte die ſchmackhafte Torte und hörte die Erzählung einer den Wirth betreffenden Angelegenheit an. Kuper beſchränkte ſein Frühſtück auf ein kleines Stückchen Brod, das er mit ſolchen Gebärden, die nur jungen Mädchen eigen ſind, verzehrte, ſeine Schweſter aber tadelte alles und überſchritt nicht einmal die Schwelle. So verging wenigſtens eine halbe Stunde, als plötzlich Antonine ausrief: «Ach, Miſje Staroslawski!» und gleich nach dem Ausrufe in der Thür derjenige erſchien, welchen ich ſchon ſo lange zu ſehen wünſchte und den ich nicht im entfernteſten, im Hauſe des Vaters Kirill zu begegnen hoffte. Ich geſtehe es, bei dem Namen Staroslawski wandte ſich mein Kopf gleichſam unwillkürlich um, und das zur Hälfte ausgeſprochene Wort erſtarb mir auf den Lippen. Das ſich vielmals wiederholende Küſſen der Frau des Geiſtlichen, die zugleich mit dem Gaſte eintrat, hinderten mich daran, die Antwort Staroslawski's auf die gezierte Frage meiner Couſine zu vernehmen; zerſtreut mit meiner künftigen Gevatterin ſprechend, konnte ich nur im Fluge einige Worte erhaſchen, die von meinem Vater an den Gaſt gerichtet wurden, auf welche derſelbe, wie es ſchien, ſehr abgebrochen antwortete, was aber eigentlich — weiß ich nicht; da kam die Reihe an mich.

— Paul Nikolajewitſch Staroslawski, ſagte Papa, den jungen Mann vorführend... d. h., wie ſoll ich's dir ſagen, Sophie? jung, nicht jung, aber ein Mann von fünfunddreißig Jahren. Staroslawski blickte mich aufmerkſam an und verbeugte ſich ſchweigend; ich lispelte etwas vor mich hin und ſetzte mich auf meinen Platz; er entfernte ſich.

Da haſt du, chère amie, den erſten Eindruck, welchen dein Liebling auf mich gemacht — und derſelbe trügt, wie man ſagt, ſelten. Staroslawski iſt kein ausgezeichnet ſchöner Mann, und dieſer Umſtand gereicht ihm, wenigſtens, um mir zu gefallen, zum großen Vortheil. Ich weiß nicht woher, aber bei dem Worte «bel homme» ſtellt ſich meine Einbildungskraft die Figur mit ſchwarzen Augen, Schnurbart, Locken und Backenbart vor, welcher wir auf allen petersburger Bällen begegnen. Du wirſt errathen, von wem ich ſpreche; erinnere dich der ſüßlichen, mit Selbſtzufriedenheit auf alle Damen und auf ſeine dicke goldene Uhrkette blickenden Phyſiognomie, der großen, in ſtrohfarbene Handſchuhe gepreßten Hände, der Ajour-Strümpfe und der lakirten Schuhe des Giganten; erinnere dich ferner der Inſel Kreſtowski, des Pavillons, in welchem der ſchöne Mann während des Spazierganges prangte; erinnere dich des Widerwillens, den mir einſt der beſtändige Gaſt der

beleidten Fürſtin L. einflößte — und du wirſt begreifen, wie ich mich fürchtete, in Staroslawski eine Schönheit dieſer Art anzutreffen; zum Glück aber iſt er weder brünett und groß, noch geglättet und hat, wie es ſcheint, blaue Augen; in dieſer Hinſicht beruhigte ich mich und wandte meine Aufmerkſamkeit auf ſeine Hände, Füße und alle ſeine Bewegungen: Hände und Füße waren klein, die Bewegungen aber — ungezwungen; der Frak, von unbeſtimmter Farbe, war bis zur Hälfte zugeknöpft; das Halstuch à la batiste écrue und die tadelloſe Weiße der feinſten Wäſche ſtimmten mich zum Vortheil unſeres künftigen Nachbars.

Im Frak iſt Staroslawski bezaubernd und ungezwungen. Wie ſchade, daß die Männer überhaupt in uns die Gabe nicht argwöhnen, ihre Eigenſchaften nicht nur aus ihren erſten Worten, ſondern auch aus den kleinſten Attributen der Toilette, der Friſur ihres Haars, dem Umbinden des Halstuchs und dergleichen Geringfügigkeiten zu errathen! Wie ſchade, daß viele von ihnen ihr Lächeln vor dem Spiegel einſtudiren, den Bewegungen des Körpers aber diejenige Geſchmeidigkeit und Gracie ſich zu geben bemühen, welche, ſtatt zu gefallen, unnatürlich und widerlich erſcheint! Wie oft ärgerte es mich, daß verſtändige und angenehme Dinge Lippen entflohen, die von einem gefärbten Schnurbart beſchattet wurden, oder aus einem Kopfe kamen, den ein zugeſchnürtes Halstuch ſtützte. Denſelben Eindruck üben auf mich ein Frak ohne Falten, enge Aermel, zu gerade Haltung, unbewegliche Hände, metallene Hemdknöpfe, Bruſtnadel mit ungeheueren Perlen, Berloquen, ſorgfältig eingebrannte Locken, ſtarke Wohlgerüche, zurückgeſchlagene, lange Manſchetten, das halbe Geſicht bedeckende Kragen, und tauſend andere Kleinigkeiten aus, weil ſie unwillkürlich ins Auge fallen. Nichts dergleichen nahm ich an Staroslawski wahr, und athmete auf. Sein Wiederſehen mit Kuper beſchränkte ſich auf einen Händedruck und ein Paar Worte, welche das gewöhnliche Verhältniß zweier Perſonen, die lange Zeit getrennt, aber nicht vertraut mit einander waren, kundthaten. An Staroslawski iſt weder Nachläſſigkeit noch jenes zweideutige Lächeln, mit denen man gewöhnlich der begegneten Perſon ſeine Vorzüglichkeit anzudeuten ſich bemüht, bemerkbar. Indem er Kuper vorher ausreden ließ, erwog der Gaſt wahrſcheinlich, daß die Begrüßung, welche er meiner Couſine im Vorbeigehen gemacht, nicht genügend ſei, und näherte ſich daher nochmals Antoninen, während er deſſen ungeachtet Kuper keineswegs den Rücken zuwendete und ſagte ihr etwas, dem Anſchein nach nicht lächerliches, ſondern ſehr angenehmes; ich ſchloß dies aus dem Lächeln meiner Couſine, einem Lächeln, das nicht ſpöttiſch, wohl aber von Anſtand erfüllt war; eine dieſem ähnliche Erſcheinung wiederholte ſich auf dem Angeſichte unſerer Verwandtin nicht oft. In dieſem Moment wurde das Taufbecken hereingetragen. Die Eltern der neugeborenen entfernten ſich aus dem Zimmer und überließen es einem der benachbarten Geiſtlichen das Ce-

remoniell zu vollziehen, und einer alten Frau, über alles in ihrer Abwesenheit zu verfügen. Die alte Frau näherte ſich mir mit einer tiefen Verbeugung und der Bitte, die Ceremonie zu beginnen.

— Aber wer iſt denn der Gevatter, fragte ich aufſtehend.

— Der Pathe wird Paul Nikolajewitſch ſein, antwortete die Alte, auf Staroslawski deutend, der in dieſem Augenblicke mit Papa ſprach. Seinen Namen hörend, wendete er ſich um; die Alte wiederholte Verbeugung und Bitte, welche aber diesmal nicht an mich, ſondern Staroslawski gerichtet wurde. Alle ſtanden von ihren Sitzen auf. Papa führte mich zum Taufbecken und entfernte ſich; eine Frau trug das Kind herein und ſtellte ſich mit demſelben, um die Ceremonie zu beginnen, links neben mir hin. Alle erwarteten, daß Staroslawski ſeinen Platz einnehmen werde, er aber rührte ſich nicht und fuhr fort, mit dem Scheine völliger Gleichgültigkeit, auf alle zu blicken.

— Paul Nikolajewitſch, es iſt Zeit zu beginnen, ſagte endlich der Geiſtliche: — wir ſind bereit.

Nach dieſer Anrede blickte uns Staroslawski erſtaunt an. Kuper übernahm es, meinem künftigen Gevatter zu erklären, worin die Sache beſtehe, und denke dir unſer aller Erſtaunen, ſtatt ſich wegen ſeiner Zerſtreutheit, die uns ſo lange auf ihn hatte warten laſſen, zu entſchuldigen, erklärte Staroslawski beſtimmt, daß er weder die Abſicht gehabt habe, die neugeborne aus der Taufe zu heben, ſondern ſich ſogar das Verſprechen gegeben, bei niemand und nie Pathe zu ſein. Der Ton, in welchem er dies ſagte, mißfiel mir dergeſtalt, daß ich faſt Luſt zum Weinen bekam und willens war, aus dem Zimmer zu laufen; aber Papa, der mich wahrſcheinlich aus dieſer unangenehmen Lage zu befreien wünſchte, bot ſich ſelbſt zum Stellvertreter Staroslawski's an — und ich ſtand bei der Neugeborenen mit Vater zu Gevatter. Es iſt wohl unnöthig, hinzuzufügen, daß ich die übrige Zeit, die wir im Hauſe des Geiſtlichen blieben, jeder Gelegenheit auswich, mit dem unhöflichen Nachbar zu ſprechen, was Kuper ſeinen läppiſchen Einbildungen wiedergab. Bis ſechs Uhr dauerte die Bewirthung, welche ſchwer auszuſchlagen war, ununterbrochen fort: denn inſtändig und beharrlich baten die Wirthe, bald den Saft mit Honig und bald den Honig mit Gurken, bald die Hausfeigen und bald den Mohn in Honig zu verſuchen. Ma chère, du haſt gar keinen Begriff vom Deſſert auf dem Lande. Die Hauptaufgabe der Wirthe beſteht darin, daß alles, was gereicht wird, ſüß ſei, um's übrige kümmern ſie ſich nicht. Obgleich ich wünſchte, wenn auch nur Antoninen und Kuper zum Aerger, recht viel zu eſſen, ich konnte unmöglich, während Papa und Staroslawski, wie es den Anſchein hatte, in Geſchmackloſigkeit ſich zu übertreffen ſuchten, indem ſie ungezwungen und viel von allem auf ihre Teller häuften und die Kunſt der Frau des Geiſtlichen rühmten, welche

nicht aufhörte, ſich vor dieſen beiden zu verneigen und zu danken. Das letzte Tractament beſtand in Liqueur, der von der Frau, welche das Kind gehalten, den Gäſten präſentirt wurde. Alle, ohne Ausnahme, legten auf ihren Teller verſchiedene Münzen. Ich wollte den Liqueur ausſchlagen, Papa gab mir jedoch durch ein Zeichen zu verſtehen, daß es nicht angehe, und in der Eile verſchluckte ich beinahe ein ganzes Spitzglas voll. Um ſieben Uhr nahmen wir von den Wirthen Abſchied, und verließen in Begleitung der ganzen Geſellſchaft das Haus. Mein Vater lud Staroslawski ein, den Abend bei uns zu verbringen; er reichte mir den Arm und der erſte Gegenſtand unſerer Unterhaltung warſt du, Sophie! Seine Meinung von dir und vielen unſerer Bekannten drückte Staroslawski ſo ſcharf und poſitiv, dabei aber ſo richtig aus, daß ich unwillkürlich ganz befangen wurde; jedes von ihm ausgeſprochene Wort war eine Verurtheilung und zwar eine vollkommen gerechte Verurtheilung; hauptſächlich ward ich dadurch betroffen, daß Staroslawski ſich nicht im geringſten bemühte, ſeine Sprache mit jenem galligen Scharfſinn auszuſchmücken, welcher nicht ſelten die ernſthafteſten Gegenſtände in Spott verwandelt: über alles waren ſeine Folgerungen ſtreng und unpartheiiſch. Ich hörte ihn eine ganze Stunde an, und vernahm nicht eine Schmeichelei, nicht ein Compliment, nicht eine Süßigkeit und, was am bemerkenswertheſten war, nicht eine Zweideutigkeit; und das iſt viel, ſehr viel! Ich übernehme es nicht, die Einzelnheiten des Abends zu berichten und ſchließe den Brief mit dem letzten Stückchen deines Favoriten; dieſer Ausfall beſtärkte mich in dem Gedanken, daß unſer neuer Nachbar — das alleroriginellſte Weſen iſt, dem ich je begegnet bin. Nachdem wir bis Mitternacht am Theetiſch geſeſſen hatten, erhoben wir uns endlich, und als der Gaſt ſeinen Hut aufgeſucht, näherte er ſich uns, um Abſchied zu nehmen. Mein Vater bat ihn, ſeine Nachbarn nicht zu vergeſſen, Kuper las eine Abſchieds-Tirade aus einem Drama ab; ich wiederholte die Einladung meines Vaters und es blieb nur noch Antonine, die ſich, wahrſcheinlich abſichtlich, der Thür genähert hatte. Kaum wandte ſich Staroslawski zu ihr, als meine Couſine ihm mit dem Finger drohte und halblaut, aber ſo, daß es alle hören konnten, verkündete, daß ſie die Urſache errathen habe, welche ihn veranlaßt, dem Vergnügen, mein Mitgevatter zu ſein, zu entſagen.

Staroslawski hatte ganz ernſtlich im Sinne, an Antonine vorüberzugehen, ſie aber verſperrte ihm den Weg und begann laut zu lachen, ſo daß wir unwillkürlich auf ſie aufmerkſam wurden.

— Alſo habe ich es errathen, alſo iſt es ſo? rief meine Couſine lachend und blieb vor der Thür ſtehen. Staroslawski lachte nicht und ſah ſie vollkommen ernſthaft an. Du begreifſt, chère amie, daß es nicht anging, an allem dieſen keinen Antheil zu nehmen. Antonine forderte

ſo unzweideutig die ganze Geſellſchaft auf, ſich ihr zu nähern und zu fragen, worin die Sache beſtehe, daß Papa, obſchon er einen faden Scherz von Seiten unſerer Verwandten vorherſah, ſich dennoch zu lächeln und ins Geſpräch einzumiſchen zwang. Antonine wünſchte dieſes nur.

— Mon oncle, ich bin willens, Ihnen das Geheimniß Mſje Staroslawski's anzuvertrauen, weil dieſes Geheimniß mir angehört; ich habe es errathen, ſagte meine Couſine: — ich weiß aber nicht, ob Mſje Staroslawski darin einwilligt.

— Ein errathenes Geheimniß muß, meiner Meinung nach, heiliger als alle anderen ſein, antwortete mein Vater.

— Aber es betrifft Sie, mon oncle, oder, vielmehr, meine Couſine Nathalie, rief Antonine aus.

Als Papa meinen Namen hörte, gerieth er ſichtlich in Verlegenheit, ich aber konnte darauf durchaus keine Erwiederung finden und näherte mich den Redenden. Antonine triumphirte; ihre Augen verriethen ſo viel Bosheit, daß man nicht umhin konnte, es wahrzunehmen; Staroslawski allein behielt ſeine unerſchütterliche Kaltblütigkeit und erklärte, weder ſeine Stimme noch ſeine Haltung ändernd, daß er ſein Geheimniß nicht länger zu bewahren wünſche, da es von Antoninen errathen ſei, und wenn ſie es wünſche, daß der Gegenſtand ihres Geſprächs allen bekannt würde, ſo erkläre er, daß er zum Geiſtlichen in der Abſicht hingefahren ſei, um bei Neugeborenen Gevatter zu ſtehen, ſich aber plötzlich daran erinnert habe, daß denjenigen, welche dieſes Sacrament mit einander vollziehen, nicht geſtattet ſei, ſich zu vermählen, und daher auf die Ehre, mein Gevatter zu ſein, verzichtet habe.

Die Antwort Staroslawski's anfangs nicht faſſend, ſah ich fortwährend alle neugierig an; als mir aber der eigentliche Sinn der wenigen Worte verſtändlich wurde, da überflog mein Geſicht, du kannſt es dir denken, Sophie, eine Purpurröthe; ich war ſchon im Begriff, aus dem Zimmer zu laufen, Staroslawski kam aber dieſer Bewegung zuvor und ſich nähernd, ſagte er mir etwas, das du nicht im Stande biſt, zu errathen. Er ſagte mir das hier wörtlich folgende:

— Gräfin, Ihre Couſine hat mich zu einem Geſtändniß aufgefordert, welches vielen eine Unverſchämtheit oder ein Zeichen ſchlechter Erziehung ſcheinen könnte. Als ich der Ehre entſagte, Ihr Gevatter zu ſein, handelte ich aus einem innern Antriebe, den zu erklären ich nicht vermag. Mir ſchien, daß ich durch dieſes Verfahren das erſte Hinderniß beſeitigte und den erſten Schritt zu meinem Glücke that. Die Erlaubniß, ſie öfter zu ſehen, werde ich für ein Recht ſchätzen, dieſe Hoffnung zu hegen.

Staroslawski verneigte ſich und verließ das Zimmer, es jeden von uns überlaſſend, ſeinem Geſichte den Ausdruck zu verleihen, den er für geziemend finden würde.

— Aber das iſt ja eine wirkliche Erklärung! rief Antonine aus.

— Streben nach Außergewöhnlichem! ſprach Kuper.

Ich blickte auf den Vater; er lächelte, war aber, wie es ſchien, weder erzürnt noch erſtaunt. Wie gefällt dir der Streich deines Favoriten, chère Sophie, und mit welchen Augen räthſt du mir, den Menſchen anzublicken, welcher in den Paar Stunden, die er mit mir zuſammen geweſen, ſchon das Hinderniß zum Gelingen eines etwas, das übrigens ſehr begreiflich iſt, beſeitigt, und es ſogar in Gegenwart von Fremden eingeſteht? Allerliebſt!... Scherz bei Seite, ich ſchauere vor der zweiten Begegnung und kann es nicht errathen, wie ſich Staroslawski dann gegen mich benehmen wird. Ich gehe zu Bett, fühle aber, daß ich nicht ſchlafen werde. Aber, Sophie, dein Staroslawski iſt außerordentlich originell!

Tags darauf.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am unbewölkten Himmel, als ich die Augen ſchloß; kaum hatte ſich aber meiner der Schlaf bemächtigt, als die Stimme Antoninens gerade unter meinem Fenſter ertönte und ich, entweder freiwillig oder gezwungen, aufſtehen mußte. Sie verſicherte, daß ſie nie ſo feſt geſchlafen habe, als dieſe Nacht, ihre Augen verriethen jedoch das Gegentheil und ich bürge dafür, daß meine holde Couſine kein Auge geſchloſſen hatte. Wir verplauderten zwei ganze Stunden über Nebenſachen; ſie wollte durchaus, daß ich zuerſt von Staroslawski zu ſprechen anfangen ſollte, ich aber mochte den Wunſch meiner Couſine nicht erfüllen — und der Morgen währte eine Ewigkeit. Wie gewöhnlich, verſammelten wir uns alle um eilf Uhr zum Thee. Kuper erſchien mit einem ponceaufarbenen Halstuche und quadrirten baumwollenen Strümpfen à la laitière. Papa war in der beſten Laune; er richtete ſogar an Kuper einige Fragen und ſcherzte mit Antonine. Nach dem Thee begaben wir uns an das Ufer des Dnepr. Die Erdarbeiten waren bedeutend vorgerückt; der ausländiſche Maſchiniſt klügelte; Papa glaubt ihm in allem; der Dnepr aber und Joſeph lächeln nur eben nicht geradezu ungläubig: die Bewegungen beider ſind raſch und unaufhaltſam. Man erklärte mir das Ziel und den Plan der Arbeiten. Siehſt du, Sophie, der Maſchiniſt hat Vater vorgeſchlagen, durch einen Damm das Waſſer im Fluſſe zu heben und durch die Kraft des Waſſers eine große Säge-Anſtalt und mehrere Mühlen in Bewegung zu bringen; alle Bauten erheben ſich gleichzeitig mit dem Aufwurf und nach einem Monat wird alles fertig ſein. Der Maſchiniſt verſpricht goldene Berge, und Gott gebe, daß ſeine Worte in Erfüllung gehen. Ich würde bereitwillig die blinde Zuverſicht Papas theilen, weiß aber nicht, warum Joſephs Blicke und Phyſiognomie mir unwillkürlichen Zweifel einflößen. Joſeph liebt den Dnepr leidenſchaftlich, und obgleich er in den Momenten ſeiner Entzückung ihm die drolligſten

Scheltnamen, wie : *le vieux scélérat*, oder *vieux monstre*, gibt, ſo klingen doch dieſe Benennungen in ſeinem Munde faſt zärtlich. Da er nicht Gelegenheit hat, oft in ſeiner Mutterſprache zu reden, ſo verſchaffte er ſich irgendwo ein ungeſtaltetes, ungeſchwänztes Hündchen, das er in kurzer Zeit an ſich gewöhnt und dreſſirt hat, hinter ihm her die Pfeife, ein Bündelchen mit Brod, Schaufel oder dergleichen zu tragen und zu bellen, wenn man es anruft; er pflegt es «Uendchen» zu nennen. Was übrigens die Benennungen anbetrifft, ſo hat unſer Franzoſe niemanden übergangen und alle ohne Ausnahme nach ſeiner Art umbenannt, und zwar, wie folgt: Vater nennt er «mon général», mich «ma chatelaine», Kuper — «mon Adonis», Antonine — «la démoiselle aux yeux de tulipe», den Maſchiniſten — «le savant», den Gärtner aber und die andern Leute — «de vulgaire»; auf dieſe Namen muß ihm ein jeder Rede ſtehen! Den unzähligen Talenten Joſephs hat ſich noch die Kenntniß der Medizin angereiht; ſeine Heilmittel erlangt er überall, und die Herſtellung eines unſerer Nachbarn von einer langwierigen Krankheit, hat dem neuen Arzt allgemeines und unbegränztes Zutrauen verſchafft. Genug übrigens von Joſeph. Ich ſetze das Journal fort.

Vom Spaziergange zurückgekehrt, befahl Vater die Kaleſche anzuſpannen.

— Wohin? fragten wir mit einer Stimme.

— Zu Staroslawski, antwortete Papa. Antonine ſah mich ausdrucksvoll an; ich erröthete. Wie albern!

Der Reſt des Tages verſtrich unausſtehlich langweilig. Antonine ſang falſch und Kuper klimperte mit einem Finger «grâce». Ich lag ohne Umſtände bis zum Abend auf dem Divan, «La guerre de Nizam» durchblätternd: wie lieblich iſt Mery und wie herrlich ſein Sir Eduard! Exiſtirt wirklich auf dem Erdball ein Winkel, wo die Männer Gelegenheit haben, die Blumen zu den Füßen ihrer geliebten Frauen mit dem Blute der Tiger zu tränken? Kuper verſichert, daß er irgendwo, ich glaube in Rſhew, einer Kaufmannsfrau begegnet ſei, welche auffallend der Ariade geähnelt habe, woraus er ſchließt, daß die an ſich häßliche Tochter des Nabobs nur deswegen gefallen habe, weil ſie Brillant-Schachte beſeſſen. Kuper beneidete ſogar Mery, und fand ſein Erzeugniß geſchmacklos und ſchwach. Papa kehrte ſpät heim und ſprach von Staroslawski kein Wort. Wie es ſcheint, werden Morgen unſere Gäſte Skorlupskoje verlaſſen. Welches Glück! Es verſteht ſich, daß weder ich noch Papa ſie zurückhalten werden. Schon wieder iſt es Nacht... wieder Schwermuth und Schlafloſigkeit — wahrſcheinlich von den Tagesanſtrengungen.

Apropos, weißt du, daß das Profil Staroslawski's, es verſteht ſich von ſelbſt, *en laid*, an Konſtantin N. erinnert. Ich ward von dieſer

Aehnlichkeit gleich beim erſten Blick betroffen und konnte mich lange nicht entſinnen, wem er ähnlich ſei.

Sechſter Brief.

Fünfzehn Tage ſpäter.

Wenn ich deinen Brief, chère Sophie, nicht erhalten, würde ich, verſteht ſich, funfzehn Tage nicht pauſirt und meine tägliche Rechenſchaft über die Ereigniſſe, die, wenn ſie auch nicht ganz intereſſant ſind, ſo doch gewiß zuweilen deinen Lippen ein Lächeln entlockten, fortgeſetzt haben. Die Frage aber, die du an mich ſo unerwartet gerichtet haſt, verſetzt mich in die Nothwendigkeit, das um mir Vorgehende genauer zu beobachten, wenn auch nicht eben jedes Wort, das ich höre, auf die Wage zu legen. Die mir von dir auferlegte Pflicht könnte meine Kräfte überſteigen, wenn nicht Staroslawski unſer Held wäre. Zu meinem Glücke aber wirkt dieſer Menſch ſo durchgreifend, daß die umſtändliche Herzählung ſeiner Handlungen dir als beſte Antwort dienen wird. Stelle ſie zuſammen, wie du es verſtehſt und ſchließe daraus, was du willſt; ich nehme weder das eine noch das andere auf mich. Du kennſt den Eindruck, welchen die erſte Begegnung unſeres Nachbars, im Hauſe des Geiſtlichen auf mich machte; das Aeußere und die Manieren Staroslawski's laſſen ihn als einen Mann von gutem Ton erſcheinen; die Erklärung der Urſache aber, welche ihn veranlaßte, mit mir nicht Gevatter zu ſtehen, überſchreitet, wie du geſtehen wirſt, den gewöhnlichen Hergang der Sachen, und mußte uns daher ſonderbar erſcheinen. Ich verheimliche es nicht, daß ich ſeiner zweiten Begegnung mit einer gewiſſen Unruhe entgegenſah, und nicht im Stande war voraus zu ſchließen, in welchem Verhältniſſe Staroslawski zu mir ſtehen werde, und welchen Ausdruck ich meinem Geſichte bei dem Zuſammentreffen mit ihm geben ſolle. Ich ſchrieb dir ſchon, daß Papa ſeine Viſite erwiedert und von ihm zurückkehrend, vom Nachbar kein Wort ſprach. Als Kuper und Antonine ſich verabſchiedeten, blieben wir allein. Die erſten drei Tage unſeres Alleinſeins verſtrichen langweilig genug; die nichts weniger als unterhaltende Geſellſchaft unſerer Verwandten füllte gleichſam die Lücken der unendlich langen Sommertage. Papa gab ſich mit ganzer Seele ſeinen Beſchäftigungen hin; ich gab mir Mühe, mich mit ſeinem Enthuſiasmus zu beſeelen; aber auch der Dnepr verlor in meinen Augen einen Theil ſeiner Reize: wir ſehen uns zu oft. Joſeph wiederholt ſich! ſeine Thätigkeit iſt beiſpiellos, aber Gott mit ihm! Die Spaziergänge auf denſelben Wegen und Stegen gleichen ſich einander empörend, und zu leſen, immer zu leſen — iſt den Augen ſchädlich, ſo ſagt der Doctor. Es blieb nur noch übrig, Farben,

Bleifeder und Pinſel hervorzuholen, ein Glas Waſſer zu verlangen und zu malen — eine ſchlechte Zuflucht, wenn die Hand es nicht wagen durfte, die von meinem Lehrer vorgeſchriebene Gränze zu überſchreiten! Vergißmeinnicht, Roſen und Tulpen waren mir ſo zuwider geworden, daß ich, ein Herz faßte, und mich dabei eben nicht einſchließend, eine Landſchaft entwarf. So lange ſich das Kind meiner Phantaſie noch undeutlich auf dem Papiere abzeichnete, und die Bleifeder dem Pinſel nicht wich, war ich mit mir beinahe zufrieden; aber kaum ging es an die Farben, kaum erſchienen an den Stellen, wo Felſen, Himmel, Bäume und Wellen hinbeſtimmt waren, einige bunten Flecken, als die Verzweiflung ſich meiner bemächtigte und die Hand, den Pinſel unwillkürlich fallen ließ. In demſelben Augenblicke erſchallten hinter mir Schritte; ich ſah mich um — Staroslawski! Mein Machwerk vor ihm zu verbergen, war unmöglich. Um das Maß des Unglücks zu füllen, hatte ich das Papier auf ein ungeheueres Brett geklebt, und der Gaſt konnte nicht umhin, nachdem er mich begrüßt hatte, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Flecken zu richten. Wie wäre es, wenn er genug *mauvais genre* iſt, um mein Talent zu loben! dachte ich, und die Furcht davor erfüllte mich dermaßen, daß ich den Gaſt nicht im mindeſten hinderte, meine Landſchaft anzuſchauen, während ich erwartungsvoll daſtand. Er ſagte kein Wort, rückte einen Seſſel heran und ſetzte ſich nieder, ich aber ſammelte mich und lächelte.

— Sie werden dieſe Zeichnung nie enden, ſagte Staroslawski und zählte ohne Umſtände alle Mängel des Umriſſes auf, nahm einen Pinſel und vollführte mit einigen kühnen Zügen gerade das, was ich wünſchte, aber nicht zu machen verſtand.

— Sie zeichnen herrlich, Herr Staroslawski, bemerkte ich, den raſchen Fortſchritten der Zeichnung folgend.

— Ja, ſo ziemlich, antwortete er, das Auge nicht vom Papier wendend.

Es verging keine Viertelſtunde, da nahm eine niedliche Landſchaft die Stelle meiner Flecken ein, und der Gaſt überreichte ſie mir, indem er dabei einige Regeln erklärte, mit denen mein Lehrer wahrſcheinlich vergeſſen hatte, ſeine Schülerin bekannt zu machen. Von der Malerei ging das Geſpräch auf andere Gegenſtände über. Staroslawski theilte mir einige Neuigkeiten, die er in den Journalen, welche wir nicht erhalten, geleſen hatte, mit, trug mir dieſe Journale an — und zwei Stunden enteilten mir ſo ſchnell, daß Papas Rückkunft, d. h. die Zeit des Mittagseſſens, mich früher als gewöhnlich überraſchte. Bis zum Abend machte uns der Gaſt vergeſſen, daß er kein alter Bekannter ſei, und von ihm Abſchied nehmend, baten wir, das heißt ich und Vater, einſtimmig unſern Nachbar, ſo oft wie möglich uns zu beſuchen. Ich weiß nicht weshalb, aber in der Abweſenheit Staroslawski's ſprach Papa von ihm kein Wort;

dieſer Umſtand ſetzte mich um ſo mehr in Erſtaunen, da Vater die Angewohnheit hatte, alle, die wir im Hauſe empfingen, einer ſtrengen Analyſe zu unterwerfen.

Am andern Morgen waren die Journale auf meinem Tiſche und bei denſelben befand ſich ein Billet; es enthielt ein Verzeichniß der von Staroslawski mit der letzten Poſt erhaltenen Bücher und Noten, begleitet mit dem Anerbieten, aus denſelben dasjenige zu wählen, was ich wünſche — und das war alles; nicht eine Schmeichelei, nicht eine gezierte Phraſe. Dein Liebling, Sophie, iſt durchaus ein ſehr ordentlicher Menſch, und ich antwortete ihm ſehr gewogen und nahm ſeinen Vorſchlag mit Dank an. Es verging noch ein Tag, und Punct ein Uhr Nachmittags, erſchien der Gaſt vor mir mit eben derſelben Miene, die zugleich Treuherzigkeit und Ungezwungenheit, verbunden mit ernſter Heiterkeit, wie auch das letzte mal, ausdrückte. Ich reichte ihm unwillkürlich die Hand, erröthete ſogar, wie mich deucht, ein wenig, er aber richtete darauf, es verſteht ſich von ſelbſt, nicht im mindeſten ſeine Aufmerkſamkeit, legte den Hut ab und nahm, gerade ſo wie voriges mal, neben mir Platz.

— Sie laſen? fragte mich Staroslawski.

Ich antwortete bejahend.

— Wenn Sie laſen und darin nicht fortfahren, ſo heißt das meinetwegen die Beſchäftigung unterbrechen; dieſe Gene, eines täglichen Gaſtes wegen, ſtört die Ordnung und verſetzt mich in die Nothwendigkeit, ſeltener zu erſcheinen.

— Wenn dem ſo iſt, ſo wollen wir zuſammen leſen, antwortete ich lachend.

Der Gaſt nahm ſchweigend mein Buch, fragte, wo ich ſtehen geblieben ſei und — das Leſen wurde zwei Stunden fortgeſetzt; die Ankunft Papas endete unſere Beſchäftigung, und den Abend brachten wir am Ufer des Dnepr zu. Staroslawski erſchütterte Vaters Zutrauen zum Maſchiniſten, indem er ſehr einleuchtend bewies, daß die Meinung Joſephs gegründet, und das Unternehmen nicht ausgeführt werden könne.

Papa machte ein ſchiefes Geſicht, ſeufzte tief auf, konnte ſich aber nicht entſchließen, das Fortſetzen der Arbeiten aufzugeben; um eilf Uhr trennten wir uns abermals von unſerm Nachbar. Wir waren gerade im Garten, als ein Groom dem Gaſte das uns ſchon bekannte ſchöne Roß vorführte; es war unmöglich, daſſelbe nicht zu ſtreicheln und zu loben. Staroslawski machte mir das Anerbieten, auf demſelben zu reiten und bürgte für die Sanftmuth ſeines Lieblings; ich lehnte dieſes Anerbieten ab, willigte jedoch ein, bei der nächſten Luſtpartie ſeine Dame zu ſein. Er verneigte ſich und ſchwang ſich in den Sattel; eine neue Angſt bemächtigte ſich meiner: ich fürchtete, daß er davongallopiren würde — er ritt aber im Schritt fort, und ich und Papa gingen nach Hauſe.

Mir bleibt noch übrig, die Details der letzten Zuſammenkunft mitzutheilen und mit denſelben meinen Brief zu ſchließen, der, wie ich befürchte, dir ermüdend vorkommen wird. Es verſtrichen noch dreimal vierundzwanzig Stunden und, früher als gewöhnlich, fuhr bei uns ein Tillbury vor; aus demſelben ſtieg unſer Nachbar; hinter ihm wurde ein Groom ſichtbar, der die Zügel des Roſſes hielt. Das Wetter war heiter, die Luft aber kühl und zu einem Spazierritt konnte der Tag nicht beſſer gewählt werden. Staroslawski war immer noch im Frack, nur der Schnitt war anders; ich bemerkte dies deswegen, weil ich aus der eigenthümlichen Angewohnheit, immer etwas zu beſorgen — einen Rock zu erblicken fürchtete. Papa trank noch die letzte Taſſe Thee, als der Gaſt eintrat.

— Ich trage Ihnen einen langen Spazierritt an, ſagte er, ſich zu mir wendend: — namentlich, nach dem «Düſtern Lager».

Ich blickte Papa an: er ſchwieg; der Gaſt erwartete eine Antwort, eine Erwiederung war nöthig; ich dachte, oder, richtiger, beſchränkte mich, ohne nachzudenken, auf die Bemerkung:

— Wird es nicht weit ſein?

— Zehn Werſt, entgegnete Staroslawski: — wir haben jedoch einen Tillbury, der Weg iſt eben und um Mitternacht ſind wir zurück.

Wollte ich ſagen, daß ich in Staroslawski's Vorſchlag nicht einzuwilligen wünſchte, müßte ich die Unwahrheit ſprechen; dazu bewies mir Papas hartnäckiges Schweigen und Lächeln, daß er ſich völlig auf die Klugheit meiner Antwort verlaſſe. Ich dachte abermals nach und willigte ein. Nenne meinen Schritt wie du willſt, chère amie, ich bin bereit, meine Verurtheilung in dem erſten deiner Briefe zu leſen. Wie dem auch ſei, eine halbe Stunde darauf ritten wir im gemeſſenen Galop den bezaubernden Weg entlang, der ſich durch einen dunkeln Wald ſchlängelte; der Groom mit dem Tillbury folgte nahe hinter uns... Erlaube mir, meine Freundin, auf einen Augenblick die Erzählung zu unterbrechen, um dir den Beweggrund meines Verfahrens zu erklären. In den Sitten der engliſchen Ariſtokratie iſt es angenommen, daß junge Damen allein, in Begleitung fremder, natürlich genau bekannter Herren, Spazierritte unternehmen, und der Edelſinn dieſer Gefährten dient als treue Bürge für die Sicherheit unſeres Geſchlechts. Die Ariſtokratie des M—ſchen Bezirks wird freilich der Meinung der Engländer nicht beiſtimmen, was geht aber das mich an? Und ſich eines unſchuldigen Vergnügens berauben, aus Furcht, Antonine damit zu ärgern, iſt gewiß nicht der Mühe werth. Zum Glück begegnete uns auf dem ganzen Wege von Skorlupskoje bis zum «Düſtern Lager» nicht ein Rock, nicht ein Neſſeltuchkleid und von meinem leichtfertigen Benehmen erfährt niemand etwas. *Ne sois donc pas prude, chère amie,* und lies, ich fahre fort.

Wir verplauderten die ganze Zeit, die wir auf dem Wege zubrachten und waren unbemerkt vor der gothiſchen Pforte des geräumigen Hofes, der mit Bäumen und Geſträuchern bewachſen war, angelangt.

Das «Düſtere Lager» rechtfertigte vollkommen und auf den erſten Blick ſeine Benennung: es iſt finſter, drohend aber höchſt maleriſch. Die hohen, von der Zeit geſchwärzten Mauern des weitläufigen Gebäudes erinnern an die alten Bauten, mit denen das Genie Raſtrelli's Petersburg beſchenkte. Teiche dehnen ſich nach allen Seiten hin aus; die Kirche mit ihren vielen Kuppeln blickt hinter hundertjährigen Fichten hervor; die ganze Uſſad'ba (das herrſchaftliche Haus mit allen Nebengebäuden und dem Dorfe) iſt von einem finſteren Walde eingerahmt und dieſer Wald hat, wie es ſcheint, kein Ende.

Vor der Treppe ſtiegen wir ab. Staroslawski gab mir am Eingange den Arm, öffnete ſelbſt die ſchwere Thür und führte mich in eine geräumige Vorhalle. Nicht ein Diener kam uns entgegen — ein Umſtand, welcher den Herrn, der aus meiner Hand Reitgerte und Hut empfing, dem Anſcheine nach, nicht im mindeſten in Erſtaunen ſetzte. Im erſten Augenblick machte die unerwartete Leere des prächtigen Aufenthaltes Staroslawski's einen ſonderbaren Eindruck auf meine Sinne. Wir durchſchritten ſchweigend die finſtere, obgleich von beiden Seiten mit Fenſtern verſehene Vorhalle, deren Decke nach alter Art mit Freskomalereien verziert war; der Empfangsſaal und die übrigen Gemächer gaben der Vorhalle weder im finſteren Anſehen, Alterthümlichkeit noch ſtrengem, und dabei für die damalige Zeit dennoch gewählten Geſchmack, etwas nach. Weiße Bänke mit Vergoldung, beſchlagen mit hellrothem Tuche, und dergleichen Tiſche waren längs den Wänden ſymmetriſch aufgeſtellt; geſchnörkelte Divans und Seſſel verſchönerten den erſten Empfangsſaal; im zweiten Gemache waren vergoldete Möbel, das dritte war von türkiſchen Divans, die mit Teppichen beſchlagen waren, eingefaßt. Die Gemälde und andern Gegenſtände hatte ich nicht Zeit, zu betrachten, weil, ich geſtehe es, ich großes Verlangen hatte, die Terraſſe, an derem Fuße, tief im Grunde, der Dnepr vorüberſtrömt, zu beſteigen. Gigantiſche Pappeln und Fichten waren in Gruppen regelmäßig auf einer großen Fläche zerſtreut; an allem waren Spuren von Willen, Gedanken und Mühen ſichtbar; die Natur ſelbſt hatte hier, wie es ſchien, irgend einem Menſchen ſeine Rechte abgetreten; wann jedoch, und wie viel Jahrhunderte ſeit der Zeit verfloſſen ſind, nahm ich mir vor, Staroslawski zu fragen. Er ſelbſt war finſter, wie ſein «Düſteres Lager», und dies Finſtere ſtand beiden gut. Ich bat den Wirth, mich mit dem Hauſe, dem Garten und der Umgegend näher bekannt zu machen.

— Das Haus wird in Ihnen Schwermuth erwecken, antwortete

Staroslawski: — der Garten exiſtirt nicht mehr, und die Umgegend iſt von Erinnerungen erfüllt, die faſt noch trauriger ſind, als ſelbſt das Haus.

— Als Sie aber zum Ziel unſeres Spazierrits das «Düſtere Lager» wählten, hatten Sie da nicht die Abſicht, mit demſelben vor mir zu coquettiren, Monſieur Staroslawski? bemerkte ich lachend.

— Zu coquettiren, gewiß nicht; wohl aber Ihnen meine Uſſad'ba anzutragen.

— Mir das «Düſtere Lager» anzutragen?

— Ihnen. Was finden Sie darin ſo ſonderbares?

— Ich begreife nicht.

— Dann werde ich es Ihnen erklären.

— Das iſt ſehr merkwürdig, antwortete ich etwas verwirrt.

— Vor der Erklärung aber ſagen Sie mir aufrichtig, Natal'ja Nikolajewna, fuhr Staroslawski fort: — mit welchen Augen betrachten Sie den Eheſtand? Geben Sie die Möglichkeit eines Glückes ohne Leidenſchaft zu, und ziehen Sie einer wahnſinnigen Liebe, die, auf Sympathie begründete, beſtändige Einigkeit der Gatten vor? Endlich, unter welcher von dieſen beiden Bedingungen iſt, Ihrer Anſicht nach, das Glück wahrſcheinlicher?

— Ich denke, bei der letzteren, antwortete ich, und errieth noch immer nicht, womit Staroslawski enden würde.

— Wenn dem ſo iſt, warum wird denn das «Düſtere Lager» Ihnen nicht angehören?

— Wie, mir?

— Freilich, Ihnen, Natal'ja Nikolajewna. Da ich keine Hoffnung habe, Ihnen eine Leidenſchaft oder Liebe einzuflößen, gebe ich der Sympathie Raum.

— Sie ſind zu beſcheiden, Monſieur Staroslawski.

— Nein, fuhr er ruhig fort: — die Ehe iſt aber eine ernſte Sache, und auf die Möglichkeit hoffend...

— Sie glauben an eine Möglichkeit? fragte ich lachend.

— Warum denn nicht? Ich ſage, daß ich nicht hoffe, Ihnen Liebe einzuflößen, dennoch aber in mir die Anweſenheit derjenigen Eigenſchaften, welche das Glück einer Gefährtin ausmachen können, nicht verleugne.

— Monſieur Staroslawski, unterbrach ich ihn, immer noch im ſcherzenden Tone: — ſtimmen Sie mir bei, daß unſer Geſpräch eine ſehr ſonderbare Wendung nimmt.

— Und dieſe Wendung, gefällt ſie Ihnen nicht?

— Ich begreife nicht den eigentlichen Sinn.

— Er iſt ſehr einleuchtend.

— Der Sinn?

— Wir ſprechen von der Möglichkeit, einander einſt anzugehören.

— Das heißt, Sie, Monſieur Staroslawski, ſprechen davon; das iſt nicht einerlei...

— Schade, weil ich auf dieſen Antrag meine Zukunft gründe.

— Aber, ums Himmels Willen, rief ich faſt ärgerlich aus: — machen Sie nicht, daß ich Ihr «Düſteres Lager» ſehr langweilig finde und die proſaiſchen Alleen von Skorlupskoje vermiſſe: dort waren Sie viel artiger.

— Hören Sie, Natal'ja Nikolajewna, ſagte Staroslawski, und ſein Antlitz nahm einen ernſten Ausdruck an: — Sie ſind jung, das Leben iſt in ihren Augen eine lange Reihe von Feiertagen, die Sie nicht poſitiv beglücken können, das iſt wahr, jedoch...

— Ich langweile mich oft, Monſieur Staroslawski...

— Wie man ſich auf Bällen langweilt. Die Jugend vergeht und die unendlich lange Reihe von Stunden ſteht auf der Wache, die bei weitem nicht Feiertagen gleichen. Ich bin den erſten derſelben begegnet und durch ſie auf finſtere Gedanken gekommen. Die Einſamkeit iſt, wie dieſer Garten, traurig und ohne Blüthen, wie dieſes Haus, wie alles, was mich hier im «Düſtern Lager» umgiebt.

— Aber Sie ſind noch ſo jung?

— Nicht ſehr: ſechsunddreißig Jahre.

— Aber die Erinnerungen aller Reize der Vergangenheit?

— Der Vergangenheit? wiederholte Staroslawski mit einem bittern Lächeln und, nachdem er einige Minuten geſchwiegen, erhob er ſich langſam von ſeinem Sitze und reichte mir die Hand. — Hören Sie, ſagte er mit einer Traurigkeit, an die ich nicht mehr zu denken vermag: — ſchenken Sie meinen Erinnerungen eine Stunde.

— Mit Vergnügen, antwortete ich, ebenfalls aufſtehend. Wir ſtiegen die Terraſſe herab und wandelten ſchweigend einen verwachſenen Steg entlang, der zur Kirche führte. Wir blieben vor der alten ſteinernen Kapelle ſtehen und Staroslawski benachrichtigte mich, daß ſich in ſeiner Familie der Gebrauch erhalten, die Särge der Verſtorbenen nicht zur Erde zu beſtatten, ſondern in einem unterirdiſchen Gewölbe aufzuſtellen, und öffnete darauf, ohne meine Antwort abzuwarten, die eiſerne Thür, welche mit Geraſſel und einem gewiſſen metallenen Stöhnen aufging. Die feuchte Luft der Kapelle ſtrömte mir ins Geſicht, ich war willens, dem Beſuche des Todeshafens der Staraslawskiſchen Familie zu entſagen, ihn aber zu unterlaſſen, war nicht ſchicklich und wir traten ein.

Der Thür gegenüber war eine Art von Ikonoſtas (eine mit Heiligenbildern verzierte Scheidewand zwiſchen dem Altar und dem Schiffe) welcher aus Heiligenbildern der Familie beſtand; links, in der Ecke, ging eine Treppe nach unten; dieſe Treppe war dunkel. Staroslawski ergriff eins der grünen Lichte, welche in hohen ſilbernen Armleuchtern brannten,

und, mir ſeinen Arm reichend, begann er, mich behutſam die kalten Stufen der Treppe hinabzuführen. Ich zitterte am ganzen Körper; die Füße wollten mich nicht tragen, der Kopf ſchwindelte, aber ein feſter Arm unterſtützte mich. Dieſer Arm war kälter als die Stufen, kälter als die Grabesluft; das Angeſicht meines Begleiters kann ich mir aber noch jetzt nicht mit kaltem Blute ins Gedächtniß zurückrufen — ſo bleich war es. Eine zweite eiſerne Thür öffnete ſich; noch ein Schritt — und wir befanden uns beide im Kreiſe ſchwarzer, länglicher Särge; auf jeden derſelben erglänzten kupferne Tafeln mit ſchwarzen Inſchriften.

— Sie frieren? fragte Staroslawski.

— Ein wenig, entgegnete ich mit unſicherer Stimme. Ich ſchämte mich einzugeſtehen, daß nicht Kälte, ſondern Bangigkeit ſich meiner gänzlich bemächtigt hatte. Ich weiß nicht, errieth Staroslawski den eigentlichen Grund meines Zitterns oder nicht; wenigſtens ſah er aus, als errathe er ihn nicht, und blieb, mich an der erſten Reihe der Särge vorüberführend, bei zwei, die von den übrigen etwas abgeſondert ſtanden, und noch ganz erhalten waren, ſtehen. Einer derſelben war ſehr groß, der andere kleiner.

— Hier ruht die Aſche meiner Eltern, ſagte er, auf die beiden Särge deutend: mein Vater war ein ehrlicher Mann und meine Mutter eine gute Frau. Vielleicht hätten ſie lange und glücklich gelebt...

— Wenn was? rief ich aus.

Ihre Geſchichte iſt mit der meinen zu eng verbunden, antwortete Staroslawski: beide in dieſem Augenblicke zu erzählen iſt unmöglich; ſchieben wir es alſo bis zum Abend auf.

— Wir verneigten uns vor den Särgen der Eltern und gingen weiter. Er fuhr fort, mich mit ſeinen Ahnen bekannt zu machen, indem er von einem Sarge zum andern ging. Wir brachten in ihrer Geſellſchaft ungefähr noch eine halbe Stunde zu und traten endlich zu meinem nicht geringen Vergnügen aus der Kapelle. Ich athmete frei auf, als die eiſerne Thür ſich hinter uns ſchloß und die friſche Luft mir meine Heiterkeit wiedergab.

— Und Sie ſind oft hier, Monſieur Staroslawski? fragte ich ihn, indem ich mich bemühte, ein Geſpräch, welches ſeine Bekenntniſſe hervorrufen konnte, wieder anzuknüpfen.

— Jedesmal, wenn mir ſchwer und traurig um's Herz wird.

— Aber die gegenwärtige Langeweile eingeſtehen, iſt nicht artig.

— Ich ſagte Trauer, aber in dieſem Augenblicke verdanke ich meine Stimmung in der That Ihnen... Sie wollten mich nicht verſtehen...

— Erneuerung des Scherzes?!

— Nein, nicht des Scherzes, ſondern des allerernſteſten Geſpräches, deſſen Ende Sie aus Freundſchaft zu mir hätten anhören müſſen.

Das Wort «Freundſchaft» von Staroslawski, ſo lange wir mit ein-

ander bekannt waren, zum erſten male ausgeſprochen, machte auf mich einen ſonderbaren und zugleich angenehmen Eindruck. Uebrigens konnte ich dieſes Gefühl in keinem Falle verleugnen, weil ich den bezaubernden Eigenſchaften dieſes Mannes volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen mußte. Ich geſtehe noch mehr: die Freundſchaft Staroslawski's ſchmeichelte meiner Eigenliebe; und ſo antwortete ich ihm denn, ohne mich lange zu beſinnen, daß ich bereit ſei, ihn mit derjenigen Theilnahme anzuhören, die dem Gefühle, im Namen deſſen er meine Aufmerkſamkeit fordere, vollkommen würdig ſei. Staroslawski drückte mir kräftig die Hand, lächelte, und machte, mich aufmerkſam anblickend, mir noch einen Vorſchlag, aber einen Vorſchlag, den gewiß kein ſechsundreißigjähriger Mann einem zwanzigjährigen Mädchen gemacht hätte. Wäre mir von einem anderen, ſtatt von Staroslawski, dieſer Vorſchlag gemacht worden — ich ſtände nicht dafür, oder beſſer, ich weiß nicht, wie ich geantwortet hätte; aber hier iſt der Vorſchlag:

— Natal'ja Nikolajewna, um dasjenige, was ich Ihnen zu erzählen wünſche, mit Geduld anzuhören, iſt die Theilnahme einer Freundin nicht genug; ich traue Ihrer Freundſchaft nicht, ſagte Staroslawski. — Sie geben die Möglichkeit zu, glücklich zu ſein, indem Sie nicht mit der Liebe Ihres Mannes lieben... Sie ſagten dies, nicht wahr? Schenken Sie mir daher wenige Stunden eines ſolchen Glückes, und ſehen Sie, ſo lange Sie Sich im «Düſtern Lager» befinden, auf daſſelbe und auf alles, was zu demſelben gehört, als auf Ihr Eigenthum...

— Sie aber, Monſieur Staroslawski, mit welchen Augen werden Sie im Verlaufe dieſer Zeit auf mich ſehen? rief ich ganz naiv aus.

— Ich werde für dieſe Zeit in Ihnen meine Frau erblicken, freilich eine Frau, die in ihren Mann nicht verliebt iſt, wohl aber ſchon allein durch das Recht, ſie zu lieben, ihm alles verlorene Glück wieder zurückgiebt. Ich verlange das unmögliche, ich weiß es, aber bedenken Sie, Natal'ja Nikolajewna, daß eine abſchlägige Antwort nicht die Eigenliebe, ſondern das Herz beleidigt. (Er wurde in dieſem Augenblicke ein wenig ſchrecklich, ma chère!)

— Je vous écoute, Paul! ſagte ich lachend und bis über die Ohren erröthend. Was da in Staroslawski vorging, weiß ich nicht; das Unerwartete meiner Antwort, vielleicht aber auch das Vergnügen, eine ſolche Antwort zu vernehmen, machte, daß das Glück, wie man ſagt, aus ſeinem ganzen Weſen zurückſtrahlte: die Augen funkelten, das Geſicht wurde von einer lebhaften Röthe überſtrömt; er wollte, wie es ſchien, etwas erwiedern, ſagte aber kein Wort, und wozu war es auch nöthig? Ich verſtand den Blick und bereute meine Antwort nicht. Dieſer Blick war beredter als Worte... Sophie, begehe ums Himmels willen nicht den unverzeihlichen Fehler, mich der Coquetterie anzuklagen; nein! Staroslaw-

ski hatte Recht: das Weib, die ſeine Frau wird, kann glücklich ſein; es ſcheint übrigens, er ſagte... Aber weg mit dem Nachſinnen.

Wir ſetzten unſeren Spaziergang ſchweigend fort, folgten aber nicht dem Stege, welcher zur Kirche führte, ſondern einem andern Wege, der hundertmal maleriſcher war; an demſelben ſich hinſchlängelnd, lief vom Berge ein rauſchender Bach herab; an einigen Stellen breitete er ſich aus, an anderen hielt er gleichſam an, ſtürzte in Kaskaden herab, ſprudelte empor und ſetzte ſchäumend ſeinen Weg in der Richtung zum Dnepr fort.

— Wie lieblich iſt dieſer Theil des Gartens! brachte ich endlich hervor; ich ſpendete dieſes Lob aber nur deshalb, um das Schweigen zu unterbrechen, das wahrſcheinlich Staroslawski eben ſo läſtig als mir wurde.

— Ja, Natalie, antwortete er ernſt: — im allgemeinen iſt der Garten nicht übel, er iſt aber vernachläſſigt.

Das Wort «Natalie» machte mich abermals erröthen, aber mein Staroslawski ſah zur Seite und ging weiter. Die Landſchaft wechſelte mit unglaublicher Schnelligkeit; ich begann einige mal die Ausſichten zu loben und dies nicht mehr im Scherze. Staroslawski ſchien mein Entzücken zu theilen, und nach ziemlich langem Spaziergange näherten wir uns den Treibhäuſern; ſie waren in beſſerer Ordnung, als alles, was ſie umgab. Staroslawski klopfte an die Thür, worauf jemand in einem bunten Halbfrack erſchien.

— Das iſt unſer Obergärtner, Herr Wirig, ſagte Staroslawski.

Ich antwortete mit einem Lächeln auf die Verbeugung unſeres Gärtners, der, wie es ſchien, ein gemüthlicher Deutſcher war.

— Theilen Sie ihm, Natalie, alles mit, was Sie im Garten gemacht zu ſehen wünſchen: für die pünctliche Erfüllung alles deſſen, was Sie befehlen werden, bürge ich, ſetzte Staroslawski in ernſtem Tone hinzu.

Was hätteſt du, chère amie, an meiner Stelle gethan? Mein Gott, was gäbe ich nicht dafür, deine Antwort zu vernehmen! Was frage ich übrigens? Die Rolle der Frau übernehmend, hätteſt du wohl dem Glücke entſagen können, den verwilderten Garten des «Düſtern Lagers» in einen bezaubernden, entzückenden Feenaufenthalt umzuwandeln, der an einen Winkel von Pawlowsk erinnern könnte. Ich that dies. Meine Befehle ſtrömten auf Herrn Wirig mit der Schnelligkeit des hüpfenden Giesbachs ein, der ſeinerſeits auch nicht vergeſſen wurde, und an den gleichfalls die Reihe kam. An zwei Stellen ſollten in allerkürzeſter Friſt zwei Inſeln mit einer großen Menge Blumen und mit hängenden Brücken erſcheinen, u. ſ. w., u. ſ. w. Wo könnte ich alles nochmals wiederholen? Wie den neuen Plan, der, wenn auch im Fluge, dennoch aber vom Glücke geſchaffen, wiedergeben? Je suis folle, chère amie, nicht wahr? Aber was

iſt zu thun? er wollte es, dein Staroslawski, ich aber, du weißt es, war immer zum Wahnſinn geneigt, und die Großmutter ſtarb daran. Um vier Uhr war ich ſchon ſo müde geworden und hatte ſolchen Appetit bekommen, daß ich ſelbſt ans Mittagsmahl erinnerte. Das Eſſen war äußerſt ſchmackhaft; ich aß wie eine Penſionairin: den Kaffee aber brachte man uns auf die Terraſſe.

— Sie wünſchen gewiß zu ruhen — Ihr Gemach iſt bereit, ſagte Staroslawski aufſtehend.

— Das iſt aber doch etwas zu arg! Wie denn, mein Gemach? rief ich in einem ſolchen Tone und mit einem ſo einfältigen Ausdruck im Geſichte aus, daß Staroslawski ſich des Lachens nicht enthalten konnte.

— Freilich, Ihr Gemach, Natalie, und ich werde Sie ſelbſt in daſſelbe geleiten.

Er nahm mich aufs unbefangenſte bei der Hand und führte mich hinter ſich her; meine Neugierde war aber ſo groß, daß ich nicht den geringſten Widerſtand leiſtete, ſondern, wie es ſcheint, Staroslawski vorbeieilte, nicht ging, ſondern voranlief... Hier bleibt aber die Feder ſtecken, weil die Tinte zu ſchwarz und zu ſchmuzig iſt, um mein ſogenanntes Gemach zu beſchreiben. Nimm, Sophie, das allerniedlichſte Körbchen, welches übrigens nur allein die Phantaſie zu ſchaffen vermag, aber, ums Himmels willen, kein goldenes, oder auch nur vergoldetes, ſondern aus vieux saxe; ſtelle in daſſelbe das ſchönſte Bouquet Blumen, und, wenn du es vermagſt, richte dir in demſelben ein *reduit* ein. Von allem andern werde ich nicht ſprechen; wie es mir vorkommt, habe ich dieſes alles im Traume geſehen und ob in der Wirklichkeit ein ähnliches *reduit* exiſtirt, behaupte ich nicht... Glaubſt du mir, meine Freundin, daß ich dieſen Brief vor der Abſendung zerreißen würde, wenn mich jemand zwingen würde, ihn nochmals zu durchleſen. Lies du ihn, mir bleibt nur übrig, dir die ſonderbare Geſchichte Staroslawski's, die er ſelbſt mir auf der Terraſſe unſeres Hauſes (ich nenne das Haus unſer, weil ich im Augenblicke der Erzählung das «Düſtere Lager» nicht ſein, ſondern unſer, und alle Unglücksfälle Staroslawski's unſere Unglücksfälle nannte) erzählte, mitzutheilen. Vernimm alſo.

Ich beginne damit, daß die Legende, welche von meinem Vater und mir im alten Buche geleſen wurde, keine Fabel, ſondern eine Thatſache iſt, und mein Vorfahr, der reiche polniſche Pan, in der Wirklichkeit der ärgſte Feind des Vorfahren Staroslawski's, jenes ruſſiſchen Bojaren war. Der Raubverſuch des ſchönen Mädchens, der Tochter des Bojaren, durch den Sohn des Pan geſchah auf derſelben Stelle, wo ſich jezt das Haus des «Düſtern Lagers» befindet, und den Graben im Walde, wo die zu vermuthende Höhle ſich befand, nebſt dem Kloſter, verſprach mir Staroslawski zu zeigen; dieſe Gegenſtände befinden ſich in gleicher Entfernung

von den uns angehörenden Wohnhäusern. Was die Erscheinung anbelangt, die sich alljährig in der Nacht der Ermordung des Einsiedlers wiederholte, so sagte er mir, daß er diese Schreckniſſe selbſt nicht gehört, da er sich jedesmal zu dieser Zeit wie absichtlich außerhalb des «Düstern Lagers» befunden habe, daß aber der Glaube daran auch jetzt noch unter dem Volke vorhanden sei... Nicht wahr, ma chère, ist es nicht schrecklich?

Die Geschichte der Vorfahren Staroslawski's war interessant, aber lang, gehen wir daher zu ihrem jetzigen Repräsentanten über, dessen Geschichte viel unterhaltender ist. Ich gebe dir die Erzählung in denselben Ausdrücken, in welchen sie mir mitgetheilt wurde, wieder.

Das Glück der Eltern Staroslawski's ward durch Vorhersagungen vergiftet, die mit solcher Genauigkeit eintrafen, daß eine derartige Erfüllung in der That schwer dem Zufalle zugeschrieben werden kann. Aber fort mit den Unterbrechungen, höre meiner Erzählung zu:

«Einem meiner Vorfahren, ich weiß nicht, in welcher Epoche», begann Staroslawski, — «ward geweissagt, daß die Ehe aller der ältesten Glieder des herabgehenden Stammes mit mehr oder weniger ungewöhnlichen Erscheinungen verknüpft sein werde. Die Vorhersagung ging, wie am ersten, so auch an allen darauf folgenden ohne Ausnahme in Erfüllung. Uebergehen wir die längst vergessenen Ur-Eltern und beginnen wir beim Großvater. Zur Zeit der Regierung Catharinens kämpfte er gegen die Türken, und, nachdem er mit einem türkischen Pascha sein herrliches Roß gegen eine schöne Griechin vertauscht, führte er sie nach Rußland und heirathete sie trotz dem Verwandten-Grimme aller übrigen Staroslawski's. Das älteste seiner Kinder war mein Vater, das zweite — mein Onkel, der fünf Jahre jünger als mein Vater war.

«Beide dienten nicht lange, und zu gleicher Zeit den Abschied nehmend, beschlossen sie das elterliche Erbe zu theilen und im «Düstern Lager» sich anzusiedeln. Das Regiment, in welchem sie dienten, stand in Polen. Auf dem Heimwege fanden sie in einem der polnischen Gränzorte keine Pferde und blieben dort zur Nacht. Ein langer Abend stand ihnen bevor. «Es ist hier bei uns eine Wahrsagerin», sagte der jüdische Factor. — «Prächtig!» riefen die jungen Leute aus, befahlen, daß man ihnen den Aufenthalt der Hexe bezeichne und begaben sich zu ihr. In einer halbzerfallenen, schmutzigen und niedrigen Hütte, angefüllt mit allen Gegenständen, die zur Verwirrung der in damaliger Zeit noch abergläubischen Gemüther dienen konnten, fanden sie ein häßliches Weib mit einer Katze, einem Hahne und einem zahmen Habicht. Der Jude nannte die Gäste und versprach im Namen derselben ein gutes Geschenk für gute Kunde.

— Gieb für die schlechte, so wird dir eine Nachricht zu Theil, antwortete sie, sich zum Onkel wendend. Mein Vater versuchte es, den Bru-

der von den weiteren Erklärungen der Wahrſagerin loszumachen, aber ſeine Mühe war vergebens, und dem Onkel wurde der Tod am Hochzeitstage ſeines ältern Bruders, d. h. meines Vaters verkündigt.

— Du lügſt, Alte! da ich niemals heirathen werde, rief mein Vater aus, warf einige Ducaten auf den Tiſch und öffnete die Thüre, um die verhängnißvolle Hütte zu verlaſſen. Zum Unglück aber konnte die Alte noch einige Worte hinzufügen, welche fürchterlich auf das ganze Leben meiner Eltern rückwirkten:

— Und wenn du auch nicht heiratheſt, ſo wirſt du deinen Bruder dennoch nicht retten; und hüte dich vor dem Donnerſtag.

«Die darauf folgenden drei Tage wurden von den Brüdern auf dem Wege zugebracht. Die Verkündigungen der Wahrſagerin wiederholend, lachten beide, und mein Vater ſchwur, zur völligen Beruhigung meines Onkels, den er aufrichtig liebte, daß er überhaupt einen Widerwillen gegen die Frauen hege und gewiß, ohne alle Vorherſagungen, nie ſich entſchloſſen hätte, wenn auch die erſte Schönheit auf Erden, zu heirathen. Der Onkel dagegen ſpöttelte über den vermeintlichen Widerwillen meines Vaters, über deſſen Aberglauben und gab ſeinerſeits ſein Ehrenwort meinem Vater, daß, wenn es ihm jemals ſchiene, als vermeide es ſein Bruder, in den Eheſtand zu treten, er ſich beſtimmt erſchießen würde. Damit endeten die Debatten und der Streit wegen der Alten erneuerte ſich lange Zeit nicht mehr zwiſchen den Brüdern. Es verfloſſen drei Jahre; das Leben lächelte beiden. An einem Wintertage erhielten die Brüder eine Hochzeits-Einladung: die Nachbarn verheiratheten ihre Tochter an einen ziemlich reichen, aber ſchon bejahrten Edelmann. Die Braut war ſchwermüthig, blaß und nachdenkend; der Bräutigam wurde zum nächſten Morgen, d. h. zur eigentlichen Hochzeits-Ceremonie, erwartet. Nachdem man bis in die Nacht hinein getanzt, zerſtreuten ſich alle in die Schlafgemächer. Den Vater und den Onkel brachte man im Hauſe ſelbſt unter, die anderen wie es ſich gerade fügte und alle legten ſich zur Ruhe. Am andern Morgen lenkte der Onkel das Geſpräch mit meinem Vater auf die Braut und frug ihn unter andern, ob ſie ihm wohl gefiele.

— Zu einer anderen Zeit hätte ich vielleicht «nein» geſagt, antwortete mein Vater lachend: — aber heute vermählt ſie ſich, und es ſind daher keine Urſachen vorhanden, meine eigentliche Meinung zu verhehlen: das Mädchen iſt lieblich, verſtändig, beſcheiden und wenn du ſie heiratheteſt, würde ich mir zu einer allerliebſten Schweſter Glück wünſchen.

— Und du ſagſt alles das im Ernſte? fragte der Onkel.

— Freilich, ganz im Ernſte!

— In dieſem Falle, fuhr der Onkel fort: — heirathet ſie nicht der Bräutigam, auch ich nicht, ſondern derjenige, welcher ihr eine aufrichtige Liebe eingeflößt hat.

— Aber wer iſt denn dieſer Glückliche? rief mein Vater: — und wie konnteſt du in die Herzens-Geheimniſſe der Braut dringen?

— Ganz einfach, antwortete der Onkel: — in dieſer Nacht vernahm ich wider meinen Willen das Schluchzen des unglücklichen Mädchens, ſo wie auch die Geſtändniſſe, welche ſie ihrer Mutter machte, die mit ihr vereint Thränen vergoß, aber nicht die geringſte Macht beſitzt, ihre Tochter von dem unbeugſamen Willen ihres Gatten zu befreien; der Gegenſtand aber der Liebe der Braut biſt du...

«Das Erſtaunen meines Vaters beraubte ihn auf eine Weile der Fähigkeit zu ſprechen; dieſen Umſtand benutzte der Onkel und wiederholte ſeinen Eid, ſich augenblicklich zu erſchießen, wenn mein Vater nicht ſogleich ſich beſtimmen würde, um die Hand der fremden Braut bei ihren Eltern zu werben.

— Glaubſt du wirklich, ſagte er: — daß die abgeſchmackten Erzählungen einer alten dummen Frau mir, wenn auch nur auf einen Augenblick, als eine ernſthafte Sache erſcheinen würden? Und wie einfältig das Weib auch war, ſo konnte ſie doch errathen, da ſie ihr Geſchäft ſchon lange Jahre getrieben, daß eine Erfahrung, wie wir ſie beſaßen, nicht durch ein einfaches Verſprechen von Glück, ſondern durch etwas neues, ſchlagendes, wankend zu machen wäre. Da haſt du den Donnerſtag, den Tod, und alles andere. Entſagſt du aber der Braut, ſo geht die Vorherſagung nur zur Hälfte in Erfüllung, dafür bürge ich... zu ſterben aber habe ich wahrlich keine Luſt.

«An demſelben Morgen ward mein Vater mit der Tochter des Nachbars getraut und an demſelben Morgen verſchwand, von niemand bemerkt, der Onkel aus dem Hauſe und kehrte, ſchwer getroffen von der Kugel des erſten Bräutigams, dem er auf dem Wege begegnete und zum Zweikampf auf Leben und Tod herausgefordert hatte, ins Haus zurück.

«Der Onkel nannte im Verſcheiden die Alte und fügte noch einige unverſtändliche Worte, von denen das letzte «Donnerſtag» war, hinzu.

«Dieſer Tag wurde meinen armen Eltern verhängnißvoll... Den Tod des Onkels ſchrieben ſie ſich zu, beweinten ihn tagtäglich und erwarteten jeden Donnerſtag in der Woche mit Furcht und Beben. Alle Verſuche, ſie von der Unwahrheit der Vorherſagung zu überzeugen, blieben fruchtlos, und nach Verlauf einiger Monate geſellte ſich zu der beſtändigen und ſchrecklichen Erwartung unbekannter Unglücksfälle eine neue: meine Mutter fühlte ſich guter Hoffnung; der im erſten Augenblicke erfreute Vater erinnerte ſich aber deſſen ungeachtet des Donnerſtags und begann für die Stunde meiner Geburt zu fürchten; dieſes mal war ſeine Furcht unbegründet, und mein Erſcheinen in der Welt hatte keine ſchlechte Folgen für die Mutter: ſie genas, gewann mich leidenſchaftlich lieb und begann allmälig, wenn auch nicht die Alte ganz zu vergeſſen, doch ſelte-

ner von ihr zu ſprechen. Im Anſchauen ſeiner Frau ſchien auch der Vater glücklicher zu ſein; mit dem Beginn des Frühlings aber lockte die Sonne meine Mutter in die ſcharfe Luft auf den Balcon und gegen Abend ſtellten ſich bei ihr Huſten und Fieber ein. Der Stadtarzt verſchrieb eine Medizin und fuhr weg; eine Woche darauf zuckte derſelbe Arzt die Achſeln, und nach zwei Wochen kündete er an, daß die Kranke keinen Tag, d. h. nicht bis zum Freitage, leben werde... Es traf ein! Am Donnerſtage hörte ſie auf zu ſein... Dieſen Schlag hielt der Verſtand meines Vaters nicht aus. In den erſten vier Monaten lachte er laut und ſchrecklich. Ich war damals noch ein Kind, aber ſeine Diener bebten, wenn ſie ſich dieſes Lachens erinnerten. Die darauf folgenden Monate kam er allmälig zu ſich und begann endlich zu ſchluchzen; die Diener dankten Gott für dieſe Thränen und weinten vor Freude. Es verging ein Jahr, und am Tage der Gedächtnißfeier der Verſtorbenen, als der Geiſtliche ihren Namen ausſprach, da zerriß beim Ausſprechen deſſelben etwas in der Bruſt meines Vaters; er faßte ans Herz und lächelte zum erſten mal nicht mehr wie ein Wahnſinniger. Dieſes Lächeln war das letzte, und am Freitage, d. h. am folgenden Tage, ſpielte ich mit den glänzenden Franzen des Goldſtoffes, der den entſeelten Körper meines Vaters bedeckte. Dieſelben Diener erinnern ſich des Lächelns, das ſeine bläulichen Lippen umſchwebte und um ſeine Augen leblos und unbeweglich ſpielte. Mit dieſem Lächeln erwiederte er vielleicht den Gruß meiner Mutter jenſeits des Grabes... Zur Erziehung wurde ich mit meiner Amme ins Haus meines Großvaters gebracht; derſelbe nahm auch das «Düſtere Lager» und das ganze Vermögen in Verwaltung. Am meiſten beſchäftigte ſich mit mir meine Großmutter, eine ehrwürdige Matrone, die mir heimlich Confect zuſteckte und bitterlich weinte, wenn ich auf ihre Frage, wo Papa und Mama wären? mit den Fingerchen zur Spitze des unſerm «Düſtern Lager» angehörenden Glockenthurmes, der zwiſchen dem Walde hervorblickte, hinwies. Der Thränen halber wurde ſie vom Großvater ausgeſcholten, der ſie ein weinerliches Weib, mich aber verzärtelt nannte und nur dann liebkoſte, wenn er in ſeinem Hauſe Gäſte hatte.

«Zwei Jahre alt, mußte ich den Gäſten mit allen Umſtänden erzählen, wie die alte Hexe vorhergeſagt, daß der Onkel am Tage der Hochzeit meines Vaters ſterben würde, wie dem Vater und der Mutter jeder Donnerſtag Furcht und Schrecken eingejagt, und wie der Onkel vom Bräutigam erſchoſſen wurde und die andern ſtarben. Während dieſer auswendig gelernten Erzählung ſtreichelte der Großvater mir gewöhnlich das Haar, nannte mich einen braven Jungen und kneipte mir die Wangen, indem er meine kindiſche Erzählung mit allerlei Redensarten ergänzte. Viel ſpäter erſt begriff ich die ganze Unſchicklichkeit eines ſolchen Geplap-

pers und weigerte mich einſt hartnäckig, aus den Unglücksfällen meiner Eltern eine Art Fabel zur Unterhaltung der Nachbarn zu machen; um dieſe Zeit war ich ſechs Jahre alt. Der Großvater ſchaute mich verwundert an, ſtampfte mit dem Fuße, ſchrie mich an und befahl mir, zu erzählen; ich ſchwieg und büßte für meinen Ungehorſam durch eine Strafe... meine ganze Jugend verwandelte ſich in eine Reihe phyſiſcher und moraliſcher Leiden. Zehn Jahre alt beweinte ich den Tod der guten Großmutter, deren Stelle im Hauſe eine böſe Haushälterin einnahm. Als ich dreizehn Jahre alt war, begann man mich im Leſen zu unterrichten — im funfzehnten aber erfuhr ich, daß das Erbe meines Vaters zum Verkaufe beſtimmt ſei; der Großvater hatte das Vermögen zerrüttet, was er konnte, verkauft und der Vormundſchaft entſagt. Ich entſinne mich, daß um dieſe Zeit oft von den Wahlen im Gouvernement geſprochen wurde, und der Großvater ſich ärgerte, weshalb aber und über wen — weiß ich nicht. An einem Morgen kam plötzlich ein prächtiger Wagen zu uns in den Hof gefahren; aus dem Wagen ſtieg ein Herr und eine halbe Stunde darauf wurde ich ins Cabinet des Großvaters gerufen. Doch wohl nicht deshalb, um dem Angekommenen von der Alten und deren Vorherſagungen zu erzählen? dachte ich, und begab mich in der feſten Ueberzeugung, für den neuen Ungehorſam abermals beſtraft zu werden, dahin. Ich hatte mich geirrt, und die Urſache des Befehls erwies ſich als meinen Erwartungen gänzlich entgegengeſetzt. Der Großvater ſtellte mich einem Herrn von edlem Aeußern vor, der mich leutſelig an die Hand nahm und neben ſich ſitzen hieß. Er blickte mich aufmerkſam an, ſo daß ich ganz verlegen wurde; dieſer Blick drang mir gerade ins Herz; ich bewegte mich unruhig auf dem Stuhle, und wagte nicht, meine Augen weder zum Großvater noch zum Gaſt zu erheben. Der Großvater war ernſter als gewöhnlich. «Worin hat man ihm Unterricht ertheilt?» fragte endlich der Herr, ſich zum Großvater wendend. — «In allem», antwortete derſelbe abgebrochen. Der Gaſt richtete ſich mit derſelben Frage an mich; ich ſchwieg; ich ſchämte mich, es einzugeſtehen, daß all mein Wiſſen ſich auf ruſſiſch leſen und die vier Species beſchränkte.

— Sie fahren mit mir, ſetzte der Gaſt aufſtehend hinzu und vor dem Großvater ſich nicht einmal verneigend, verließ er eilig das Cabinet, indem er mich vorher hinausſchob. Der Großvater wollte mich noch einige Zeit auf dem Gute zurückhalten, indem er ſich mit der Unmöglichkeit entſchuldigte, mich auf der Stelle mit allem nöthigen zur Abreiſe verſehen zu können, der Herr hob mich aber in ſeinen Wagen, ſetzte ſich neben mich, ſchloß die Thür und rief dem Kutſcher ein «vorwärts!» zu.

Kaum hatten wir uns einige Schritte vom Hauſe des Großvaters entfernt, als der Herr abermals meine Hand ergriff und mich liebevoll über mein voriges Leben, über meine Lehrer und über alles mich be-

treffende befragte; dann ermahnte er mich, allen Fleiß aufzubieten, um die meinem Alter unumgänglich nöthigen Kenntniſſe zu erlangen; er verſicherte mich ſeiner Theilnahme und der Bereitwilligkeit, mir in allem nützlich zu ſein, ermuthigte mich und gewann meine Zuneigung in dem Grade, daß gegen Abend, als wir zur Gouvernementsſtadt, von deren Daſein ich im Hauſe des Großvaters kaum etwas gehört hatte, anlangten, der leutſelige Herr mir ganz wie mein nächſter Verwandter vorkam. In kurzer Zeit war ich völlig umgewandelt, und die Theilnahme meines Wohlthäters erweckte in mir, wie zu ihm, ſo auch zu allen meinen neuen Lehrern, eine große Zuneigung. Meinen unerfahrenen Augen ſtellte ſich eine neue Welt dar, neue Bedürfniſſe erzeugten ſich in meiner Seele, und das Lernen ermüdete nicht, ſondern wurde mir zur unumgänglichen Nothwendigkeit. Mir wurde ein helles, reinliches Zimmer in dem prächtigen Hauſe meines Wohlthäters zur Verfügung geſtellt; jede Stunde des Tages erhielt ihre Bedeutung, und des Abends wechſelten Wiſſenſchaften mit Tanz, Fechten und Vorleſen ab. Erſt in der Folge begriff ich, welchem Umſtande ich mein jetziges Wohlergehen zu verdanken hatte. Man erklärte mir, daß der Adel des Gouvernements meinen Wohlthäter zu ſeinem Marſchall erwählt hatte, und daß ſein Verfahren gegen mich eine der Handlungen war, welche ſeinen Ruf als edler und wohlthätiger Mann begründeten. So lebte ich im Hauſe des neuen Adelsmarſchalls, der ſeine Familie in der Reſidenz zurückgelaſſen hatte und drei volle Jahre der wie er ſagte, ernſten und heiligen Erfüllung dieſer ihm auferlegten Pflichten opferte. Dieſe drei glücklichen Jahre enteilten mir wie ein Tag und als ſiebenzehnjähriger Jüngling umarmte ich zum letzten male meinen Wohlthäter, der gleich mir Thränen vergoß. Wir trennten uns; er verließ die Gegend, die ihn verehrte, ich aber ließ mich in daſſelbe Regiment einſchreiben, in welchem ehedem mein Vater und mein Onkel gedient hatten und begab mich, um keine Zeit zu verſäumen, nach Polen. In dieſen drei Jahren waren, wie in mir ſelbſt, ſo auch in allem was mich betraf, viele Veränderungen vorgegangen. Es erwies ſich, daß meine vom Großvater ruinirte Habe nicht verkauft, ſondern durch die Anordnungen deſſelben Marſchalls wieder in Stand geſetzt und die früher gemachten Schulden jetzt durch die Einnahme getilgt wurden. Mein Wohlthäter wählte mir aus dem Kreiſe der Edelleute einen Curator und verpflichtete mich beim Abſchiede mit meinem Ehrenworte, bis zu meiner Mündigkeit mich ſelbſt um die Verwaltung meines Erbes nicht zu bekümmern, ſondern mich mit der von ihm im Regimente zum Verbrauche beſtimmten Summe zu begnügen; hauptſächlich aber — bei der Erinnerung an die Vergangenheit, ſeinen Namen nie auszuſprechen. Dieſen Eid habe ich heilig gehalten und ſogar, als wir uns ſpäter trafen, mich nicht in ſeine Arme geſtürzt, und nur mit einer höflichen Verbeugung den gleich-

gültigen Gruß eines Mannes erwiedert, der dem Anſchein nach das von ihm geſtiftete Gute vergeſſen hatte.

«Neunzehn Jahre alt, wurde ich Officier, das Regiment aber nach Rußland verſetzt. Ich nenne das Gouvernement nicht: es iſt Ihnen gleichgültig... Ich langweilte mich. Meine Untergebenen lagerten in zwei kleinen Dörfern, die der Wittwe eines Edelmanns gehörten, welche ziemlich geziert franzöſiſch ſprach und im Empfangszimmer, inmitten einer großen Geſellſchaft, einzuſchlummern pflegte, den Geiz aber bis zur Vollendung gebracht hatte. Wahrſcheinlich erzog dieſe Gutsbeſitzerin ihre beiden Töchter aus Oeconomie irgendwo außer dem Hauſe; wenn ſie aber von ihnen ſprach, zerfloß ſie in Thränen der Rührung und erhob die Mädchen bis zum Himmel. An Sonntagen erhielt auch ich unter der Zahl meiner Cameraden eine Einladung zur Mittagstafel, erſchien aber gewöhnlich allein. So verging der Herbſt, ſo verging der Winter. In den erſten Frühlingstagen rüſtete ſich die Wittwe zur Reiſe nach ihren Töchtern, und die Dörfchen verloren mit ihr die letzte Zerſtreuung. Da die Briefe an meinen Wohlthäter nicht beantwortet wurden, hörte ich meinerſeits auf, an ihn zu ſchreiben.

Mit dem Eintritt der erſten heiteren Maitage und der Abreiſe der Wittwe zu ihren Töchtern, begann meine Lage noch unerträglicher zu werden. Zu den benachbarten Edelleuten fuhr ich nicht; jede andere Geſellſchaft, die ſich außer dem Kreiſe meiner Cameraden befand, fürchtete ich über alle Maßen. Die Gegenwart von Damen ſchreckte mich dergeſtalt, daß bei ihrem Erſcheinen mir alles Blut ins Geſicht ſtieg, ich bis über die Ohren erröthete und aus dem Zimmer lief. Wie oft habe ich mich der Unterhaltung meiner Cameraden mit dem ſchönen Geſchlechte erinnert, der ganzen Abgeſchmacktheit ihrer Schmeicheleien und der Ungezwungenheit des Lächelns, das dieſe Schmeicheleien erwiederte. Ich ſtellte mir die Frage, weshalb ich ſo ſtreng gegen mich ſelbſt, und was mich abhalte, eben ſolche Ungereimtheiten zu ſagen? An das aufmunternde Lächeln der Damen zu zweifeln, hatte ich kein Recht, weil mein Aeußeres an Anmuth dem meiner Cameraden nichts nachgab und dazu die franzöſiſche Sprache mir einen großen Vorrang vor ihnen gab. Es kam mir ſogar zuweilen vor, daß die Gemahlin unſeres Doctors, eine fünfunddreißigjährige Coquette, zu mir ſich öfter als zu andern wandte. Die Gegenwart der Frau Doctorin zu vermeiden, wie ich andere Damen mied, war aber unmöglich, obgleich ich auch die andern nur aus einem nicht zu beſtimmenden Gefühle, das keineswegs einer Gleichgültigkeit zum ſchönen Geſchlechte glich, mied.

«In ſolcher Stimmung fand mich die Einladung der zurückgekehrten Gutsherrin, bei ihr zu Mittag zu ſpeiſen. Das Billetdoux übergab der Diener meinem Denſchtſchik, indem er mit keiner Silbe andeutete, ob je-

mand anderes bei der Gutsbeſitzerin ſei, oder ob die Geſellſchaft ſich wieder auf die Wirthin, den alten Geſchäftsführer, der ein Edelmann war, eine alte Dame, einen alten Anverwandten, zwei kleine Mädchen, Kinder irgend jemandes aus der Nachbarſchaft und mich beſchränken werde. Ich ließ mein Pferd ſatteln und ritt ins Pfarrdorf, zur Edelfrau. Aber, o Schrecken! Im erſten Zimmer ſtieß mir ein neues Geſichtchen, und zwar ein allerliebſtes auf. Es war von ſehr jugendlichem und friſchem Anſehen; ein junges ſechszehnjähriges, ſich hin und her drehendes Mädchen machte einen ſo tiefen Knix, daß ihr Kleid, welches ſich dabei mit Luft füllte, die Fiſchbeinreife bemerken ließ. Da ſie einen Officier erblickte, entfloh ihrem Mündchen ein Schrei; ich erſtarrte und lief vorwärts. Im Empfangsſaale befand ſich neben der Hausfrau ein zweites bezauberndes Geſichtchen, welches ein wenig älter als das erſte zu ſein ſchien; ich verbeugte mich ungeſchickt, blickte hinter mich und begann ſchon ein Fenſter zu ſuchen, aus dem ich mit Freude geſprungen wäre, die Fenſter waren aber geſchloſſen und die Gutsbeſitzerin empfahl mich ihrer älteſten Tochter. Ich ſeufzte, zerbrach den Schirm an meiner Mütze und nahm ſtumm wie ein Fiſch in einem Seſſel Platz. Erſt nach der Suppe entſchloß ich mich zu reden und wandte mich mit einer Frage an eine von den Töchtern meiner alten Bekannten. Ich entſinne mich, daß ich den Teich lobte, der aus der Thüre, welche zum Balcon führte, zu ſehen war.

— Angeln Sie gern Fiſche? fragte die Tochter der Hausfrau.

— O ja, ſehr gern, antwortete ich, ergriff mit beiden Händen die Serviette und war ſchon im Begriff, ſie ſtatt des Schnupftuches zum Geſicht zu führen.

«Das war der Anfang meiner Bekanntſchaft mit den neuen Perſonen. Nach dem Eſſen lief die jüngere hüpfend nach Angeln; die Mutter legte ſich ſchlafen, ich aber blieb mit der älteſten Tochter allein.

«Ich übergehe die erſte Zeit und ſchreite zur neuen Epoche — zur Epoche der moraliſchen Umwandlung, welche in mir vorging», fuhr Staroslawski fort: — «dieſen Zwiſchenraum beſchränke ich nur auf einen Monat, d. h. auf den Mai.

«Im Juni hörten die Einladungen zur Tafel als unnöthig gänzlich auf: ich brachte alle Tage bei der Edelfrau zu und kehrte nicht ſelten nach Mitternacht erſt zurück. Alle meine Gedanken waren auf einen Gegenſtand concentrirt, meine ganze Zukunft beſchränkte ſich auf eine Hoffnung; mit einem Worte, wenn irgend jemals, auf irgend einem Puncte der Erde ein Gefühl exiſtirte, welches von den Dichtern reine, uneigennützige Liebe genannt wird, ſo war es gewiß das Gefühl, welches mir die ältere Tochter der Edelfrau einflößte.»

— Beſchreiben Sie mir den Gegenſtand ihrer Leidenſchaft mit größt möglichſter Genauigkeit, ſagte ich, Staroslawski unterbrechend. Ich machte

dieſe Frage deshalb, weil ich ſehr begierig war zu wiſſen, was ungefähr nöthig ſei, um... aber es iſt eine Albernheit... eine Nebenſache...

— Wie es Ihnen beliebt, antwortete Staroslawski. Und hier iſt es, das Portrait ſeiner erſten Liebe, ſeiner erſten Leidenſchaft... Notez, ma chère!

Zuerſt ihr Name... aber was liegt am Namen? wenden wir uns zum Aeußeren: mittelmäßiger Wuchs, neunzehnjähriges Alter; Händchen und Füße bezaubernd, die Geſichtszüge nicht regelmäßig, die Naſe groß, vielleicht zu groß, aber ſolche Augen, wie ſie Staroslawski nicht mehr angetroffen hat; das Lächeln bewundernswürdig; eine märchenhafte Weiße der Haut; das Haar, obgleich es nicht ſchwarz, erinnerte an die Flechten der Frauen Frascati's; in allen Bewegungen eine gewiſſe Verzärtelung, Nachläſſigkeit, in der Stimme aber eine ganze Welt von Harmonie. Der Gegenſtand Staroslawski's Leidenſchaft glich, ſeinen Worten nach zu urtheilen, uns gewöhnlichen Geſchöpfen nicht, ſondern zeichnete ſich durch etwas nicht zu erhaſchendes, ſogar dem Begriff der Frau unzugängliches, aus; ſie war weder ein Kind noch eine Frau, nicht ein Genius des Guten, nicht ein Geiſt der Finſterniß, ſondern eine herrliche Miſchung von allem bezaubernden, entzückenden u. ſ. w., u. ſ. w.

«Wenn ich mich des Abends von ihr trennte», erzählte Staroslawski weiter: «trug ich in meinem Herzen Hoffnung, Freude und Seligkeit mit mir fort; wenn ich aber am andern Morgen wieder zu ihr zurückkehrte, verſchwanden alle dieſe Eindrücke, die mein Herz erfüllten, wie das Licht des Tages, wenn die Sonne ſich neigt, und die Kälte der Schönen goß in daſſelbe Herz einen Ocean der Verzweiflung aus. «Aber vermag wohl dieſes Weſen mich zu lieben?» fragte ich mich ſelbſt: «und iſt es endlich im Stande, irgend jemanden zu lieben, oder iſt ſeine Beſtimmung eine andere?» Und dabei ſchweifte mein Verſtand bis zu den Wolken und ſuchte ähnliche Weſen bei den Bewohnern der Sterne.»

Indem er ſolche Dinge erzählte, blickte Staroslawski übrigens auch auf andere Stellen hin, die dunkler als die Bewohner des Sternenreiches waren... Aufmerkſam und... ich verheimliche es nicht vor dir, indem ich mit einem nicht ganz angenehmen Gefühle die rührende Erzählung der erſten Liebe meines Gatten für dieſen Tag anhörte, ſuchte ich in ſeinen Augen den Ausdruck zu erhaſchen, nach welchem man gewöhnlich auf die Stärke des Eindrucks ſchließt, den die Erzählung auf dem Erzählenden ſelbſt ausübt. Ich ſuchte es zu errathen, ob er für ſeine erſte Liebe noch ſchwärme, oder ob er ſie verabſcheue, ob er nicht über ſich ſelbſt und über ſeine Vergangenheit ſich luſtig mache, um durch Selbſtaufopferung die Verirrung des unerfahrenen Herzens zu büßen, oder war vielleicht ſein Eingeſtändniß eine Berechnung? Indem er der Unbeſcheidenheit des leidenſchaftsloſen Augenzeugen ſeiner früheren Liebe zuvorzukommen wünſchte,

bereitete der 36jährige Staroslawski den Verſtand der Dame aus der großen Welt vor, der kurzweiligen Erzählung ſeiner erſten Liebe zuzuhören, und die Dame würde dem Verräther gewiß ſo geantwortet haben: «Ich kenne dieſe Erzählung: Staroslawski ſelbſt erzählte ſie mir; Staroslawski lachte über ſich ſelbſt; und indem er ſich verurtheilte, rechtfertigte er nicht da eben durch dies ſeine Vergangenheit?» Aber die Augen des Erzählers ſchienen ſich durch ſein Sprechen nicht zu beſeelen; indem ich ihm zuhörte, kam es mir vor, als wenn ich in einem Buche las, und zwar aufmerkſam las.

— Alſo Sie liebten Ihre junge Heldin ſehr? fragte ich: — und dieſes Gefühl in Ihnen war nicht unüberlegt, nicht blind, wie bei jungen Leuten, welche die erſte Erlaubniß zu lieben benutzen?...

— Nein, antwortete Staroslawski: — nicht blind und unüberlegt, weil meine Liebe in ihrem ganzen Weſen einen Wiederhall fand. Geſchah es, daß ich in ihrer Gegenwart mich im Leſen eines Schriftſtellers hinreißen ließ, augenblicklich ſpiegelte ſich meine Begeiſterung in ihrer Seele wieder. Gleichmäßig wirkten auf uns eine und dieſelbe Vereinigung der Laute, eine und dieſelbe Harmonie und welche Bemerkungen es auch waren, ſelten erwieſen ſie ſich nicht als vollkommen ähnlich; mit einem Worte, wir blickten, wie es ſchien, auf das Leben, auf die Welt, auf die Menſchen und auf alles mit denſelben Augen, athmeten mit einer Bruſt und waren ſo glücklich, daß der Gedanke ans Heirathen mir garnicht in den Sinn kam. Konnten wir nicht, abgerechnet eine ſehr kleine Unterbrechung, ganze Tage, entfernt von allen, unter vier Augen zubringen? Gab ich ihr nicht die zärtlichſten Namen, welche nirgends anzutreffen ſind? Lächelte ſie mir nicht zu beim Geſtändniſſe meiner ewigen, unveränderlichen Liebe?... Ich verehrte über alles Chopin; ſeine von mir ausgeführten Piecen hätten den Componiſten ſelbſt wahnſinnig gemacht; wahrſcheinlich fühlte ſie dieſelben gleich tief, ich aber... ich verging ganz in Gefühl. Und wie viel Schätze in einem Weſen!

«Der Herbſt kam heran; es begann zu regnen; die Blumen welkten und die Edelfrau erkältete ſich; es ward beſchloſſen, ſich zum Winter nach Moskau zu begeben. Ich weinte, die jüngſte Tochter weinte: ich that ihr leid; es gab übrigens Augenblicke, in welchen das ſchöne Kind bei dem Gedanken an die bevorſtehenden Bälle, an Theater, Wiederſehen ihrer Freundinnen von der Penſion aus und an die Schlittenfahrten vor Freude hüpfte. An ihr war alles ungezwungen und lieblich; ſie wußte es, daß ich ihre Schweſter liebte; und dies war ihr Urſache genug, um mich zu lieben. Die ältere Schweſter beſaß ganz die Zuneigung der jüngeren.

«Es fiel Schnee; Kiſten und Kaſten wurden vollgepackt und mit denſelben eine Fuhre, eine Kibitke und ein Schlitten beladen; es wurde

nach der Sitte unſerer Vorfahren durch ein Dankgebet die Reiſe vorher eingeweiht; man ſpeiſte um zehn Uhr Morgens zu Mittag; zog warme Ueberkleider an, ſetzte ſich warme Mützchen auf, ruhte noch einen Augenblick in den Seſſeln, nahm dann von mir, von dem Geſinde Abſchied und fort fuhren ſie! Lange ſtand ich mit entblößtem Haupte ſtumm auf der Treppe. Als ich ins Dörfchen, wo meine Mannſchaft ſtand, heimkehrte, fühlte ich gegen Abend am ganzen Körper einen Schauer, am folgenden Tage aber bekam ich ein hitziges Fieber; ich lag einen ganzen Monat danieder — es kamen keine Briefe... Die Kräfte kehrten zurück. Ich ſchrieb ſelbſt einen ſehr langen Brief: er wurde mit Liebe beantwortet; ich ſchrieb noch und erhielt wieder eine Antwort; kurz, in meinem Archive war einſt ein Packen Briefe aufbewahrt, von denen der eine zärtlicher als der andere war.

«Aber kürzen wir die Erzählung ab (ſagte Staroslawski, wie es ſchien, die Ungeduld, mit der ich ihn zuhörte, bemerkend). Mit der Rückkehr des Frühlings kehrte auch die Edelfrau auf ihre Beſitzung zurück; auch ihre Töchter waren mit ihr erſchienen; mit ihnen kehrte auch mein Glück zurück. Die älteſte ſtreckte mir lächelnd eine Hand entgegen, die jüngere beide; in ihren Augen ſtrahlte mehr Freude. Das war ſehr natürlich: hatte ſie es wohl nöthig, das zu verbergen was in ihrem Herzen vorging?

«Moskau hatte die Geſundheit des Gegenſtandes meiner Leidenſchaft zerrüttet: ſie hatte ausfahren, tanzen, ſich beliebt machen müſſen, während ihr garnicht danach zu Muthe war. Die arme war blaß und mager geworden. Die Aerzte verordneten ihr Spaziergänge des Morgens in aller Frühe, Milch und Bäder. Ich ſtand mit der Sonne zugleich auf und wandelte mit meiner Geliebten allein umher.

«Mein Curator benachrichtigte mich, daß mein Großvater mich zu ſich berufe: ich antwortete dem Curator. Die Krankheit meiner Geliebten nahm zu, die Edelfrau aber ſchlief: ſie ſchlief den ganzen Morgen, den ganzen Nachmittag, die ganze Nacht — wer vermochte da wohl meine Stelle bei der Patientin zu vertreten und aus weſſen Händen hätte ſie wohl die widerlichen Mixturen eingenommen, wenn nicht aus den meinen?

«Einſt kam es mir in den Sinn, die Kranke durch eine Jagdpartie auf wilde Enten zu zerſtreuen. Ein Boot brachte uns auf eins der Inſelchen des Sees, welcher der Edelfrau angehörte. Den Ruderern befahl ich, die Enten zu uns zu treiben, und blieb mit meiner Kranken allein. Wir plauderten bis in die Nacht hinein. Die Enten ſetzten ſich ſchwarmweiſe ganz nah bei der Inſel ins Waſſer; ich aber hatte die Flinte vergeſſen und was auch die Wildauftreiber von dem Nichtſchießen denken mochten, uns war ſehr wohl: wir dachten zum erſten male über die Zukunft nach. Sie gedachte mit Entzücken der Umgegend Reval's, der küh-

len Seebäder, der Spaziergänge längs dem ſandigen Meeresufer. Die Mutter hatte ihren Töchtern verſprochen, ſie bei vortheilhaftem Verkaufe des Getraides nach irgend einem Badeorte zu führen.

«Wie wenig iſt doch nöthig, um dieſem Weſen eine Glückſeligkeit zu bereiten, dachte ich, indem ich ihrer Schwärmerei von der Fahrt nach Reval entzückt zuhörte: — aber Palermo mit ſeinen ſchlanken Palmen, aber Sorrento mit ſeinem blauen Meerbuſen; aber das wundervolle Neapel, aber Chamounix mit ſeinem unendlichen Teppich wohlriechender Blumen, aber das herrliche Venedig, aber am Ende auch noch das «Düſtere Lager»!... Wie ſüß wird nach Verlauf eines langen und glücklichen Lebens-Frühlings mit ihr in ſeinen heimiſchen Mauern ungeſtört der Abend zu erwarten ſein!... Konnte ich ihr aber wohl zu der Zeit, als das ganze, von Schulden belaſtete väterliche Erbe kaum dem öffentlichen Verkaufe entgangen war, ihr meine Pläne entdecken? Sie war ſo jung und liebte mich ſo ſehr! Ich war auf die Erwartung angewieſen, und iſt es nicht des Glückes Gipfel, liebend und hoffend zu erwarten?

«Wieder begann der Winter und mit dem Erſcheinen deſſelben wurden neue Vorbereitungen zur Abreiſe getroffen. Diesmal gerieth ich in Verzweiflung. Tauſendmal des Tages griff ich zur Feder, konnte aber nichts ſchreiben — keine Worte, keine Ausdrücke finden. Wir hatten mit einander in ſo nahem Seelenbunde geſtanden, daß leere Phraſen mir nicht mehr genügen konnten. Ihr von meiner Liebe zu ſchreiben... warum ſollte ich es? war ſie derſelben nicht gewiß? Sollte ich von der Vergangenheit ſchreiben? Die Vergangenheit blieb uns unvergeßlich! Ende Januar wurde ich in Dienſtangelegenheiten entſendet. Ich eile mit Windesſchnelle nach Moskau. Mein Herz war bereit zu zerſpringen, als ich von dem Verbeugungs-Berge (Поклонная гора) herab die goldenen Kuppeln der Cathedral-Kirchen erblickte; aber die Freude tödtet nicht: ich blieb geſund und friſch. Nachdem ich mich in einem Gaſthauſe umgekleidet, jagte ich zu ihr hin. Es war Abend. Das Haus finden, bei der Auffahrt klingeln, zu fragen, ob ſie geſund ſei, ob ſie zu Hauſe und in das Empfangszimmer ſtürzen — alles dies war das Werk eines Augenblicks. Die jüngere Schweſter lief mir mit einem Freudenſchrei entgegen; in ihren ſchönen Aeuglein erglänzten ſogar ein Paar Thränen; ich hätte dieſe Aeuglein küſſen mögen. Die Säle aber waren mit Gäſten gefüllt: auf dem Haupte der Mutter wehte eine Feder, ihre Schultern und Arme waren entblößt. Ich war unvermuthet zu einem Ball gekommen. Ich vergaß meine angeborene Blödigkeit, achtete auf niemand, ſuchte ſie mit den Augen überall, erblickte ſie aber nicht. «Sie kleidet ſich an», flüſterte mir ihre Schweſter zu: «man hat es ihr geſagt... ſie beeilt ſich»... Es vergehen fünf Minuten, eine halbe, eine ganze Stunde wie eine Unendlichkeit! Endlich iſt ſie da! Im weißen Kleide, mit einem Bou-

quet weißer Camelien — und wie ſchön iſt ſie! Die Gäſte begrüßen ſie, ſie verbeugt ſich vor denſelben, ſie verbeugt ſich auch vor mir... Aber konnte es wohl anders ſein? Und mit welchem Rechte wäre ich zu ihren Füßen geſunken, da im Hauſe ein Ball war, und gehörte die Dame vom Hauſe nicht den Gäſten an? Das Gaſtzimmer iſt kein Eiland auf einem See!

— Wie freue ich mich, Sie wiederzuſehen! ſagt mir die Mutter faſt ins Ohr: — Sie hätten ſchon längſt zu uns, nach Moskau, kommen ſollen; es iſt bei uns ſo fröhlich. Tanzen Sie?

— Nein... ja... übrigens, freilich, ja... und alles, was Sie wünſchen... murmelte ich vor mich hin, der Mutter zur Antwort, welche ſich zu den andern Gäſten wandte.

«Die erſten Accorde einer Quadrille erſchallten; die jüngere Tochter engagirte mich. Ich bin ſehr erfreut! Aber ſie? Ich wollte lieber mit ihr...

— Die Schweſter iſt auf den ganzen Abend engagirt.

— Das iſt ja entſetzlich! aber es iſt nichts zu machen...

«Noch drei Stunden und die Gäſte fahren nach Hauſe, und dann... Aber, mein Gott, wie ſchön iſt doch das Leben, wie ſchön die reine Liebe!»

— Haben Sie jemals geliebt? fragte mich Staroslawski, ſeine Erzählung unerwartet unterbrechend.

— Fahren Sie fort, antwortete ich zerſtreut. Faſt beleidigte mich ſeine Frage in dieſem Augenblicke... Und was geht es ihn an, ma chère, ob ich geliebt habe? Nicht wahr, dieſe Frage war nicht am rechten Orte?

«Der Abend endete; in der Morgendämmerung waren die Gäſte ſchon im Begriff ihre Hüte aufzuſuchen... ich triumphirte! Die jüngere Tochter ſtand neben mir; wir lachten, aber nur mein Lachen war ungezwungen; ihre Lippen bewegten ſich kaum, die Augen aber wollten weinen — ſo ſchien es mir wenigſtens. Plötzlich erſcheint an der Thür ein Diener: er trägt in ſeinen Händen einen ſilbernen Präſentirteller mit Champagner-Pokalen. Weshalb das? Uebrigens wunderte nur ich allein mich. Die andern Gäſte umringten den Diener, und die Pokale ergreifend, wandten ſie ſich zu jemanden. Ich blicke hin: die Hausfrau verbeugt ſich... es verbeugt ſich auch noch eine dritte Perſon — ein bejahrter Mann mit einem weißen Tuche um den Hals...

«Aber worüber wundere ich mich denn eigentlich?... Das war ja der Bräutigam der ältern Tochter, und an dieſem Abende wurde die Geſundheit der Verlobten getrunken, die Gäſte wußten es ſchon vorher, und wunderten ſich nicht darüber... ich erfuhr es... und verließ nach einer Stunde Moskau...

— Und Sie verachten Ihre Geliebte nicht, Monſieur Staroslawski? rief ich außer mir vor Unwillen aus.

— Verachten? wiederholte er ſcherzhaft. — Weshalb denn? Es erwies ſich, daß der Bräutigam ein Haus und zwar mit Kaufläden, dann noch außerdem ein Gut und einige Antheile an verſchiedene Pachten beſaß — alſo ein vortheilhafter Bräutigam war. Die Mutter beredete ihre Tochter, ſich zum Beſten der jüngeren Schweſter zu opfern, welche, nach den Worten der Mutter, die Gegenwart der ältern hindere, eine Partie zu machen. Sie durchweinte eine ganze Nacht und opferte ſich ſo zu ſagen zum Heil ihrer Schweſter. Nach drei Jahren traf ich ſie in Moskau wieder (ſetzte Staroslawski ruhig hinzu); ſie ſchien mir mit ihrem Geſchicke ſehr zufrieden. Was ich für leidenſchaftliche Liebe zu mir gehalten, war nichts weiter als der Wunſch, ihrer Mutter, mit Hülfe der ungewöhnlichen Fähigkeit, die ſie beſaß, ſich allen Characteren anzupaſſen, durch eine raſche Heirath einen Gefallen zu erweiſen. Ich, z. B. liebte Chopin, ſie ſpielte ſeine Stücke unübertrefflich. Ihr Ehemann beſitzt eine Leidenſchaft für ruſſiſche Literatur und Apfelbäume: ſeine junge Gemahlin iſt von den Erzeugniſſen der erſteren hingeriſſen und pflanzt die der letzteren. Die erſte Zeit meiner Entzauberung kam mir freilich ſchwer und unerträglich vor; ich fand aber nach vernünftiger Ueberlegung, daß ich beinahe ſelbſt ſchuld war.. Aber genug, ſagte Staroslawski aufſtehend: die Sonne iſt untergegangen, Ihre Geduld zu mißbrauchen, finde ich mich nicht berechtigt...

— Aber Ihre Erzählung iſt noch nicht beendet, rief ich aus: es fehlt derſelben die moraliſche Schlußfolgerung.

— Ich habe an dieſe nicht einmal gedacht! antwortete Staroslawski lachend.

— Wenn Sie wollen, denke ich ſie mir hinzu.

— Sie werden mich ſehr verpflichten.

— Gut. Es irrt ſich derjenige, welcher den Frauen das Gefühl einer wahrhaften, uneigennützigen und gänzlichen Aufopferungsfähigkeit abſprechen will.

— Ich begreife nicht, bemerkte Staroslawski: — wie Sie alles dies aus meiner Erzählung folgern.

— Ich hoffe Recht zu haben.

— Erklären Sie Sich, um Gottes Willen.

— Haben Sie die Legende vergeſſen?

— Ich begreife noch immer nicht.

— Sonderbar!

— Aber was hat denn das Verfahren eines jungen Mädchens mit der Legende gemein?

— Sie konnte und durfte nicht anders handeln.

— Es wäre ſchrecklich, wenn Ihre Worte kein Scherz ſind...

— Wenn ſie davon überzeugt war, daß die Liebe zu ihr mit der

Zeit Ihr Unglück ausmachen würde, mußte ſie ſich da nicht, um dieſes Unglück zu vermeiden, einem andern, der vielleicht, wie man ſagt, weniger anziehend, aber doch wahrſcheinlich ein ordentlicher Menſch war, hingeben?

— Wie ſo, mein Unglück? rief Staroslawski lebhaft aus.

— Freilich das Ihrige.

— Aber meine Leidenſchaft zu ihr, meine unbegränzte Leidenſchaft?

— Wohin hätte ſie geführt, dieſe unbegrenzte Leidenſchaft?

— Zu einem dauernden, vielleicht ewigen Glücke.

— Es was für das arme Mädchen unmöglich: Sie konnten ſie nicht heirathen.

— Ich... ich!

— Sie, Sie, der älteſte des Geſchlechts. Was wäre in Ihrer Vermählung mit der Tochter der Gutsbeſitzerin außergewöhnliches geweſen?... Die Legende hätte es Ihnen nicht geſtattet.

— Sie lachen über mich, ſagte Staroslawski, faſt gekränkt durch meine anhaltende Myſtification: — übrigens bin ich ſo eigenliebend, daß ich meine Ueberzeugung nicht verheimlichen werde: ich glaube an Legenden!

— Auch die fürchterliche Erſcheinung der September-Nacht nicht ausgenommen? fragte ich lächelnd.

— Ja, auch dieſe nicht ausgenommen.

— Enttäuſchen Sie Sich: ſie wird nicht ſtattfinden, dieſe Erſcheinung!

— Eine neue Myſtification!

— Nein; aber mußte ſie denn nicht, nach der Vereinigung zweier feindlicher Geſchlechter aufhören? bemerkte ich, indem ich fortwährend lachte.

— Das heißt, unſeres mit dem Ihrigen, vermittelſt einer Heirath? fügte Staroslawski hinzu.

— Sie vergeſſen die Rolle des Ehemanns und geben mir dadurch ein Recht zur Scheidung.

— Ich bin bereit, Gräfin, Ihnen die Freiheit zu geben, aber unter einer Bedingung.

— Unter welcher?

— Sie erſtatten mir meine Rechte auf Sie am achtundzwanzigſten September feierlich zurück.

— Das heißt, bei der Wiederholung der Schreckniſſe, an welche Sie ſo naiv glauben. Ich bins zufrieden und zwar von Herzen, antwortete ich Staroslawski, ihm die Hand darauf gebend, welche er küßte — übrigens, ma chère, zum erſtenmale.

Ich konnte mich noch lange nicht des Lachens enthalten, wenn ich meinen zukünftigen Gemahl anblickte — ſo beluſtigend ſchien mir der höchſt komiſche Aberglaube eines ſo klugen Mannes, wie Staroslawski.

Wie dem auch ſei, ſo war der im «Düſtern Lager» vollbrachte Tag denn doch ein ſehr angenehmer und zugleich äußerſt poetiſcher.

Derſelbe Tillburi führte uns in einigen Minuten aus dem «Düſtern Lager» nach Skorlupskoje. Auf dem Wege ſchlug mir Staroslawski vor, in der Nähe derſelben Stelle, wo, nach den Ueberlieferungen, das blutige Drama mit dem Einſiedler und dem jungen Pan vorgegangen war, anzuhalten; mir wurde aber ſo bange, ma chère, daß ich aller Poeſie der Ueberlieferungen entſagte, den Lauf des Pferdes zu beſchleunigen bat, und dies um ſo mehr, da auf dem Wege, hinter uns, ſich etwas ſehr großes zeigte. Selbſt Staroslawski, der meine Verſicherungen anfangs für paniſchen Schrecken hielt, verlor ſich im Enträthſeln dieſes Gegenſtandes, als er denſelben erblickte. Wie, wenn es ein Bär wäre? Welch ein Schreck, ma chère! Gegen Mitternacht erreichten wir den Proſpect von Skorlupskoje — und bei der Wendung deſſelben begegnete uns Papa. Ich geſtehe dir, daß ich einen Ausputzer erwartete, aber alles endete, wie es nicht beſſer kommen konnte: Papa bezeigte nicht die geringſte Unzufriedenheit, er war im Gegentheil ſehr liebenswürdig und fragte, nach ſeinem ihm eigenthümlichen Zartſinn, nicht einmal, was uns ſo lange im «Düſtern Lager» aufgehalten habe.

An der Treppe verabſchiedete ſich Staroslawski und begab ſich auf den Rückweg, ich aber und Vater traten ins Haus. Im Verlauf des ganzen Abendeſſens ſprachen wir vom Dnepr. Obwohl ich von der Wirthſchaft keinen Begriff habe, ſo muß ich doch glauben, daß die von Vater unternommenen Arbeiten ſehr wichtig ſind, da ſie ſeinen Kopf ganz eingenommen haben. Den größten Theil unſerer Zeit verbringen wir in Geſellſchaft des Gelehrten, wie Joſeph den Maſchiniſten nennt. Ich kann dir jedoch keine umſtändlichen Nachrichten von Vaters Unternehmen geben: alles dies iſt meinen ſchwachen Begriffen nicht ganz erreichbar. Wie es ſcheint hat man den Vorſatz gefaßt, den Dnepr ſo hoch zu heben, daß ſich Skorlupskoje in eine Halbinſel verwandelt, das Waſſer aber wird gezwungen, durch ſeine Kraft Bretter zu ſägen, Mehl zu mahlen, Nägel zu machen, ja, ſogar Zwirn und Leinwand oder etwas von der Art zu fabriciren... Denke dir, daß man ungeheuere Stämme deshalb in die Erde rammt, damit das Waſſer zum Stehen komme und Bauten von großem Umfange ſind ſchon faſt beendet. Mir aber hat man das Tractement der Arbeiter an den Feiertagen auferlegt, was ich mit um ſo größerem Vergnügen ausübe, da jede neue Unterhaltung, die ich erdenke, von den guten Bauern mit ungekünſtelter Dankbarkeit aufgenommen wird. Die Hauptunterhaltung beſteht aber in den Reigen (хоровод), zu welchen alle Weiber und Mädchen der Umgegend ſich verſammeln. In den erſten Tagen konnte ich es nicht begreifen, wie dieſer Nationaltanz auch nur angenehm erſcheinen könne, und wie es irgend möglich ſei, ſich

an den Händen faſſend, den ganzen Abend hindurch zu gehen, und dabei einander kein Wort zu ſagen; nun aber wundert mich dies alles ſchon nicht mehr und ich bin überzeugt, daß mit der Einfachheit der Sitten nur ungekünſtelte Vergnügungen, die ihrer Eigenſchaften wegen der Natur am nächſten ſtehen, übereinſtimmen können.

Trève de philosophie, meine Freundin! ich bin ſchrecklich müde geworden und wiederhole, daß ich meine Briefe nicht durchleſen werde... Ich habe Langeweile! Das Wetter verſchlechtert ſich; lebe wohl, du ſchöner Sommer! Wo wir den Winter ſein werden — weiß ich nicht. Einen ſonderbaren Einfluß übt das Landleben auf die weibliche Natur aus! Glaubſt du es mir, daß wenn mich in dieſem Augenblicke jemand fragen würde, ob ich Luſt hätte, nach der Reſidenz zu fahren, ich ebenſo antworten würde: ich weiß es nicht, ich weiß es nicht! Lebe wohl; ich fürchte mich, mehr zu ſagen.

Siebenter Brief.

Es iſt beſchloſſen, meine Freundin, bis der erſte Schnee fällt, bleiben wir auf dem Lande. Ich bin in Verzweiflung, da ich noch nie dem Winter inmitten von Wäldern begegnet bin und nicht einmal einen Begriff habe von der ſogenannten ſterbenden Natur.

Wenn ich deine Briefe aus der Reſidenz mit den meinen vom Lande vergleiche, fange ich an zu denken, daß du die deinen entweder abſichtlich abkürzeſt oder unſer abgelegener Ort mehr Gegenſtände zur Beſchreibung darbietet, obgleich ich dieſen Augenblick zur Feder greife und nicht weiß, womit ich beginnen ſoll. Aber triumphire noch nicht, denke auch nicht, daß nun über nichts mehr zu ſchreiben wäre; im Gegentheil, es fehlt nicht an Gegenſtänden zum erzählen. Erſtens der zweite Beſuch unſerer poetiſchen Verwandten mit allen Mitgliedern der theueren Familie Agaphokleja Afanas'jewna's Grjukowski, ſie ſelbſt nicht ausgeſchloſſen. Zweitens ſind die ihrer Ankunft vorhergegangenen Ereigniſſe, in ihrer Art, äußerſt originell; dann... dann... Ich beginne aber mit den Ereigniſſen der Ordnung nach. Am Tage nach meiner Luſtpartie ins «Düſtere Lager», ſprengte zu uns ein Abgeſandter von den Grjukowski's mit einem Briefe, der an meinen Vater adreſſirt war. Stelle dir unſer Erſtaunen vor, chère amie: Agaphokleja Anastas'jewna benachrichtigte uns in den allerverzweifelndſten Ausdrücken von einer unbegreiflichen Krankheit Kupers und bat Papa, ihr ohne Verzug Joſeph zu ſchicken, indem ſie als Poſtſcript hinzufügte, daß die zärtliche Mutter nur in Joſeph allein alle ihre Hoffnung ſetze.

— Sie iſt verrückt geworden! rief Papa aus und ließ den Boten rufen. Aus den Worten des letztern ſchloſſen wir, daß Kuper in der

Nacht auf ſehr ſonderbare Weiſe erkrankt ſei. Der Diener Grjukowski's drückte ſich folgendermaßen aus: «er ritt irgendwo hin; auf die Fragen der alten Herrin: wo er geweſen und wohin er geritten, habe der junge Herr nicht zu antworten beliebt, er müſſe aber weit geritten ſein, da das Pferd ganz abgemattet geweſen, und endlich habe der junge Herr ſeiner Mutter geſagt: «Schicken ſie nach dem franzöſiſchen Doctor, welcher in Skorlupskoje wohnt, andere Aerzte aber will ich nicht», worauf er denn auch abgeſandt und nach Joſeph geſchickt ſei. Bei der meinem Vater eigenen Gutmüthigkeit, war er ſchon bereit, ſogleich ſich ſelbſt zu den Grjukowski's zu begeben; ich weiß aber nicht, weshalb ich es wünſchte, daß Papa nicht hinfahre. Ich war innerlich davon überzeugt, daß die Krankheit Kupers nichts weniger als eine ernſthafte ſei und beredete Vater, zu Hauſe zu bleiben. Wir rüſteten Joſeph aus und verſahen ihn mit allen Arzeneien, die ſich im Hauſe vorfanden. Als wir uns am andern Tage einer Gruppe in der Nähe des Dnepr arbeitender Bauern näherten, wunderten wir uns ſehr, unter denſelben Joſeph zu erblicken. «Schon zurückgekehrt?» fragte ihn Papa; Joſeph machte mit der Hand ein abwehrendes Zeichen, wendete ſich ab und fuhr in ſeiner Arbeit fort. Auf ſeinem gutmüthigen Geſichte ſpiegelte ſich ein tiefer Unwille ab. Papa ging weiter, ich aber war neugierig und näherte mich dem Franzoſen, um ihn mit Fragen zu überhäufen. «Allons donc, ma chatelaine, ne vous faites pas du chagrin a propos de ce farceur d'Adonis; je n'en voudrais pas pour soigner mon chien ne vous déplaise non seulement...» Bei dieſen Worten ſchwieg Joſeph faſt zornig und hörte nicht auf, die Achſeln zu zucken und den Kopf zu ſchütteln. Mit ſeiner lakoniſchen Antwort nicht zufrieden, bat ich Papa, ſeine ganze Macht über ihn in die Wagſchale zu legen; auch dies Mittel hatte jedoch keinen beſſern Erfolg, und alles, was uns von ihm zu erfahren glückte, war, daß Kuper geſund ſei. Wir ſpeiſten allein, am Nachmittag aber kam Staroslawski. Der Abend verſtrich ſchnell und angenehm; der Gegenſtand des Geſprächs war der Kaukaſus; unſer Nachbar hatte mehrere Jahre daſelbſt zugebracht und mit verſchiedenen Detachements höchſt merkwürdige Streifzüge gemacht. Staroslawski beſitzt eine ungewöhnliche Rednergabe; ſeine Erzählung iſt lebendig und nicht im geringſten ermüdend, was man ſo ſelten antrifft; außerdem iſt er, ohne es zu übertreiben, beſcheiden und weicht ſehr geſchickt jeder Gelegenheit, von ſich ſelbſt zu ſprechen, aus dem Wege. Nach der Erzählung vom Kaukaſus berührte das Geſpräch viele Perſonen, welche Papa einſt kannte, und für die er ſich ſehr intereſſirt. Zu meinem Vergnügen erfuhr ich an dieſem Abende, daß Papa ſogar die Verwandten Staroslawski's, und beſonders den Großvater, von welchem mir Staroslawski im «Düſtern Lager» erzählte, kannte. Ich vergaß dir, chère amie, zu ſagen, daß dieſer Großvater allen Reichthum, den er

während der Verwaltung von Staroslawski's Gütern erworben, ihm auch wieder vermacht hat. Wie soll man da nicht einstimmen, daß das Schicksal zuweilen der unpartheiischste Richter ist?

Diesmal blieb der Nachbar bei uns zum Abendessen und kehrte später als gewöhnlich heim.

Als ich mich in mein Gemach begab, begegnete ich Joseph. Er machte eine Bewegung, die ein geheimes Vorhaben durchschauen ließ. Joseph wollte sich vor mir verbergen und gerieth sichtlich in Verlegenheit, als ich ihm zuvorkam und den Weg versperrte. «Je voudrais dire deux mots au général», brachte er hervor, indem er sich bemühte, mir auszuweichen. Ich war sehr schläfrig und entließ den Unglücklichen schnell. Erst am andern Morgen beim Theetisch erfuhr ich von Papa, an welcher sonderbaren Krankheit unser lieber Verwandter litt und welche Hülfe seine Mutter vom französischen Doctor erwartete. Dem Doctor wurde für die Vermittelung zwischen dem verliebten Poeten und meinem Herzen eine Belohnung angeboten; erkrankt war der Poet aber vor Aerger, daß er mich im Tillbury mit Staroslawski hatte fahren sehen, welcher auf der Rückfahrt vom «Düstern Lager» ihn im Gebüsch bemerkte und wahrscheinlich erkannt hatte, und dem Groom etwas ins Ohr flüsterte; der Groom ließ dem Renner die Zügel und würde den Poeten gewiß ohne Verzug eingeholt haben, wenn der letztere nicht die Flucht ergriffen hätte. Ich glaube es nicht, daß Staroslawski das Resultat des nächtlichen Wettrennens seines Groom bekannt ist, Joseph aber hatte von den Dienern der Grjukowski's in Erfahrung gebracht, daß der junge Herr in einen schrecklichen Sumpf gerathen sei, aus welchem ihn bei der Morgenröthe der Förster Staroslawski's gezogen hatte. Von mir will ich nicht sprechen; du kennst mich, ma chère; aber Papa, der so selten lächelt, lachte bis zu Thränen, während er mir Josephs Erzählung mittheilte, von welchem der Poet übrigens das Versprechen genommen, ihn nicht zu verrathen und das Ereigniß geheim zu halten.

Ich hoffte wenigstens, daß das erste Scheitern seine zarten Gefühle für mich abgekühlt habe, und daß wir des Vergnügens, ihn bald in Skorlupskoje zu sehen, verlustig gehen würden; der Poet aber dachte anders, und — o Unglück! kaum standen wir vom Theetisch auf, als die bekannte Kalesche mit fürchterlichem Gerassel bei uns vorfuhr, desgleichen noch eine Equipage und noch eine — ein Zeichen, daß die ganze Familie angekommen sei. Wie es nun gewöhnlich zugeht: anfangs Ausrufe, dann geräuschvolles Durcheinanderreden, Küsse, Liebkosungen und das Mittagsmal in voller Geschäftigkeit, mit allen Unordnungen und mißlingenden Zuvorkommenheiten... Nein, meine Freundin, auch das Landleben hat sehr viel unangenehmes; eine Nachbarschaft wie diese ist hinlänglich, um in die Residenz, ja, sogar bis ans Ende der Welt zu

enteilen. Ich weiß nicht, war es ein Vorurtheil, oder war es die letzte Thorheit Kupers und ſeiner Mama, aber diesmal kamen mir, wie Antonine, ſo auch Kuper ſelbſt noch fader, noch unausſtehlicher vor; ich gab mir das Wort, mich ihretwegen nicht im geringſten zu genuiren, wenn dies auch zu einem gänzlichen Bruche führen ſollte.

— Mon cousin, ich richte mich an Sie mit einer Bitte, ſagte Agaphokleja Anastas'jewna, ſich zu Papa wendend: — mein von weitem angekommener Neffe bittet Sie um die Erlaubniß, einige Zeit auf Ihren Beſitzungen zu jagen. Er iſt ein ſehr lieber Menſch und der Freund meines Kuper, er war Militair, nahm aber wegen häuslicher Angelegenheiten ſeinen Abſchied und ſiedelte ſich auf dem Lande an. Er hat zweihundert Bauern, fügte Agaphokleja Anastas'jewna hinzu, indem ſie einen Seitenblick auf mich warf.

Natürlich antwortete Papa, daß es ihn ſehr freue; ich aber konnte mich nicht enthalten, die Gäſte abſichtlich zu reizen und bemerkte Papa, daß Staroslawski das Recht zugeſtanden ſei, allein in unſeren Wäldern zu jagen und daß folglich nur er allein das Recht habe, es andern zu geſtatten... Man mußte ſelbſt ſehen, welchen Eindruck meine Worte, nicht allein auf die Alte, nicht allein auf Kuper und Antonine, ſondern auch auf die jüngern Glieder der Familie ausübten.

Mais qu'est ce que c'est vraiment que ce Staroslavsky? ziſchte die eine. — Mais c'est un trouble-fête que cet homme! ſagte Geſichter ſchneidend die andere. — Kuper biß ſich unterdeſſen in die Lippen und wechſelte mit Antoninen, die vor Wuth bleich geworden an ihrem Halstuche zupfte, liſtige Blicke. Indem er mir verſtohlen mit dem Finger drohte, beruhigte Vater die Geſellſchaft und verſicherte, daß Staroslawski ſich ohne allen Zweifel ein Vergnügen daraus machen werde, der Zahl der übrigen Jäger anzugehören, und auch wahrſcheinlich ſeine Felder anbieten werde...

— Und die Moräſte gleichfalls, ſetzte ich hinzu, indem ich den Poeten, in deſſen Geſicht eine Röthe aufloderte, anblickte.

— Aber Gräfin, mein Sohn ſchießt ja nicht! unterbrach mich Agaphokleja Anastas'jewna in beißendem Tone.

— Aus einer Flinte, Mamachen, wollen Sie ſagen; aber aus einer Piſtole nicht ganz übel, glauben Sie es mir! rief Kuper.

Ich weiß nicht, womit dies Geſpräch, das für mich eine drohende Richtung zu nehmen begann, geendet hätte, Papa aber miſchte ſich in daſſelbe und alle nahmen wieder ein ruhiges Aeußere an; bei allen, natürlich mich und Papa ausgenommen, verbarg ſich der Groll im tiefſten Herzensgrunde.

Am Abend ſchlug ich, um der Schwermuth zu entgehen, einen Spaziergang vor und mußte mit Widerwillen Kupers Arm annehmen. An-

fangs war das Geſpräch allgemein. Dieſelben Madrigale, dieſelbe blumige Sprache — daſſelbe, was ſchon zu Anfang unſerer Bekanntſchaft geſagt war; die Geſellſchaft trennte ſich aber allmälig von uns, und ich hatte mich nicht geirrt, als ich endlich etwas neues zu vernehmen erwartete.

— Gräfin, ſagte der Poet feierlich (merke es dir, ma chère, daß mein Titel zum erſten mal an die Stelle des zärtlichen ma cousine trat): — ich habe alles vorausgeſehen, und es würde mir betrübend ſein zu glauben, daß Sie Sich irrten, wenn auch nicht in meinem Herzen ſo doch in meinem Verſtande...

Ich blickte Kuper an und erwartete die Fortſetzung ſeiner Rede: die Einleitung verſprach viel Ergötzliches; die Fortſetzung ließ nicht lange auf ſich warten.

— Es gibt Sympathien, Gräfin, deren Ausgang den äſthetiſchen Eigenſchaften der Seele des Menſchen eine andere Ueberzeugung, eine andere Richtung geben, fuhr der Poet, ſich begeiſternd, fort: — und am Scheidewege des Lebens verwandelt ſich der Menſch oft in einen Böſewicht; weshalb aber, ſagen Sie doch? Der Poet ſchöpfte Athem, mir aber kam der Sumpf in den Sinn, und um nicht hell aufzulachen, erkünſtelte ich ein Hüſteln.

— Sie lachen? ſprach Kuper gedehnt: — Ihr Gehör hat ſich an das verzweifelte Wehklagen tief Gerührter gewöhnt, und es iſt demſelben das Lallen des Kindes und das Brüllen des Tigers gleich; dieſes Gehör iſt verſteinert durch den flammenden Athem der Schmeichelei, durch vorbereitete Phraſen, durch parteiiſche Verſicherungen, durch...

— Sagen Sie mir, mon cousin, unterbrach ich ihn: — wie iſt Ihr Verwandter, der bei uns zu ſagen wünſcht?

— Welch ein raſcher Uebergang, Couſine!

— Aber mich däuchte, daß Sie geendet hatten...

— Während ich kein Wort geſagt...

— In dieſem Falle bin ich ganz Ohr.

— Nein Couſine, ſchon iſt es zu ſpät! Mein Verwandter aber, oder, beſſer, mein mir ſehr wenig ähnlicher Freund... In ihm iſt alles Materialismus, er ſieht mit einem gewiſſen trockenen Blick auf die Kleinlichkeiten des Lebens! übrigens vermag er zu fühlen und die Ehre zu begreifen.

— Aber was iſt er denn?

— Ein Huſar, ein Reiter, eine ehrliche Haut, ein Lebemann!

— Wie — ein Lebemann?

— Das iſt ein trivialer Ausdruck, es iſt wahr, aber es zeigt eine Leidenſchaft zu den antaſtbaren, aber nicht geiſtigen Vergnügungen der Welt. In dieſem Augenblicke fühle ich in mir die Nothwendigkeit, einen Freund zu beſitzen, ein Weſen, auf das ich mich zuverſichtlich verlaſſen

kann, das mir nicht untreu wird, mich nicht verräth, ſondern rächt, natürlich dann erſt, wenn mein Arm nicht mehr die Kraft beſitzen wird, um Rache zu nehmen — theils übrigens auch für meine Perſon!

— Rache nehmen? an wem Rache nehmen? frug ich, indem ich fortfuhr, den Poeten nicht zu verſtehen.

— An wem, an wem? wiederholte Kuper mit ſelbſtzufriedenem, ſtolz ſein ſollenden Lächeln: — An dem, Gräfin, welcher ſich vom Blute der Herzen nährt, welcher ſeine Tage nach den Siegen über unerfahrene, über verblendete durch ſeine Argliſt zählt... kurz, an dem, der eigenmächtig ſich zwiſchen ihn und ſein Glück, zugleich aber auch zwiſchen mich und mein Glück ſtellte.

Nach dieſem allen begriff ich, daß der Poet Luſt hatte, ſeinen Nebenbuhler, ſeinen Böſewicht zu nennen, welchen auch du, wie ich es vermuthe, erkannt haſt; ich nahm mir jedoch vor, den Dichter zu quälen.

— Aber, mon cousin, welche Weiſe zu jagen zieht Ihr Verwandter vor? fragte ich mit dem Anſcheine völliger Gleichgültigkeit.

— Ich weiß es nicht, Gräfin, und intereſſire mich, aufrichtig geſtanden, für dieſe Art Beſchäftigung wenig.

— Ich dagegen erwarte die Ankunft Ihres Verwandten mit Ungeduld, und verſpreche mir von derſelben ſehr viel Vergnügen; erſtens, anhaltende Spazierritte...

— Und Fahrten im Tillbury... ſetzte der Poet liſtig hinzu.

— Auch Fahrten im Tillbury, wiederholte ich, als verſtände ich Kupers Ironie nicht: — aber nicht in dem meinigen, der iſt ſchrecklich unbequem, ſondern im Tillbury Staroslawski's, wenn er nur ſo liebenswürdig iſt und ihn mir anbietet.

— O, für Staroslawski bürge ich! Freilich, Gräfin, iſt er ſo liebenswürdig, und macht mit Ihnen keine Ausnahme.

— Ich verſtehe nicht, mon cousin.

— Gräfin, ich wollte ſagen, daß ich unſern Nachbar für höflich in einem ſo hohen Grade halte', daß er auch für Sie das thun wird, was er für andere that.

— Das heißt, ſeinen Tillbury nicht abſchlagen?

— Er wird auch ſelbſt ſogar, während langer Spazierfahrten, der Begleiter ſein, ſetzte der Poet beißend hinzu.

Anfangs konnte ich garnicht begreifen, worauf ſich das zweideutige Lächeln Kupers bezog, und was er außerordentliches in der ganz gewöhnlichen Artigkeit eines Mannes von gutem Tone, der ſeine Equipage und ſeine Geſellſchaft während einer Spazierfahrt anträgt, finde; nachher erſt kam es mir in den Sinn, daß der Poet wohl meine Eiferſucht auf ſeine Schweſter Antonine, die wahrſcheinlich beides mehrmals benutzt hatte, zu erwecken beabſichtige; da ich aber die kleinen Peinigungen meines

Couſins verlängern wollte, bemerkte ich, daß ich nicht Willens ſei, andere in dem Vergnügen zu hindern, in Staroslawski's Tillbury zu fahren, und denſelben nur dann benutzen würde, wenn Antonine den Sattel vorziehe.

— Antonine! rief der Poet aus: — meine Schweſter im Tillbury Staroslawski's! welcher Gedanke!

— Aber ich ſetze voraus, daß es nicht das erſtemal geſchehe, antwortete ich in demſelben Tone. Ich begann mich zu ärgern.

— Und Sie konnten denken, Gräfin, daß meine Schweſter ſich dergleichen erlauben würde? erwiederte Kuper mit ſteigendem Unwillen.

Zu meiner Schande brachte mich dieſe einfältige Frage gänzlich um meine Geduld und ich machte den Poeten ſehr ernſthaft auf die ganze Unſchicklichkeit ſeiner Anmerkung aufmerkſam. Es ſchien mir, daß meine Handlungsweiſe für Antonine nicht unſchicklich ſein könne. Der Poet wurde verlegen, ſtammelte etwas unverſtändliches und entſchuldigte ſich damit, daß er von meiner Spazierfahrt mit Staroslawski nichts gewußt, ſonſt wäre ſeinen Lippen gewiß kein unbeſcheidenes Wort darüber entſchlüpft. Faſt hätte ich den Sumpf in Erinnerung gebracht, aber mir that der arme Eiferſüchtige leid und ich begnügte mich mit ſeiner Verlegenheit.

Schweigend holten wir die übrige Geſellſchaft ein, und indem ich Kuper für ſeinen gekrümmten Arm dankte, bot ich den meinen der jugendlich blühenden Helene an; der Poet aber vereinigte ſich mit Antoninen und ich bin feſt davon überzeugt, daß der Gegenſtand ihrer angelegentlichen Zwieſprache meine Wenigkeit oder vielleicht auch Staroslawski war.

Helene ſtellt, ihrer älteſten Schweſter gegenüber, einen ganz verſchiedenen Typus dar. Dieſer Typus, ma chère, iſt dir gewiß in deinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen, weil er ſich überhaupt nur auf dem Lande und in den Provinzen, die von der Reſidenz weit entfernt ſind, ausbilden kann. Helene weiß von nichts; mit einem Schrei kindlicher Freude wirft ſie ſich auf Kornblümchen, reißt ſie ab, küßt ſie, ſteckt ſie ans Kleid, flechtet ſie ins Haar und geht nicht, ſondern hüpft von einem Gegenſtande zum andern. Für Helene verſchreibt die Mutter das mit illuminirten Bildern verzierte Journal des Enfants. Wenn ſie in der Ferne eine Kuh, einen Ziegenbock oder einen Hund gewahr wird, wirft ſich das zweiundzwanzigjährige Mädchen mit Geſchrei bebend an die Bruſt der Mutter und küßt ihr aufs zärtlichſte die Hände; eine Kuh nennt ſie Kühchen, die Mutter aber Mamachen oder Mamaſchenka. Helene erzählte mir mit Entzücken, daß bei ihnen auf dem Gute ihr Brüderchen, das heißt Kuper, ein kleines Gärtchen angelegt, durch daſſelbe ein kleines Flüßchen geleitet und ein kleines Bänkchen hineingeſtellt habe und daß ſie ſich anfangs ſehr gefürchtet, allein in dieſes Gärtchen zu gehen, weil aus dem Gärtchen der Kirchhof zu ſehen ſei, dann aber habe

ſie ſich allmälig daran gewöhnt, allein in das Gärtchen zu gehen, des Nachts werde ſie aber für nichts in der Welt in daſſelbe gehen, um ſo mehr, da Mamaſchenka ſich vor Dieben fürchte, welche, wie man ſagt, ſehr böſe ſeien und mit jungen Mädchen ſehr ſchlecht verfahren. Da haſt du, à peu près, mein Geſpräch mit Helene, die ſchüchtern wie eine Gazelle, aber hundertmal maſſiver als eine ſolche iſt. In der Erziehungsart der jungen Mädchen in der Familie Agaphokleja Anastas'jewna's würde ich nur eins zu ändern anrathen, namentlich: den Schnitt der engen Kleider, welche den vollen Formen nicht entſprechen, und hauptſächlich zu kurz ſind, da, ma chère, die Füße der Mädchen nichts weibliches haben. Füge den nicht zu umfaſſenden Füßen noch ſandfarbene Halbſtiefel hinzu — und du erhältſt das ſehr unangenehme Ganze.

Statt des Thees wurde an dieſem Abende von den Mädchen eine unglaubliche Quantität ſaurer Milch und Gurken mit Honig (ein dir noch unbekannter Leckerbiſſen) verzehrt, nach der Milch aber nahm mich Antonine bei der Hand und flüſterte mir ins Ohr, daß ſie mich anflehe, ihr Bett in mein Gemach verſetzen zu laſſen und daß ſie, Antonine, mir, ihrer Freundin, ihrer Vergötterten, etwas außerordentlich intereſſantes mitzutheilen habe. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich den Wunſch der meine Perſon vergötternden Couſine ſogleich erfüllte, den ganzen Abend jedem tête-à tête mit dem Poeten auswich und inmitten der jüngeren Schweſtern daſaß und ihnen Bildchen zeigte, welche ich erklären mußte — ſo unerfahren ſind in allem die jugendlichen Töchter Agaphokleja Anastas'jewna's! Beim Erblicken der St. Paulskirche fragte Helene natürlich zuerſt, wo die St. Paulskirche ſei, dann aber äußerte ſie ſchreiend den Wunſch, in der St. Paulskirche zu ſein; beim Anſchauen von Payſagen der Schweiz äußerte Helene den Wunſch, in der Schweiz zu ſein, u. ſ. w. Antonine hörte dieſe Zeit über Kuper zu, welcher mit ihr leiſe ſprach und zeichnete lächelnd mit der Feder ein männliches Profil. Agaphokleja Anastas'jewna erzählte Papa von ihrem langwierigen Prozeß mit einem Fürſten, und den armen Vater, dafür bürge ich, langweilte gewiß ſehr. So verging der unendlich lange Abend und um eilf Uhr wurde der Nachtiſch angekündigt. Bei jeder anderen Gelegenheit hätte ich für das Ende des Tages das Geſchick geprieſen, aber ich erinnerte mich der bevorſtehenden vertraulichen Unterredung mit meiner Freundin Antonine, und wurde mißmüthiger als vorher geſtimmt. Denke nicht, ma chère, daß unſere Abendmahlzeiten auf dem Lande in irgend einer Hinſicht eueren petersburgern ähnlich ſind — nein, meine Freundin, in der Provinz iſt der Abendtiſch die präciſeſte Wiederholung des Mittagseſſens: er beginnt mit der Suppe, nach welcher eine Reihe von Fleiſch- und Fiſch-Gerichten, und einige entremets folgen, die mit der ſogenannten Torte (пирожное) beſchloſſen werden. Papa, der alle

Sitten des Ortes zu beobachten wünschte, hatte mir streng befohlen, bei den Grjukowski's genau darauf zu merken, womit die Gäste bewirthet werden und dieselbe Ordnung ist auch bei uns eingeführt. Die blauen Gläser, welche gewöhnlich nach dem Mittagsessen herumgereicht werden, sind ganz aus dem Programm der unumgänglich nöthigen Gegenstände geschlossen; auf diese Art von Bedürfniß sieht man bei uns sehr ungewogen, und nennt es eine Unreinlichkeit, ja, sogar eine Großthuerei; doch ich weiß nicht, warum! Im Moment des Auseinandergehens versuchte es Kuper, mir einen nächtlichen Spaziergang in der Art, wie ich dir einmal schrieb, anzutragen, ich schlug ihn aber entschieden aus — j'en ai assez; er verließ mit einem aufgeblasenen Gesicht das Zimmer, ich aber, nachdem ich vorher alle Damen einzeln in ihre Schlafgemächer geleitet, begab mich mit Antoninen in das meine. Ich erbat von meiner Cousine eine halbe Stunde Zeit, schloß mich in mein Cabinet ein, und verwandte diese Zeit, um mit dir, chère amie, zu sprechen. Mein Gott! warum hast du nicht den glücklichen Gedanken, zu uns nach Skorlupskoje, wenn auch nur auf einige Tage, zu kommen? Gewiß, thue es: du würdest viel lachen.

Meine Chronik, chère Sophie, setze ich ohne Vorrede fort, denn ich befürchte einige Einzelnheiten, die nothwendig sind, zu vergessen. Unsere vertrauliche nächtliche Unterredung mit Antonine — da hast du sie, höre! (Ich könnte sie mit einem Worte beendigen, aber erlaube mir, dir sie in allen Einzelnheiten mitzutheilen. Sei so gut, und bewahre meine Briefe auf und einst, wenn wir sie zusammen durchlesen, werden wir beide lachen) Antonine bat, daß ich mich niederlege, sie selbst aber warf sich eine Art Jacke um und setzte sich zu meinen Füßen nieder. Die Cousine trägt Wäsche aus Hausleinwand; nach ihren Worten kommt sie sehr billig zu stehen; Gott mit ihr, mag sie die Hausleinwand tragen, sie ist aber sehr unschön! Also, ich bereitete mich vor, zu hören und fürchtete nur dabei einzuschlafen; es geschah aber das Gegentheil: ich schlief garnicht. Die Einleitung der vertraulichen Unterredung bildete die Frage: «ob mein Herz frei sei?»

— Es ist ganz frei, antwortete ich.

— Nicht möglich.

— Woher denn?

— Daher, weil es nicht möglich ist.

— Gewiß, es ist frei.

— Ich aber sage, daß dies durchaus nicht möglich sein kann.

— Aber, mein Gott, woher denn?

— Daher, weil ich es weiß.

— Was?

— Ich weiß, Natalie, daß Sie lieben, und zwar einen Menschen

lieben, der Ihrer nicht würdig iſt, einen, der über die weiblichen Schwächen lacht, auf Sie jedoch mit den Augen eines Vampyrs blickt, einen unmoraliſchen Menſchen, kurz — Staroslawski. Es wird eine Zeit kommen, in welcher Sie dieſes Weſen näher kennen lernen werden, und Gott gebe, daß dieſe Erfahrung Ihnen nicht theuer zu ſtehen komme.

— Aber beruhigen Sie Sich, Antonine, ich bin ganz gleichgültig gegen Ihr Ungeheuer; ich kenne ihn kaum.

— Sie ſprechen die Unwahrheit, Sie thun geheim.

— Nicht im mindeſten.

— Sie verhehlen es! ſchrie die Couſine, erhitzt meine Hand preſſend: — es iſt ihm bereits gelungen, Ihren Verſtand zu unterjochen, Ihre Willenskraft, Ihr Herz...

— Welch ein Hirngeſpinſt!

— Nein, Natalie, keine Chimäre, ſondern die Wahrheit; und wenn Sie wüßten... Aber laſſen wir fürs erſte Staroslawski: es gibt Umſtände, es gibt Gegenſtände, die mir näher am Herzen liegen, und von denſelben, mein Engel, will ich mit Ihnen reden. Hören Sie, Couſine, ſagen Sie aufrichtig: kann ein wahrhaftes, uneigennütziges Gefühl Sie rühren, ſind Sie im Stande, die wirkliche Liebe zu ſchätzen?

— Ohne Zweifel, antwortete ich, mich auf eine Declaration Kuper's durch Antoninen's Mund gefaßt machend.

— Was würde ich für die Ueberzeugung geben, daß Ihre Worte Wahrheit ſind!...

— Glauben Sie mir, Antonine, daß meine Haupteigenſchaft — Aufrichtigkeit iſt, und beſonders in den Fällen, wo es die Umſtände erheiſchen.

— Wenn dem ſo iſt, ſo lebe ich wieder auf, es erwacht in mir die Hoffnung und, Couſine, ich beginne Sie noch mehr zu lieben, rief Antonine aus, indem ſie mich zu küſſen begann. — Ach, wenn Sie es wüßten, welchem neuen Leben Sie mein Herz erſchließen!

— Aber Sie haben noch nicht geendet? bemerkte ich, indem ich die freundſchaftlichen Ergießungen Antoninens befürchtete.

— O, was nun noch zu ſagen übrig bleibt, iſt im Vergleich mit dem ſchon geſagten gering; und wenn Sie Sich für frei erklären, wenn Ihr Herz das wahrhafte Gefühl zu ſchätzen weiß — dann iſt alles beendigt!

— Aber...

— Nein, nein, Couſine! Sie wiſſen es ſelbſt, Sie ſind viel zu verſtändig; wir verſtehen einander. Ach, wie bin ich glücklich!

— Alles dies iſt ſehr ſchön, Antonine; aber verſtanden wir einander wirklich?

— Ich hoffe es.

— Ich nicht.

— Ich glaube das nicht.

— Vergebens, da ich, aufrichtig geſtanden, nichts verſtehe.

— Wirklich?

— Wirklich.

— Gut, in dieſem Falle, Couſine, werde ich mich erklären; aber wenn ich bemerke, daß Sie mich anhören und meine Aufrichtigkeit mit Verſchloſſenheit erwiedern, das ſage ich voraus, dann höre ich ganz auf, Sie zu lieben; zwiſchen uns darf es keine Geheimniſſe geben... Wir ſind nicht lange mit einander bekannt, es iſt wahr, Natalie; iſt jedoch eine lange Bekanntſchaft dazu nöthig, um über die Leute ein richtiges Urtheil zu fällen?

— Dann...

— Folglich hat Ihnen ſchon die Vernunft geſagt: «Antonine iſt wahnſinnig, zerrüttet; ihr ganzes Leben iſt eine Anhäufung nicht ſich verwirklichender Phantaſien, ein regenbogenfarbiges Bouquet von Ideen, Blumen einer andern Welt... ſie iſt zu hoch für die Erde, ihre Beſtimmung iſt der Raum — das Eden der Geiſter u. ſ. w.» Sie haben ja dies alles von der armen Antonine bereits geſagt, und Sie haben Recht, Natalie: Antonine iſt ſo; ſie weiß es, weiß auch, daß den Drang ihrer Seele nicht Menſchen ſtillen können, daß die lodernden Triebe und des Herzens Hunger nicht Menſchen ſättigen können... aber mag es in Erfüllung gehen! fort mit der Unglücklichen, und gehen wir zu anderen, vielleicht würdigeren über.

— Gehen wir über, ma cousine...

— Ja, ja! gehen wir über! wiederholte Antonine mit triumphirendem Lächeln, durch das ein Paar verdorbener Zähne ſichtbar wurden: — ſind wir nicht zur Erreichung des hohen Zieles des Geſchöpfes beſtimmt? ja, wollen wir wenigſtens die Gefährten bei der Zielerreichung anderer ſein, gehen wir über, gehen wir über...

Höre, Sophie, geſetzt, daß unſere ländlichen Vergnügungen nicht im Stande wären, dich in unſere Gegend zu verlocken; du aber, findeſt du nicht, die alles komiſche liebt, in der That, daß Antonine allein, abgeſondert von allem andern, es werth iſt, ſogleich ausſpannen zu laſſen, einen zweiwöchentlichen Urlaub zu nehmen und mir zu Hülfe zu eilen? Antonine iſt ja etwas wunderprachtvolles! Es iſt traurig, kein Talent zu beſitzen, um dies Weſen, das zur Erreichung des höchſten Zieles beſtimmt iſt, würdig zu malen, dieſe Gefährtin fremder Zielerreichung, mit ihrem Seelendurſte, mit ihrem Hunger, den nicht Menſchen ſättigen können, mit ihrer dünnen Haarflechte, die mit einem Zwirnsfaden zuſammengebunden iſt, mit ihrer rauhen, groben Baßſtimme und dieſem himmliſchen

Blicke... Aber höre... Wir gingen zu denen über, welchen die Glückſeligkeit erreichbar iſt.

— Ich habe nicht lange gelebt, fuhr Antonine fort: — aber alle meine Tage gruben ſich mir durch neue Ueberzeugungen ein; ſchon in der früheſten Jugend begriff ich (d. h. Antonine), daß die Leidenſchaften der Menſchen von Materialismus unterjocht ſind, daß in den ſchwachen Geſchöpfen (d. h. in uns und Antoninen noch immer) nicht der hohe, ſelige Genuß, ſondern etwas erniedrigendes geſucht wird. Bei dieſem einen Gedanken ergießt ſich all mein Blut zu meinem Herzen und es überflutet von Galle und Verzweiflung. Noch ein Kind, frug ich mich ſelbſt (d. h. immer Antonine), wo ſoll man ſie denn ſuchen, dieſe Weſen, von denen uns die Selbſterkenntniß zuflüſtert? wo iſt das geſegnete Land, das Land der Auserwählten? ſie exiſtiren aber... ſie müſſen exiſtiren!... In einem ſolchen qualvollen Kampfe mit mir ſelbſt, brachte ich einige Jahre zu (nach meiner Rechnung ſo gegen zehn Jahre) und gelangte endlich zum Ziele...

— Wie, Couſine, Sie haben ein ſolches Weſen gefunden? fragte ich, innerlich Antoninens halber erfreut.

— Ja, ich fand es, antwortete ſie geheimnißvoll und erhaben: — ich fand den Auserwählten...

— Wie ſind Sie dann glücklich, ma cousine! rief ich unwillkürlich aus, und hob auf die Schultern der Glücklichen die herabgefallene Jacke.

— Glücklich, glücklich! ſprach Antonine: auf wie lange aber?

— Warum denn nicht auf lange?

— Warum?... darum, weil von Oben ihm ein anderer Weg beſtimmt iſt, weil mit einer andern Quelle ſein Leben ſich vereinen ſoll, und mit dieſem allen ein anderes Weſen, ein anderes Weib ſich laben ſoll — ſo iſt die Beſtimmung, und ich beuge mich vor derſelben!

— Und, Antonine, Sie beneiden dieſes andere Weſen nicht?

— Mein Engel, Sie denken nicht ſo, antwortete die Couſine, das Haupt ſchüttelnd.

— Ich bin aber nicht Sie und zu meiner Schande könnten weder mein Verſtand noch mein Herz ſolche Kraft beſitzen, um ſo viele Vollkommenheiten zu ſchätzen.

— Aber wer hindert Sie denn?

— An was?

— Sich vorzubereiten.

— Zu was aber?

— Zu einem höheren Leben, zur Welt der geiſtigen Poeſie...

— Bin ich es auch wohl werth?

— Sie, Sie! Natalie?

Bei dieſem Ausrufe begannen ſich die Augen des privilegirten Weſens zu entzünden, aus dem Munde deſſelben aber, ſo ſchien es mir, wollte ſchon der Antrag von Kupers Herz und Hand herausſpringen. Der Augenblick dazu war mir aber zu ungelegen; dann berechnete ich, daß eine abſchlägige Antwort die privilegirte in eine Katze verwandeln konnte, und nach der Verwandlung der Gefährtin zur Erreichung einer unſichtbaren Welt, wäre es wohl nicht ganz ſicher geweſen, mit ihr unter vier Augen zu bleiben. Warum ſollte ich überdies das Vergnügen, welches in keinem Falle wiederkehren konnte, nicht verlängern? Indem ich ſo dachte, ſchob ich die Entwickelung hinaus, gab mir das Wort, meine intellectuellen Kräfte an ihr zu meſſen und brachte ſehr gewandt das Geſpräch auf Staroslawski.

Worauf konnte die Antipathie der Grjukowski's gegen unſern Nachbar begründet ſein? Und weshalb wurde ſeiner in ſo ſchlechter Laune gedacht, warum Staroslawski ein Ungeheuer, ein unmoraliſcher Menſch genannt, ein Weſen, das ſeine Tage, wie ſich der Poet ausdrückte, nach den Triumphen über die Unerfahrenheit zähle, und, was mich am meiſten intereſſirte, der niemanden, ſowohl ſeinen Tillbury als auch ſeine Geſellſchaft verſage? War eine ſolche Aeußerung in der That auf die Gleichgültigkeit Staroslawski's gegen die hohen geiſtigen Eigenſchaften des auserwählten Geſchwiſterpaares begründet? Aber die Rache?... Die Rache Kupers war mir bereits entfallen, insbeſondere aber der Verwandte, der Lebemann, welcher zur Hülfe Kupers bald erſcheinen ſollte. Ueberdies nahm ich mir vor, aus Antoninens Herzen näheres zu entlocken; um jedoch mein Vorhaben von Erfolg gekrönt zu ſehen, war es nothwendig, die ſanfte Couſine in der vollen Hoffnung zu laſſen, daß ihr das Vorhaben, zu dem ſie ſo poetiſch-treulos ſchritt, ihr gewiß gelinge. Du ſiehſt, ma chère, daß die Gabe, ſich beredt auszudrücken, anſteckend iſt...

Kaum war der Name Staroslawski von mir ausgeſprochen, als der Ausdruck in Antoninens Zügen ſich gänzlich veränderte: ihre Augenbrauen zogen ſich zuſammen, das himmliſche Lächeln verſchwand gänzlich, der Mund aber verzog ſich und wurde ſchief.

— Glauben Sie, Couſine, ſagte ſie, die zuſammengepreßte Hand zum Naſenrücken führend: — daß jedesmal, wenn dieſer Name mir zu Gehör kommt, ein Schauer mich durchrieſelt.

— Woher denn?

— Woher, woher!... Sie haben Staroslawski noch nicht enträthſelt, Sie haben keine Gelegenheit gehabt, ihn näher kennen zu lernen...

— Sie aber, Couſine?

— Ich! Wer ſtand denn mit ihm in näherer Verbindung?

— Wirklich?

— Ich hoffe es.

— Haben Sie die Güte, chère Antonine, erzählen Sie mir: ich bin begierig, das alles zu erfahren. Uebrigens iſt es vielleicht ſchon ſpät und Sie möchten gern einſchlafen!

— Ich? ich möchte einſchlafen? Wie ſchlecht urtheilen Sie von mir, meine Freundin. Ich einſchlafen? Aber fragen Sie, ob ich je ſchlafe und ob mir materielle Ruhe zugänglich ſei?...

Ich erſchrack heftig über die neue Einleitung des ewig wachenden Weſens auf dem Pfade zum Himmel, von dem ſie ungern zur Erde herabſtieg und, indem ich ihr nicht Zeit ließ, ihre Fittige in Schwung zu ſetzen, unterbrach ich Antonine mit der Frage, wann ſie ſich eigentlich mit dem Nachbar befreundet habe?

— Vor einigen Jahren, antwortete die Couſine: — wir verloren Papaſcha in Tambow, und ganz vereinſamt, ſiedelten wir auf das hieſige Gut über, welches Mamaſcha angehört. Von Kummer vernichtet, trug Mamaſcha die ganze Laſt der Wirthſchaft, Kuper aber auferlegte ſich die heilige Pflicht unſerer Erziehung. Staroslawski befand ſich um dieſe Zeit im Kaukaſus und beſuchte nur ſelten ſein «Düſteres Lager» — widerlich daher, weil ich mich deſſelben nicht gleichgültig erinnern kann.

— Waren Sie in demſelben?

— Nein, doch gleichviel; nach der Beſchreibung kann ich mir vorſtellen, was es iſt!...

— Später, Couſine...

— Später, ſehr natürlich, zogen wir Erkundigungen ein, wer in der Nachbarſchaft wohne; man nannte uns viele, unter denſelben auch ihn Darauf begann ein Geſchäftsführer oder Aufſeher, mit einem Worte, jemand mit Mamaſcha einen Streit wegen eines Landſtrichs; denken Sie Sich, er klagte ſogar über Mamaſcha in der Stadt, und zu uns kamen verſchiedene Beamte mit Papieren gefahren — es war höchſt unangenehm! Mamaſcha entſchloß ſich, ſelbſt an Staroslawski zu ſchreiben, erklärte ihm haarklein die ganze Sache und bat ihn ſehr liebenswürdig, den Streit beizulegen. Wie denken Sie wohl, ma cousine, daß Staroslawski verfuhr? Es iſt wahr, ſeine Antwort war ſehr höflich und bezaubernd geſchrieben, und ſo viel ich mich entſinnen kann, ſtellte er Mamaſcha alle ſeine Orangerien mit Blumen und Früchten zur Verfügung, freilich nur deswegen, weil er ſie ſelbſt nicht benutzen konnte; der Streit jedoch währte fort, und am Ende mußten wir ſogar ſeine Bauern bezahlen... Damit begannen unſere feindſchaftlichen Beziehungen. Staroslawski erſcheint einſt plötzlich; er war auf Urlaub. Alles vergangene vergeſſend, nahm Mamaſcha ihn ſehr liebenswürdig auf; wir waren damals noch Kinder; ich kann mich ſogar nicht mehr entſinnen, wie alt ich damals war (ſie war über zwanzig Jahre). Auf den erſten Blick kam er uns natürlich wie ein ziemlich ordentlicher Menſch vor, übrigens — wie

der größere Theil der jungen Leute... Nachdem er einige Stunden bei uns verweilt, fuhr er weg, den folgenden Tag jedoch ſtattete ihm Kuper eine Gegenviſite ab. Es verfloß eine Woche; wieder, ma chère, begab ſich Kuper zu ihm, und ladete ihn zu uns ein. Staroslawski erſchien; in immer noch ſehr liebenswürdigem Tone machte Mamaſcha dem Nachbar Vorwürfe wegen ſeiner ſeltenen Beſuche; der Gaſt berief ſich auf die Furcht, mit ſeinem öfteren Kommen zu beläſtigen; Mamaſcha jedoch beſtand darauf, ſchickte Kuper faſt täglich ins «Düſtere Lager» und ſo wurde denn zuletzt Staroslawski bei uns ein beſtändiger Gaſt. Was nun ferner geſchah, fügte Antonine hinzu, — weiß ich nicht, ma cousine, ob ichs ſagen ſoll... ich bin ſo befangen... aber Staroslawski iſt dennoch ein ſchlechter Menſch, ein unmoraliſcher Menſch!

— Nein, Antonine, ich bitte Sie darum, erzählen Sie alles, — alles, ohne die geringſte Ausnahme, ohne das mindeſte auszulaſſen! rief ich aus, indem ich Antonine, die, wie du wohl begreifſt, auf der für mich intereſſanteſten Stelle ſtehen blieb, dabei faſt küßte und umarmte. Man ſah es ihr übrigens an, daß auch ſie große Luſt hatte, fortzufahren.

— Ach, Couſine, wie geſagt! flüſterte Antonine, verſchämt ihren Blick ſenkend: — es iſt ſo, daß ich, wirklich...

Diesmal nahm ich ſie entſchloſſen in meine Arme, und ſie fuhr fort:

— Mamaſcha ſchien es und Kuper ebenfalls (ich ſelbſt war faſt noch ein Kind) daß Staroslawski gegen mich nicht gleichgültig ſei...

— Alſo das war es, bemerkte ich.

— Ach, mein Engel, eine ſchreckliche Zeit war es, eine ſehr ſchreckliche Zeit! jedoch, Gott mit ihm! ein tiefer Seufzer Antoninens unterbrach auf einen Augenblick die Erzählung, ihre Augen wurden feucht, und abermals den Blick ſenkend fuhr ſie fort: — Seine Leidenſchaft zu mir wuchs in kurzer Zeit ſo heran, daß, nachdem er ſich einmal verrathen hatte, er ſich mir nicht mehr näherte und mit mir nicht mehr ſprach.

— Aber, dieſes erſte mal, worin beſtand es, Antonine?

— Wirklich, ich weiß nicht, wie ich es ſagen ſoll.

— Ich bitte darum, Couſine...

— Ach, mein Gott, es iſt ſo verwirrend!

— Chère Antonine, ſind wir denn nicht Freundinnen?

— Ja, ja! Freundſchaft, alles biſt du auf Erden! Du biſt ein Theilchen der himmliſchen Seligkeit! in deinem Namen etwas verſagen, würde ein Uebermaß des Verbrechens ſein! ſprach Antonine mit Enthuſiasmus, und die verborgenſten Geheimniſſe enteilten ihren vertrockneten Lippen in folgenden Ausdrücken: — Sie entreißen mir mein Geheimniß, verurtheilen Sie mich nicht, Couſine, ſondern bemitleiden, bemitleiden Sie die Unglückliche, weil die Unglückliche dies Ungeheuer ebenfalls liebte und ſich gleichfalls verrieth. Einſt, beim Abendeſſen (es war bei der drit-

ten Visite Staroslawski's), saß er neben mir; Mamascha, die als eine zärtliche Mutter der Entwickelung unserer Leidenschaft mit wachsamen Augen folgte, wandte sich an ihn mit der Frage: «weshalb er sich noch keine Lebensgefährtin erwählt, und ob er denn in der Zahl der ihm begegneten Mädchen noch keine seiner würdig gefunden habe...» Staroslawski lächelte und antwortete unserer Mamascha, daß er der Hoffnung für immer entsagt, jemals in der Ehe glücklich zu sein. «Woher denn das?» fragten Mamascha und Kuper einstimmig. «Deshalb», antwortete er, «weil das Mädchen, welches ich liebte und deren Gegenliebe ich gewiß war, mir einen andern vorzog...» Ich muß es Ihnen, chère cousine, sagen, daß ich gerade an diesem Morgen ein wenig mit dem jungen Feldmesser, den Mamascha aus irgend einer Ursache verschrieben, coquettirt hatte. Bei der Antwort Staroslawski's wurde es vor meinen Augen dunkel, mein Herz bebte, dann rief ich, krampfhaft seine Hand erfassend, aus: «glauben Sie es nicht!» und sank schluchzend und halbtodt auf den Sessel... Durch Reibungen wurde ich ins Leben zurückgerufen und ins Bett getragen; man sandte nach dem Arzt, er aber... er erschien bei uns fast gar nicht mehr.

Antonine senkte ihren Kopf auf die Brust und richtete ihren Blick unbeweglich auf mich; ich aber, ich wandte mein Gesicht auf das Kissen und erstickte fast — solche Anstrengung kostete es mich, mein Lachen zu unterdrücken: arme Antonine!

— Die anderen Schreckniſſe wird Ihnen Kuper berichten; ich habe dazu nicht die Kraft... ich kann es nicht, sagte die Cousine, erhob sich rasch und brachte ihr Haar in Unordnung, um effectvoller zu erscheinen: — die ferneren Handlungen dieses Menschen haben uns die Augen geöffnet, das Gefühl aber, welches in meiner Brust aufgekeimt war, in tiefe Verachtung umgewandelt.

— Schrecklich! unmenschlich! sprach ich zur Antwort auf Antoninens Tirade, indem ich mich bemühte, ihren Ton nachzuahmen; diesen beiden Ausrufen fügte ich noch einige andere hinzu, die nicht minder ausdrucksvoll und kräftig waren, in der Hoffnung, die erbitterte Antonine dadurch zur ferneren Aufrichtigkeit zu bewegen; meine Cousine blieb jedoch, trotz aller meiner Bemühungen, unerschütterlich und stumm.

Darin also bestehen die Anklagen gegen den armen Staroslawski, dieses unmoralische Wesen, welcher es gewagt hatte, seine Bauern gegen die Ungerechtigkeit Agaphokleja Anastas'jewna's in Schutz zu nehmen, einen Theil seines Eigenthums ihr zur Benutzung anzutragen, nicht jedesmal auf ihre Einladung zu erscheinen und, was am schlimmsten war, gefühllos bei Antoninens Herzenskrankheit, deren Anzeichen sich so unzweifelhaft zeigten, zu bleiben. Ich bin davon überzeugt, daß die übrigen

Schreckniſſe, die fürs erſte noch ein Geheimniß blieben, mir in demſelben Stile mitgetheilt und denſelben Eindruck auf mich machen werden.

Die Sonne ſtand bereits hoch am Horizonte, als die ſchlafloſe Antonine ſich auf ihr Lager warf und — fünf Minuten darauf, in einem todtenähnlichen Schlafe Vergeſſenheit fand. Ich lachte noch lange innerlich und wiederholte mir alle Ausdrücke meiner Couſine, um ſie dir am andern Morgen zu beſchreiben.

Noch möchte ich wiſſen, welche Rolle bei alle dieſem der Jäger-Verwandte ſpielen wird, und für welche neue Schreckensthat die Rache des Verwandten und Kupers Staroslawski treffen ſoll. Seit der letzten Ankunft der Grjukowski's bin ich mit ihnen zufriedener; ihre Aufrichtigkeit hat mich wenigſtens mit neuen Materialien zum Briefe verſehen, den ich nicht verſiegele, bevor ich nicht noch etwas vom hoffärtigen Kuper erfahre.

Apropos, chère Sophie, gewähre mir die Freundſchaft, und ſchreibe, ob du an Außergewöhnliches glaubſt? Ich erinnere mich, daß einſt, als wir darüber mit einander nachſannen, du behaupteteſt, die Geſchichte des Caglioſtro und St. Germain ſei keine Erfindung, ſondern Thatſache, und es ſei ſogar unüberlegt, das zu verwerfen, was der Verſtand nicht zu faſſen vermag. Erinnere dich alſo, meine Freundin, daß, wenn deine Meinung gegründeter als die meine iſt, daß, wenn du die Exiſtenz des Unerklärlichen zugiebſt, um einen Monat, in der ſchrecklichen Nacht der Tradition, das Ereigniß ſich erneut und ich die Gattin Staroslawski's werde. Ich ſtelle mir deine Verwunderung, zugleich aber auch meine eigene vor, weil, aufrichtig geſagt, der Gedanke, ihn zu heirathen, nie im Ernſte mir in den Sinn gekommen war.

Er iſt liebenswürdig — es iſt wahr; Papa ſchätzt und ehrt ihn und geht mit ihm wie mit einem Verwandten um, aber folgt wohl aus alle dem, daß Staroslawski ſeine erſte Liebe vergeſſen habe und ſich mit einem mittelmäßigen Glücke — eine immer fröhliche und gänzlich leidenſchaftsloſe Gattin zu beſitzen — begnügen werde? In der That, um ihn für Antonine und alle Schreckniſſe zu ſtrafen, ſollte die Erſcheinung ſich wiederholen, und dann würde ich ihm unſere Verabredung ſelbſt ins Gedächtniß zurückrufen. Je me représente la grimace, que fera mon amie la tendre Antonine à sa future voisine madame Staroslavsky; bedenkt man es jedoch... wie ſchlecht wir aber alle ſind!... Bis morgen...

Tags darauf.

Wenn dir meine heutige Nachſchrift weniger kurzweilig erſcheinen ſollte, ſo beſchuldige mich nicht deshalb, daß ich, chère Sophie, nicht mehr ſcherze, im Gegentheil aber eine ſolche Schwermuth empfinde, wie ich ſchon lange nicht empfand. Vielleicht hat die, mit meiner närriſchen

Couſine ſchlaflos zugebrachte Nacht meine Nerven zerrüttet, oder es kann auch ſein, daß alles inhaltsloſe, was ich ſehe, höre und verrichte, meine Seele mit Schwermuth, Spleen, Hypochondrie — ſuche dir zu meiner Geiſteszerrüttung welchen Ausdruck du willſt — angeweht hat. Ich verheimliche es nicht vor dir, daß ſelbſt der Briefwechſel zu ermüdend wird und mich nicht mehr zerſtreut. Nein, es iſt alles eitel und die höchſte Zeit, nach Petersburg zu kommen! Auf dem Lande kann man nur mit Hülfe der Einbildungskraft leben — es giebt keine Wirklichkeit; die Blumen, Seufzer, Erwartungen, innere Erkenntniß der Gefühle und den übrigen Unſinn überlaſſe ich Antonine mit ihrem Kuper. Der letztere brachte mich heute, durch einen Auftritt aus dem Othello faſt aus der Faſſung: der Schwur wurde von ihm feierlich ausgeſprochen, durch alle erdenkliche Mittel ſich das Leben zu nehmen, im Falle ich mit der Zeit ſeinen Antrag, den er mir zu machen willens ſei, ausſchlagen ſollte, wenn er nach der Theilung mit Mamaſcha ſeinen Antheil — ein Gut, auf dem an 200 Seelen ſich befinden — erhalten werde. Es iſt ſehr angenehm, wenn man zuweilen lacht, oft und anhaltend zu lachen wird jedoch unerträglich, langweilig! Auch Antoninens Held, der zu meiner Schande von mir ſo eifrig geprieſene Staroslawski iſt allerliebſt! Ich kann dir eine ſo läppiſche und anhaltende Täuſchung nicht vergeben; nun merke ich erſt, was Einſamkeit, ein abgelegener Ort und die den Frauen angeborene Neigung, in den allergewöhnlichſten Geſchöpfen etwas höheres, außergewöhnlicheres zu ſuchen, auf ſich haben. Und dachte ich mirs wohl, als ich die geſtrigen Seiten endete, daß, nicht ſpäter als heute, ich dieſe hinzufügen würde, welche den geſtrigen ſo gänzlich entgegengeſetzt ſind? In der erſten Aufwallung des Aergers und der innern Scham hätte ich beinahe mein Sendſchreiben in Stücke zerriſſen; nachher erwog ich aber, daß jede Erzählung hauptſächlich durch ihre Gegenſätze gefalle, ich fahre daher, ſei deſſen verſichert, vollkommen kaltblütig fort.

Im Hauſe ſchliefen noch alle, als ich flüchtig gekleidet in den Garten trat. Die Sonne blickte an dieſem Morgen trübe und traurig herab... Den September finde ich überhaupt ſehr proſaiſch. Wo iſt das friſche Grün, das wir im Mai beliebäugelten, geblieben? Selbſt die Luft hat ihren aromatiſchen, balſamiſchen Duft verloren; kurz: die Natur ſah herbſtmäßig, verwelkend aus. In der Allee begegnete ich Joſeph.

— Was macht der Dnepr? fragte ich ihn, um etwas zu ſagen.

— Ma foi! à ce qu'il paraît, le vieux se moque du savant! mam'zelle, antwortete der Franzoſe und begann mir das thörichte des Unternehmens, die offenbare Unwiſſenheit des Maſchiniſten und das allzugroße Zutrauen meines Vaters zu erklären und ſprach mit einer ſolchen Beſtimmtheit, daß mir bange wurde. Sollte wirklich die Mühe ſo vieler Arbeiter in Folge der Großthuerei eines Charlatans zu nichte gehen?

Vor allen würde mir Papa, der in der That dem «Gelehrten» blindlings glaubt, leid thun. Als ich Josephs Fahrt zu Kuper berührte, zuckte der Franzoſe die Achſeln und lief nach dem Hauſe fort. Der Glockenſchall erinnerte an den Thee und die ganze Geſellſchaft, Antonine ausgenommen, die das Bett nicht verlaſſen und ſich mit Migräne entſchuldigt hatte, war ſchon im Speiſeſaale verſammelt.

Kuper war im hellblauen, mit Sammet ausgeſchlagenen Röckchen. Nachdem ich die Damen geküßt, nahm ich vor der Theemaſchine Platz und die Theebewirthung dehnte ſich über eine Stunde aus. Welche Pein! — «Kann man nicht, Herzchen, auf Ihrem Pferde reiten?» flüſterte mir Helene ins Ohr. Wie ſollte ich's abſchlagen? Meine arme Lady Milford! Natürlich ſtellte ich ſie, mit Verzweiflung im Herzen, zu ihrer Verfügung, die jüngeren Grjukowski's begannen mit einem ſolchen Freudengeſchrei zu hüpfen, daß ich unwillkürlich lachen mußte.

Neuer Lärm erhob ſich, es wurden die Kammermädchen zuſammengerufen, meine ganze Garderobe durchſtöbert und alles, was auch nur im entfernteſten dem Schnitte nach einer Amazonen-Tracht glich, mußte ſich auf die vollen Formen der Couſinen aufſpannen. Natürlicherweiſe riſſen die Haken aus, die Nähte trennten, die Stoffe platzten, und nach Verlauf von zwei angſtvollen Stunden traten die blau gewordenen Amazonen in Begleitung der ganzen Geſellſchaft auf die Paradetreppe, wo Lady Milford ihre, ich möchte ſagen, peinliche Lage fühlend, ſie mit unruhigen Blicken erwartete. Neuer Streit: wer ſoll zuerſt den Sattel beſteigen; alle ſchreien, alle fürchten ſich; Helene ſtürzt auf Kuper, die jüngere auf mich und Helene; es erhebt ſich ein Winſeln, Pipen, Lachen, Weinen und ein ſolches Durcheinandergewirr, daß mir noch jetzt der Kopf davon ſauſt. Mit großer Mühe beredete man endlich Helene, und das bebende zweiundzwanzigjährige Kind erhob den Fuß. Wie viel Mühe koſtete es mir, ihr verſtändlich zu machen, daß, wenn ſie das Pferd bei der Mähne erfaſſe, ſie demſelben nicht den geringſten Schmerz verurſache. Aber nein, Helene erfaßte den Sattel und riß ihn durch ihre Schwere auf die Seite. Lange noch hätten die Unentſchloſſenheit Helenens und die Aufmunterungen der Zuſchauer gewährt, wenn der ungefähr vierzig Jahr alte Diener Agapholleja Anaſtas'jewna's, ein finſterer, jedoch flinker und entſchloſſener Menſch, nicht die Geduld verloren, ſich ſchweigend der Amazone genähert und ſie bei beiden Füßen, wie ein Kind erfaſſend, mit Gewalt aufs Pferd geſetzt hätte. Er vollzog das ſo raſch und unerwartet, daß wir noch nicht zur Beſinnung kamen, als die ſcheu gewordene Lady Milford auch ſchon ihre Laſt unter den poſſirlichſten Sprüngen zu ſchleudern begann; Kuper, der die Zügel hielt, erſchrack dergeſtalt, daß er dieſelben dem Schickſale überließ. Die ihrerſeits in Furcht gerathene Helene ſtieß einen

durchdringenden Schrei aus, dem ſich die Stimmen der ganzen Familie anſchloſſen, ſo daß in Folge davon nicht nur das ganze Dienſtperſonal, ſondern auch eine große Anzahl in der Nähe arbeitender Bauern zuſammenliefen. Der Auftritt konnte nicht komiſcher ſein: man ſtürzte von allen Seiten aufs Pferd; jeder hielt es für ſeine Pflicht, von Helenens Attributen etwas zu erfaſſen, und in aller Händen blieb ein Theilchen ihres Coſtüms; die Amazone ſelbſt ſank jedoch in Joſephs Arme, der ſie, in Begleitung eines ſich bedeutend vermehrenden Publicums, mit Triumph ins Haus trug. Hiermit endete, zum großen Vergnügen der Lady Milford, die gewiß ſo bald nicht wieder jemand von den Grjukowski's zu ſehen bekommt, die Luſtpartie. Helene zwang ſich zu lächeln, ſie reichte allen, die ihr Bett umringten, die Hand und verſicherte, daß alles nichts ſei; Agaphokleja Anaſtas'jewna drang aber durchaus darauf, daß Helene mit Spiritus eingerieben werde — und man rieb Helene ſo lange mit Spiritus ein, bis ſie eine röthliche Farbe bekam. Papa ſchalt mich wegen dieſes verunglückten Spazierrittes aus; bedenke jedoch ſelbſt chère Sophie, konnte ich wohl das Pferd verſagen, da man es ſich von mir erbat? und dieſelben Grjukowski's hätten mich im Falle der Verweigerung als eine Egoiſtin verſchrien.

Als ſich alle wieder beruhigt und die letzte Tochter aus dem Gemach Helenens kam, ſich auf den Fußſpitzen der Mutter näherte und ihr zum letzten mal «cela n'est rien?» zuflüſterte, forderte ich Kuper auf, im Garten ſpazieren zu gehen und wir begaben uns allein in denſelben. Ich werde dir nicht die Ausdrücke des Poeten, nicht alle Einzelnheiten des Spazierganges mittheilen, ſondern einfach ſagen, daß ich aus den Worten Kupers erfuhr, Staroslawski ſei nicht im entfernteſten ein außergewöhnliches Weſen, ſondern, ebenſo wie der größere Theil der alltäglichen Leute hege auch er in ſeinem Herzen zärtliche Gefühle und zwar für die Tochter einer Bürgersfrau. Ferner erfuhr ich, daß der Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit dem Verwandten des Poeten, demſelben Herrn, den Kuper einen Lebemann nennt, eine Leidenſchaft eingeflößt habe. Wer die Geliebte des Nachbars iſt, weiß Kuper nicht; das Vorhaben des Verwandten — Staroslawski zu fordern, weshalb der Lebemann unter dem Vorwande zu jagen, in unſere Gegend komme, iſt ihm jedoch bekannt; et voilà le revers de la médaille! Nicht wahr, alles dies iſt ſehr nett? War hier etwas, um ſich deshalb das Daſein zu erſchweren, und gab es hier etwas, der Mühe werth, lange Briefe zu füllen, die wir natürlich mit einander nicht mehr durchleſen werden? Genug, es iſt einmal geſchehen. Nein, monsieur Staroslavsky, Ihre Stunde hat geſchlagen; und wenn ein guter Genius Sie mit dem Gefühle, welches in dieſem Augenblicke, ſchon bei Ihrem Namen, mein ganzes Innere durchtobt, bekannt machte, würden Sie alle Wege, alle Stege, die Ihr «Düſteres Lager» mit Skorlupskoje

verbinden, aufwühlen laſſen, Ihr ariſtokratiſcher Fuß würde nie wieder den benachbarten Boden berühren!

Uebrigens, welche Thorheit! und was geht es mich an? Es iſt ſchade, daß du nicht hören kannſt, wie laut ich in dieſem Augenblicke, ſowohl über Staroslawski, als auch über mich und auch ein wenig über dich, chère amie, lache! Trefflich iſt er, dein Favorit! Ein in der That herrlicher Typus ordentlicher Leute! Und ſind es dergleichen Perſonen werth, daß Legenden ihr Leben ſchmücken, die Wälder aber in geheimnißvollen Nächten von hölliſchem Gelächter erſchüttert werden? Ueber ſolche Leute lacht man ſchlicht weg... Adieu. Ich bin ermüdet.

Achter Brief.

Nach Verlauf von zwei Wochen.

Ich wette, chère Sophie, daß du die Bitte nicht errätheſt, mit welcher ſich Papa an dich wendet. Obwohl es mich ſehr gelüſtet, dich zu peinigen, ſo darf man angenehmes dennoch nicht aufſchieben und cara mia, befiehl daher ſogleich nach Empfang dieſes Briefes unſerem Haushofmeiſter, zu unſerer Ankunft im Hauſe alles bereit zu halten; das bedeutet, daß in Skorlupskoje Veränderungen vorgefallen und wir zum erſten October in Petersburg ſein werden.

Damit müßte ich eigentlich meinen Brief ſchließen; aber wer bürgt dafür, daß nicht tauſend freundſchaftliche Vorwürfe ſich aus deinem lieblichen Munde über mein Haupt ausgießen. Würde nicht die unbefriedigte Neugier der Freundin alle dieſe Veränderungen nicht exiſtirenden Urſachen, als z. B. meiner Verzweiflung, der Leidenſchaft zu Staroslawski, vielleicht ſogar zu Kuper, der Eiferſucht u. ſ. w., u. ſ. w. zuſchreiben? Beruhige dich alſo, ma chère, wie der Kopf, ſo iſt auch das Herz bei mir in normalem Zuſtande; ich bin froh und glücklich, obwohl noch etwas ſchwach nach der Krankheit, die mich zehn Tage ans Bett feſſelte und von Arzeneien zu leben zwang; aber auch ohne Erkältung war es unmöglich, von den Vergnügungen, die der Familie der Grjukowski's überall folgen, nicht krank zu werden. Nach reiflicher Ueberlegung (und glaube mir, ich überlege ſehr reiflich) fand ich, daß es Sünde wäre, nachdem ich ſchon ſo viel von unſerem Leben in der Provinz geſchrieben, nicht bis ans Ende fortzufahren, um ſo mehr, da, wie früher, an Material kein Mangel iſt; auch verwandeln ſich ſogar die traurigen Gegenſtände mit der Zeit in angenehme Erinnerungen. Résignons nous donc et poursuivons!

Als ich dir das letzte Schreiben ſandte, fiel es mir ein, krank zu werden, und zwar ſogleich; wo aber die Mittel hernehmen? Im Freien

iſt eine unerträgliche Hitze, das Waſſer warm, und zum Unglück haben überdies noch die täglichen Bäder im eiſigen Quellwaſſer meinen Körper an die Kälte gewöhnt; es blieb folglich nichts weiter übrig als unmäßige Bewegung und Gefrorenes.

Indem ich die Ausführung dieſes einſichtsvollen Entſchluſſes keinen Augenblick aufſchob, beſtellte ich mir um 6 Uhr Gefrorenes, um vier Uhr aber lief ich mit Helene Hand in Hand zuerſt im Garten, dann auf dem Felde umher, um ſechs aß ich verſtohlen das Eis, um neun verſpürte ich den erſten Anfall von Fieber mit Huſten, um zwölf aber wurden Eilboten zur Stadt nach dem Doctor entſandt und mein Phantaſiren erſchreckte ſowohl Papa wie die Gäſte ungemein.

Siehſt du, chère amie, an Papa hatte ich garnicht gedacht, und dies kann ich mir nicht vergeben. Denke dir, daß der Arme bei dieſer Gelegenheit mehr als ich abnahm. Der Doctor erklärte, daß ich eine Bruſtentzündung habe und mir wurde zur Ader gelaſſen. Die Couſinen — ſie ſind übrigens ſehr gutherzig, hierin muß ich ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen — durchwachten ganze Nächte an meinem Krankenlager, und obwohl ich ſie ſehr bat, ſich zu beruhigen, ſo willfahrteten ſie mir hierin nicht und waren um mich gleich und ohne Unterſchied mit den Kammermädchen beſchäftigt. Kuper bat mehrmals um Zutritt in mein Gemach, man ließ aber den armen Poeten nicht ein; es blieb ihm nur übrig, ſeine Verzweiflung den Blumen, die vor meinem Fenſter wuchſen, anzuvertrauen. Am ſechſten Tage war die Gefahr vorüber. Ja, ma chère, ich war dem Tode ſehr nahe — ſiehſt du, wozu die Thorheit verleiten kann! Alſo am ſechſten Tage benachrichtigte Papa mich, daß Staroslawſki mehrmals des Tages ſelbſt und durch einen Abgeſandten ſich nach meinem Befinden erkundige. Dieſe Theilnahme brachte mich um meine Geduld — und auch das war albern! Nichts konnte dieſer ganz gewöhnlichen Zuvorkommenheit eines Nachbars natürlicher ſein; diesmal verurſachte jedoch meine Schwäche und Nervenzerrüttung, daß ich ſtatt aller Antwort todtenbleich wurde. Papa bemerkte dieſe Bläſſe, ſchwieg jedoch und ſpricht bis zu dieſem Augenblicke den Namen Staroslawski nicht mehr aus. Die Grjukowski's ſind noch bei uns; ihr Anverwandter iſt mit ſeiner Jagd vor einigen Tagen auf ihrem Gute angelangt, und wird morgen bei uns erſcheinen.

Es wäre intereſſant zu wiſſen, ob er dem Gegenſtande ſeiner Rache begegnet iſt, wahrſcheinlich wohl nicht, da beide leben und unverletzt ſind. Es ſcheint, daß Staroslawski geſtern ſpät am Abend hier geweſen; heute wurde mir zum erſten mal erlaubt, in die freie Luft zu gehen — welche unbeſchreibliche Seligkeit, ſie nach langer Haft einzuathmen! In dieſen funfzehn Tagen iſt übrigens in der Natur eine große Veränderung vorgegangen: wie viel gelbe Blätter! wie leer und öde die Felder! wie

iſt alles traurig und verlaſſen! Es iſt Zeit, nach Hauſe, d. h. nach Petersburg zu fahren! Ich muß dir mittheilen, wie und weshalb unſere ſchnelle Abreiſe von Skorlupskoje beſchloſſen wurde. Bei meinem erſten Spaziergange wünſchte Papa ſelbſt mein Begleiter zu ſein. Dank ſei dem Geſchick, die Couſinen fürchteten, ihren Teint zu verderben, denn die Sonne brannte noch, und alle Gäſte blieben in den Gemächern. Papa frug, ob ich mich ſtark genug fühle, um mit ihm über dies und jenes zu ſprechen. Dieſe Frage erſchreckte mich anfangs, ich überwand jedoch meine augenblickliche Aufregung und erwiderte, daß ich mich vollkommen geſund fühle und mit Vergnügen ihn anzuhören bereit ſei.

— Ich bemerke, ſagte Papa, — daß du das Landleben überdrüßig zu werden beginnſt... und zwar ſeit einiger Zeit, ſetzte er in ſo ſonderbarem Tone hinzu, daß mich abermalige Fieberhitze überflog.

— Aber warum denn ſeit einiger Zeit, Papa? fragte ich mit unſicherer Stimme.

— Mir wenigſtens ſchien es ſo. Ich konnte mich irren, eben ſo, wie z. B. jetzt, da es mir ſcheint, daß dich friert.

— Ein wenig.

— Kehren wir um.

— Ach, nein; es wird vorübergehen.

— Deſto beſſer; das Geſpräch aber kann auf ein anderes mal verſchoben werden.

— Nein, nein! rief ich aus und erbat mir von Papa, daß er ſogleich fortfahre. Ich haſſe jeden Verzug; um ſo unangenehmer war für mich das Aufſchieben eines Geſprächs, das ich dennoch ein wenig fürchtete.

— Aber ich habe dir weiter nichts mitzutheilen als eine Bemerkung, die ich ſchon gemacht, fuhr Papa fort. — Mir ſelbſt iſt das Leben auf dem Lande nicht nach dem Sinn, mit dem Eintritt des Herbſtes aber und des ſchlechten Wetters erinnert man ſich unwillkürlich des Klubbs und der Freunde; kurz — fahren wir, wenn du willſt, nach Petersburg.

— Ihre Arbeiten aber, Papa?

— In einer Woche ſind alle beendet und ich bin dann frei.

— So fahren wir alſo, antwortete ich.

— Aber du wünſchſt es? wirklich?

— Freilich, Papa.

— Und ohne alles Leidweſen?

Er blickte mich nochmals aufmerkſam an; ich erröthete von neuem bis über die Ohren, und wie ungelegen, kannſt du dir nicht vorſtellen! Darauf begann ich mich zu rechtfertigen und ſchwatzte vielen Unſinn zuſammen; Papa wollte mich durchaus nicht anhören, und ſagte, daß er das ernſte Zwiegeſpräch auf morgen früh verſchiebe, indem er verſicherte, heute ſei noch nicht die Zeit dazu. Ich bin begierig zu erfahren, was er

ernſte Rückſprache nennt, und welchem Grunde er die Veränderung meiner Züge zuſchreibt, die natürlich nichts anderes, als ein Ueberbleibſel von Schwäche nach einer wenn auch nicht anhaltenden, doch ziemlich gefährlichen Krankheit war. Im Verlauf des ganzen Abends verfärbte ſich Kupers Antlitz öfter als das meine; ich that als ob ich nichts bemerke, verabſchiedete mich von allen, und begab mich um neun Uhr in mein Gemach. Den Brief werde ich morgen fortſetzen.

Tags darauf.

Viele Neuigkeiten, chère amie, und ſehr intereſſante. Der Tag war reich an außerordentlichen Vorfällen. Meine Geneſung ſchreitet mit Rieſenſchritten vorwärts, und mit derſelben hat ſich auch meine gute Laune wieder eingefunden; ich fange an natürlicher zu lachen... Aber, Himmel, wie viel neues! Wann werden wir Frauen aufhören, Kinder zu ſein! Höre! Am Morgen ſandte Papa zu mir, erkundigte ſich nach meiner Geſundheit und ließ anfragen, ob ich ihn in meinem Zimmer empfangen könne. Einen Augenblick darauf trat er ein; das ernſte Geſpräch begann.

— Natalie, ſagte Papa, meine beiden Hände erfaſſend: — kannſt du wohl ohne eine der Geſundheit ſchädliche Aufregung und Unruhe mit mir über Gegenſtände ſprechen, die mich perſönlich betreffen?

— Freilich kann ich es, Papa, antwortete ich, durch die Ankündigung, daß die Sache ihn betreffe, gänzlich beruhigt.

— Merci. Ich werde dich nicht lange peinigen. Siehſt du, worin die Sache beſteht. Du biſt verſtändig genug, um aufs Leben nicht wie auf einen Picknik, ſondern wie auf eine ernſte Sache zu blicken. Mich von dir trennen will und kann ich nicht; dich aber glücklich und wohl untergebracht zu ſehen — wünſche ich von ganzem Herzen. Es bieten ſich zwei Partien dar. Der erſte hat ſich mir erklärt und eine abſchlägige Antwort erhalten; dieſer erſte iſt unſer Anverwandter, Kuper.

— Wer iſt aber der zweite? fragte ich, abermals über und über erröthend.

— Der zweite iſt nicht ſchwer zu errathen — es iſt Staroslawski. Aber worüber erröthеſt du? Er hat mir bis jetzt von ſeinen Abſichten kein Sterbenswörtchen geäußert; in meinen Jahren iſt es jedoch ſchwer, ſich zu irren, und ich bin deſſen gewiß, daß du Staroslawski gefällſt.

— Ich verachte dieſen Menſchen, rief ich entrüſtet aus.

— Dieſer Ausdruck iſt zu ſtark, das Gefühl aber könnteſt du mit nichts rechtfertigen, bemerkte mein Vater kaltblütig.

— Und Sie wiſſen es nicht, Papa, bis zu welchem Grade er niedrig iſt?

— Im Gegentheil kenne ich ihn von ſeinem Kindesalter an und

laſſe dieſem jungen Manne vollkommene Gerechtigkeit widerfahren: er iſt edel, gut und im Stande, ſeine Gattin glücklich zu machen.

— Wie vom Kindesalter?

— Ja, fuhr Papa fort. — Vor funfzehn, wenn nicht mehr Jahren fügte es ſich, daß ich wegen einiger Umſtände mich in dieſer Gegend befand. Staroslawski war damals ſehr jung und in ſchlechten Händen; man richtete ſein Vermögen zu Grunde und ſorgte nicht im geringſten, weder für die Erziehung, noch für das künftige Wohl des jungen Menſchen, der übrigens mit allem begabt war, um in der Welt eine glänzende Carriere zu machen. Das Schickſal führte uns zufällig zuſammen und einige Jahre hindurch hatte ich Gelegenheit, ihn zu beobachten.

— Papa, rief ich unwillkürlich und in größter Aufregung aus: — Sie waren damals Adelsmarſchall?

Der Vater blickte mich verwundert an.

— Sie entriſſen Staroslawski den Händen ſeines Vormundes, des alten Großvaters, in deſſen Hauſe der Knabe erzogen wurde und eine Haushälterin ſchaltete? Sie führten den jungen Staroslawski zu ſich, bildeten ihn heran, ſtellten ihm ſein Vermögen zurück, waren ſein Wohlthäter und, nachdem Sie ſo viel gethan, verboten Sie ihm ſogar, Sie daran zu erinnern und andern von dieſem allen etwas zu erzählen?...

— Er aber, der Windbeutel, hat nicht Wort gehalten und wird dafür beſtraft werden, bemerkte Papa lächelnd: aber ich habe noch nicht geendet.

— Papa, Sie ſind ein trefflicher Mann!

— Danke ergebenſt; aber mäßigen Sie Ihre Begeiſterung, Gräfin, und geſtatten Sie mir fortzufahren.

— Ich höre, ich höre.

— Deſto beſſer. Folglich ſiehſt du, fuhr Papa fort: — Staroslawski kenne ich und bin begierig zu vernehmen, was dir Verachtung gegen den beſten der Menſchen einflößen konnte?

— Ich ſage es nicht, Papa...

— Du kannſt es nicht ſagen und haſt auch kein Recht dazu!

— Um keinen Preis werde ich es ſagen.

— Ich verlange es.

— Vergebens, Papa, ich kann mich nicht entſchließen, die Urſache in Ihrer Gegenwart zu nennen; es vergehen noch einige Tage — und die Sache wird ſich von ſelbſt erklären.

— So warten wir, antwortete Papa, mit den Achſeln zuckend und trat aus meinem Zimmer, kehrte ſich aber plötzlich um, beſann ſich einen Augenblick und wandte ſich von neuem zu mir. Ich erhob mich.

— Beruhigen Sie Sich, Gräfin, ſagte Papa ironiſch: — das, was ich hinzuzuſetzen habe, wird Ihnen nicht viel Zeit rauben. Es würde

mir angenehm sein, wenn Staroslawski nicht das Recht hätte, unser Verhältniß zu ihm für Mystification zu halten.

— Wie das, Papa?

— Ganz einfach. Wir sehen uns und sind bei einander zu oft für Leute, deren Bekanntschaft in einigen Tagen ein Ende nehmen soll; und mit welchen philosophischen Blicken die Welt auch auf die anhaltenden und ziemlich entfernten Spazierfahrten eines jungen Mädchens mit einem fremden Manne sehen würde, ich finde diese Spaziergänge unanständig.

— Sie wollen von meinem Spazierritt ins «Düstere Lager» sprechen?

— Vielleicht.

— Aber haben Sie nicht selbst bei dieser Gelegenheit Ihre Zufriedenheit ausgedrückt?

— Meine Zufriedenheit, die auf die Achtung und das vollkommene Zutrauen zu Staroslawski gegründet war; und dieses Zutrauen ihm zu versagen, achtete ich mich nicht für berechtigt; Sie aber, die Sie ihn verachten...

— Das Gefühl hat er mir später eingeflößt.

— Vielleicht durch ein ungeziemendes Wort, durch irgend eine Handlung.

— Nein, Papa, in meiner Gegenwart hat Staroslawski nie die Pflichten eines ordentlichen Menschen aus den Augen gelassen.

— Folglich ist Ihre Verachtung auf Hörensagen begründet?

— Vielleicht.

— Auf den Worten Kupers, Antoninens und ähnlicher?

— Auf den Augenschein, Papa.

— Es ist genug, Gräfin. Von dieser Stunde an ist meine Thür für Staroslawski geschlossen.

— Wie denn, geschlossen? rief ich aus.

— So wie gewöhnlich für Leute, die nicht der Ehre werth sind, in meinem Hause aufgenommen zu werden.

— Aber die Handlung Staroslawski's hindert ihn nicht im mindesten, das zu bleiben, was er in der That ist.

— Das heißt, verächtlich?

— In meinen Augen, in den Augen eines Mädchens. Was Sie anbelangt, als einen Unbetheiligten...

— Natalie, du bist von deinem neuen Vorurtheil gegen Staroslawski nicht überzeugt.

Die Veränderung des Tons, mit welchem Papa sprach, bewegte mich zur Aufrichtigkeit; und wozu sollte ich die Wahrheit vor ihm verheimlichen, die, wenn auch keine Erdichtung Kupers, so doch wenigstens übertrieben sein konnte?... Nachdem ich Papa in den Lehnstuhl gedrückt,

geſtand ich ihm, daß Staroslawski mir zu gefallen beginne, daß, obgleich der Gedanke — ſeine Gemalin zu werden, mir nicht in den Sinn gekommen ſei, ich ſeine Hand nicht ausſchlagen würde, und ihn, wahrſcheinlich, mit der Zeit lieben könnte, wenn...

— Wenn was? fragte Vater.

— Wenn Staroslawski nicht bereits eine andere liebte..

— Der Gutsbeſitzerin Tochter, die vor zwölf Jahren heirathete? unterbrach Papa lachend.

— Nein, nicht die Tochter der Edelfrau, ſondern die Bürgerstochter, die von ihm entführt wurde.

— Das heißt, die von Staroslawski nach Moskau geſchickt wurde?

— Wie, Papa, und Sie wußten dies alles? und Sie geſtatteten Ihrem Liebling ſo etwas?

— Ich that noch mehr, antwortete Papa und lachte fortwährend. — Aber genug fürs erſte. Unſere Berathung hat zu lange gewährt, und andere Geſchäfte, die freilich weniger wichtig ſind, als die Verbrechen des abſcheulichen Staroslawski, rufen mich in mein Cabinet.

Er ließ mir nicht Zeit, mich zu beſinnen, verneigte ſich mit komiſchem Ernſte und ging fort.

Ich erfuhr nichts neues, mir wurde jedoch leichter, Sophie; ein ſchwerer Stein fiel mir vom Herzen. Welch ein Glück, ihn nicht verachten zu müſſen — ich ſage, nicht verachten, weil an allen Handlungen Staroslawski's Papa Theil hat: dient dieſe Theilnahme nicht zur genügenden Bürgſchaft für jeden fremden Menſchen, wenigſtens in den Augen der Tochter? Ich bin verſichert, daß auch du, chère amie, mit meiner Meinung einverſtanden biſt und daſſelbe thäteſt. Aber wer iſt denn dieſes Mädchen, dieſe Bürgerstochter? und wenn Staroslawski ſie nicht liebt, wozu die Entführung? Aber dieſer Rächer?... Aber Kuper?... In dieſer Stimmung begab ich mich in die Geſellſchaft...

Während des Thees herrſchte allgemeines Schweigen; auf den Geſichtern der Grjukowskiſchen Familie malte ſich Unruhe; wie es ſchien, erwarteten alle etwas. Ich erinnerte mich an Kupers Antrag und nahm mir vor, dieſen Umſtand zu benutzen, und mich über den Poeten luſtig zu machen. Unverzeihlich! ſagſt du; aber was ſoll man thun, meine Freundin, wenn auf dem Lande ſo wenig Zerſtreuung iſt! Ich erwog ſchon den neuen verrätheriſchen Plan der Attaquen gegen Kuper, als vor der Thür plötzlich Tritte laut erſchallten, es wurde eine tiefe Baßſtimme hörbar und in Vaters Begleitung trat in den Speiſeſaal ein Rieſe von ungefähr fünfundvierzig Jahren, im kurzen, à la militaire bis zum Halſe zugeknöpften Rock, auf welchem, längs der Bruſt, eine ſehr dicke Kette hing. Das Haar des Rieſen war von violetter Farbe, der Schnurbart kohl-ſchwarz, die Wangen aber, ma chère, und das Kinn blau, aber auch gänzlich blau...

— Awdei Afanas'itſch! rief Agaphokleja Anastas'jewna aus.

— Mon cousin! ſchrien die Couſinen.

— Awdei Afanas'itſch, ſagte Papa, mir den Rieſen vorſtellend, der mit ſeinem Fuße den Boden ſtampfte, kratzte, «ſehr erfreut» ſagte, einen Stuhl nahm, ihn beſah und ſich vorſichtig auf demſelben hinſetzte. Darauf folgte ein anhaltendes Schweigen.

— Wer iſt es? fragte ich halblaut die neben mir ſitzende Antonine.

— Der Nebenbuhler Staroslawski's, antwortete mir die Couſine, ihren Mund zum Zeichen des Spottes ſchief ziehend.

Die Arme glaubte mich mit ihrer Antwort ſchmerzlich zu treffen, es machte dieſelbe aber, ich weiß nicht, weshalb, auf mich eine gänzlich entgegengeſetzte Wirkung. Wie ſonderbar! Doch je aufmerkſamer ich die violetten Haare Awdei Afanas'itſch's betrachtete, deſto unmöglicher ſchien es mir, daß er der Nebenbuhler Staroslawski's ſein könne! Es war bemerkbar, daß der Gaſt mit mir zu ſprechen anfangen wollte; lange wandte er von mir ſeine röthlichen Augen nicht ab, endlich begann er ſich auf ſeinem Stuhle zu ſchaukeln und brüllte:

— Wie trefflich ſind hier die Stellen!

— Was? fragte ich; ich verſtand den Gaſt nicht.

— Wie trefflich ſind hier die Stellen! wiederholte er.

— Welche Stellen?

— Alles Zwiſchenſtellen.

— Was für Zwiſchenſtellen?

— Warme.

Ich blickte zweifelnd auf Papa, der, ich weiß es nicht, ob abſichtlich oder ohne Abſicht, ſich zur andern Seite wandte.

— Auf jeden Schritt eine Inſel, auf jeden Tritt eine Inſel und lauter kleine Fliegen, fuhr der Gaſt fort, mir näher rückend.

— Aber wo iſt es denn? fragte ich endlich, da ich nicht begriff, von welchen Inſeln Awdei Afanas'itſch ſprach.

— Auf einer großen Ausdehnung!

— Das heißt, wahrſcheinlich, auf dem Dnepr...

— O nein, ich bitte Sie! Der Dnepr iſt erbärmlich. Im Gegentheil, mein Spürer hat Stellen erblickt, und zwar, wie er ſagt, compacte, es iſt aber ein anderer Fluß, er wird von uns ſo ungefähr links ſein, der, man kann ſagen, eine wahrhafte Hecke iſt, und auch die Winterſaat iſt, wie abſichtlich, in dieſem Jahre um dieſe Gegend herum geſäet... Stellen, die man fürſtlich nennen kann...

— Sie lieben alſo die ſchönen Gegenden, Awdei Afanas'itſch?

— Wie ſollte man ſie nicht lieben! ich bitte Sie! Man lebt ja auf ihnen.

— Sie ſind gewiß auch ein Uferbewohner des Dnepr?

— Im Gegentheil, ich kann ihn nicht ausſtehen.

— Den Dnepr?

— Gott mit ihm, ich bitte Sie; was iſt an ihm?

— Am Dnepr? fragte ich erſtaunt.

— An demſelben.

— Aber was kann es maleriſcheres geben, als ſeine Ufer.

— Berge und Felſen!

— Nun ja, freilich die Berge, Felſen und Wälder, die ihn umkränzen.

— Aber ſagen Sie, mit Verlaub, was iſt an denen? Läßt ſich in dieſe Wildniß eine Kette nieder, ſo wird man ſie in einer Woche nicht herausrufen; und verſuche es einer der Jäger, ſeine Naſe dort hineinzuſtecken: er wird in Gefahr gerathen, ſobald er einen Kernſchuß macht.

Im Strome ſeiner Begeiſterung ſprach der Gaſt eine ganze Abhandlung über den Dnepr, und zwar in ſolchen Ausdrücken, wie ich noch nie vernommen. Indem ich ihn anhörte, rief ich durch Zeichen Kuper, der endlich aus ſeiner Lethargie zur Hülfe herbeikam; er miſchte ſich ins Geſpräch und machte es mir möglich, mich allmälig von beiden zu entfernen.

— Iſt es nicht wahr, daß unſer gemeinſchaftlicher Verwandter äußerſt originell iſt? fragte mich Antonine.

— Iſt er denn auch mit uns verwandt?

— Nicht nah, jedoch verwandt, antwortete die Couſine ſpöttiſch, indem ſie mir damit natürlich einen Stich zu verſetzen glaubte.

— Deſto beſſer, weil Awdei Afanas'itſch mir ein ſehr guter Menſch zu ſein ſcheint, ſagte ich ſehr ernſthaft.

— Folglich gefällt er Ihnen, Natalie?

— Ich weiß nicht, wie Sie dies Wort verſtehen; wenn aber gefallen Sympathie einflößen heißt, ſo gefällt mir unſer Verwandter ſehr.

— Wer hätte das geglaubt!

— Wie ſo?

— Deshalb, Couſine, weil er ein plumper Bär iſt.

— Er iſt nicht brillant, es iſt wahr; er tanzt nicht, auch das kann der Fall ſein.

— Im Gegentheil, er tanzt und ſingt und gefällt den Frauen, fügte Antonine hinzu.

— Ich wundere mich nicht im mindeſten darüber.

— Wie, Sie?

— Ich.

— Und das ohne Scherz?

— Sehr ernſthaft.

— Wenn jedoch Awdei Afanas'itſch Ihnen ſeine Hand antragen würde?

— Ich würde Awdei Afanas'itſch einen Korb geben.

— Weshalb denn?

— Deshalb, weil ich es vorziehe, frei zu bleiben.

— Nur deshalb?

— Nur deshalb.

— Aber das iſt ja unmöglich! rief die Couſine aus: — Ich höre Sie, Couſine, und traue meinen Ohren nicht: Awdei Afanas'itſch intereſſant zu finden!

— Nicht intereſſant, wohl aber gut und nicht häßlich.

— Nicht häßlich! Aber er iſt ja ſchrecklich!

— Ich finde es nicht.

— Aber dieſe coloſſalen Formen, aber dieſe athletiſchen Schultern?

— Verunſtalten keinen Mann.

— Aber fünfundvierzig Jahre?

— Sind das beſte Alter; ich liebe keine Knaben.

— Ah, Dieu des dieux! C'est inimaginable! ſprach Antonine mit einer Grimaſſe und ſo laut, daß Kuper ſein Geſicht nach unſerer Seite hinwandte: — wenn du es wüßteſt, Kuper, wenn du es dir vorſtellen könnteſt!...

— Was, fragte Kuper unruhig.

— Nein, plus tard, plus tard!

Kuper ſtand jedoch ſchon auf, näherte ſich Antoninen und nach langem Zureden von der einen und Ziererei von der andern Seite, ging das Brüderchen mit dem Schweſterchen in ein anderes Zimmer und beide kehrten nach Verlauf von einigen Minuten mit Lächeln auf den Lippen zurück.

— Es kann nicht ſein! ſagte Kuper.

— Mais je t'assure, wiederholte Antonine: — mais je te dis que oui!

— Ihre Blicke richteten ſich auf mich, doch ich führte meine Rolle bis zu Ende durch. Ich muß dir ſagen, daß in mir ein origineller Gedanke auftauchte, den nur das Sprüchwort rechtfertigen kann, daß vom erhabenen zum lächerlichen nur ein Schritt ſei. Ich beabſichtigte, durch Awdei Afanas'itſch's Bevorzugung Kuper Eiferſucht einzuflößen und ſie erzürnend, gegeneinander in Harniſch zu bringen. Von dem Vortheil, den ich aus dieſem Streite zu ziehen hoffte, ſchweige ich fürs erſte. An dem Erfolge meines Vorhabens konnte ich nicht zweifeln, weil Kuper ſchon auf den Gaſt ſchief zu blicken und deſſen in der That ſonderbare Einfälle zu beſpötteln beginnt. Ich triumphire innerlich. Awdei Afanas'itſch iſt, wie es ſcheint, auf längere Zeit zu uns gekommen; ſeine Hunde hat

man, wie ich erfuhr, in einem von den neuen Gebäuden in der Nähe des Dnepr untergebracht; er ſelbſt aber hat ſich, nach eigenem Wunſche, in der Badſtube etablirt — eine kurzweilige Idee!

Man muß ich ſein, ma chère, um vom frühen Morgen an bis vier Uhr, das heißt, bis zum Mittag, keinen Schritt von Awdei Afanas'itſch zu weichen, ihn im Garten herumzuführen, jeden ſeiner Hunde einzeln zu betrachten, die Jäger, in hellgrünem, mit gelben Bändern benähtem Coſtüm, dann die ſchrecklich ungeſtalteten Pferde zu rühmen und einzuwilligen, bei der erſten Jagdpartie, an welcher Papa mir geſtattet, Theil zu nehmen, ſeine Dame zu ſein. Freilich hätten wir dieſe Erlaubniß nie erhalten, doch einerlei. Kuper, der privilegirte Kuper glaubt an alles und ungeachtet ſeines erhabenen und hohen Verſtandes, ließ er ſich gänzlich hinters Licht führen. An der Tafel hieß ich Awdei Afanas'itſch neben mir Platz nehmen; der Poet ſetzte ſich mir zur andern Seite. Antonine, die mich beobachtete, begann mehrmals, jedoch ſehr unnatürlich zu lachen, ihre Augen aber ſprühten Flammen und die empfindſame Schweſter des Poeten folgte ſeinen Fußſtapfen. Wie war ich vergnügt, um ſo mehr, da an dem Luſtſpiele, wie es ſchien, ſogar Papa Theil nahm; ſeine Aufmerkſamkeit für den Gaſt kannte keine Gränzen: er ſchenkte ihm Wein ein, bat ihn, wiederholt die Speiſen ſich vorzulegen und erwies Awdei Afanas'itſch eine ſolche Aufmerkſamkeit, wie er ſie noch nie jemanden hatte angedeihen laſſen.

Nach beendigtem Mahle bot ich ſelbſt dem Gaſt meine Hand und die ganze Geſellſchaft trat auf den Balcon. Wir ſetzten uns; Kuper näherte ſich mir von hinten.

— Sie ſind heute in der allerglücklichſten Laune, ſagte er halblaut.

— Ja, ich bin ſehr heiter, antwortete ich laut.

— Dieſe Heiterkeit verdanken Sie vielleicht, wenn ich nicht irre, Awdei Afanas'itſch?

— Es kann ſein.

— Ich erkenne Sie nicht wieder, Couſine.

— Wirklich?

— Ihr ſchönes Geſchlecht vereinigt in ſich zuweilen ſo viele Widerſprüche...

— Sie meinen?

— Aber nennen Sie mir doch das Mittel, daran zu zweifeln, während ich Sie anſchaue, Couſine! Welcher Glanz in Ihren Augen! ſie athmen Flammen.

— Sie finden?

— Nicht ich allein.

— Wer denn noch?

— Viele... alle.

— Im Ernſt?

— Wenn man jedoch an die Hebel denkt!...

— Wovon?

— Ihrer Heiterkeit, Couſine!

— Was dann?

— Dann erinnert man ſich der Zauberei, der magiſchen Mittel, die in den mythiſchen Zeiten von Satyrn angewendet wurden, um Nymphen herbeizulocken.

— Dieſer Satyr aber iſt?...

— Wer anders, wenn nicht Awdei Afanas'itſch!

— Folglich, mon cousin, bin ich — die Nymphe. Danke für den Vergleich, widerſpreche jedoch: unſer Verwandter gleicht nicht im entfernteſten einem Satyr, und magiſche Mittel zur Herbeilockung braucht er, hoffe ich, nicht.

— Er — um zu gefallen? fragte Kuper mit einem Lächeln der tiefſten Verachtung.

— Freilich er, mon cousin.

— Nein Couſine, hören Sie: entweder haben Sie mich zum Beſten, oder meine Augen ſind ausnahmsweiſe nur für die Seelenwelt, in welcher unſerem Verwandten, wie Sie ihn nennen, gewiß ein nicht beneidenswerther Theil beſtimmt iſt, geſchaffen.

— In der Seelenwelt — kann ſein, antwortete ich, in meiner Eigenliebe ſichtbar beleidigt: — aber auf der proſaiſchen Erde...

— Was denn, Couſine? enden Sie.

— Warum? Die Meinungen können verſchieden ſein, und Ihr Freund...

— Welcher Freund?

— Ihr Freund Awdei Afanas'itſch.

— Er? mein Freund?

— So nannten Sie ihn wenigſtens geſtern.

— Par dérision!

— Ob par dérision oder nicht, iſt mir unbekannt; jedoch hat Awdei Afanas'itſch, obgleich er kein Poet iſt, das vollkommene Recht, auf ein kleines Theilchen Erdenglück zu hoffen.

— Zum Beiſpiel, geliebt zu werden?

— Nicht leidenſchaftlich, aber irdiſch.

— Und von einer ordentlichen Frau?

— Natürlich, von einer ordentlichen.

— Nicht möglich! rief Kuper aus.

— Sie widerſprechen Sich, mon cousin.

— Womit, Gräfin?

— Waren Sie es nicht, der mir von der Leidenſchaft erzählte, die unſer Verwandter einem herrlichen Mädchen eingeflößt habe?...

— Der Bürgerstochter? unterbrach Kuper.

— Einerlei; wenn die Bürgerstochter im Stande war, zugleich auch Staroslawski eine Leidenſchaft einzuflößen, ſo iſt ſie kein ganz gewöhnliches Mädchen; indem ſie aber Awdei Afanas'itſch vorzieht, beweiſt ſie da nicht, daß Awdei Afanas'itſch trefflicher iſt, als Staroslawski?

— Wie, Gräfin, ſie vergleichen Staroslawski mit dieſem Polyp?

— Nein, weil der, welchen Sie einen Polyp nennen, Staroslawski vorgezogen worden iſt.

— Von Ihnen vorgezogen?

— Dies ſagte ich nicht, aber...

— Sie ſagen aber... dies iſt genug, vollkommen genug!

Und bis an die Ohren erröthend, ſtürzte er von neuem zu Antoninen, und eine neue Berathung fand in den dunkeln Alleen des Gartens ſtatt.

Ich muß bemerken, daß Awdei Afanas'itſch von ſeinen Erfolgen nicht die geringſte Ahnung hatte. Während er ſeine Aufmerkſamkeit weder auf den Zorn Kupers, noch auf die Ironie Antoninens richtete, rauchte der Gaſt mit meiner Erlaubniß eine ungeheuere, mit Blumen verzierte weiße Pfeife an und begann, an eine der Säulen der unterſten Stufen der Treppe gelehnt, ſehr proſaiſch zu ſchlummern. Und dieſer Menſch iſt von fern her, mit Rache im Herzen, nach Skorlupskoje gekommen! dachte ich: — entweder bin ich ſehr unerfahren im Syſtem Lavaters, oder Kuper iſt ein Poet im vollen Sinne des Wortes. Da ich noch einige Schwäche empfand, verließ ich den eingeſchlummerten Awdei Afanas'itſch und ſeine Verwandten und begab mich in mein Gemach. Es war acht Uhr Abends, als ich, auf dem Divan ruhend, bemerkte, daß die Vorhänge meiner Fenſter in Bewegung geriethen; draußen war es ſtill. Dieſe Bewegung erſchreckte mich jedoch nicht, ſondern ſetzte mich in Erſtaunen. Sollte es wirklich Kuper ſein? dachte ich: — es iſt wahr, der Poet iſt zu allem, von der alltäglichen Ordnung abweichenden fähig; aber zwiſchen den Gardinen erſchien vor mir nicht der Poet, ſondern Joſeph.

— Que me voulez vous? fragte ich verwundert.

— Excusez, ma chatelaine, mais je viens vous prévenir, que dans une heure la lutte commence.

— Quelle lutte?

— Mais la lutte du savant avec le monstre, antwortete Joſeph lachend, und erklärte mir, daß um eine Stunde der Dnepr zum Stillſtehen gebracht, und morgen an der Stelle des Fluſſes ein Meer entſtehen werde.

Nachdem ich den Franzoſen hatte auserzählen laſſen, warf ich mir eine Mantille um und lief zu Papa; er kam mir im Saale, im Beiſein der ganzen Geſellſchaft entgegen, beſtätigte die Worte Joſephs, und lud uns ein, bei dem letzten Kampfe mit dieſem furchtbaren Gegner — dem Dnepr, zugegen zu ſein.

Kuper reichte, freilich nur mir zum Trotz, Antoninen ſeinen Arm, ich aber that, als wenn ich es nicht bemerke und näherte mich Awdei Afanas'itſch. Der Gaſt machte einen Kratzfuß, nahm ſeine Reiſemütze ab und begriff mich nicht; ich aber ſtreckte ihm ohne Umſtände meinen Arm entgegen und wir eröffneten den Zug. Auf dem Wege begegneten uns Gruppen von Bauern, die mit Schaufeln, Heugabeln, Beilen und langen Stangen bewaffnet waren. Sie alle ſchloſſen ſich uns an und bildeten eine unzählige Arriergarde.

Beide Ufer des Dnepr waren mit Menſchen überſäet; der Maſchiniſt erwartete uns mit einer Anzahl von ihm auserwählter, das heißt, der allerzuverläſſigſten und gewandteſten Leute an der Stelle, wo zwiſchen zwei langen Erdwällen der Srub (die aus behauenen Balken zuſammengeſetzten Wände) oder ſo etwas, wie ein Bau aus Holz ſich befand. Heftig pochte mir das Herz beim Anblick aller dieſer Vorbereitungen. Ich begriff noch nicht ganz, wie man es anfangen würde, den Fluß zum Stehen zu bringen, doch bekam ich Furcht für die Leute, die ſo nichtig erſchienen im Vergleich mit dieſer Waſſermaſſe, welche, wenn auch langſam, doch drohend und majeſtätiſch daherrollte. Obwohl Papa lächelte, ſo war er doch blaſſer als gewöhnlich; ſein Aeußeres hatte gleichfalls nichts ermuthigendes, und nur Joſeph allein lächelte, und zwar mit einem Lächeln, welches nichts Gutes verkündete.

Die Leute begrüßten uns mit tiefen Verbeugungen. Ich fragte viele alte Männer um ihre Meinung wegen des Unternehmens: alle, ohne Ausnahme, ſchüttelten das Haupt und antworteten mit einem nichtsſagenden «Gott weiß» oder «wer weiß», oder auch «vielleicht hilft Gott» und dergleichen mehr.

— Nun, Kinder, es wird Zeit ſein! rief Papa aus — und die regſame Maſſe der Leute theilte ſich in Gruppen; an der Spitze von jeder derſelben ſtellte ſich der vorher erwählte Aelteſte; darauf ſetzten ſich alle Bauern auf ein gegebenes Zeichen zur Erde nieder. Nachdem ſie ungefähr eine Minute ſchweigend geſeſſen, ſtanden alle wieder auf, nahmen die Mützen ab, bekreuzigten ſich und warfen ſich mit Geſchrei auf die am Ufer bereiteten Haufen von Stroh, gehackten Tannenzweigen und Erde. Die Geſchäftigkeit war ſo groß, daß ich es nicht einmal bemerkte, wie das hölzerne Gerippe, von dem ich dir vorher erzählte, an der Seite der Strömung des Fluſſes gleichſam wie in die Erde zu verſinken begann, der Dnepr jedoch kam wirklich zum Stehen, wurde ruhig, ſeine

Oberfläche glättete ſich gänzlich und begann ſich auszubreiten, in einem Nu war das entgegengeſetzte Ufer überſchwemmt; noch ein Augenblick — und der benachbarte Hügel verwandelte ſich in eine Inſel.

— Bravo, Kinder! rief Vater den Arbeitern zu und als Antwort erſchallte ein neuer Freudenruf, und friſche Erdmaſſen ſtürzten von der Höhe der Wälle auf den Fuß des Srub. Joſeph hatte Unrecht: der Dnepr ſtand ſtill, wurde ruhig, es verſtummte ſein Rauſchen und die grauen Wellen ſchwanden hin. Mir that der Alte leid!

Du hätteſt, ma chère, den Triumph des Maſchiniſten, die Freude Papas und die Zufriedenheit aller Leute ſehen ſollen. Die Bauern näherten ſich mit ihren Glückwünſchen; die jüngeren warfen ihre Mützen in die Luft. Am luſtigſten war der Spott, mit dem ſich der savant alle Augenblicke zu Joſeph wandte. Der erſtere machte ſich ungemein wichtig, nahm den Franzoſen an die Hand, führte ihn ans Ufer, wies auf das Waſſer und lachte; der Franzoſe beantwortete kopfſchüttelnd alles Geſpötte des Maſchiniſten mit dem Sprichwort: rira bien, qui rira le dernier! Gegen zehn Uhr, als ſich das Waſſer über das flachere Ufer auszubreiten begann, ſtieg es langſamer, der Abendnebel aber trieb uns nach Hauſe. Der Erfolg erweckte die Fröhlichkeit aller, und ſelbſt Kuper wurde weniger drohend. Wir beſchloſſen den Abend allerlei Vergnügungen zu widmen; die erſte erdachte ich, und beredete Awdei Afanas'itſch etwas vorzuſingen. Der Gaſt leiſtete nicht den geringſten Widerſtand und indem er drei Accorde in C dur nahm (worin, wie es ſich nachher auswies, alle ſeine muſikaliſchen Kenntniſſe beſtanden), ſang er, mit Hülfe dieſer drei Accorde und einer Donnerſtimme «Соломy» (Stroh). In der Romanze beſchattet es die Hütte, in welcher der Landmann lebt, dient ihm als Lager zur Erholung und daſſelbe Stroh, nachdem es ſich in Schmuck verwandelt, das heißt, in Hüte, ſchützt es die Schönen auf kluge Weiſe vor den Stich der Sonne. Indem er die Unbeſtändigkeit der Frauenliebe immer noch mit ſeinem Stroh verglich, erfaßte Awdei Afanas'itſch plötzlich meine Hand und küßte ſie zärtlich; daſſelbe Manöver wiederholte er auch mit Antonine, mit Helene und den jüngern Schweſtern, zum Schluß aber auch mit Agaphokleja Anastas'jewna. Ich lachte bis zu Thränen, doch Awdei Afanas'itſch verlangte von mir, wie er ſagte, ein «Revanſchchen». Es abzulehnen, wäre lächerlich geweſen — ich ſang: «Du glaubſt es nicht, wie ſchön du biſt» (Ты не повѣришь, какъ ты мила); jeder Refrain erweckte um den Mund Awdei Afanas'itſch's daſſelbe zarte Lächeln. Nach mir wurde der Platz vor dem Fortepiano einſtimmig Antoninen angetragen. Die Couſine begann natürlicherweiſe Geſichter zu ſchneiden; ihre Mienen drückten bald Verzweiflung, bald Rührung, bald Flehen aus; endlich ergab ſie ſich unſerem Willen, jedoch mit der Bedingung, daß Kuper und Helene ſie auf dem glatten Pfade der Prüfung

unterſtützten, und zwei Drittheil der Grjukowskiſchen Familie ſtöhnten «Die Schwimmer» (Пловцы) von Warlamow. Antonine ſang den Sopran, Kuper — Alt, Helene aber — den Baß. Natürlich fand es die Couſine für unumgänglich nothwendig, vorher ziemlich lange über die Heiſerkeit ihrer Stimme, über das unerträgliche Klima unſeres Kreiſes, über den Mangel an Noten und Uebung und alles andere zu ſprechen, was ſie hindere, ſich in der Muſik zu vervollkommnen. Nach dem Geſange declamirte Kuper eine Tirade aus den «Räubern» von Schiller, Awdei Afanas'itſch aber zeigte, mit Hülfe ſeiner dicken Finger, im Schatten, einen Haſen, einen Soldaten, einen Einſiedler und einen Schwan; zum letztern entblößte er ſeinen Arm bis zum Ellenbogen, weshalb alle Mädchen mit Geſchrei ins andere Zimmer liefen.

Es war nach Mitternacht, als das Abendeſſen gereicht wurde, nach ein Uhr aber gingen wir auseinander.

Ich bin todtmüde, Sophie, nachdem ich dieſen Brief geendigt, lege ich mich ſchlafen.

Ach ja, ich habe ganz vergeſſen, dir zu ſagen, daß Staroslawski, wie wir erfahren, aus dem «Düſtern Lager» ſich entfernt hat, auf wie lange jedoch und wohin, iſt uns unbekannt. Nicht wahr, chère amie, das iſt ſonderbar und ungelegen, weil ſeine Abweſenheit in dieſem Augenblicke, ſowohl von Kuper als auch vom dicken Gaſte von einer ſehr unvortheilhaften Seite ausgelegt werden kann? Sollte wirklich die Furcht, mit Awdei Afanas'itſch zuſammenzutreffen, die Urſache ſeiner Abreiſe ſein! Nicht möglich... aber dennoch iſt es ſonderbar!

Neunter Brief.

Den 27ſten September.

Seitdem ich dir, chère Sophie, ſchrieb, iſt eine Woche vergangen. Staroslawski iſt nicht zurückgekehrt. Wie früher, ſpazieren wir bis zum Abend, des Nachts, nachdem wir uns ſatt gelacht, gehen wir auseinander und begeben uns in die Schlafgemächer. Der Dnepr hat ſich wirklich in ein kleines Meer verwandelt; einige hölzerne Räder drehen ſich von früh Morgens bis ſpät in die Nacht. Papa iſt mit dem Erfolge ſeines Unternehmens ſehr zufrieden. Der Maſchiniſt ſpricht und befiehlt ſo laut, daß der Schall ſeiner Stimme bis zum Balcon hin vibrirt, der arme Joſeph aber iſt ſtill geworden. Wie ich den guten Franzoſen auch liebe, ſo verberge ich meine Freude darüber, daß ſeine Vorherſagung nicht in Erfüllung gegangen iſt, keineswegs. Awdei Afanas'itſch begiebt ſich mit Sonnenaufgang auf die Jagd und kehrt von dort nicht vor Sonnenuntergang zurück. Die unglücklichen Haſen trägt er jedesmal eigenhändig,

als Trophäen, in den Empfangssaal; oft sind diese Trophäen gräßlich anzuschauen: stelle dir Stücke rothen Fleisches mit langen Ohren vor; alles übrige ist gewöhnlich von den Hunden verspeist, c'est terrible à voir! Apropos: welche Zerstreutheit, chère amie! Ich hätte damit beginnen sollen, daß wir den ersten October ganz bestimmt aus Skorlupskoje fortreisen. Wie glücklich ich bin, kann ich dir nicht beschreiben! Doch auch Skorlupskoje thut mir ein wenig leid, besonders in der letzten Zeit lache ich hier so viel; meinem Character nach aber bin ich zufrieden, wenn ich nur lache, es mag sein worüber es wolle. Gestern begaben wir uns in Begleitung der ganzen Gesellschaft zu Fuß nach der Einsiedelei, von welcher ich dir einst schrieb, derselben, welche, wie man sagt, nahe an der Stelle der Begegnung des Einsiedlers mit dem polnischen Pan erbaut wurde. Das ganze Gebäude ist ärmlich und aus runden Steinen plump zusammengefügt. Das Kloster besteht aus einer baufälligen Kirche, fünf hölzernen Zellen, einem kleinen Garten, der zugleich als Friedhof dient und — das ist alles.

Der Superior der Einsiedelei, ein silberlockiger Greis mit ehrwürdigem und sanften Aeußern, nahm uns freundlich auf, wies uns die Kirchengeräthe, einige alte Heiligenbilder, die von den Vorfahren Staroslawski's geschenkt worden und reiche Gefäße von dem jetzigen Herren des «Düstern Lagers». Ueber Staroslawski sprach sich der Alte sehr vortheilhaft aus.

Jedes Lob des Superiors hatte eine Grimasse Kupers und Antoninens zur Folge. Nachdem wir auf dem Kirchhofe gebetet, verabschiedeten wir uns von den Mönchen und traten in ihrer Begleitung den Rückweg an. Der ganze Abend verfloß unter Gespräch und Erzählung von Traditionen. Agaphokleja Anastas'jewna versicherte, daß in der Nacht des 28sten September...

— Aber das ist ja morgen, bemerkte Papa.

— Wie, morgen! riefen alle mit einer Stimme aus, und es durchschauerte mich ein Schreck... Ja, chère Sophie, wirklich morgen! Sollte die Tradition in der That in Erfüllung gehen... Uebrigens ist Staroslawski abwesend... desto besser... Ich kehre zu Agaphokleja Anastas'jewna zurück: sie behauptete, daß ihr Geschäftsführer einst in dieser Nacht von einem schrecklichen Gewitter in demselben Walde, wo sich das Kloster befindet, ereilt wurde, und gerade um Mitternacht vernahm nicht allein der Geschäftsführer, sondern auch sein Kutscher deutlich Hundegeheul, entferntes Läuten der Glocken und, zu derselben Zeit, erhellte sich über dem Walde der schwarze Himmel wie von einer Feuersbrunst — so daß die Unglücklichen vor Schrecken fast gestorben wären.

— Sollte denn wirklich niemand von den Einwohnern Skorlupskoje's diese Erzählungen entweder bestätigen oder gänzlich widerlegen

können? fragte ich Papa. Und er ſandte ſogleich nach einigen alten Männern.

Der erſte derſelben erwies ſich als taub, der andere beſaß die Eigenſchaft, ſehr feſt zu ſchlafen, der dritte und vierte aber beſtätigten nicht nur die Worte Agaphokleja Anastas'jewna's, ſondern ſetzten hinzu, daß dieſe Erſcheinung dermaßen die Bewohner der Umgegend erſchreckt, daß ſie ſich in dieſer Nacht alle in ihren Häuſern einzuſchließen pflegen, und zu ihren Ohren nur das Gehäul der Hunde dringe, welches verhindere, das übrige zu hören, das heißt, das laute Lachen des Pan und das unterirdiſche Getöſe mit dem Läuten der Glocken.

— Giebt es hier nicht wenigſtens einen Menſchen, der das alles mit einem Male vernahm? fragte Papa.

— Wie ſollte es keinen geben! Da iſt, zum Beiſpiel, Väterchen-Herr, unſer Schmidt, antwortete einer der Greiſe: — in dem vorigen Herbſt — keine entfernte Zeit — kam er aus der Herberge, die auf der Erdzunge ſteht; nun, er ſchreitet daher, denkt nichts; plötzlich erkracht ein Gewitterſchlag und der Blitz leuchtet, er nahm die Mütze ab und bekreuzigte ſich; wieder ein Donnerſchlag — wieder bekreuzigt er ſich; plötzlich, wer weiß von wo, Hagel, und zwar von der Größe eines Hühnereies; was machen? Er erſchaute ſich einen hohlen Baumſtamm, und ſteckte ſeinen Kopf hinein, um doch nur wenigſtens den Kopf zu retten, und hört ein Geräuſch, gerade, als wenn die Glocken läuten.

— Wo iſt denn der Schmidt?

— Er ſtarb zur Zeit der Swjatki (die Zeit von Weihnachten bis zum 6ten Januar), antwortete der Erzähler kläglich.

Damit endeten die Nachforſchungen, welche uns, wenn auch nicht mit unumſtößlichen Beweiſen bereicherten, doch die Ueberlieferung nicht verneinten.

Nachdem ich dies alles vernommen, durchſchritt ich, zu meiner Schande geſtehe ich es, den dunkeln Saal nicht ganz kaltblütig und hätte mich für nichts in der Welt entſchloſſen, allein im Garten ſpazieren zu gehen, obgleich ich die Gewohnheit hatte, dieſe Spaziergänge täglich zu machen.

Unſere Marſchroute nach Petersburg iſt folgende: den erſten October, nach der Morgenmeſſe, begeben wir uns alle, d. h. die Grjukowski's und wir, zu erſteren, um dort die Nacht zuzubringen, bleiben bei ihnen den zweiten und treten den dritten unſere Reiſe an. Papa beabſichtigt, ſich auf einem ſeiner Güter, dreihundert Werſt von hier, zwei Tage aufzuhalten; den zehnten hoffe ich dich, chère amie, in Petersburg zu umarmen... Ein glücklicher Gedanke! ſuche die deinen zu bereden, uns entgegenzufahren; ich verbürge es dir, daß ich alle Mittel anwenden werde, um in Iſhora um drei Uhr Nachmittags anzukommen; folglich, wenn ihr um ein Uhr auf der Eiſenbahn ausfahrt, ſeid ihr in einer halben-

Stunde in Zarskoje, in Iſhora aber um halb drei. Mon Dieu! que je serais heureuse! Lebe wohl, Sophie. Ich beeile mich, zu ſchließen: man fährt zur Poſt.

Zehnter Brief.

Den 28ſten September.

Sophie, chèr ange! un peu de pitié pour moi! Aber nein, ich kenne dich: du wirſt über mich lachen, ich bin davon überzeugt, du wirſt mich leichtſinnig, characterlos, vielleicht ſogar wahnſinnig nennen... Mein Gott! und warum habe ich dir alle meine Gedanken anvertraut? warum gab ich mich dem Gericht, der Verurtheilung hin? Und wenn ich mich erinnere, daß ich noch unlängſt über die gefühlvolle Antonine, über die lächerliche Entwickelung ihres Romans mit Staroslawski lachte; und ſich faſt ebenſo zu benehmen... abſcheulich!... Der Würfel iſt jedoch gefallen! Wenn du willſt, chère amie, ſo verurtheile mich, doch höre mich aus.

Endlich erſchien der ſo lange erwartete Morgen des achtundzwanzigſten. Der Himmel war heiter, die Sonne ſchien, wie an allen vorhergehenden Tagen, warm und dieſer Morgen zeichnete ſich vor den vorhergehenden durch eine formelle Declaration Kupers aus: der Poet wiederholte ſie Papa, Vater theilte mir dieſelbe feierlichſt mit, ich aber dankte für die erwieſene Ehre, und verſüßte die abſchlägige Antwort ſo viel als möglich, die auf das beſtimmte Vorhaben gegründet wurde, frei bleiben zu wollen. Agaphokleja Anastas'jewna machte eine ſaure Miene, Antonine aber, als ſie das Unglück des Brüderchens erfuhr, ihm eine Scene. Die eigentliche Urſache der abſchlägigen Antwort ſchrieb die Grjukowskiſche Familie meiner geheimen Liebe bei — ob zu Staroslawski oder zu Awdei Afanas'iſch, der nach ſeiner Gewohnheit, ſich auch an dieſem Morgen auf die Jagd begab, weiß ich nicht. Ich benutzte den Zwieſpalt der Verwandten und entfernte mich in mein Cabinet. Während ich die Sachen, die auf dem Lande bleiben ſollten, ordnete und emſig mit Einpacken beſchäftigt war, bemerkte ich nicht, daß Staroslawski eintrat. Er grüßte und machte den Vorſchlag, mir in meiner Beſchäftigung zu helfen.

— Wir haben uns ſchon lange nicht geſehen, Monſieur Staroslawski! ſagte ich, nicht ganz frei von einem ſpöttiſchen Lächeln.

— Ich war vom «Düſtern Lager» abweſend, antwortete er.

— Und die Urſache einer ſo langen Abweſenheit iſt...

— Ihr Gaſt.

— Awdei Afanas'iſch! rief ich unwillkürlich aus.

— Er Gräfin.

Dieſe ſo kaltblütig ausgeſprochene Antwort verwirrte mich gänzlich.

— Aber er befindet ſich noch hier, Monſieur Staroslawski, ſagte ich.

— Ich weiß es, Gräfin.

— Und Sie werden ihn erwarten?

— Die heutige Nacht verſetzt mich in die Nothwendigkeit...

— Awdei Afanas'itſch zu begegnen?

— Nein, aber bei der ſchrecklichen Erſcheinung zugegen zu ſein.

— An die Sie glauben?

— Ich zweifle nicht; zum Beweis, Gräfin, that ich das Gelübde — wenn die Erſcheinung ſich nicht wiederholen ſollte — ins «Düſtere Lager» nie wieder zurückzukehren; es thäte mir aber ſehr wehe, mich von dort zu trennen!

— Sie ſind Fataliſt, Monſieur Staroslawski?

— Ich bin ein Menſch, der zu überlegen pflegt, und meine Berechnung iſt unfehlbar. Die beſtändige Veränderung des Aufenthalts allein macht das einſame Leben erträglich...

— Was hat aber die nächtliche Erſcheinung mit dem einſamen Leben gemein?

— Ihr Wort, Gräfin, nehmen Sie es zurück, und meine Wanderungen beginnen augenblicklich.

— Haben Sie Awdei Afanas'itſch vergeſſen?

— Ich würde mich bei ihm ſchriftlich entſchuldigen.

— Wie, Verzeihung erbitten? Fi donc, Monſieur Staroslawski! Ihren Brief wird er als Acte aufbewahren, er wird auf denſelben ſtolz ſein.

— Auf meinen Brief, Gräfin?

— Auf die Bitte um Verzeihung...

— Wegen der Unmöglichkeit, ſein Trauvater (посаженый отецъ — eine Ehrenperſon bei ruſſiſchen Hochzeiten) ſein zu können?

— Der Trauvater Awdei Afanas'itſch's?

— Freilich.

— Sie, Sie, Monſieur Staroslawski?

— Ich, Gräfin; darin iſt, hoffe ich, nichts wunderbares?

— Bei Ihrem ſchlimmſten Feinde?

— Ich ſpreche doch nicht vom Porten Kuper.

— Einerlei, von ſeinem Freunde, von einem Menſchen, der den Rachedurſt und den Haß meines Verwandten theilt.

— Ich denke nicht, Gräfin, da vor einigen Tagen Awdei Afanas'itſch mich brieflich um meine Vermittelung in einer Sache erſuchte, von welcher ſein ganzes künftiges Glück abhing, und ich dieſe Sache zu Stande gebracht habe.

— Sie iſt kein Geheimniß?

— Nicht im entfernteſten, Gräfin; ich bringe die Einwilligung eines herrlichen Mädchens zu ihrer Vermählung mit Awdei Afanas'itſch.

— Das heißt, der Bürgerstochter?

— Sie wiſſen?

— Ich habe, Monſieur Staroslawski, von Ihrem lebhaften Antheile an allem, was dieſes Mädchen angeht, und von ihrer heimlichen Abreiſe nach Moskau gehört.

— Alles von Ihnen vernommene iſt wahr, und ich bin um ſo mehr mit meinen ſtrengen Maßregeln zufrieden, da dieſe Maßregeln ſich mit vollkommenem Erfolge krönten.

— Aber Ihre Rechte zu dieſem Antheil? fragte ich ironiſch lächelnd.

— Sie ſind, Gräfin, auf die Vorliebe des verſtorbenen Großvaters, meines Vormundes, für das Mädchen, die Tochter der böſen Haushälterin, meiner Feindin, begründet. Das plötzliche Ableben des Greiſes hinderte ihn wahrſcheinlich, die Zukunft ſeiner Lieblinge zu ſichern, den ganzen Nachlaß überkam ich allein. Mein geringer Antheil aber iſt — eine kleine Vergütung für ihre Verluſte...

Ich konnte mich, chère amie, nicht enthalten, Staroslawski die Worte und das Urtheil Kupers über ihn mitzutheilen. In dieſem Augenblicke brauchte ich ein Opfer, mochte es daher der Poet ſein.

Staroslawski lächelte und gab ſogleich dem Geſpräch eine andere Richtung. Ich geſtehe es, Sophie, meine Achtung für dieſen Mann verzehnfachte ſich nicht allein, ſondern wurde einem höheren Gefühle ſehr ähnlich.

Als er dem Poeten im Speiſeſaale begegnete, gab Staroslawski ihm, wie immer, die Hand. Dieſe Hand aber ſchien Kuper zu ſtechen — ſo verlegen, ſo lächerlich war der Poet. Antonine, die unglückliche Antonine durchlebte im Verlaufe dieſes Mahles den ganzen Kreis der heftigſten Empfindungen; ihr Geſicht nahm wechſelsweiſe alle Farben an und verwandelte ſich jedesmal, ſobald Staroslawski ſich zu ihr hinwandte, aus einer weißen Lilie in eine rothe Roſe. Es war zu bemerken, daß die Couſine in ihren Antworten auf ein Mittel ſann, ſowohl mich als auch ihn zu verwunden, und dieſes Mittel fand ſie endlich.

— Wann werden Sie, Monſieur Staroslawski, uns zu ſich, ins «Düſtere Lager» einladen? Natalie erzählte von demſelben ſolche Wunderdinge, daß wir es für einen großen Verluſt halten, dieſelben nicht zu erblicken, ſagte Antonine ſo laut, damit alle es vernehmen ſollten.

— Iſt denn die Gräfin im «Düſteren Lager» geweſen? fragte Kuper, indem er einen vielſagenden Blick auf mich warf. — Und uns nicht einzuladen — das iſt ſchlecht, ſehr ſchlecht, ſetzte er hinzu und übertrug denſelben Blick auf Staroslawski.

— Sie ſelbſt haben mich aller Rechte dazu beraubt, antwortete Staroslawski Kuper.

— Wodurch denn Monſieur Staroslawski?

— Dadurch, daß, während Sie Ihre Spazierritte bis hart an die

Uſſad'ba ausdehnten, Sie nie in dieſelbe hineinſchauten, ſogar, wenn ich nicht irre, begegnete mein Groom Ihnen in der Umgegend derſelben an dem Tage, als die Gräfin dem «Düſtern Lager» durch ihren Beſuch eine Ehre erwies, und erſchreckte mich äußerſt, als er mir verſicherte, daß mit Ihnen...

— Ja, ja, in der That, unterbrach ihn der Poet eilig: — ich erinnere mich, daß mein Pferd damals vom Pfade abkam und im Moraſte faſt ſtecken blieb.

— Nehmen wir an, daß dies damals geſchah; nun, bei den andern Spazierritten aber, Monſieur Kuper? Sie luſtwandeln ſo oft?...

Der Poet erröthete bis über die Ohren; er mußte das allgemeine Lächeln bemerken.

Doch genug von Kuper und den Grjukowski's überhaupt. Die Nacht war intereſſanter, und die Entwickelung, chère Sophie... Die Entwickelung!... Aber lies ſie ja nicht vor allem andern, weil vielleicht die der Nacht vorhergehenden Umſtände wenigſtens einigermaßen mich in deinen Augen rechtfertigen werden.

Mit dem Untergange der Sonne erſchien auch Awdei Afanas'itſch. Sein Zuſammentreffen mit Staroslawski ſetzte nur Staroslawski ſelbſt, Vater und mich nicht in Erſtaunen, die Augäpfel aller andern dehnten ſich unglaublich aus. Auf dieſe große Augen blickend, triumphirte ich innerlich. Awdei Afanas'itſch entſchuldigte ſich beim Nachbar wegen etwas, das ich nicht vernehmen konnte, dann dankte er ihm und umarmte und küßte ihn ſogar dreimal. Doch was geht uns Awdei Afanas'itſch an? Die Nacht iſt intereſſanter, ich wiederhole es dir, Sophie... Aber wie läppiſch iſt es, wenn man ſich deſſen erinnert.

Nach beendigtem Mahle traten wir auf den Balcon; der Himmel begann ſich ſchon zu bewölken, die Sonne verſchwand und die Luft wurde kühler.

— Wie ſchade, daß es regnen wird! ſagte Antonine: — wenn dem nicht ſo wäre, hätte ich denen, die keine Furcht haben, den Vorſchlag gemacht, die Nacht im Walde abzuwarten.

— Danke recht ſehr, ergebener Diener, antwortete Awdei Afanas'itſch: — doch Sie würden ſchwerlich gehen, auch wenn es keinen Regen geben ſollte.

— Gewiß, ich gehe.

— Nein, Sie gehen nicht.

— Wenn auch um eine Wette, ich gehe.

— Um ein Pud Confect! fuhr der dicke Gaſt fort, Antonine ſeine Hand reichend, die ſie drückte.

— Und auch wir gehen mit. Nicht wahr, maman, auch Sie gehen? ſchrien Helene und die andern Schweſtern.

Dazu bezeigte Agaphokleja Anastas'jewna für ihre Perſon keine Luſt, den Töchtern unterſagte Sie es jedoch keineswegs, zu gehen.

Bis um Mitternacht verſtrich die Zeit langſam; als die Dämmerung eintrat, begannen alle ohne Ausnahme, in einer unerklärlichen Unruhe, mit einander Blicke zu wechſeln; ſelbſt Papa näherte ſich oft der Uhr und es ſchien, als zähle er die Minuten. Es ſchlug eilf und Awdei Afanas'itſch erinnerte Antonine an die Wette.

— Gut, nur nicht in den Wald, nicht in den eigentlichen Wald... ſondern... in die Allee... antwortete die Couſine.

— Das iſt nicht einerlei! entgegnete der Gaſt.

— Nein, Väterchen, in den Wald laß ich die Kinder nicht, wie Sie wollen! rief Agaphokleja Anastas'jewna aus: — ſelbſt in den Garten zu gehen, iſt nicht genug Urſache vorhanden.

— O nein, maman! in den Garten kann man gehen, wenn nur nicht in den Wald.

Alle Couſinen hüpften ſchreiend um die Mutter, die nach langen Unterhandlungen mit Awdei Afanas'itſch, ſich den kindlichen Bitten endlich geneigt erwies und die Kinder ſeinem und Kupers Schutze anvertraute.

Die Couſinen gingen. Unter dem Vorwande von Zahnweh begab ſich Agaphokleja Anastas'jewna in ihr Gemach, Papa aber, nachdem er das Verſprechen gegeben, um Mitternacht zurückzukehren, entfernte ſich nach dem Damme zu; ich blieb mit Staroslawski allein auf dem Balcon.

— Erwarten Sie, Monſieur Staroslawski, wirklich im Ernſt etwas ungewöhnliches, und glauben Sie an alle dieſe Albernheiten? fragte ich ihn, und ich geſtehe es dir, ich fragte nur, um durch die verneinende Antwort Staroslawski's meine eigene Furcht zu verſcheuchen.

— Vor einem Monat, Gräfin, hätte ich über Ihre Frage gelächelt, jetzt aber behüte mich Gott vor dem kleinſten Zweifel, antwortete er ernſt.

— Warum dies?

— Ich wiederhole es, daß ich an Ihr Wort glaube.

— Und Sie würden Sich entſchließen, von meinem Worte Gebrauch zu machen?

— Mit Freudenthränen, Gräfin.

— Ich glaube es nicht.

— Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf!

— Aber was nennen Sie denn Eigenliebe, Monſieur Staroslawski?

— Bei mir nimmt Sie den zweiten Platz ein, der erſte aber...

— Hüten Sie Sich, Kuper zu gleichen: heute Morgen ſagte er mir faſt daſſelbe.

— Unſere Rechte auf Sie, Gräfin, ſind nicht gleich.

— Schon wieder mein Wort?

— Und mit demſelben meine ganze Zukunft!

— Genug! Noch eine Viertelſtunde — und ich bin frei. Sprechen wir, Monſieur Staroslawski, von etwas anderem.

— Mit Vergnügen.

— Sie kommen auf den Winter nach Petersburg, nicht wahr?

— Weshalb denn nicht nach Paris?

— Sie beabſichtigen alſo, ins Ausland zu reiſen?

— Aber, Gräfin, mir ſcheint, daß Ihr Wunſch ſo lautete.

— Der Wunſch — ja; aber die Ausführung des Wunſches hängt nicht von mir ab.

— Ich bin es zufrieden, Gräfin.

— Monſieur Staroslawski, Sie ſind unheilbar!

— Gräfin, Ihr Wort!

— Wieder das Wort, welche Langeweile!...

— Nehmen Sie es zurück?

— Es iſt unnütz! Noch fünf Minuten, nur noch fünf Minuten, und es iſt vernichtet, antwortete ich, auf die Uhr blickend.

— Weniger, Gräfin; ich habe einen Chronometer: und nicht in fünf, ſondern in einer halben Minute.

— Um ſo beſſer.

— O, freilich, nicht für Sie vielleicht, aber für mich! rief er mit einem Lächeln, das ich nie vergeſſen werde.

— Sie wollen mich hintergehen, einſchüchtern? Noch iſt nichts geſchehen und es wird auch nichts geſchehen, ich bin deſſen gewiß.

— So vernehmen Sie denn, Gräfin! Staroslawski nahm mich bei der Hand und führte mich zum andern Ende des Balcons. Während ich mit ihm ging, zitterte ich unwillkürlich; doch in demſelben Moment, Sophie, vernahm ich ſo deutlich, als wenn es neben uns wäre, ein gewiſſes unbeſtimmtes aber ſchreckliches Getöſe.

— Das iſt der Wind, ſprach ich: — das iſt nur der Wind!

Staroslawski wies ſchweigend auf die Bäume; die Blätter regten ſich nicht, das Getöſe wurde jedoch lauter; zugleich erſchallten regelmäßige metalliſche Schläge. Ich beruhigte mich: die Schläge tönten uns aus dem Saal entgegen und ſchwiegen um zwölf Uhr; aber da... nein, Sophie, meine Beſchreibung kann dir keinen Begriff, weder von dem Schrecken noch der Angſt geben, die nur die allerſtärkſten und allerſchwächſten Naturen im Stande ſind zu ertragen... Ich begreife es nicht, daß ich in dieſer fürchterlichen Minute nicht geſtorben bin! Plötzlich wurde etwas, wie Hundegeheul, hörbar; «es kann nicht ſein», ſprach ich zu mir ſelbſt das Geheul verwandelte ſich jedoch in Brüllen; dann geſchah ein fürchterlicher Schlag, lautes, durchdringendes Gelächter und melancholiſch-trauriges Läuten, nicht aber der Wanduhr im Saale, ſondern das Läuten

mehrerer Glocken folgte... Das war genug, um mich aller Sinne zu berauben. Ich erinnere mich, daß jemand meinen Namen aussprach, mir schien es sogar, daß zu der ersten Stimme noch andere sich gesellten...

Antonine, arme Antonine! geschah nicht mit dir dasselbe? in Folge anderer Ursachen, es ist wahr; doch das Resultat war dasselbe: du fielst in Ohnmacht, ich aber!... ich öffnete die Augen schon nicht mehr auf dem Balcon, sondern im Gastzimmer, nicht im Kreise meiner Familie und allein in Gegenwart Staroslawski's sondern umringt von zehn fremden Zeugen!

— Ihr Wort, Gräfin? waren die ersten Laute, die zu meinem Ohr gelangten: sie wurden von Staroslawski ausgesprochen.

— Aber die schreckliche Erscheinung muß ein Traum gewesen sein? sprach ich, immer noch lauschend.

— O weh, nicht im Entferntesten ein Traum! antwortete Papa mit einem Seufzer, — und das Wort, das du Staroslawski gegeben, bestätige ich.

— In diesem Falle ist hier meine Hand; sie gehört Ihnen, Monsieur Staroslawski; sagte ich feierlich, — so möge denn die Legende in Erfüllung gehen, und das was wir in dieser Nacht vernommen, auf immer verschwinden.

— Zu größerer Sicherheit aber, Natalie, setzte Papa lachend hinzu: — verpflichte den Gemahl, daß er den Dnepr nicht beunruhige, hauptsächlich jedoch, daß er nie Mühlen baue!

Denke dir, ma chère, die schreckliche Erscheinung war nichts anderes als der durchbrochene Damm im Dnepr; das Geheul der Hunde war nur das Geheul von Awdei Afanas'ilsch's Meute; das Geläute — das der Sturmglocke, das durchdringende Gelächter aber — das natürlichste Gelächter Josephs über den Maschinisten.

Glaube mir, wenn ich an alles dieses mich erinnere, möchte ich vor Scham und Verzweiflung sterben — wenn ich Staroslawski nicht so liebte, wie ich ihn jetzt liebe... Arme Antonine!...

(Aus dem Russischen von Friedrich Berg.)

Gott.

Ode von Derſhawin

aus dem Ruſſiſchen von Reinhold v. Reinthal.

Unendlicher in Raumesweiten,
Du aller Regung Lebenskraft,
Du Ewiger im Strom der Zeiten,
Du geiſtige Dreieigenſchaft!
Allgegenwärt'ges ein'ges Weſen,
Das ewig ohne Grund geweſen,
Das Alles hält durch ſein Gebot,
Umfaßt, durchdringt, mit ſich erfüllet,
Das ſtets dem Forſchergeiſt verhüllet,
Du Weſen, das wir nennen — Gott!

Die Tiefe aller Waſſermaſſen,
Von jedem Sterne jeden Strahl
Könnt' rechnend die Vernunft noch faſſen:
Doch Du biſt ohne Maß und Zahl:
Von weiſen Geiſtern, die vorhanden
Und die von Deinem Licht entſtanden,
Ergründet Niemand Dein Geſchick;
Gedanken, die empor ſich winden,
Erhab'ner Geiſt! zu Dir, verſchwinden,
Wie in der Zeit der Augenblick.

Du rieſſt hervor, o ew'ges Weſen,
Die Ewigkeit aus Abgrundsnacht,
Was früher als die Zeit geweſen,
Haſt Du in Dir hervorgebracht.
Dich Selbſt durch Dich zum Ganzen einend,
Durch Dich allein und aus Dir ſcheinend,
Biſt Du das Licht, — biſt Lichtes Schein,
Und Alles ſchafft Dein bloßer Wille,
In unermeßlich reicher Fülle;
Du warſt, — Du biſt, — wirſt ewig ſein!

Du ein'ſt belebend alle Dinge
Zur Kette, und auf Dein Gebot
Schließt End' und Anfang ſich zum Ringe;
Das Leben ſchenkſt Du durch den Tod.
Wie Funken ſprühend ſich erheben,
So Sonnen Deiner Hand entſchweben;
Gleich wie des Reifes Eiskryſtall
An hellen Wintertagen flimmert
Und glänzt und blinkt, o Herr, ſo ſchimmert
Vor Dir der Sterne Heer im All.

Millionen heller Sonnen ſchweben
Im weiten Reiche Deiner Macht,
Erfüllen Dein Geſetz, beleben
Die ganze Welt in ihrer Pracht.
Doch dieſe feur'gen Leuchten alle,
Die farbig ſpielenden Kryſtalle,
Der goldnen Fluthen Wellenſchlag,
Des Aethers lichterlohe Flammen,
Die hellen Welten all' zuſammen:
Sie ſtehn zu Dir, — wie Nacht zu Tag.

Ein Tropfen in das Meer zerlaſſen,
Das iſt das Firmament für Dich;
Vom All, was kann mein Aug' umfaſſen?
Und was vor Dir, o Herr, bin ich?
Wenn ich in jenem luft'gen Meere
Die Welten tauſendfach vermehre
Mit and'ren Welten: — Angeſichts
Der Pracht und Größe, die Dich zieret,
Sind ſie ein Punkt, der ſich verlieret,
Und ich, o Herr, vor Dir — bin Nichts.

Bin Nichts! — Doch Deine Gnade hatte
Dein leuchtend Bild in mir gemalt,
Du ſcheinſt in mir, ſo wie am Blatte
Die Sonne in dem Tropfen ſtrahlt.
Bin Nichts! — Doch ich empfind' das Leben,
Und unbefriedigt reißt ein Streben
Mich aufwärts ſtets der Höhe zu,
Du biſt es, den die Seele ahnet,
Sie urtheilt, ſchließet, ſinnt und mahnet;
Ich bin, — und folglich biſt auch Du.

Du biſt, — drauf weiſt des Herzens Ahnen,
Die Ordnung der Natur mich hin
Und die Vernunft mit lautem Mahnen;
Du biſt! — ich bin nicht Nichts! — ich bin
Ein kleiner Theil von Deinen Welten
Und kann als jene Mitte gelten,
Wo weiter ſchaffend Deine Hand
Die körperliche Welt beendet,
Auch für den Himmel Geiſter ſendet
Und beide Welten eng verband.

Ich bin zum Band der Welt erleſen,
Der Schöpfung Mittelpunkt und Kern,
Die Krone der geſchaff'nen Weſen,
Der erſte Grundentwurf des Herrn.
Mein Leib fällt einſt in Staub zuſammen,
Mein Geiſt beherrſcht des Blitzes Flammen,
Bin Herr — bin Knecht, — ein Wurm — bin Gott!
Doch ein ſo wunderbares Leben
Wie konnt's entſtehn? — mir ward's gegeben
Nicht durch mein eigenes Gebot.

Ich bin Dein Werk, erhab'ner Meiſter,
Bin Dein Geſchöpf, Allwiſſender!
Du Lebensquelle aller Geiſter,
Du meiner Seele Seel' und Herr!
Sollſt Du mir eine Wahrheit werden,
So muß des Todes Schlund auf Erden
Durchſchreiten mein unſterblich Theil;
Ich mußt' in Sterblichkeit mich hüllen,
Um meine Rückkehr zu erfüllen
Zu Dir, o Herr, zum ew'gen Heil!

Ich weiß es, daß des Menſchen Seele,
Dich nachzubilden — ohne Kraft,
Welch' Farben ſie auch immer wähle,
Nur eines Bildes Schatten ſchafft.
Doch ſoll der Menſch zu Deinem Preiſe
Sich rüſten, — nur in Einer Weiſe
Kann es das Kind der Endlichkeit:
Es ſtrebt empor zu Deiner Größe,
Es fühlt des Abſtands ganze Blöße
Und — weint die Thrän' der Dankbarkeit!

Der Pudel.

Ein Reiſeabenteuer.

II.

Jahre kommen, Jahre fliehen,
Nur zu balde ruht man aus;
Laßt mich wandern, laßt mich ziehen
Durch das alte Erdenhaus.

Mit dem Frühſten hatte unſer Führer
Uns geweckt, der Morgen kühl und ſchön
Ließ uns bald die ſchlimme Nacht vergeſſen,
Selbſt ein friſcher Wind begann zu wehn.

Denn in einem Kruge vor Belino
Gab es weder trocken Laub noch Streu
Und die Unzahl ſpringender Inſekten
War den meiſten unſ'rer Freunde neu.

Singend bald, bald wieder munter plaudernd
Zogen wir durch's weite offne Thal, —
Aber mälig ſchwieg ein jeder ſinnend,
Es erſtarb des Sanges Wiederhall.

Langſam trabte unſ're Karavane,
Da die Sonne ſchon im Mittag ſtand
Und ein jeder fühlte, daß ſein Magen
Heute mehr als Herz und Sinn empfand.

Mittagshitze! Staub um zu erſticken!
O, Italien, du Utopia!
Schade nur! es ſtören die Romantik
Die Musquitos und — et caetera.

«Ich beſonders fürchte die Scorpione,»
Sprach Freund Roller und zum Sattelſchurz
Zog er ängſtlich ſeine kleinen Beine,
Die zum Reiten ohne dem zu kurz.

Ernſt und Falk, die beiden deutſchen Maler,
Waren außer ſich, wie fluchten ſie
Ueber ganz Italien und die Reiſe, —
In der Hitze ſchwand die Poeſie.

Nur Mylord in ſeinem leichten Wagen
Sprach kein Wort, obſchon ſein wilder Blick
Deutlich ſagte, was er leiden mußte,
Und mit Würde trug er ſein Geſchick.

Der Franzoſe roch an einem Veilchen,
Sang ein muntres friſches Liebeslied,
Oder lachte über unſre Künſtler,
Denen er ein kaltes Sturzbad rieth.

Unſren Zug eröffnete der Führer,
Eine lange hagere Geſtalt,
Deſſen Beine wie Polypenarme
Seinen Eſel liebestreu umkrallt.

Glaubt er ſeinem Thier zu ſchwer zu werden,
Half er mit den Beinen nach im Trab! —
Und ſo trollte er, ein Rieſenkäfer
Thalwärts jetzt den ſteilen Berg hinab.

Nach ihm kam ein deutſcher blonder Jüngling,
Der drei Mal Italien durchrannt,
Und mit Inbegriff der Roſinante,
Von uns ſchlicht «Das Trauerſpiel» benannt.

Auf dem Sattel einer todten Mähre, *)
Pferde wie ſie nur Neapel kennt,

*) Ein todtes Pferd. Unter dieſen Namen verkauft man in Neapel Pferde, die in anderen Ländern zu keinem Dienſt brauchbar, getödtet werden.

Saß ein Rechtsgelehrter, ein Gefährte,
Unſrer Leiden ſchon von Benevent.

Wie er in dem Sattel friedlich ſchmorte,
Sprach dazu Kernſprüche auf Latein:
Daß der Menſch zum Dulden auserkoren
Und das Unglück nur ein Prüfungsſtein.

Mich ergötzten Rollers Anecdoten,
Des Franzoſen Witzeln leicht und fein
Und des «Trauerſpiels» ergebenes Dulden,
Das nun nicht mehr ſang «am Rhein, am Rhein!»

«Halt da! brüllte plötzlich der Britanne,
«Soll ich hier verſchmachten wie ein Fiſch,
«Gentlemen? Ich denke jedes Plätzchen
«Bietet Schatten uns zum Mittagstiſch.»

«Das iſt ſchön geſagt, ſprach der Franzoſe,
«Dieſer Einfall iſt durchaus kein Spleen,
«Dort im rauſchenden Cypreſſenwäldchen
«Locket uns gar duftig friſches Grün!»

Bald im Schatten jener ſtolzen Bäume
Lagen wir ſo wohlig hingeſtreckt
Und geſchäftig hatte unterdeſſen
Roller den frugalen Tiſch gedeckt.

Wie verklärten da ſich aller Mienen
Ernſt und Falk vergaßen ihre Noth,
Wieder ſchwärmten ſie von Perſpectiven,
Himmelblau und fernem Abendroth.

Auch Mylord ward nach dem erſten Biſſen
Wie ein edler Pudding leicht gerührt
Allgemein fand man die kalte Küche
Delicat und maleriſch gruppirt.

Roller lief geſchäftig auf und nieder,
Sah ob jeder gut verſorgt mit Wein,
Leere Gläſer waren ihm ein Grauſen
Und den vollen ward ein kurzes Sein.

Nach dem Eſſen tönten muntre Lieder,
Selbſt der Britte jodelte voll Luſt
Und das «Trauerſpiel» drückt wildbegeiſtert
Eine leere Flaſche an die Bruſt.

Vor uns üppig lachende Gefilde,
Ferne Hügel ragen waldumkrönt —
Während mit dem Waldbach in den Schluchten
Unſer Lied weithallend wiedertönt.

Aus dem Goldlaub herbſtlich ernſter Ranken
Locket rings der Traube rothe Glut.
Und am Ufer neigen die Orangen
Heiß verlangend ſich zur kühlen Flut.

Doch wer naht? Im Eremitenkleide
Tritt zu uns ein edles Sängerpaar.
Seht! ein Greis mit ſilberweißen Locken
In dem langen faltigen Talar.

Neben ihm da ſchreitet ſtolz verwegen
Schön ein Jüngling, doch nach Sängerart
Trägt auch er die lange weite Toga
Und das Kinn umfließt ein dunkler Bart.

In die Saiten ſchlägt der greiſe Barde
Und ein wunderſeltſam Lied beginnt.
Süß verlockend tönt des Sängers Weiſe.
Jeder ſitzet lauſchend da und ſinnt.

In Italien ſchallen deutſche Lieder?
Und die Weiſe — ſie iſt mir bekannt.
Gott wie doch erfaßt es mich ſo eigen,
Dieſes Lied kommt von der Saale Strand.

Und der Sänger? Dieſe dunklen Augen!
Dieſe Züge! ſelbſt vom Bart entſtellt —
Bruder! ruf ich. — Ja er iſts, er ſtaunet,
Es erbebt das Herz, die Zither fällt.

In den Armen liegen wir uns beide
Und der Freundſchaft Freudenfakel brennt,

Niemand rings im Kreis kann es begreifen,
Daß der dunkle Sänger ein Student.

Ja er war's, mein Carl, noch ganz derſelbe,
Wie ich ihn zuletzt in Halle ſah;
Doch wie kam der Muſenſohn gen Welſchland,
Promovirt er gar in Padua?

«Aber ſprich, wie biſt du hergekommen,
«Wann verließeſt du die Muſenſtadt?
«Was ſoll dieſer Bart, die lange Toga,
«Sprich, was alles zu bedeuten hat?»

«Einen Becher erſt mit goldnem Weine
«Füllet mir kredenzend bis zum Rand,»
Sprach der Sängersmann, «dann magſt du hören,
«Was aus unſerm Städtchen mich verbannt.»

Bald im Kreiſe lagert man ſich wieder,
Jeder lauſcht verwundert ſeinem Wort
Und der greiſe Sänger ſpielet leiſe
Wie begleitend ſeine Weiſe fort.

«Was ich erlebt iſt bald genug geſagt.
Ich hatte ſtets mich brav umhergetrieben,
Du weißt es, wie man ſtets nach mir gefragt,
Wann Freunde irgendwo beim Wein zuſammen blieben.
Doch wie das oft ſo eigen geht,
Ich toller Burſch ward plötzlich wie verdreht.
Und da, ich weiß nicht wie, da muß ich mich verlieben.
Genug das holde Kind war mir nicht gram,
Daß ich recht oft und öfter zu ihr kam,
Als Herr Papa und Frau Mama verlangten,
Die beiläufig geſagt noch etwas ſchwankten,
Ob ſie den Grafen Ir zum Schwiegerſohn
Sich wählen ſollten oder den Baron,
Und mir daher durchaus nicht dankten
Für manches Ständchen, das in ſtiller Nacht
Ich mit den Freunden meinem Lieb gebracht.
Ach Freund ich war verliebt, voll Seligkeit,
Voll Hoffnung, denn die Möglichkeit

An ein Mislingen fiel mir gar nicht ein.
Einſt ſaß ich grad mit Lydie allein,
Ein ſchöner Abend wars, der Mondenſchein
Drang durch das Dach von wilden Epheuranken.
Ach! dem Gefühle wichen die Gedanken —
Ich ſah ins dunkle Auge ihr hinein,
In dieſe Arme durfte ich ſie ſchließen.
Ha! Bruder dieſer Hochgenuß,
Von Lydia der erſte Kuß!
Die erſten hellen Thränen fließen.
Kaum will ein ſüß Geſtändniß ſich erſchließen
Da geht die Thüre auf und mein malheur —
Ein Heer von Vettern und von Tanten,
Von Muhmen, Baſen, alten Gouvernanten
Stürmt auf uns ein und ruft: o quelle horreur!
Für mich war Lydia auf ewig hin
Du kennſt ja Flües ſtolzen, ſtarren Sinn.
Um ſie vom Fieber zu kuriren
Zog er nach Deutſchland an den Rhein,
Ich wollte den Verſtand verlieren
Und packte meine Sachen ein.
Ich folgte ihr, doch ließ mich das Geſchick
Bedeutend hinter ihr zurück.
Sie fuhr mit Poſt, was freilich mich genirte,
Mir blieb zum Wettlauf nur ein Knotenſtock,
Gar ſelten Mal ein halber Wagenbock,
Wenn mich ein luſtger Schwager invitirte.
Ich ſchweige, wie ich brav mich durchgeſchlagen,
Wie hier und dort manch ſchönes Kind
Mich hold bewirthet liebgeſinnt.
Im Ganzen kann ich wenig klagen.
So lächelte das Glück mir bis zum Rhein,
Dort wähnt ich ſie — der Vogel war entflogen.
Und ich? ich ſtand am Fels der Lorelei.
Ich ſchaute träum'riſch in die Wogen
Und lauſchte ihrer ſüßen Melodei.
Doch Lorelei ſang nicht und ich umfuhr den Strudel,
Den Rhein hinan, da kurz vor Altenruth
Verlier ich meinen treuſten Freund, den Pudel
Und mit ihm meinen feſten Muth.
Wie es geſchehn, ich kann es nicht begreifen.
Vier Tage rannte ich durch Flur und Hain.

Was half mein Rufen, ſtundenlanges Pfeifen,
Er war verloren und ich blieb allein.
Da trieb mich eine Sehnſucht wundereigen,
Nach Welſchland hin — es war ein Wahn!
Ich kam nach Rom, ich ſtand am Vatican,
Mein Glück allein es wollte ſich nicht zeigen.
Das Ende iſt, daß all mein Gold dahin
Und wir den kleinen ſpärlichen Gewinn
Des Sängerthumes mit einander theilen,
Ich und der Greis hier, dem ich mich verdungen.
So haben wir Italien durchſungen.
In Städten durften wir nicht lange weilen,
In Dörfern gab es höchſtens ſauren Wein,
Da blieb denn unſre Baarſchaft immer klein.
Mein Troſt ſind dieſe Zither — meine Lieder.
Nun ſind ich dich, und mit dir Hülfe wieder,
Und dieſes kranke Herz wird jetzt geſunden.»
Der Sänger ſchwieg, — ich hatte mit empfunden,
Denn Lydie, ſie war auch mir bekannt.
Ich drückte ſtumm des alten Freundes Hand
Und träumte mich ins ferne Heimathland,
In ſel'ge Tage, die nun längſt entſchwunden.

«Bravo!» rief das Trauerſpiel und ſtreckte
Sich beinahe ſieben Fuß hinan.
«Bravo, du gefällſt mir, lieber Bruder,
«Schmollis! hier die Hand, ich bin dein Mann.»

Sein «Fiducit» rief drauf der Hallenſer,
Reichte ihm die Rechte freundſchaftlich.
Golden perlete der Saft der Reben,
Gläſer klangen, Arme kreuzten ſich.

Ernſt und Falk erboten ſich zur Stelle
Zu entwerfen der Geliebten Bild
Und ſchon hatte Falk ein Götterantlitz,
Nach der neuſten Mode eingehüllt.

Karl, der vom Wein und der Erzählung
Etwas aufgeregt und heiter war,
War entzückt, er fand das Bild vortrefflich
Und die Aehnlichkeit gar wunderbar.

«Lieber Doctor», ſprach Mylord und führte
Mich bei Seite, «wenn ich recht gehört
Finden wir ſie in Loretto wieder,
Die des Sängers Herz und Sinn bethört.

«Hatte dort ſo eine Art Intrigue,
War verrückt, verliebt nach meiner Art, —
Sie begreifen, daß ich nichts errungen,
Da ſie ihre Liebe treu bewahrt.

«Meinen Antrag wollte ſie nicht hören;
Werb' ich nun für Karl um ihre Hand —
Ja — es ſei, ich werde Achtung finden,
Wo ich keine Liebe fand.»

«Aber wie begreif ich, daß die Dame
In Loretto Karl's Geliebte iſt?
Weil der Vater mir von ihm geſprochen,
Rief der Lord. — Damit ihr alles wißt:

«Jene Scene ward bald vielen kundig,
Lydie's Freier zogen ſich zurück.»
Und der Vater? nun, ihm war am Ende
Doch das nächſte ſeiner Tochter Glück.

«Unter den Verwandten war man einig,
Flüe ſchrieb nach Sachſen von dem Rhein,
Aber unſer Wildfang war entſprungen
Und der Trennung Schuld trägt er allein.»

Bald und wieder durch des Waldes Dunkel
Zog die Karavane raſch dahin,
Doch im Oſten ſah man düſtre Wolken
Rings den klaren Horizont umziehn.

Unſer Sänger ritt an meiner Seite,
Sprach von unſrem Städtchen, das ſo weit,
Von den hübſchen Mädchen, krummen Gaſſen
Und der fernen ſchönen Burſchenzeit.

Karl ſingt, ich ſchaue hin ſo trübe,
Fühle wie's gar ſeltſam mich durchdringt —

Stets doch wecket in der Bruſt die Wehmuth
Ein Geſang, der aus der Heimath klingt.

III.

«Halt! ich reite keinen Schritt mehr weiter,
Denn das iſt Gewalt, iſt Uebermacht.
Halte da ſich ſo ein Sonntagsreiter
Auf dem Sattel, in der finſtren Nacht.»

Alſo klagte Roller, denn im Regen
Ritten wir beinah zwei Stunden ſchon;
Dunkel war die Nacht, doch kühn verwegen
Fuhr dem Zug voran Britaniens Sohn.

«Ha! was giebt's da?» rief des Deutſchen Stimme,
Der mit Carl im muntrem Zwiegeſpräch.
Roller antwortet in ſeinem Grimme:
«Alles iſt verloren, Steg und Weg!»

Ernſt und Falk vermeinten zu zerfließen,
Sprachen von Verirren, Sumpf und Moor.
Roller wollte gar nach Hülfe ſchießen
Und zog männlich ſein Piſtol hervor.

Der Franzoſe und der Führer hatten
Unterdeſſen einen Stall entdeckt,
Leicht erbaut von Laubwerk und von Latten;
Lärmend ward der Eigner aufgeweckt.

Um ein kniſternd, mächtig wärmend Feuer
Saßen wir nun endlich unter Dach.
Uns gefiel dies neue Abenteuer,
Schon das zweite an dem heut'gen Tag.

Unſre Kleider wurden mälig trocken
Und zur allgemeinen Fröhlichkeit
Strich ſich der Franzoſ' die dunklen Locken
Aus der Stirn und ſang aus ferner Zeit:

Am Fuße der Sevennen
Da ragt ein altes Schloß,
Drin hauſt ein mächt'ger Ritter
Mit Knapp und Dienertroß.

Der war ſo rauh und finſter,
Der war ſo kalt wie Erz
Und nur des Sängers Lieder
Beſänftigten ſein Herz.

Der junge Troubadure,
Der liebt ſo ſtill und rein,
Der liebt ſo kühn verwegen
Des Ritters Töchterlein.

Er ſingt von ſüßem Minnen, —
Der Alte ſitzt und ſinnt,
Es lauſchet hold erröthend
Des Ritters lieblich Kind.

«Du biſt ein wackrer Sänger,
Du Troubadure mein!
Es ziehen deine Lieder
Mir in das Herz hinein.

«Doch nun vom luſt'gen Kampfe
Sing mir ein Lied dein werth!» —
Da rief der junge Sänger:
«So gieb mir, Herr, ein Schwerdt.»

«Komm mit mir auf die Haide
Dort an des Waldes Rand,
Der Ritter der Ardennen
Will deiner Tochter Hand.»

—

Sie ritten auf die Haide
Ueber den grünen Plan,
Sein Lieb im weißen Kleide
Es ſteht auf dem Altan.

Der Sänger ſang gewaltſam
Und ſchlägt gar mächtig drein,
Er dringet unaufhaltſam
Wohl auf die Feinde ein.

Der Ritter der Ardennen,
Er naht mit Schwerdt und Schild —
Der Sänger der Sevennen
Er kämpfet kühn und wild.

Sie hört die Schwerdter klingen,
Die Maid und ſchauet bang,
Sie hört den Liebſten ſingen,
Daß es ſo weit hin klang!

Und da das Lied zu Ende,
Das wohl des Sängers werth,
Da faßt in beide Hände
Der Troubadur ſein Schwerdt.

Ein Hieb — den Ritter ſpaltet
Er bis zur Sattelſchnur!
Nun iſt der Hieb veraltet, —
Der Hieb des Troubadur!

Der Ritter der Sevennen,
Er ruft: «du biſt mein Sohn,
So will ich ſtets dich nennen, —
Da nimm mein Kind zum Lohn.»

Das Lied war aus, man ſprach noch viel darüber:
Das Trauerſpiel bemerkte faſt pikirt,
Daß dieſe Sage wohl den Rhein hinüber
Als Contrebande in Frankreich eingeführt.

Freund Roller disputirte mit dem Britten,
Der unſre Mähr nach Albion vertrieb.
Citate gab es gar — ha! wie ſie ſtritten,
Zuletzt führt Oſſian ſogar den Hieb.

«Um Gottes Willen, greifet zu den Waffen!»
Rief Falk, der zitternd, bleich und halb verſtört

Herein trat, «was die Leute draußen ſchaffen,
Iſt wohl nichts Gutes, ſo viel ich gehört.»

Wir ſprangen alle auf vom trauten Feuer
Und nun erzählte der Franzoſe ſacht,
Daß in der That es hier nicht ganz geheuer,
Er habe ſelbſt den Führer in Verdacht.

Da plötzlich rennt es gegen unſre Thüre,
Ein jeder nahm was grade ihm zur Hand
Und unſer Lord, damit er Waffen führe,
Reißt aus dem Ofen einen Feuerbrand.

Das Trauerſpiel zieht ſeinen langen Degen
Und ſpricht zu Karl: «O Freund, dein iſt mein Blut,
Erſt muß man mich vor deine Füße legen,
Eh' man dir nur ein Fünkchen Leides thut.»

Die Thüre wird gewaltſam aufgeriſſen
Und — ſiehe da! — ein Pudel ſtürzt herein,
Der kühne Lord wird umgeſchmiſſen,
Das Trauerſpiel verliert das eine Bein.

Der Pudel, o! der Freuden reiche Fülle,
Seht Herr und Hund, ſie liegen Bruſt an Bruſt,
Ein Augenblick der feierlichſten Stille,
Ein Augenblick der höchſten Götterluſt!

Draußen hört man Reiter halten,
Waffen klirren auf der Flur —
Dennoch wie es ſcheinet iſt uns
Raubgeſindel auf der Spur.

Aufgeriſſen wird die Thüre
Und ein Jäger tritt herein,
Wild verwegen ſeine Züge,
Bei des Feuers rothem Schein.

Reich mit Sammet und mit Treſſen
Iſt verbrämt ſein kurz Gewand,
Und ein Dolch mit Silbergriffe
Hängt am hellen Perlenband.

Unſre Taktik war entſchieden, —
In demſelben Augenblick
Zog zuerſt der Rechtsgelehrte
Als Reſerve ſich zurück.

Ernſt und Falk als Schlachtenmaler
Standen am Kanin gruppirt,
Roller mit dem Terzerole
Wurde gleichfalls reſervirt.

Der Franzoſe hatte keuchend
Einen Tiſch als Schild erfaßt,
Karl und ich, wir ſchwangen beide
Eines Kohlenſchürers Laſt.

Trauerſpiel mit hohler lauter Stimme
Brüllte «Feuer!» und der Lord
Riß, ein raſender Rolando,
Mich zum blut'gen Treffen fort.

Doch, wie vor Meduſens Haupte,
Steht er da, ein Marmorbild.
«Flüe h» ruft er, alles ſtaunet,
Noch von Kampfesluſt erfüllt.

Unſerm Jäger ſteht zur Seite
Lydie im Reithabit.
Purpur ſchimmern ihre Wangen
Und das dunkle Auge glüht.

«Ihr, ihr wart die Räuberbande,
Rief der Lord, die uns erſchreckt?
«Hatte gleich ſo eine Ahnung,
Daß im Pudel etwas ſteckt!»

Allgemeine freud'ge Regung,
Die Reſerve rückt heran,
Complimente, Redensarten
Wie man ſie nur wünſchen kann.

Wie aus einem Traum erwachet
Carl, da er Lydie ſchaut.

Und zum glücklichſten der Sänger
Führt der Lord die holde Braut.

Selige Erkennungsſcenen,
Flüe ſpielt den Mann von Welt.
Mit dem trefflichſten Humor
Der Mylord Balance hält.

Nachdem wir alle wieder Platz genommen
Sprach der Britanne faſt gerührt:
«Wir müſſen nun auf unſren Pudel kommen,
Der uns ſo liebe Gäſte hergeführt.

«Den edlen Pudel fanden wir am Rhein,
Begann jetzt Flüe, und mit Pudeltreue
Hielt er vor allen dort zu uns allein,
Von Zeit zu Zeit nur quält ihn bittre Reue.
Er ward ſehr traurig. Mußten wir verweilen,
Da hörte man ihn winſeln nur und heulen.
Oft ſchien er dir dann wieder auf der Spur,
Mein lieber Karl und dann gab es ein Jagen
Und nichts verlockte ihn in unſren Wagen,
Er war dann Hund im ſtrengſten Sinne nur!
Da plötzlich heute, als auf einer Reiſe
Nach Rom wir grad begriffen ſind,
Bekommt er wieder neuen Wind
Und ſchnuppert ſie nach ſeiner Weiſe.
Schon wollen wir zur neuen Straße biegen
Und dieſer Krug bleibt links im Thale liegen,
Da ſtellt das kluge Thier ſich in den Weg.
Er heult und bellt, er ſchreckt die Pferde,
Ich ruf ihm zu, er legt ſich auf die Erde,
Er weichet nicht, der eigenſinn'ge Hund, —
Bis wir ihm folgen her zum Kruge — und
Nun Freunde, daß ein Hund in ſeinem dunklen Drange,
Des rechten Weges ſich bewußt, iſt klar!»
So ſprach man von dem Köter ziemlich lange
Und fand die Fügung wirklich wunderbar.

—

III.

Wieder iſt's Frühling, der Sonnenſchein
Dringt in mein trauliches Stübchen,
Mit friſchem Grüne ſchmückt ſich der Hain
Und locket die munteren Bübchen.

Der Frühling treibet die Knospen heraus
Und ſchaffet Leben im Städtchen,
Er locket aus manchem grämlichen Haus
Ins Freie die niedlichen Mädchen.

Ich aber ſaß bei den Büchern allein
Und ſah' nur den Frühling von Weiten,
Was geraubt mir Italiens Sonnenſchein,
Das wollte ich wieder erbeuten.

Da kam es die Treppe herauf und rief:
«Ein Brief!» kaum hat ich geleſen
Aus Welſchland, aus fernem Loretto ein Brief,
Wo wir ſo glücklich geweſen, —
Da zog's wie Italiens Sonnenſchein
Vor meinen trunkenen Sinnen,
Da eilt ich, da ließ ich die Bücher allein,
Hinaus um das Feld zu gewinnen.
Aus Welſchland, wo wir geliebt und gelacht
Und ſo manche Thorheit begingen!

—

Ich las: «Mein Freund! der Lenz iſt neu erwacht,
Die Mandeln blühn, die Vögel ſingen,
Ich bin mit Lydie verbunden
Und zieh zum Sommer an den Rhein;
Der Sänger, den du in Welſchland gefunden,
Er wird derſelbe in Deutſchland ſein!»

—

Es war in der erſten Maiennacht,
Ich ſaß mit den Freunden verbunden,
Da ward auch des fernen Freundes gedacht
Und der ſchönen entſchwundenen Stunden.

Wir ſtimmten ihm an ein fröhliches Lied
Und ließen die Gläſer erklingen.
Der Wind, der ſo leis durch die Blüthen zieht,
Soll den Gruß nach Welſchland bringen.

Max Caubecq.

Dorpat, 1850.

Skizzen aus Kaukaſien.

Nucha.

Nucha, ehemals Scheki genannt, breitet ſich maleriſch an den Ufern des Fluſſes Kodſhi zwiſchen zahlloſen Gärten aus, die Berge umſchließen wie Schirme die Stadt von allen Seiten und ſind von Schakalen erfüllt, die allabendlich ihr Gratis-Concert geben. Hier hat die Stickerei in Tuch ſeit einigen Jahren ihren Sitz aufgeſchlagen. In Ermangelung der Materialien zu einer ſtatiſtiſchen Beſchreibung dieſes Ortes, beeile ich mich, einiges über den dortigen Palaſt des Chan zu erwähnen. Die Geſchichte deſſelben, weitläuftig und an romantiſchen Epiſoden reich, iſt in der Kürze folgende: ein Vorfahr des Gründers der gegenwärtigen Feſtung, Mahmed Haſſan Chan, wegen Ungehorſams gegen den Schach geblendet, erbaute hier am Ende des achtzehnten Jahrhunderts einen ſteinernen Palaſt, zur Wohnung und zum Richtſtuhl. Das Schloß iſt zwei Stockwerke hoch, mit je drei Zimmern in der Reihe, zu dem oberſten Stockwerk gehören zwei Balkons, die niſchenartig von bogenförmigen Decken überdacht ſind; vor dem Schloſſe ein Baſſin, zu beiden Seiten deſſelben zwei uralte Pappeln. Die Zeit, welche der Macht der Chane nicht ſchonte, berührte auch das Schloß, das Dach verfaulte, der Bewurf fiel außen und innen ab, die Malereien verblichen, die Spiegelgläſer ſprangen, kurz, alles bot endlich kaum noch bemerkbare Spuren eines früheren Glanzes dar. Als der Fürſt Michail Sſemenowitſch Woronzow zum Statthalter in Kaukaſien ernannt wurde, gedachte er auch der Denkmäler der Baukunſt: der Fürſt ordnete die Reſtauration des unteren Stockes dieſes Schloſſes mit möglichſter Erhaltung der Ueberbleibſel der Malerei an, auch befahl er, den Umbau des Daches und neue Schreinerarbeiten auszuführen. Die Reſtauration wurde von perſiſchen Malern unter Aufſicht des nuchinſchen Kreisinſpectors am Schluſſe des Jahres 1851 beendet, die Wandmalereien mit ausgezeichneten Farben ſtellen vorzugsweiſe Blumen und Arabesken nach orientaliſchem Geſchmack dar, die Mannigfaltigkeit und das Treffende derſelben beſchreibt die Feder nicht. Das Meiſterwerk beſteht in den Kaminen: je einer in jedem Zimmer der niederen Etage, von ſchneeweißem Alabaſter, zu jeder Seite ein Wandſpiegel in alabaſternem Rahmen. Die Thüren ſind geſchmackvoll mit Blumen und Gold geſchmückt. Die Fenſterrahmen ſchließen neue, bunte Scheiben ein, an der Façade ſind die alten Glasmalereien aufgefriſcht. Die obere Etage harrt noch der Reſtauration, ſie enthält das Archiv des Kreiſes. Das Schloß zeichnet ſich nach einer ſol-

chen Erneuerung durch den Reichthum an Farben und Gold aus, es iſt ein großartiges und prachtvolles Gebäude, in welchem bei der Lage deſſelben auf einer anſehnlichen Höhe und bei der Dicke der Mauern die Hitze des Sommers nicht fühlbar wird.

Delijan *).

Für den Sommer-Aufenthalt bietet die Lage Delijans in mancher Art Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten dar. In einem geſunden Klima, inmitten einer reichen und großartigen Natur kann man hier Schutz vor der drückenden Hitze und dem Staube in der Stadt finden. Der Weg von Tiflis bis Delijan iſt mit Ausnahme der Stationen Aſſlanbeglin und Pipiß, wo bedeutende Abhänge und Steigen bei ſchlechter Witterung die Fahrt erſchweren, gut. Die zu ſolchem Wegebau beſtimmte Compagnie ſchlägt ihr Lager in einem Engpaſſe auf, von welchem aus man einer herrlichen Ausſicht auf das Grün der Thäler und auf die Berge, welche bis zur Hälfte bewaldet ſind, genießt; zwiſchen hundertjährigen Bäumen finden ſich zahlreiche Pflaumenbäume, Apfelbäume, Nußſträuche; die Rübe und andere Südfrüchte kommen hier zwar nicht fort, man bezieht ſie aber in großen Quantitäten aus Eriwan. Die Bewohner des Lagers beſtreben ſich, ihre Mußeſtunden ſo fröhlich und mannigfaltig wie möglich zu verbringen, bald ergehen ſie ſich in idylliſchen Vergnügungen, ſammeln Pilze und Beeren im Walde, trinken den Thee und mittagen auf dem grünen Teppich der Wieſen, bald führen ſie eine Kavalkade aus, weit häufiger ſitzen ſie aber beim Preference-Spiel oder beim Lotto; täglich ſind durchreiſende Gäſte da, welche Neuigkeiten bringen, und fortwährend ziehen Karawanen ihre Straße durch das Lager.

Achtzehn Werſt von Delijan entfernt iſt der herrliche Hain Hapſatſchiman. Anderthalb Werſt vor demſelben, rechts vom Wege, befinden ſich kohlenſaure Eiſenquellen, die in rheumatiſchen und anderen Leiden ſich als ſehr heilſam erweiſen; auf Betrieb des Commandanten von Alexandropol, des Generals Schultz, werden daſelbſt Wannen und ein Wohnhaus für etwaige Kurgäſte eingerichtet.

Die Tataren, welche die Niederungen von Bortſchalin und Kaſach bewohnen, ziehen für den Sommer auf die hieſigen Berge, ihr Aufenthalt dauert vom Anfang des Juni bis zur Mitte des Auguſt, und während dieſer ganzen Zeit geſchehen auf der Landſtraße kleine aſiatiſche Schelmereien.

---

*) Unter etwa 40° 48′ nördl. Br. und 62° 35′ öſtl. L. Nach K. A. B—w. im Кавказъ, 1852. Vgl. № 63 des „Magazins".

In der Nachbarschaft breiten sich mehrere Molokanen-Dörfer auf herrlichen Weideplätzen, einem fruchtbaren Ackerlande und in der Nähe von Wäldern aus. Die Molokanen sind groſsentheils wohlhabend.

Seit meiner Ankunft verschob ich von einem Tage zum anderen den Besuch des ſſewanschen Klosters und des goktschinschen Sees; endlich, am 6. Juli, an dem Kloster-Festtage, ward mein lange gehegter Wunsch erfüllt. Das ſſewansche Kloster ist so häufig beschrieben worden, daſs ich nur schon Gesagtes wiederholen könnte, daher erzähle ich in der Kürze, was ich am Orte selbst hörte und sah. Es leben hier sechs Mönche, neun Diakonen und sieben Novizen, aus verschiedenen Ständen und verschiedenen Orten dieser Provinz und aus der Türkei stammend; mit Ausnahme des greisen Priors genieſst keiner derselben Fleisch, und für jeden sind neben der Kirche selbst Zellen eingerichtet, die durch einen Corridor zusammenhängen. Die Kirche, welche auf den Namen der heiligen Mutter Gottes erbaut worden, hat zwei Eingänge, einen von aussen her für herbeigereiſste Beter, einen anderen vom Corridor aus für die Mönche. Der Winter ist hier so kalt, daſs die Klosterbewohner die seewärts gerichtete Corridorthür verkalfatern müssen und während mehr als zwei Monaten das Licht des Himmels nicht erblicken. — Den goktschinschen See nennen die Armenier nach dem Zaren Kiham, welcher ungefähr achtzehnhundert Jahr vor Chr. geherrscht haben soll, und auch nach der Provinz, welche die westliche Küste des Sees bildet, Zow-Kigama. Die Perser nennen ihn Darja-Schiring, d. h. das stille Meer; die Türken Kuge-Tengiſs, d. h. das blaue Wasser, und in der That hat die Oberfläche desselben die Farbe des Türkises, es ist sehr durchsichtig. Die gewöhnliche Benennung des Sees ist aber Goktscha oder Gektscha. Seit alter Zeit unterhalten die Mönche für die Reisenden eine Art von Fähre, d. h. es sind drei unbehauene Balken unter einander verbunden und rundherum Planken angeschlagen; auf solch einer urweltlichen Fähre steht das Wasser eine Viertel-Arschin hoch über den Dielen und schont nicht die Füſse der Drüberfahrenden. Bei Sturm kann man sie durchaus nicht benutzen und ist man genöthigt, zu warten, bis wieder gutes Wetter eintritt; dennoch erinnern sich die Mönche irgend eines Unglücks nicht. Obschon dieselben mir versicherten, das Wasser im goktschinschen See wachse von Jahr zu Jahr, so hat es doch in dem gegenwärtigen um ein Viertel abgenommen. Der See ist reich an Lachsforellen, besonders im Herbst und im Frühling, die Fischer erbeuten mit einem Zuge wohl an vier Arb. Die Mönche erzählen manches von Interesse; unter anderen setzten sich Lesghinen, welche zur Zeit der persischen Herrschaft die klösterlichen Schätze rauben wollten, in einige Kasten mit Oeffnungen, um als Waare dem Kloster zugeschmuggelt zu werden, während der Ueberfahrt hörte aber ein Knabe einen Lesghinen aus dem Kasten fragen: «Sind wir bald am Lande?»

Da meldete es der Knabe den Mönchen, und dieſe wußten ſich von den Räubern zu befreien.

Die Poſtſtraße nach Eriwan zieht ſich an dem weſtlichen Ufer des Sees entlang, im Winter werden auf derſelben ganze Karawanen von Schneeſtürzen begraben.

Edelfrau und Bäuerin.

Novelle von Alexander Puschkin.

(Aus dem Russischen.)

In jeder Tracht erscheinst du lieb und hold!
Bogdanowitsch.

Die Besitzungen des Iwan Petrowitsch Berestow befanden sich in einem der entferntesten Gouvernements. In seiner Jugend hatte er in der Garde gedient: im Jahre 1797 aber nahm er seinen Abschied und zog sich auf seine Güter zurück, welche er seitdem auch nie wieder verließ. Hier heirathete er ein armes Fräulein aus der Umgegend, aber nach Verlauf eines Jahres starb seine Frau in den Wochen, gerade als er bei einem Gutsnachbar auf der Hasenhetze war. Das war freilich ein trauriger Fall, er tröstete sich aber ziemlich bald, indem er sich mit neuem Eifer der Landwirthschaft widmete. Er baute ein Haus nach einem von ihm selbst entworfenen Plan, richtete eine Tuchfabrik ein, verdreifachte die Einkünfte seines Besitzthums, und fing in Folge dessen an sich für den weisesten, klügsten und tüchtigsten Mann im ganzen Umkreise zu halten; und seine Nachbarn, die mit Weib und Kind, mit Pferden und Hunden, Tage und Wochen lang bei ihm zu Gaste zu wohnen pflegten, hüteten sich, ihrem theuren Wirth darin zu widersprechen. Die Woche über trug er eine Jacke aus grobem Fries; an Sonn- und Feiertagen aber einen hausbackenen Ueberrock von Tuch, welches auf seiner eigenen Fabrik gewebt worden; er selbst führte Buch und Rechnung über Einnahmen und Ausgaben. Im Ganzen war er ziemlich beliebt, obgleich manche behaupten wollten, er sei eigensinnig, rechthaberisch und stolz.

Eine Person gab es jedoch, mit welcher er sich durchaus nicht vertragen konnte und die ihrerseits auch auf ihn nicht gut zu sprechen war: und diese Person war sein nächster Nachbar, Grigori Iwanowitsch Muromski. Dieser, nachdem er den größten Theil seines Vermögens in Moskau glücklich durchgebracht und Wittwer geworden, hatte sich endlich auf seiner letzten Besitzung häuslich niedergelassen; aber auch hier trieb er sein Wesen fort, nur daß er dabei eine neue Methode befolgte. So legte er einen englischen Park und Garten an, die fast den ganzen Rest seines Einkommens verschlangen; er steckte seine Reitknechte in Jockey-Kleidung, hielt als Gesellschafterin für seine Tochter eine Engländerin, welche ihm

ſchweres Geld koſtete, und ließ ſeine Felder, Aecker und Wieſen nach engliſchem Muſter bearbeiten.

«Doch fremde Art paßt nicht für unſre ruſſ'ſchen Aecker»

ſagt der Dichter und dieſer Ausſpruch beſtätigte ſich nur zu bald. In demſelben Verhältniſſe wie die Ausgaben ſich vergrößerten, verminderte ſich die Einnahme, und Grigori Iwanowitſch wußte es ſo anzuſtellen, daß ſelbſt auf ſeinem Gute, welches er doch nur aus öconomiſchen Rückſichten bewohnte, dennoch Mittel und Wege fand, immer neue Schulden zu machen. Bei allem dem hielt man ihn durchaus nicht für beſchränkt, im Gegentheil, er galt für einen guten Kopf, denn von allen Gutsbeſitzern ſeines Gouvernements war er zuerſt darauf verfallen, ſein Gut zu verpfänden, was zu jener Zeit in aller Augen als eine ſehr kühne und verwickelte Finanz-Operation erſchien. — Natürlich wurde er von vielen getadelt, am heftigſten und bitterſten aber pflegte ſich Berestow über ihn zu äußern, dem alle Neuerungen ein Gräuel waren: der Abſcheu zu ſolchen Veränderungen bildete einen hervorragenden Zug ſeines Charakters, und es war ihm unmöglich, kaltblütig von der Angloma-nie ſeines Nachbars zu ſprechen: auch ließ er keine Gelegenheit vorbei, dieſen zu beſpötteln. Zeigte er zum Beiſpiel einem Gaſte ſeine Beſitzungen und hörte das Lob, welches ſeinen landwirthſchaftlichen Einrichtungen geſpendet wurde, ſo pflegte er mit ſarkaſtiſchem Lächeln zu antworten: «Je nun, ja, es geht wohl an; aber freilich, bei uns iſt nicht alles ſo ſchön und glatt, wie bei dem Herrn Nachbar Grigori Iwanowitſch! Es iſt nicht jedermann gegeben, ſich auf engliſch zu Grunde zu richten: wir andere ſind ſchon zufrieden, wenn wir nur auf gut ruſſiſch im Wohlſtande ſind!» Dieſe und andere Bemerkungen ermangelte man nicht, Grigori Iwanowitſch brühwarm zu hinterbringen, in verbeſſerter und vermehrter Ausgabe, reichlich verbrämt mit Erläuterungen und Randgloſſen. Der Anglomane ertrug aber jede Kritik eben ſo ungeduldig wie unſere Zeitungsſchreiber; er ſpie Feuer und Flamme und nannte ſeinen Zoilus einen Bären und einen hinter dem Jahrhundert zurückgebliebenen Kleinſtädter.

Auf dieſem, wie man ſieht nicht eben freundſchaftlichen Fuße, ſtanden die beiden Gutsnachbarn mit einander, als der junge Berestow ſeinem Vater auf dem Gute einen Beſuch abſtattete. Er hatte eben ſeinen Curſus auf der ***ſchen Univerſität beendigt und brannte vor Luſt, in Kriegsdienſte zu treten: dazu wolle aber der alte Herr ſeine Zuſtimmung nicht geben, und zum Civildienſte fühlte ſich wiederum der Sohn durchaus nicht geeignet. Da nun keiner von beiden nachgab, ſondern jeder bei ſeiner Meinung beharrte, ſo ließ man die Sache für's erſte unentſchieden: indeſſen begann Alexei ein wahres Junkerleben zu führen und ließ, auf alle Fälle, ſeinen Schnurbart wachſen.

Alexei war im übrigen ein prächtiger Junge. Es wäre wahrhaftig jammerſchade geweſen, wenn eine ſchmucke Uniform niemals dieſe feine Taille umſpannt hätte; es wäre eine Sünde geweſen, ihn dazu zu verdammen, ſeine ſchöne Jugendzeit über Acten und Canzelleipapieren gekrümmt hinzuſchleppen, während er, frank und frei und hoch zu Roß vor der Fronte des Regiments einherſtolzieren konnte. Auch betheuerten alle Nachbarn einſtimmig, wenn ſie ihn auf der Haſenhetze, ſtets der Jagd voraus, über Stock und Stein ſprengen ſahen, daß er nie und nimmer einen ſoliden Bureauchef abgeben würde. Die jungen Damen blickten häufig nach ihm hin und manche dieſer Blicke waren vielſagend genug: Alexei aber beſchäftigte ſich mit ihnen ſehr wenig, daher ſie ſich für berechtigt hielten, ſeine Unempfindlichkeit einer frühern heimlichen Liebe zuzuſchreiben. Wirklich courſirte unter ihnen von Hand zu Hand die Copie der Aufſchrift eines Briefes von ihm, und dieſe lautete: «An Frau Akulina Petrowna Kurotſchkin in Moskau, gegenüber dem Alexei-Kloſter, im Hauſe des Kupferſchmidts Sawel'jew, — mit der ergebenſten Bitte, beiliegenden Brief A. N. N. zuzuſtellen.»

Diejenigen unſerer Leſer, die nie auf dem Lande gelebt haben, können ſich gar nicht vorſtellen, wie reizend die jungen Damen in der Provinz ſind! Sie wachſen ſo zu ſagen in der freien Luft auf und erhalten ihre Erziehung im Schatten der Aepfelbäume des väterlichen Gartens: ihre Welt- und Lebenskenntniß aber ſchöpfen ſie ſich aus Büchern. Einſamkeit, Ungebundenheit und Lectüre entwickeln bei ihnen ſchon früh Gefühle und Leidenſchaften, wie unſere flatterhaften Stadtdamen ſie gar nicht kennen. Der Klang des Glöckchens an einer Reiſe-Equipage iſt für ein Landfräulein ſchon ein Ereigniß; eine Fahrt in die nächſte Stadt bildet Epoche in ihrem Leben, und ein Beſuch hinterläßt Erinnerungen für lange, lange Zeit, — bisweilen für immer. Es ſteht jedem frei, über einige ihnen anklebende Sonderbarkeiten zu ſpotten, aber die Späße eines oberflächlichen Beobachters können ihnen ihre unbeſtreitbaren Vorzüge nicht rauben, deren ausgezeichnetſten eine ganz beſonders ausgeprägte Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit des Characters iſt (individualité), ohne welche, nach dem Ausſpruche Jean Pauls, keine rein menſchliche Größe denkbar iſt. In den Hauptſtädten erhalten die jungen Mädchen ohne Zweifel eine vielſeitigere und glänzendere Bildung! aber eben dieſe Eigenthümlichkeit wird ſehr bald verwiſcht im Strudel des Stadtlebens, und eine Perſönlichkeit iſt in kurzer Zeit der andern ſo ähnlich, wie ein Kopfputz dem andern. Damit wollen wir unſeren liebenswürdigen Stadtſchönen nichts böſes nachſagen, aber dennoch: nota nostra manet, wie ein alter Commentator ſchreibt.

Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, welchen Eindruck der junge Alexei auf alle dieſe Landfräulein machen mußte: er war der erſte, der

ſich ihnen vorſtellte, ſchwermüthig und früh enttäuſcht; der ihnen von verlorenen Freuden und ſeiner hingewelkten Jugend ſprach: und endlich trug er einen ſchwarzen Ring am Finger, auf welchem ein weißer Todtenkopf prangte. Alles dieſes war in jenem Gouvernement etwas ganz Neues und ſo iſt es ganz erklärlich, daß alle jungen Damen in der ganzen Umgegend über die neue Erſcheinung faſt von Sinnen kamen.

Am eifrigſten beſchäftigte ſich aber mit ſeinem Bilde die Tochter unſeres Anglomanen, Liſa (oder Betſey, wie Grigori Iwanowitſch ſie gewöhnlich zu nennen pflegte). Da die Väter keinen Umgang mit einander hatten, ſo war ſie die einzige unter allen ihren Geſpielinnen, die den berühmten Alexei noch nicht zu Geſicht bekommen: und doch war in ihrer ganzen Bekanntſchaft faſt ausſchließlich nur von ihm allein die Rede. Liſa zählte ſiebenzehn Jahr: ſchwarze Augen belebten ihr, zwar etwas bräuliches, aber doch ſehr hübſches und piquantes Geſicht. Sie war das einzige Kind ihres Vaters, ein Schooskind, dem er in allem ſeinen Willen ließ. Ihre Lebhaftigkeit, ihr Muthwille und ihre drolligen Einfälle, die ſich in jedem Augenblick unter einer neuen Geſtalt zeigten, entzückten ihn, und brachten Miß Jackſon zur Verzweiflung: dieſe war eine zimperliche alte Jungfer mit gewelßten und geſchminkten Wangen, die ſich ihre Augenbrauen ſchwärzte, regelmäßig zweimal im Jahre die Pamela durchſtudirte, zwei tauſend Rubel für ihre Mühe bezog und in dieſem barbariſchen Rußland (wie ſie ſagte) vor Langerweile vergehen wollte.

Liſa's Dienerin hieß Naſtja; ſie war etwas älter an Jahren, aber eben ſo windig wie ihre junge Gebieterin: dieſe war ihr ſehr zugethan, pflegte ihr alle ihre kleinen Geheimniſſe anzuvertrauen, und beide heckten zuſammen alle die tollen Streiche aus, die ſie dann gemeinſchaftlich zur Ausführung brachten; kurz, Naſtja ſpielte im Dorfe Anaſſowo (ſo hieß das Gut des Herrn v. Muromski) eine viel wichtigere Rolle, als die erſte beſte Vertraute in jedem beliebigen franzöſiſchen Trauerſpiele.

— Bitte, erlauben Sie mir doch, heute auszugehen, Fräulein, ſagte eines ſchönen Tages Naſtja zu ihrer jungen Herrin, während ſie ihr bei der Toilette behülflich war.

— Recht gern. Wohin willſt du denn?

— Nach Tugilowo, zu den Bereſtows. Die Frau des Kochs feiert ihr Namensfeſt und iſt geſtern hier geweſen, um uns zum Mittagseſſen einzuladen.

— Da haben wir's, ſagte Liſa. — Die Herrſchaften leben in Streit und Hader und die Diener laden ſich zum Mittagseſſen ein. Das iſt hübſch!

— Ba, ſagte Naſtja, — was geht uns dieſer Streit an! Und übrigens gehöre ich ja Ihnen, Fräulein, und nicht dem Herrn Papa: Sie aber haben ſich, ſo viel ich weiß, mit dem jungen Bereſtow noch

nicht verzankt. Was die beiden alten Herren anbetrifft, ſo mögen ſie ſich in Gottes Namen nach Herzensluſt beißen, wenn es ihnen Spaß macht!

— Höre, Naſtja, ſuche doch Morgen Alexei Bereſtow zu Geſicht zu bekommen und erzähle mir hernach recht ausführlich, wie er ausſieht und was für eine Art Menſchenkind es eigentlich iſt.

Naſtja verſprach den ihr ertheilten Auftrag gewiſſenhaft zu erfüllen und den ganzen Tag über erwartete Liſa mit Ungeduld ihre Rückkehr: ſie erſchien erſt ziemlich ſpät am Abend.

— Nun, Liſaweta Gawrilowna, ſagte ſie, indem ſie ins Zimmer trat, nun, ich habe ihn geſehen, den jungen Bereſtow! und das zur Genüge! den ganzen Tag haben wir zuſammen verlebt.

— Wie kam denn das? Erzähle doch, erzähle alles der Ordnung nach.

— Zu Befehl: wir gingen alſo, ich, Anis'ja Egorowna, Nenila, Dun'ka...

— Schön, ich weiß ſchon, ich weiß ſchon. Nun, und dann?

— Erlauben Sie, ich will alles nach der Ordnung berichten. Wir kamen alſo kurz vor Tiſch in Tugilowo an. Das ganze Zimmer war ſchon voll Menſchen: da waren die aus Kolbino, aus Zacharjew; da war die Verwalterin mit ihren Töchtern, da waren die Chrupinskiſchen...

— Nun, und Bereſtow?

— Warten Sie doch! Gut, wir ſetzten uns alſo zu Tiſch, die Verwalterin oben an und ich neben ſie... was die Töchter darüber für ein ſchiefes Maul zogen! Na, ich mach' mir, glücklicher Weiſe, nicht ſo viel daraus!...

— Ach, Naſtja, wie biſt du ſo langweilig mit deinen ewigen Abſchweifungen!

— Aber wie ſind Sie auch ungeduldig heute! Gut, alſo wir ſtanden vom Tiſche auf... und wir hatten wenigſtens drei Stunden lang geſeſſen... und aufgetiſcht hatte der Koch, das muß ich ſagen, Fräulein, das war eine Pracht! Da war ein blanc manger, blau, roth und geſtreift, das war köſtlich!... Gut: nachdem wir alſo vom Tiſche aufgeſtanden, gingen wir in den Garten um Haſchen zu ſpielen, und ſieh da, ſogleich erſchien auch der junge Herr mitten unter uns.

— Nun, und was? Iſt es wahr, daß er ſo hübſch iſt?

— Außerordentlich hübſch! Groß, ſchlank, Milch und Blut im Geſicht!...

— O, wirklich? Und ich hatte ihn mir ganz bleich und leidend vorgeſtellt! Nun, und wie fandſt du ihn? Traurig, ſchwermüthig?

— Er ſchwermüthig? Wo denken Sie hin! Einen ſolchen Sauſewind habe ich in meinem ganzen Leben nicht geſehen! ſtellen Sie Sich vor: er hat durchaus mit uns Haſchen ſpielen wollen!

— Mit Euch Haſchen ſpielen? Nicht möglich!

— Sehr möglich! Und dann, was er noch für ſchöne Einfälle hatte.

— Das iſt erſtaunlich! Und was hört man ſonſt von ihm?

— O, im Hauſe rühmen ſie ihn alle. Der Junker, ſagen ſie, iſt immer ſo gutmüthig, ſo luſtig! Kommt Zeit, kommt Rath — er wird ſchon ſolider werden.

— Wie gerne möchte ich ihn einmal ſehen, ſagte Liſa mit einem Seufzer.

— Nun, was hindert Sie denn daran? Tugilowo iſt ja nicht am Ende der Welt: alles in allem drei Werſt; machen Sie einen Spaziergang dahin oder reiten Sie einmal aus und wenden Sie Sich nach der Gegend: ganz gewiß werden Sie ihm begegnen. Zumal, da er alle Morgen, die Gott giebt, mit der Flinte auf dem Rücken in den Wald läuft.

— Das iſt alles ſehr ſchön, entgegnete Liſa, — aber es wäre doch Unrecht. Er könnte ſich am Ende einbilden, daß ich ihn aufſuche. Außerdem, da unſere Eltern in Streit leben, ſo könnte ich ja doch nicht ſeine Bekanntſchaft machen... Ach, Naſtja, Naſtja! weißt du was? Jetzt habe ich es gefunden: ich will mich als Bäuerin verkleiden!

— Ja, wahrhaftig! Das iſt ein guter Gedanke! Ziehen Sie ein grobes Hemd an und einen Sſarafan, und gehen Sie nur dreiſt nach Tugilowo: na, ich bürge Ihnen dafür, daß Sie Bereſtow ſehen werden!

— Und die hieſige Ausſprache kann ich trefflich nachmachen! Liebe, liebe Naſtja, welch ein herrlicher Einfall!

Und Liſa ging mit dem feſten Vorſatze zu Bett, ihr luſtiges Vorhaben ſo bald als möglich auszuführen. Gleich am andern Tage begann ſie ihre Vorbereitungen. Auf dem nächſten Markte ließ ſie grobe Leinwand, blauen Nanking und kupferne Knöpfe einkaufen, ſchnitt ſich mit Naſtja's bereitwilliger Hülfe ein Hemd und einen Sſarafan zu, und zwang die ganze weibliche Dienerſchaft ſo eifrig an den beiden Kleidungsſtücken zu nähen, daß zum Abend alles fertig war. Sie verſuchte ihren neuen Anzug und wiederholte ihre Rolle noch einmal vor dem Spiegel, wobei ſie ſich eingeſtehen mußte, daß ſie ſich ſelbſt noch in ihrem ganzen Leben nicht ſo hübſch vorgekommen ſei wie heute. Sie machte im Gehen tiefe Verbeugungen und ſchaukelte dann noch lange hernach mit dem Kopfe, wie die Katzen aus Gyps, die wir in den Straßen von Italienern herumtragen ſehen; ſie ſprach den Dialect der dortigen Bauern, lachte verlegen, bedeckte ihr Geſicht mit dem Hemdärmel — und erntete mit allem dieſem Naſtja's vollkommenen Beifall ein. Nur ein Umſtand brachte ſie einigermaßen in Verlegenheit: das war ihre Fußbekleidung. Sie hatte wohl verſucht baarfuß über den Hof zu gehen, aber der Raſen

zerſtach ihr jämmerlich die Sohlen und Sand und Kieſel verurſachten ihr unleidliche Schmerzen. Doch auch hier wußte Naſtja Rath: ſie nahm das Maß von Liſa's kleinen Füßchen, lief dann ins Feld zum Kuhhirten Trofim und beſtellte darnach zum andern Tage ein Paar Baſtſchuhe.

Liſa erwachte mit der erſten Morgendämmerung. Das ganze Haus lag noch in tiefem Schlafe, nur Naſtja war vor's Thor geeilt, um dort das Vorbeiziehen der Dorfheerde zu erwarten. Bald ertönte das Horn des Hirten, die Thiere zogen langſam am Herrenhauſe vorüber und im Vorbeigehen überreichte ihr Trofim ein Paar niedliche, kleine, buntgeflochtene Baſtſchuhe, wofür ſie ihm großmüthig einen halben Rubel als Belohnung für ſein gehaltenes Verſprechen verehrte. Geräuſchlos legte jetzt Liſa ihr Coſtüm an, gab der getreuen Zofe flüſternd ihre letzten Verhaltungsbefehle in Betreff der Miß Jackſon, trat zum Hinterpförtchen hinaus und lief durch den Küchengarten der Wieſe zu.

Die Morgenröthe glühte im Oſten, und goldumſäumte Wolkenreihen erwarteten den Aufgang der Sonne, wie ſchimmernde Höflinge auf das Erſcheinen ihres Gebieters harren; der klare Himmel, die Kühle des Morgens, der funkelnde Thau, das Säuſeln des Windes und das Gezwitſcher der Vögel rings umher, erfüllten Liſa's Herz mit kindlicher Fröhlichkeit. Sie ging nicht, ſondern ſchien zu fliegen, denn immer fürchtete ſie jemandem zu begegnen, der ſie erkennen könnte; und erſt als ſie ſich dem Wäldchen zu nähern begann, das auf der Grenze von ihres Vaters Beſitzungen ſtand, fing ſie an, etwas langſamer zu gehen: hier ſollte ſie Alexei erwarten. Ihr Herz pochte laut, ſie wußte ſelbſt nicht warum, aber eben dieſe Angſt, die wir bei unſern Jugendthorheiten empfinden, bildet ja auch den größten Reiz derſelben. Liſa trat in das ſchattige Dunkel des Waldes und dumpf und feierlich rauſchte es in den Gipfeln und Baumkronen. Ihre Luſtigkeit verließ ſie; ſie wurde ſtill und nachdenkend und verſank allmälig in eine ſüße Träumerei. Sie dachte — aber iſt es wohl irgend genau anzugeben, woran ein ſiebenzehnjähriges Mädchen denkt, wenn es ſich an einem herrlichen Lenzmorgen, früh um fünf Uhr, allein im Walde befindet?

So verfolgte ſie langſam und gedankenvoll einen Fußſteg, den von beiden Seiten hohe Bäume beſchatteten, als plötzlich ein ſchöner Jagdhund aus dem Gebüſch ſprang und ſie anbellte. Liſa erſchrak und ſtieß einen kleinen Schrei aus.

— Tout beau, Shogar ici! erſchallte eine Stimme und ein junger Jäger trat hinter den Bäumen hervor.

— Fürchte nichts, mein ſchönes Kind, ſagte er zu Liſa: — mein Hund beißt keinen Menſchen.

Liſa hatte ſchon Zeit gehabt, ſich von ihrem Schrecken zu erholen und benutzte die Gelegenheit.

— Ne, Jungherr, ſagte ſie, ſich noch immer erſchrocken ſtellend und mit bäueriſcher Blödigkeit, — ne, ich habe doch immer Angſt; der Hund ſcheint gar zu böſ'; Gleich ſpringt er wieder los!

Unterdeſſen hatte Alexei (denn unſere Leſer werden ihn wohl in dem jungen Jäger ſchon erkannt haben) ſehr aufmerkſam die Züge des jungen Mädchens betrachtet.

— Nun, wenn du Angſt haſt, ſagte er, — ſo will ich dich begleiten; du erlaubſt mir doch, mit dir zu gehn?

— Na, antwortete Liſa, — wer kann's dir denn wehren? Die Landſtraße iſt da für jedermann.

— Aus welchem Dorfe biſt du?

— Aus Priluiſchino; mein Vater heißt Waſſili; Waſſili der Schmidt: kennſt' ihn nicht? Ich ſuche Pilze. (Liſa hielt wirklich an einem Baſtſtricke ein Körbchen aus Baumrinde zum Pilzeſammeln). Und du, Jungherr? Biſt wohl aus Tugilowo?

— Ganz recht, antwortete Alexei, — ich bin der Kammerdiener des jungen Herrn.

Alexei beabſichtigte ſich dadurch mit ſeiner neuen Bekanntſchaft auf gleichen Fuß zu ſetzen, aber Liſa warf ihm einen ſpöttiſchen Blick zu und lachte laut auf.

— Lügſt, Jungherr, lügſt! Mach das einer andern weiß! Ich ſehe wohl, daß du ſelbſt der Jungherr biſt.

— Woraus ſchließeſt du das?

— Na, ſo, aus allem.

Zum Beiſpiel aber, woraus denn?

— Groß Kunſtſtück, in der That, den Herrn vom Diener zu unterſcheiden! Biſt doch ganz anders angetakelt, ſchnackſt auch nicht wie unſereins, und auch die Töle rufſt auf fremdländiſch.

Liſa gefiel unſerm Alexei mit jeder Minute mehr und mehr. Da er eben nicht gewohnt war, übertrieben viel Umſtände mit hübſchen Bauermädchen zu machen, ſo verſuchte er allſobald ihr einen Kuß zu rauben, aber die junge Dorfſchöne prallte zurück und nahm eine ſo ſtrenge und kalte Miene an, daß Alexei, obgleich er darüber lachen mußte, doch von weitern Verſuchen abgeſchreckt wurde.

— Wenn Sie wünſchen, daß wir auch fürder gute Freunde bleiben, ſagte ſie mit Würde, ſo muß ich Sie bitten, ſich nicht zu vergeſſen.

Liſa fühlte, daß ſie aus ihrer Rolle gefallen war und beeilte ſich, den Fehler wieder gut zu machen.

— Na, und was glaubſt' denn? ſagte ſie. — Meinſt wohl, ich wäre nie auf'm Herrenhofe geweſen: das fehlte mir noch! Ne, ich hab' ſo manches geſehen und ſo manches gehört... Aber, fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, — bei all dem Geſchnacke kriegt man keine Pilze

zuſammen; geh du deiner Wege, Jungherr, und ich will mein Geſchäft beſorgen; empfehl mich zu Gnaden.

Mit dieſen Worten wollte ſie ſich entfernen, aber Alexei ergriff ihre Hand.

— Wie heißt du denn, mein ſchönes Kind? fragte er.

— Akulina, antwortete ſie, indem ſie ihre Hand zu befreien ſuchte: aber laß mir doch die Patſche los, Jungherr; 's iſt auch ſchier nachhauſegehens Zeit!

— Nun, meine hübſche Akulina, ganz gewiß will ich deinen Vater beſuchen, den Schmidt Waſſili.

— Wo denkſt hin? fuhr Liſa eifrig auf. — Ne, um Gott nicht! Wenn man zu Hauſe erfährt, daß ich mit dem jungen Herrn allein im Walde geſprochen, ſo giebts ein Unglück. Mein Vater, der Schmidt Waſſili, prügelt mich halb tod.

— Aber ich muß dich doch durchaus einmal wiederſehen.

— Schön, ſchön, vielleicht ſuche ich hier wieder einmal Pilze.

— Aber wann denn?

— Na, wenn auch morgen.

— Meine liebe, liebe Akulina! Hundert Küſſe möchte ich dir geben, aber ich wag es wahrhaftig nicht! Alſo morgen um dieſe Zeit, nicht wahr?

— Ja, ja!

— Und du wirſt mich nicht anführen?

— Nein, nein!

— Verſprich es mir, ſchwör es mir!

— Na, wenn ich nicht komm, ſo ſoll mir dies und das geſchehen!

Die jungen Leute trennten ſich. Liſa trat aus dem Walde, ſchlich behutſam über die Wieſe, ſchlüpfte mit unendlicher Vorſicht durch die Gartenhecken und lief dann ſpornſtreichs dem Cottage zu, wo Naſtja ſie erwartete. Hier kleidete ſie ſich um, antwortete zerſtreut auf die unzähligen und ungeduldigen Fragen der neugierigen Vertrauten und eilte ſo ſchnell wie möglich ins Gaſtzimmer. Der Tiſch war ſchon gedeckt, das Frühſtück aufgetragen und Miß Jackſon, bereits geſchminkt, gefärbt und zuſammengeſchnürt wie ein Champagnerglas, war eben kunſtgemäß beſchäftigt, papierfeine Sandwichs zu bereiten. Der Vater lobte Liſa für den frühen Morgenſpaziergang.

— Nichts iſt zuträglicher für die Geſundheit, ſagte er, — als mit der Morgenröthe aufzuſtehen. Und hierauf begann er eine Reihe aus engliſchen Zeitungen geſchöpfter Beiſpiele anzuführen von Leuten, die ein ganz beſonders hohes Lebensalter erreicht, und bemerkte ſchließlich, daß alle dieſe nie Branntwein getrunken hätten und im Sommer wie im Winter mit Tagesanbruch aufgeſtanden wären.

Dieſe ganze ſchöne Rede aber ging an Liſa's Ohren ſpurlos vorüber. Sie überdachte die am Morgen ſtattgefundene Zuſammenkunft mit dem jungen Jägersmanne und wiederholte ſich in Gedanken Akulina's ganze Unterhaltung mit ihm. Sie empfand Gewiſſensbiſſe. Vergeblich rechtfertigte ſie ſich damit, daß ihr Geſpräch durchaus in den Gränzen des Anſtands geblieben, daß dieſer Poſſenſtreich keine Folgen haben könnte u. ſ. w., u. ſ. w. Die Stimme ihres Gewiſſens ſprach lauter als ihr Verſtand. Am meiſten beunruhigte ſie ihr gegebenes Verſprechen, ſich morgen wieder im Walde einzufinden, und ſie war faſt entſchloſſen, das gegebene Wort zu brechen; aber Alexei konnte am Ende, des Wartens müde, auf den Gedanken kommen, die wirkliche Akulina im Dorfe aufzuſuchen, die wahrhaftige Tochter des Schmidts Waſſili, eine feiſte, rothbackige und pockennarbige Bauerdirne: und dann hätte er leicht den ganzen Zuſammenhang der Sache durchſchaut. Dieſer Gedanke jagte der armen Liſa eine ſolche Angſt ein, daß ſie ſich in ihr Schickſal ergab, auch morgen unter dem erborgten Namen zu erſcheinen.

Alexei dagegen war außer ſich vor Freude; den ganzen Tag dachte er an ſeine neue Bekanntſchaft und Nachts ſtellte ſich das Bild der «nußbraunen» Dorfſchönen ſeiner Einbildungskraft im Traume vor. Kaum graute der Morgen, ſo war er auch ſchon fir und fertig, und ohne ſich die Zeit zu geben, ſeine Flinte zu laden, eilte er, vom treuen Sbogar begleitet, hinaus in Feld und Wald, der Stelle zu, wo die Zuſammenkunft ſtattfinden ſollte. Etwa eine halbe Stunde verfloß ihm in peinlicher Erwartung, endlich aber ſchimmerte ein blauer Sſarafan durch die Büſche und haſtig ſtürzte er der reizenden Akulina entgegen. Sie lächelte bei den Ausbrüchen ſeiner jubelnden Dankbarkeit, er bemerkte aber ſogleich auf ihrem Geſichte Spuren von Thränen und eine gewiſſe Angſt und Befangenheit, die ſie nicht verbergen konnte. Er forſchte nach der Urſache und Liſa geſtand ihm, daß ihr Betragen ihr jetzt ſehr leichtſinnig vorkomme, daß ſie ſich deswegen table und es bereue, daß ſie zwar ihr Wort habe halten wollen und deswegen hergekommen ſei; daß aber dieſe Zuſammenkunft auch die letzte ſein müſſe; und bat ihn endlich, eine Bekanntſchaft abzubrechen, die zu nichts gutem führen könnte. Alles dieſes wurde natürlich in der gewöhnlichen Bauernſprache vorgebracht: aber dieſe bei einem einfachen Landmädchen ſo überraſchenden Gefühle und Anſichten ſetzten Alexei in das größte Erſtaunen. Er wandte ſeine ganze Beredſamkeit auf, um ſie von ihrem Vorſatze abzubringen; er ſuchte ſie von der Reinheit ſeiner Abſichten zu überzeugen, verſprach ihr durch ſein Betragen niemals Veranlaſſung zu geben, ihren Schritt zu bereuen und ihr in allem zu gehorchen; und beſchwor ſie, ihm nicht ſeine einzige Freude, ſein einziges Glück zu rauben: ſie von Zeit zu Zeit ſprechen zu dürfen, wenn auch nur ſelten, wenn auch nur alle zwei Tage, wenn auch nur

zweimal die Woche. Die heftigſte Leidenſchaft ſprach aus ſeinen Worten, ſeiner Stimme, ſeinen Zügen, und in dieſem Augenblicke fühlte er wirklich Liebe. Liſa hörte ihn ſchweigend an.

— Gieb mir dein Wort darauf, ſagte ſie endlich, daß du mich nie im Dorfe aufſuchen oder dich dort nach mir erkundigen willſt. Gieb mir dein Wort, daß du nie ſuchen wirſt, mich anderswo anzutreffen; verſprich mir, dich mit den Zuſammenkünften zu begnügen, die ich dir ſelbſt beſtimmen werde.

Alexei wollte dieſelbe Eidesformel wiederholen, die ſie ſelbſt geſtern gebraucht hatte; aber Liſa unterbrach ihn lächelnd:

— Ich brauche keine Schwüre, ſagte ſie, dein Verſprechen genügt mir.

Dann wandelten ſie noch lange im Walde umher, in freundſchaftlichem Geſpräch begriffen, bis Liſa endlich zur Trennung mahnte. Sie ſchieden, und Alexei, als er ſich allein ſah, konnte, trotz ſeines Nachdenkens über dieſen Gegenſtand, es durchaus nicht begreifen, wie ein ſchlichtes Landmädchen in zwei Unterredungen eine ſolche Macht über ihn erlangt habe. Sein Verhältniß zu Akulina hatte für ihn den Reiz der Neuheit, und wenn gleich die Bedingungen des ſeltſamen Dorfkindes ihm läſtig und unerträglich erſchienen, ſo kam ihm doch keinen Augenblick der Gedanke in den Sinn, ſein Wort zu brechen. Der Grund iſt einfach: der ſchwermüthige, finſtere, frühenttäuſchte Alexei war, trotz des ſchauerlichen Ringes, den er am Finger trug, und ungeachtet ſeiner geheimnißvollen Correſpondenz, ein warmblütiger aber treuherziger Junge, der ein unverdorbenes Herz in der Bruſt trug und den Reiz der Unſchuld zu fühlen und zu würdigen verſtand.

Wollte ich jetzt einzig und allein meiner Neigung folgen, ſo würde ich gewißlich auf das ausführlichſte das zunehmende gegenſeitige Vertrauen der beiden jungen Leute, ihre wachſende Liebe, ihre Geſpräche und Beſchäftigungen beſchreiben: aber ich fürchte ſehr, daß nur die kleinſte Zahl meiner Leſer das Vergnügen mit mir theilen würde, das eine ſolche Erzählung mir gewähren könnte. Alle dieſe Details und Nebenumſtände ſind, im Ganzen genommen, für gleichgültige Ohren ſehr unintereſſant, und daher begnüge ich mich damit, ganz kürzlich zu vermelden, daß mein Alexei, noch ehe zwei Monate ins Land gegangen, ſterblich in ſeine Dorfſchöne verliebt war, und daß Liſa, obgleich etwas zurückhaltender, doch nicht viel gleichgültiger und unempfindlicher geblieben war als er ſelbſt.

Der Gedanke an ein ewiges, unauflösliches Bündniß war zwar oft in ihrer Seele erwacht; aber nie hatten ſie darüber mit einander geſprochen. Das iſt erklärlich genug: bei aller ſeiner Liebe für die hübſche Akulina, ſah Alexei doch recht gut die Kluft, die ihn von einer armen Bäuerin trennte; Liſa dagegen dachte an die Erbitterung, die zwiſchen

den beiden Vätern herrſchte und wagte nicht, auf eine friedliche Löſung der verwickelten Sache zu hoffen. Dabei ſchmeichelte es heimlich ihrer Eigenliebe, wenn ſie ſich der unbeſtimmten, romantiſchen Hoffnung hingab, den Sohn und Erben des Gutsherrn von Tugilowo noch einmal, früh oder ſpät, zu den Füßen der Schmidtstochter aus Prilutſchino zu erblicken. Plötzlich trat aber eine wichtige Begebenheit ein, die den gegenſeitigen Beziehungen der beiden Liebenden eine ganz andere Wendung gab.

An einem klaren, kalten Herbſtmorgen, wie ſie im ruſſiſchen October ſo häufig ſind, fiel es Iwan Petrowitſch Bereſtow ein, einen Spazierritt zu machen: auf alle Fälle nahm er fünf, ſechs Windhunde mit, hieß einem Reitknecht aufſitzen und befahl einigen mit Klappern und Schnarren bewaffneten Hofjungen ihm zu folgen.

Zur ſelben Stunde wurde auch Grigori Iwanowitſch Muromski durch das ſchöne Wetter ins Freie gelockt; auch er ließ ſeine kurzſchweifige Stute ſatteln und trabte wohlgemuth längs den Hecken und Einzäunungen ſeiner angliſirten Beſitzungen einher.

Als er ſich dem Walde näherte, erblickte er plötzlich den verhaßten Nachbar, der im pelzgefütterten Tchekmen, hoch im Bügel und die Fauſt in die Seite geſtemmt, am Abhange einem Haſen auflauerte, den die Treiber mit Klappern und Geſchrei ſo eben aus dem Gebüſche aufjagen ſollten. Wenn Grigori Petrowitſch ein ſolches Zuſammentreffen vorausgeſehen hätte, ſo würde er zweifelsohne ſein Pferd nach rechts oder nach links gewendet haben: ſo aber ſtieß er auf Bereſtow ganz unerwartet und befand ſich plötzlich auf Piſtolenſchußweite von ihm. Jetzt war der Sache nicht mehr abzuhelfen: als civiliſirter Europäer ritt Muromski an ſeinen Gegner heran, indem er ihn höflich begrüßte. Bereſtow antwortete darauf mit ungefähr eben ſo viel Bereitwilligkeit und Zierlichkeit wie ein Tanzbär, wenn dieſer auf Befehl ſeines Führers vor der «ehrenwerthen Geſellſchaft» ſeine Verbeugungen machen muß.

In dieſem Augenblicke ſprang der Haſe auf und lief feldeinwärts. Bereſtow und der Reitknecht ſtießen ihren Jagdruf aus, entkoppelten die Hunde und jagten wie raſend der Hetze nach. Muromski's Stute, die noch nie einer ſolchen Jagd beigewohnt, ſcheute, biß den Zügel ein und ging mit ihrem Reiter durch. Dieſer, der ſich immer für einen vollendeten Centaur ausgegeben, ließ ihr den Willen und wünſchte ſich innerlich zu dem unvorhergeſehenen Zufalle Glück, der ihn ſo wohlfeilen Kaufs von ſeinem unangenehmen Geſellſchafter erlöſte. Als aber das Pferd einen Graben erreicht hatte, den es vorher in ſeinem tollen Rennen nicht bemerkt, machte es plötzlich einen Satz auf die Seite und Muromski verlor die Bügel. Er ſtürzte ziemlich unſanft auf die gefrorene Erde, und lag nun da, ſtöhnend und ächzend und wünſchte ſeinen Kurzſchweif dahin, wo der Pfeffer wächſt; das Pferd aber war von dem Augenblick

an, wo es ſich ſeines Reiters entledigt, wieder zur Vernunft gekommen und ſtand ruhig in geringer Entfernung von ſeinem Herrn.

Jetzt kam auch Iwan Petrowitſch zu ihm herangeſprengt und erkundigte ſich, ob er vielleicht Schaden genommen hätte, während der Reitknecht das Pferd einfing und es am Zügel führend herbeibrachte. Er half Muromski in den Sattel und Bereſtow nöthigte den Nachbar bei ihm einzukehren. Muromski, der ihm für die geleiſtete Hülfe Dank ſchuldig war, konnte die Einladung nicht abſchlagen und ſo kehrte Bereſtow glorreich heim mit einem gehetzten Haſen am Sattelknopfe und ſeinen bisherigen Gegner verwundet und ſo zu ſagen als Kriegsgefangenen mit ſich führend.

Beim Frühſtück thauten die Zungen der beiden alten Herren einigermaßen auf und das Geſpräch geſtaltete ſich recht freundſchaftlich. Muromski bat Bereſtow ihm ſeine Droſchke zu leihen, indem er eingeſtand, von ſeinem Sturze ſolche Schmerzen zu leiden, daß es ihm ſchwer fallen würde, zu Pferde nach Hauſe zurückzukehren. Der Wirth erwies ihm gern dieſe Gefälligkeit und geleitete ſeinen Gaſt bis zur Hausthüre; dieſer verließ ihn aber nicht eher als bis er ihm ſein Ehrenwort abgenommen, ihn morgenden Tages in Prilutſchino zu beſuchen, ſeinen Herrn Sohn mitzubringen und mit einem freundſchaftlichen Mittagseſſen fürlieb zu nehmen.

So geſchah es, daß eine vieljährige Urfehde auf dem beſten Wege war zu beiderſeitigem Wohlgefallen geſchlichtet zu werden, welches glückliche Ereigniß einzig und allein dem Scheuwerden einer kurzſchweifigen Stute zu verdanken war.

Liſa lief ihrem Vater entgegen, um ihn zu bewillkommnen.

— Was iſt denn das, Papa, fragte ſie verwundert, — Sie hinken? Und wo iſt denn ihr Pferd? Und wem gehört denn dieſe Droſchke?

— Nun, my dear, das ſollſt du nicht ſo leicht errathen, wem die Droſchke gehört, antwortete Muromski und erzählte ihr hierauf ausführlich die Begebenheiten des denkwürdigen Morgens. Ohne ihr Zeit zu geben, ſich von ihrem Erſtaunen zu erholen, ſetzte er hinzu, daß die beiden Bereſtow's, Vater und Sohn, morgen bei ihm ſpeiſen würden.

Liſa erbleichte bei dieſer Nachricht.

— Was Sie ſagen, Papa! rief ſie aus. — Die Bereſtow's, Vater und Sohn, ſollen morgen bei uns ſpeiſen! Nicht möglich! Nein, Papa, thun Sie was Sie wollen, aber ich werde mich für keinen Preis ſehen laſſen!

— Was fehlt dir denn? fragte der Vater. — Seit wann biſt du denn ſo blöde geworden? Oder fühlſt du einen ererbten Haß für ſie, wie es ſich für eine echte Romanenheldin geziemt? Komm, komm, ſei kein Kind...

— Nein, nein Papa, für nichts in der Welt, für keine Schätze der Erde werde ich mich den Bereſtow's zeigen.

Grigori Iwanowitſch zuckte mit den Achſeln und ſchwieg, denn er wußte, daß durch Widerſpruch bei ihr nichts auszurichten war: ohnehin war er müde und begab ſich bald darauf in ſein Schlafgemach, um von ſeinem ereignißvollen Ritte auszuruhen.

Auch Liſaweta Grigor'jewna zog ſich in ihr Zimmer zurück und ließ ſogleich die getreue Naſtja rufen, worauf denn beide eine lange Berathſchlagung über den morgenden Beſuch pflogen. Was wird Alexei denken, wenn er in dem wohlerzogenen Gutsfräulein ſeine Akulina wiedererkennt? Welche Meinung wird er dann von ihrer Aufführung, ihren Grundſätzen, ihrer Vernunft bekommen? Nein, es war rein unmöglich! Von der andern Seite aber brannte Liſa vor Begierde zu beobachten, welchen Eindruck ein ſo unerwartetes Zuſammentreffen auf ihn hervorbringen würde: plötzlich blitzte ein Gedanke in ihrem Kopfe auf, den ſie ungeſäumt der pfiffigen Joſe mittheilte; beide freuten ſich des glücklichen Einfalls und beſchloſſen ihn ins Werk zu ſetzen, es möge koſten was es wolle.

Den andern Morgen fragte Grigori Iwanowitſch beim Frühſtück ſeine Tochter, ob ſie noch immer die Abſicht habe, ſich vor den Bereſtow's zu verſtecken?

— Papa, antwortete Liſa, — ich will die Bereſtow's empfangen, weil Sie es zu wünſchen ſcheinen; aber nur unter einer Bedingung: in welchem Aufzuge ich vor Ihren Gäſten erſcheine, was ich auch ſagen oder thun mag, ſo müſſen Sie mir verſprechen, mich nicht zu ſchelten und kein Zeichen der Verwunderung oder des Mißfallens blicken zu laſſen.

— Da ſind wieder neue Streiche im Gange, ſagte lachend Grigori Iwanowitſch; nun gut, mache es wie du willſt, meine ſchwarzäugige Spitzbübin.

Bei dieſen Worten küßte er ſeine Tochter auf die Stirne und Liſa eilte fort, um ihre Vorkehrungen zu treffen.

Punct zwei Uhr kam eine altmodiſche, von den Arbeitsleuten Bereſtow's verfertigte und mit ſechs Pferden beſpannte Kutſche auf den Hof gerollt, ſchleppte ſich den bowling-green entlang und hielt vor der Anfahrt, wo der alte Bereſtow mit Beihülfe zweier Livree-Bedienten auszuſteigen geruhte. Gleich nach ihm erſchien ſein Sohn, zu Pferde, und beide traten zu gleicher Zeit ins Gaſtzimmer. Muromski empfing ſie auf das Liebenswürdigſte, ſchlug ihnen vor, Garten und Park noch vor dem Mittagseſſen in Augenſchein zu nehmen und geleitete ſodann ſeine Gäſte durch die ſchattigen Baumreihen auf reinlich gefegten und mit dem Rechen beſtrichenen macadamiſirten Alleen. Der alte Bereſtow bedauerte in-

uerlich all die Zeit und Mühe, die für dergleichen Alfanzereien verſchwendet worden: indeſſen ſchwieg er aus Höflichkeit. Sein Sohn theilte weder das Mißbehagen des berechnenden Landwirths, noch die Selbſtzufriedenheit des Anglomanen; er erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo die Tochter ſeines Wirths erſcheinen ſollte: er hatte viel von ihr gehört, und wenn ſein Herz, wie unſere Leſer wiſſen, auch ſchon bereits von einer andern Liebe erfüllt war, ſo behielt demungeachtet jede junge Schönheit gewiſſe Rechte auf ſeine Einbildungskraft.

Nachdem man wieder ins Herrenhaus zurückgekehrt, ſetzten ſich die drei Herren zu Tiſch: die beiden Alten erinnerten ſich an ihre Jugendzeit und fingen an ſich verſchiedene Begebenheiten aus ihren Dienſtjahren mitzutheilen; Alexei aber überlegte bei ſich, welche Rolle er wohl Liſa gegenüber ſpielen ſollte? Nach reiflicher Erwägung hielt er es für das Paſſendſte, ein kaltes, zerſtreutes Weſen zu affectiren, legte alſo ſein Geſicht in die gehörigen Falten und wandte, als er die Thüre ſich öffnen hörte, mit einer ſo nachläßigen Gleichgültigkeit den Kopf, mit einem Blicke ſo voll wegwerfender Kälte, daß das Herz der eingefleiſchteſten Coquette darob hätte erzittern müſſen. Leider war es aber für dieſes Mal nicht Liſa, die hereintrat, ſondern die alte Miß Jackſon, geſchminkt und geſchnürt, mit niedergeſchlagenen Augen und einem zierlichen Knixe: ſeine ſtrategiſchen Vorkehrungen erwieſen ſich ſomit als gänzlich überflüſſig.

Alexei hatte noch nicht Zeit gehabt, einen neuen Plan zu entwerfen, als die Thüre abermals aufging und Liſa in den Saal trat. Alle erhoben ſich; Muromski hatte eben angefangen, ſeine Tochter den Gäſten vorzuſtellen, als er plötzlich inne hielt und ſich auf die Lippen biß... Liſa, ſeine braune Liſa, war weiß geſchminkt bis an die Ohren, getüncht und gefärbt zehnmal ärger als Miß Jackſon ſelbſt; falſche Locken von hochblonder Farbe waren um ihren Kopf toupirt wie eine Perücke Ludwig's XIV; ihre Aermel à l'imbécille ſtarrten wie ein Reifrock der Madame de Pompadour; ihre Taille war dermaßen zuſammengeſchnürt, daß ſie ein vollkommenes X bildete, und alle Diamanten, aller Familienſchmuck, der noch nicht im Lombard verſetzt worden, glänzten an ihren Fingern, ihrem Halſe und Ohren. Nie hätte Alexei in dieſer ſchimmernden und lächerlichen Zierpuppe ſeine Akulina wiedererkannt! Sein Vater näherte ſich dem Fräulein und küßte ihr nach althergebrachter Sitte die Hand, und nolens volens mußte der Sohn dem Beiſpiele folgen; als er mit den Lippen ihre weißen Finger berührte, glaubte er zu fühlen, daß ſie zitterten: vielleicht war es aber auch nur Täuſchung. Außerdem bemerkte er ihren kleinen, auf das eleganteſte chauſſirten Fuß, den ſie nicht ohne Abſicht hervorblicken ließ, und dieſe Wahrnehmung ſöhnte ihn einigermaßen mit dem widerſinnigen Putze aus, der die ganze übrige Perſon bedeckte: denn was die Schminke und Schwärze betrifft, ſo hatte

er ſie, die Wahrheit zu ſagen, weder auf den erſten Blick bemerkt, noch ahnte er ſpäter etwas von ihrem Daſein. Grigori Iwanowitſch dachte an ſein Verſprechen und bemühte ſich nach Kräften, nicht die geringſte Verwunderung blicken zu laſſen: dieſer neue Einfall ſeiner Tochter kam ihm aber ſo komiſch vor, daß er ſich kaum des lauten Lachens enthalten konnte. Eine Perſon befand ſich aber im Zimmer, der es durchaus nicht komiſch zu Muthe war, der zimperlichen Engländerin nämlich: ſie errieth leicht, daß die Schminke und die Schwärze aus ihrem Toilette-Käſtchen geraubt worden und die Röthe eines edlen Zornes flammte ſtellweiſe unter den künſtlichen Lilien ihrer Wangen hervor. Sie ſchleuderte funkelnde Blicke auf die junge Verbrecherin, welche aber dieſe ſtummen Boten nicht zu verſtehen ſchien und alle Erklärungen auf eine gelegenere Zeit zu verſchieben wünſchte.

Man ſetzte ſich zu Tiſch. Alexei fuhr fort den Zerſtreuten und Schwermüthigen zu ſpielen; Liſa zierte ſich in allen ihren Bewegungen, murmelte durch die Zähne und ſprach nur franzöſiſch. Muromski vertiefte ſich jeden Augenblick in ihren Anblick; er kannte ihre Abſicht nicht, fand aber die ganze Sache höchſt poſſirlich. Die Engländerin ſaß ſchweigend da und kaute an ihrem Grimm. Nur Iwan Petrowitſch allein war wie zu Hauſe: er aß für zwei, trank im Verhältniß, lachte nach Herzensluſt und unterhielt ſich immer freundlicher und munterer mit allen und jedem.

Endlich wurde die Tafel aufgehoben; die Gäſte empfahlen ſich und fuhren nach Hauſe; und jetzt endlich konnte Grigori Iwanowitſch ſeiner ſo lange niedergekämpften Lachluſt freien Lauf laſſen und alle die Fragen an ſeine Tochter richten, die ihm ſchon längſt auf der Zunge ſaßen.

— Wie, in aller Welt, biſt du auf den Einfall gekommen, ſie ſo zum Narren zu halten? fragte er Liſa. — Aber weißt du wohl, daß dir die weiße Schminke wirklich ſehr gut ſteht? Ich will mich nicht in die Geheimniſſe einer Damentoilette einmiſchen, aber an deiner Stelle würde ich in allem Ernſte fortfahren, weiße Schminke aufzulegen; natürlich nicht zu ſtark, aber ſo, ein klein wenig.

Liſa war ſelenvergnügt über das Gelingen ihres Plans. Sie umarmte ihren Vater, verſprach ihm, ſeinen Rath in Erwägung zu ziehen und lief ſodann eilig hinauf, um die zürnende Miß Jackſon zu verſöhnen, die ſich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte und Liſa lange weder die Thüre öffnen, noch ihre Entſchuldigungen anhören wollte. Endlich gelang es ihr aber doch, ſich Gehör zu verſchaffen: ſie hatte ſich ſo ſehr geſchämt, vor wildfremden Menſchen als ein ſolch ſchwarzes kleines Ungeheuer zu erſcheinen; ſie war ſo feſt überzeugt geweſen, ihre liebe, freundliche, nachſichtige Miß Jackſon würde ihr dieſen kleinen Diebſtahl verzeihen u. ſ. w., u. ſ. w., u. ſ. w. Die Gouvernante beruhigte ſich end-

lich, nachdem ſie zu der Ueberzeugung gelangt, daß Liſa nicht die Abſicht gehabt habe, ſie lächerlich zu machen, küßte die reuige Sünderin zum Zeichen der Vergebung und ſchenkte ihr, als Pfand der Verſöhnung, ein Töpfchen engliſcher Schminke, welches von dieſer mit allen Zeichen der lebhafteſten Dankbarkeit angenommen wurde.

Der Leſer wird ſich leicht vorſtellen, daß Liſa nicht ermangelte, ſich in Begleitung Naſtja's am andern Morgen in das Wäldchen zu begeben, wo die Zuſammenkünfte ſtattfanden.

— Nu, Jungherr, ſagte ſie ſogleich zu Alexei, — biſt ja geſtern Abend bei unſerem Herrn auf Beſuch g'weſen? Und wie gefällt dir denn halt' unſer gnäd'ges Fräulein?

Alexei antwortete, er hätte das gnäd'ge Fräulein gar nicht bemerkt, ſo wenig hätte er ſie beachtet.

— Schade, jammerſchade, ſagte Liſa.

— Und warum ſchade? fragte Alexei.

— Na, ſo, weil, weil... ich dich fragen wollt', Jungherr, ob's wahr iſt, was die Leute ſagen...

— Nun, was ſagen denn die Leute?

— Sie ſagen... ſie ſagen halt', daß das gnäd'ge Fräulein mir gliche wie ein Ei dem andern?

— Welch ein Unſinn! Im Vergleich mit dir iſt ſie ein wahres Ungeheuer.

— J, Jungherr, 's iſt 'ne Sünd' und 'ne Schand' wie du red'ſt! Iſt doch halt unſer gnäd'ges Fräulein ſo weiß und ſo ſchmuck! Ich reich' ihr nicht das Waſſer!

Alexei ſchwor ihr hoch und theuer, daß ſie ihm ſchöner vorkomme, als alle Fräulein der Welt, und wären ſie noch ſo ſchmuck und weiß; und um ſie zu beruhigen, begann er ein ſo drolliges Bild von ihrer Gebieterin zu entwerfen, daß Liſa von ganzem Herzen lachen mußte.

— Ach, ſagte ſie endlich mit einem Seufzer, — 's mag ſein, daß unſer gnäd'ges Fräulein putzig närr'ſch iſt zum todtlachen: na, ich will's glauben! Aber ſie iſt doch grauſam gelehrt und ich bin eine unwiſſende Trine, die nicht leſen, nicht ſchreiben kann!

— Ei, ſagte Alexei, laß dir deswegen keine grauen Haare wachſen! Wenn du es wünſcheſt, ſo will ich dich in kurzer Zeit leſen und ſchreiben lehren.

— J wahrhaftig, rief Liſa: — wir ſollten's halt wirklich 'mal verſuchen.

— Von Herzen gerne, mein Engel! Laß uns gleich auf der Stelle den Anfang machen.

Sie ſetzten ſich auf den Raſen; Alexei zog ein Portefeuille und einen Bleiſtift aus der Taſche und der Unterricht begann. Akulina er-

lernte in unglaublich kurzer Zeit die Buchſtaben des Alphabets und Alexei konnte ſich nicht genug über ihre Gelehrigkeit und Auffaſſungsgabe wundern. Am andern Morgen verlangte ſie auch das Schreiben zu verſuchen: im Anfang wollte der Bleiſtift ihren Fingern durchaus nicht gehorchen, aber ſchon nach einigen Minuten gelang es ihr, mehrere Buchſtaben ziemlich leſerlich auf das Papier zu malen. «Wunder über Wunder!» wiederholte Alexei, «meine Akulina macht rieſenhafte Fortſchritte! Das geht ja ſchneller, als nach der Lancaſter'ſchen Methode!» — Wirklich konnte Akulina am dritten Morgen ſchon recht geläufig in «Natal'ja, die Bojarentochter» buchſtabiren und hatte einen ganzen Bogen mit Aphorismen vollgeſchmiert, die ſie aus eben dieſer Erzählung genommen: und von Zeit zu Zeit unterbrach ſie ihr Leſen durch Bemerkungen, bei denen dem guten Alexei, vor lauter Staunen, Hören und Sehen verging.

So verſtrich eine Woche und bald entſpann ſich zwiſchen ihnen ein lebhafter Briefwechſel. Das Poſt-Comptoir wurde im hohlen Stamme einer alten Eiche etablirt und Naſtja figurirte heimlich als Poſtillon. Hierher brachte Alexei ſeine mit großen, deutlichen Buchſtaben ſorgſam und leſerlich geſchriebenen Epiſteln und hier fand er die auf grobes, blaues Papier phantaſtiſch hingezeichneten Krakelfüße ſeiner Angebeteten. Akulina's Sprache und Stil wurden ſichtlich reiner und fließender und ihr Geiſt entfaltete ſich von Tage zu Tage und bildete ſich immer mehr und mehr.

Inzwiſchen hatte die neuangeknüpfte Bekanntſchaft zwiſchen Iwan Petrowitſch Bereſtow und Grigori Iwanowitſch Muromski ebenfalls raſche Fortſchritte gemacht und ſich in ſehr kurzer Zeit in eine dicke Freundſchaft verwandelt, wozu folgende Umſtände nicht wenig beitrugen. Muromski hatte oft daran gedacht, daß nach Iwan Petrowitſch's Tode, deſſen ganzes Vermögen auf Alexei Iwanowitſch übergehen und dieſer alsdann einer der reichſten Gutsbeſitzer im ganzen Gouvernement ſein würde; bei ſo bewandten Verhältniſſen ſah er durchaus keinen Grund, warum der junge Erbe Liſa nicht heirathen ſollte. Der alte Bereſtow ſeinerſeits hielt allerdings ſeinen Herrn Nachbar in gewiſſen Puncten für übergeſchnappt (er pflegte dies deſſen «engliſche Tollwuth» zu nennen); dagegen mußte er aber wieder in ihm viele höchſt ſchätzenswerthe Eigenſchaften anerkennen, z. B. ſeine Gewandheit in Geſchäften und finanziellen Operationen; zu dem war Grigori Iwanowitſch ziemlich nahe mit dem mächtigen, angeſehenen und einflußreichen Grafen Pronski verwandt, der Alexei in ſeiner künftigen Carrière ſehr behülflich ſein und ihn pouſſiren könnte; endlich, meinte er, würde Muromski ſehr froh ſein, wenn ſeine Tochter eine ſo vortheilhafte Partie machte. Die beiden alten Herrn dachten ſo lange jeder bei ſich über die Sache nach, daß ſie endlich zwiſchen ihnen wirklich zur Sprache kam: ſie umarmten ſich, gaben einander ihr Wort,

dieſe Angelegenheit wie ſich's gehört zu bearbeiten und beide eröffneten alſobald ihre Machinationen. Muromski hatte eine große Schwierigkeit zu überwinden: wie ſollte er ſeine Betſey dazu bringen, mit Alexei etwas näher bekannt zu werden? Die jungen Leute ſchienen ſich gegenſeitig nicht ſonderlich zu gefallen: wenigſtens hatte ſich Alexei ſeit dem berühmten Mittagseſſen nicht wieder in Prilutſchino blicken laſſen und Liſa zog ſich regelmäßig jedesmal in ihr Zimmer zurück, ſo oft der alte Bereſtow ihrem Vater einen Beſuch abſtattete. «Aber», dachte Grigori Iwanowitſch, «habe ich es erſt ſo weit gebracht, daß Alexei alle Tage ins Haus kommt, ſo müßte es doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn nicht Betſey ihn zuletzt liebgewinnt. Das liegt in der Natur der Sache, und — kommt Zeit, kommt Rath!»

Iwan Petrowitſch dagegen nahm die Sache viel kaltblütiger und ließ ſich nicht träumen, daß ſeinen Plänen ein Hinderniß in den Weg treten könnte. Noch am ſelbigen Abend ließ er den Herrn Sohn in ſein Cabinet rufen, rauchte ſeine Pfeife an, räuſperte ſich und begann nach einer kurzen Pauſe wie folgt:

— Nun, Aljoſcha, wie iſt's? Du ſprichſt ja mehr gar nicht davon, ins Regiment zu treten? Oder ſteht dir die Huſaren-Uniform nicht mehr an?

— Nein, lieber Vater, antwortete ehrerbietig Alexei: Sie ſcheinen es nicht gern zu ſehen und es iſt meine Pflicht, mich ihren Wünſchen zu fügen.

— Gut, ſagte Iwan Petrowitſch, du biſt ein gehorſamer Sohn, wie ich ſehe; das freut mich; auch ich, meinerſeits, will dir keinen Zwang anthun; ich dringe nicht darauf, daß du in Staatsdienſte trittſt, d. h. ich meine, nicht jetzt, nicht ſogleich. Vor der Hand will ich dich verheirathen.

— Bah! ſagte der verſteinerte Alexei, mich verheirathen?! Aber mit wem denn, ums Himmels Willen?!

— Mit Liſaweta Grigor'jewna Muromski, antwortete kaltblütig Iwan Petrowitſch. — Eine Braut, wie's wenige giebt und die gerade für dich paßt.

— O, lieber Vater, ich habe noch gar nicht ans Heirathen gedacht.

— Das iſt möglich; aber wenn du nicht daran gedacht haſt, ſo ſind andere Leute da, die für dich die Mühe übernommen haben daran zu denken.

— Sagen Sie was Sie wollen, lieber Vater, aber ich muß Ihnen geſtehen: Liſa Muromski gefällt mir ganz und gar nicht.

— Das iſt wieder möglich; aber ſie wird dir ſpäter gefallen. Das wird ſchon kommen: man lernt ſich kennen, man lernt ſich lieben, wie das Sprüchwort ſagt.

— Wahrhaftig, lieber Vater, ich fühle mich durchaus nicht im Stande, Liſaweta Grigor'jewna glücklich zu machen.

— Glücklich, glücklich?! Ihr Glück iſt nicht deine Sache! Ihr Glück geht dich nichts an! So? Alſo das iſt dein Gehorſam? So fügſt du dich dem väterlichen Willen? Na, warte nur! Schon gut, ſchon gut!

— Wie Sie befehlen... aber heirathen will ich nicht und werde ich nicht.

— Und heirathen wirſt du, ſage ich dir, oder ich gebe dir nichts und die Güter, die verkaufe ich! Und das baare Vermögen, das bringe ich durch! Und nicht einen Heller und nicht einen Pfennig ſollſt du von mir erben!... Höre jetzt: ich gebe dir drei Tage Bedenkzeit, aber bis dahin, bis dahin... komm mir nicht vor die Augen!

Alexei kannte ſeinen Vater recht gut und wußte, daß wenn ſich der alte Herr etwas in den Kopf geſetzt hatte, man es ihm ſelbſt mit einem Keil nicht wieder hinauszubringen im Stande wäre, wie Taras Skotinin *) ſich energiſcher Weiſe ausdrückt; aber der Sohn glich in dieſem Puncte dem Vater und der eine beſtand eben ſo hartnäckig auf ſeinem Stücke, wie der andere. Alexei ging in ſein Zimmer und fing an über ſein Schickſal Betrachtungen anzuſtellen; er dachte an Liſaweta Grigor'jewna und an die feierliche Drohung ſeines Vaters, ihn zum Bettler zu machen; endlich dachte er an Akulina und fühlte zum erſten Mal in ſeinem Leben, wie ſehr er ſie liebe. Der romantiſche Gedanke, das Landmädchen zu heirathen und mit ihr von ſeiner Hände Arbeit zu leben, fuhr ihm durch den Kopf und je länger er dieſen entſcheidenden Schritt bei ſich überlegte, um ſo vernünftiger erſchien er ihm.

Seit einiger Zeit hatten die Zuſammenkünfte im Wäldchen, der regneriſchen Jahreszeit wegen, nicht mehr ſtattgefunden: Alexei ſetzte ſich alſo ſogleich hin und ſchrieb an ſeine Angebetete einen langen Brief, mit möglichſt deutlicher Handſchrift und in dem Stile eines Tollhäuslers, in welchem er ihr Hand und Herz zu Füßen legte.

Am andern Morgen ließ Alexei, dem gefaßten Vorſatze getreu, ſein Pferd ſatteln und ritt nach Priluſchino hinüber, wo er ſich offen gegen Muromski erklären wollte. Er hoffte auf ſeine Großmuth und gedachte ihn durch ein unverholenes Geſtändniß in ſein Intereſſe zu ziehen.

— Iſt Grigori Iwanowitſch zu Hauſe, fragte er einen Diener, indem er ſein Pferd vor der Haupttreppe des Herrenhauſes anhielt.

— Nein, entſchuldigen Sie gütigſt, antwortete dieſer: Grigori Iwanowitſch haben ſchon ganz früh auszufahren geruht.

— Wie ärgerlich! brummte Alexei vor ſich hin. — Nun, iſt wenigſtens Liſaweta Grigor'jewna zu Hauſe? fuhr er fort.

— Zu Befehl.

Alexei ſprang vom Pferde, warf dem Diener die Zügel zu und trat unangemeldet ins Haus.

---

*) Taras Skotinin, ein Character in Von Wieſen's Luſtſpiel: Недоросль (Der Krautjunker, — der adeliche Lümmel.)

— Jetzt, dachte er, indem er ſich der Saalthüre näherte, — ſoll ſich alles entſcheiden. Ihr ſelbſt will ich alles offen geſtehen...

Er trat ein... und blieb verſteinert ſtehen...

Liſa... nein, Akulina... ſeine heißgeliebte, braune Akulina, aber nicht im Sſarafan, ſondern im niedlichen, weißen Morgenkleidchen, ſaß am Fenſter und war eben beſchäftigt den Brief zu leſen, den er geſtern Abend an ſie geſchrieben; ſie las ſo eifrig, daß ſie ſein Hereinkommen gar nicht bemerkte. Er war nicht Herr ſeiner Gefühle und ſtieß einen Freudenſchrei aus; Liſa fuhr zuſammen, erhob den Kopf, ſchrie ebenfalls auf und wollte aus dem Zimmer ſchlüpfen. Aber ſchon hatte er ihre Hand erfaßt.

— Akulina! rief er ein Mal über das andere, — meine theure Akulina!

Liſa bemühte ſich loszukommen:

— Mais laissez-moi donc, monsieur, ſchrie ſie mit abgewandtem Geſicht, — mais vous êtes fou?!

— Akulina, mein geliebter Engel, wiederholte Alexei und bedeckte ihre Hände mit Küſſen.

Miß Jackſon, der ſtumme Zeuge dieſer Scene, ſaß da ſtarr und kalt vor Erſtaunen und wußte nicht, was ſie dazu ſagen und was ſie davon denken ſollte.

Die Thüre öffnete ſich:

— Ei, ei, ei! ſagte der hereintretende Grigori Iwanowitſch Muromski, — nun, zwiſchen euch beiden iſt ja, wie mir ſcheint, ſchon alles in Richtigkeit?...

Die geneigten Leſer entbinden uns hoffentlich der überflüßigen Mühe, den weitern Verlauf der Sache zu berichten.

Erinnerungen

von

Max Cambecq.

II.

Die Kanonenſtiefel.

1.

— Wenn ich ſchläfrig bin, eß ich Hammelskeule und wenn ich hungrig bin, leg ich mich ſchlafen und da ich mehr ſchläfrig denn hungrig bin, werde ich eſſen wie ein Wehrwolf, und Ihre Theerpillen können Sie ſelbſt ſchlucken. Punctum, Donner und meine Kanonenſtiefel! und dabei bleibt es!... So ſprach der Major und warf ſich brummend in einen Lehnſtuhl, um die Zeitung zu leſen.

Tante Mimi, an welche dieſe Rede gerichtet war, ſchwieg, ſie wußte nur zu gut, daß jetzt alles Sprechen vergeblich ſein würde, nachdem der Major bei ſeinen Kanonenſtiefeln geſchworen hatte.

Tante Mimi war eine Seltenheit unter den alten Jungfrauen.

Sie hatte der Welt entſagt und lebte nur noch andern. Nachgiebigkeit war ihre größte Tugend.

So ſchwieg ſie auch jetzt und nur eine Thräne hatte die rauhe Stimme des Neffen ihren kleinen grauen freundlichen Augen entlockt. In dieſer Thräne aber ſpiegelte ſich ihre ganze Vergangenheit voll Leid und Trauer, ſpiegelte ſich das ewige Einerlei ihres Daſeins.

Der Major ſchielte über ſeine Zeitung nach ihr hin, er bließ mächtige Rauchwolken aus ſeinem Maſerkopf und die rothen Wangen liefen ihm blau an, während er mit den großen Augen unruhig hin und her blickte.

Endlich warf er die Zeitung auf den Tiſch, ſchlug mit der Hand ſo heftig auf denſelben, daß Tante Mimi erſchreckt ihr Strickzeug fallen ließ und rief: «Aber weshalb kommen Sie auch immer, Tante, mit Ihren Lehren und Pillen und Sprüchen und dergleichen — da giebt's denn nur Spectakel ohne meine Schuld, denn Sie wiſſen doch nun einmal, daß ich heftig bin... daß ich...

— Liebes Kind, ich meine es ja gut, lispelte Tante Mimi, ich ſuche nie Streit... ich...

— Nun ja doch... ja doch! rief der Major unruhig. — Aber laſſen wir das. Wie ſteht es mit dem Piket?

Nun machten Tante Mimi und der Major eine Partie Piket. Bis ſpät in die Nacht hinein ſaßen ſie fröhlich beiſammen, um ſich am anderen Tage wieder zu verzanken und dann am Pikettiſche auszuſöhnen.

In der That meinte es Tante Mimi redlich, ſie befürchtete ja nur, den armen Major werde der Schlag tödten, wenn er bei ſeiner Corpulenz ſo ſtark zu eſſen und zu trinken fortfahren würde. Doch wie ſollte dem abgeholfen werden? Dennoch fand Tante Mimi ein Mittel. Was denkt wohl auch nicht alles eine beſorgte Tante aus? Die Kanonenſtiefel, waren ſie nicht das größte Hinderniß? Wenn er nun nicht mehr bei ihnen ſchwören könnte? Tante Mimi raffte all ihren Muth und Entſchloſſenheit zuſammen, denn gehandelt mußte werden und die Kanonenſtiefel — wurden in den Ententeich geworfen.

2.

Eines Tages wurden im Herrenhauſe alle Fenſter und Thüren geſchloſſen: niemand außer dem alten Verwalter hatte Zutritt. Was im Hauſe geſchah, wußte alſo auch niemand. Täglich kam ein neuer Arzt aus der Reſidenz an und täglich wurde ein alter verabſchiedet. Im Hauſe aber war eine groſſe Verwandlung vor ſich gegangen.

Alle Zimmer waren dunkel und Tante Mimi wandelte wie ein einſames klagendes Geſpenſt umher. Von Zeit zu Zeit horchte ſie hoch auf, ob nicht etwa der Major etwas verlange. Dieſer hatte indeſſen nur noch wenig nöthig. Bleich und mager ſaß er in einem großen Lehnſeſſel und ſtierte vor ſich hin. Von Zeit zu Zeit murmelte er unverſtändliche Worte oder ſeufzete tief.

Seine Kanonenſtiefel, in denen er über die Brücke von Arcole dem Korſenhelden nachgeſchritten, die er im Nilſand geſchleppt, die ihn über die Berezina getragen, ſie waren nicht mehr — ſein zweites ich, ſein Alles!

Eine Thräne erglänzte im Auge des alten Veteranen und laut ſchluchzend bedeckte er mit den Händen das Geſicht. Sie waren vorangegangen, er mußte folgen. Was war der Major ohne ſeine Kanonenſtiefel? In ihnen ſtand er ein Mann, ein Held da.

Ein Paar andere? Mit Verachtung ſchaute er auf die neuen, getreu nachgebildeten.

Waren ſie denn die geweihten, unvergleichlichen? Wo war das denkwürdige Loch von der Musketenkugel, wo die Schramme, die ihm der Paſcha mit der Schaska gemacht, wo der Pikenſtich des wahnſinnigen Aegypters?

— Mimi, Mimi! rief der Major ſchmerzvoll, wie im Traume vor ſich hinſchauend, — du weißt nicht, was du mir gethan. Mit ihnen nahmſt du mir mein Glück, mein Leben. Schluchzen unterbrach ſeine Klage.

Mimi ſtand bleich da, ihre Augen ſtarrten thränenleer und nirgend ſah ſie Troſt, nirgend Vergebung ihrer That.

Der Major nahm geduldig wie ein Kind alle Arzeneien ein, aber die Aerzte gaben nur wenig Hoffnung. Des Abends phantaſirte der Major ſtärker, machte alle Schlachten durch, commandirte, focht, ſchoß, aber plötzlich griff er wieder nach ſeinem Fuß und dann weinte er bitterlich und rief ſchmerzvoll «meine Stiefel, meine einzigen Kanonenſtiefel!» Dann ſank er ins Kiſſen zurück und ſchlief etwas.

Aber eines Tages wurde er nicht mehr wach und bald darauf trug man den gnädigen Herrn ins Familienbegräbniß. Tante Mimi aber wurde wahnſinnig und ſprang den Kanonenſtiefeln nach — in den Ententeich.

III.

Evelina.

Sie liebte mich und ſang mit lieblicher Stimme das Lied von der knospenden Roſe. Ich liebte ſie auch — ich ſchwärmte, aber ich übte mich damals in der Kunſt zu entſagen, nahm Poſtpferde und reiſte nach Italien.

Ich beſtieg den Veſuv, ſetzte mich auf den Rand des Kraters, ſchaute in die ſchwarze Tiefe, rauchte vergnügt meine Cigarre und rief ſeufzend: ich entſage!

Aber ſie entſagte nicht, denn ſie ſtand hinter mir und rief mit thränenerſtickter, vorwurfsvoller Stimme:

— Treuloſer!

— Wie rief ich, bin ich, Evelina, nicht würdiger deiner Liebe, wenn ich groß an Tugenden daſtehe? Ich, der ich dich vergöttere, entſage, entfliehe! liebe mich deſto platoniſcher in Welſchland, mich, den an fernen Küſten unentdeckter Inſeln liebeſchmachtenden!

— Treuloſer! klagte von neuem ihre melodiſche Stimme, — mit dir zu leben, zu ſterben war meine Glückſeligkeit und du haſt ſie kaltherzig zertrümmert... Ach! mein ſchöner blüthenreicher Frühlingstraum iſt entſchwunden — die Blume welkt, denn deine Liebe blüht nicht mehr für Evelina!»

Evelina's Wangen erblichen, ſie ſchwankte und ich hatte noch gerade ſo viel Zeit, meine Cigarre auf einen Stein zu legen, und das liebliche Kind in meinen Armen aufzufangen.

Ueber uns wölbte ſich der dunkelblaue Himmel, der fern mit dem Meere zuſammenfloß, deſſen ruhige Wogen das ſpäte Abendroth mit Purpur übergoß. Rings um uns aus den duftenden blüthenreichen Thälern drang ein Geſumme, ein ſeltſames Geläute, erklang aus tauſend

Blumenkelchen die klagende Stimme verſchmähter Liebe. Geſtaltenreich ſchwankte der weiße durchſichtige Nebel hin, als wolle er mich ſchrecken, aber die duftenden Mandelbäume überragten ihn und riefen mir Muth zu. Doch höher denn die bunten duftenden erhoben ſich die ernſten Pinien und fragten mich ſtreng: «warum lohnſt du Liebe mit Gleichgültigkeit? Spiele nicht mit Herzen, du vermagſt nicht Leben zu geben der Blume, die du entblättert!» Ich bückte mich etwas, ſo vorſichdig, daß es Evelina in ihrer Ohnmacht nicht ſtörte und griff nach meiner Cigarre, denn, aufrichtig geſagt, auch die ſüßeſte Laſt wird mit der Zeit ſchwer und ich wollte mich daher etwas belohnen.

Die Cigarre glimmt noch! es iſt keine Täuſchung, kein Wahn, ſie glimmt noch! Nachdem ich einige Züge gemacht, ward ich tief gerührt und ſah das Unrecht ein, das mir die Pinien vorgeworfen hatten.

Neben mir ruhte das liebliche Weſen. Ihre dunkeln Locken floſſen um mein Ledercollet. Ich hörte ihr Herz leiſe, ganz leiſe pochen! Da ertönte eine Saite in meiner Bruſt, in lieblicher Melodie erklang das Lied von der knospenden Roſe und begeiſtert küßte ich des Mädchens ſchweigenden Mund.

War es ein Zauber? Roſig färbten ſich die bleichen Wangen, lauter pochte das kleine Herz, die kalte Pandora erglühte in meinen Armen, Leben beſeelte den todten Stein und bei all dieſem Gefühlsüberfluß hatte ich meine Cigarre in Zug erhalten.

Sie blickte auf und ihr dunkeles Auge verſengte mich mit ſeiner Gluth.

Da machte ich aber einen Fehler in der Rhetorik der Liebe, ich begriff es ſelbſt nachher nicht und doch lag es ſo nah, und ſprach als Antwort:

— Denke doch, meine Cigarre brennt noch!

— Ha, du tödteſt mich! hauchte Evelina.

Eigene Gefühle durchzuckten mich.

Ernſt klagten mich die Pinien an ob der Thränen Evelina's, aber noch höher denn die Pinien leuchteten ſchon meine lieben Sterne und ſprachen: «Auf, fauler Wanderer, wir leuchten dir auf den Weg und das Ziel iſt noch fern!

Da ſprach ich zu Evelina:

— Geliebte, es ſei, ich bin dein! Aber fort von hier! Hin nach Eliſium, hin zu dem Hain, wo die Liebenden auf Socken auf den nebelfreien Wieſen wandeln, in ewiger Harmonie!

Das Ende meiner Rede hatte ich mit Begeiſterung geſprochen, leidenſchaftlich umfaßte ich Evelina, die mich faſt bang anſchaute und meine Mütze voranſchleudernd eilte ich dem Krater zu.

Ja, ich weiß nicht, wie die Sache eigentlich war. Ob eine Ohrfeige?

Ob ich ſtolpernd gegen einen Stein fiel? Genug, ich ſtand da allein und fern hörte ich Evelina's Stimme: «Er iſt wahnſinnig» und alles war ſtill. Bald darauf hörte ich einen Wagen rollen und erkannte das Geraſſel ihrer wiener Caleſche.

— Frei! rief ich, frei bin ich wieder — frei wie der Vogel in der Luft und das ohne Entſagung. Iſt auch meine Mütze in den Krater geflogen — ſo bin ich doch frei — und kann mir ja eine neue Mütze kaufen, oder einen Strohhut, oder vielleicht ſogar ſpuckt ſie mir der gefällige Berg mit Lava überſteinert nächſtens heraus.

Bei dieſen Worten rollte es wirklich dumpf im Berge und ich machte, daß ich davon kam, denn um mich hin ſtiegen ſchon dunkele Fumarolen, ſo daß man weder Steg noch Weg ſah. Noch leuchteten aber meine lieben Sterne und ich ſchwärmte von ..... Aber wie war es denn eigentlich? Evelina ging von mir? Sie liebt mich nicht? Nun, ja nun, Evelina, wird es mir ſeltſam zu Muth, ich — ich habe dich doch eigentlich immer ſo treu und wahr geliebt, ich... ja, ich kam ins Wirthshaus, nahm ſogleich Poſtpferde und reiſte der Fliehenden nach.

III.

Der Actuar.

Der Actuar ſaß an ſeinem großen Schreibtiſch und ſchrieb emſig an den Behörde-Circularen. In der kleinen Stube, die aus zwei trüben Fenſtern auf ein freundliches Gärtchen ſchaute, herrſchte tiefe Stille, ſodaß man nur das Ticktack der alten Wanduhr und das Schnarren der Feder vernahm.

Der Actuar, in einem gelben, verblichenen Schlafrock gehüllt, war rings von Actenſtößen umſtellt, ſo daß nur ſeine weiße Zipfelmütze und die Fahne der langen Gänſefeder aus dem Papierchaos hervortauchten. Er war ein altes hageres Männchen, mit einem gutmüthigen, runzlichen Geſichtchen, um das einige weiße Haare fielen. Rings an der Wand und den Actenſchränken hing der Staub entſchwundener Jahre und ſo wie der Actuar jetzt bewegungslos daſaß, erſchien er wie ein troſtloſer Gedanke, den die vorüberrauſchende Zeit in der Rumpelkammer vergangener Jahrhunderte vergeſſen hatte. Es giebt Leute, deren Leben nur eine einzige Begebenheit iſt. Der Welt verworrenes Treiben, mit all den bunten Bildern des Wandels iſt an ihnen vorübergegangen und ſie kennen nur ſich und ihre Geſchichte. Das Leben iſt ihnen ein bloßes Hinträumen, denn mit dem Ende ihrer Geſchichte iſt auch ihr Leben aus, ſie ſuchen keinen Troſt, ſie kennen keinen Schmerz, ſo wie ſie auch nicht hoffen, daß ihnen das Verlorene erſetzt werden könnte. Es giebt in der That Menſchen, die ein einziger verkörperter Gedanke durch die Welt hingehen, und außer dieſem

Gedanken nichts auffaſſen. Maſchinen ſcheinen ſie fortzuleben und bedienen ſich, wenn ſie mit anderen Menſchen zuſammen kommen, nur noch der nothwendigſten Bedürfniſsworte, die ihnen aus Gewohnheit ankleben.

Dieſe Stube, mit den verblichenen Gardienen, beſtaubten Acten und dem ärmlichen Hausrath, war der ganze Lebenskreis des Actuars. Außer ihr kannte er nur ſein Gärtchen, den Nachbar Toby und Franz und den Weg ins Amt. Er hatte nie das Dorf verlaſſen, ſelbſt ins Feld war er wenig hinaus gegangen, denn die einzigen Erholungsſtunden verbrachte er Abends im Gärtchen.

Die Wanduhr und die Actenſtöße waren allein Zeugen ſeines Lebens geweſen. Hier auf demſelben Stuhl ſaß er vor funfzig Jahren und ſchrieb als junger Actuar dieſelben Circulare. In dieſem ſelben Zimmer ſaß er damals mit der alten Barbara, ſeiner Schwiegermutter und der jungen Anette, ſeiner Braut. Er feierte mit den Nachbaren Toby und Franz ſeinen Hochzeitstag. Zu demſelben Ticktack klangen tönend die Gläſer der Neuvermählten, nur die Feder des fleißigen Actuars ſchnarrte an dieſem Tage nicht.

Damals freilich kreiſte ein munteres Geſpräch. Der nun greiſe Toby erzählte, noch jung und rüſtig, von den Maſtwäldern in Holland, und Franz ſchwärmte bei dem Gedanken an ſeine bevorſtehende Wanderſchaft durch Deutſchland.

Der junge Actuar hatte wohl damals auch Luſt mitzuziehen in die weite große Welt hinaus, aber ihn feſſelte die liebe Anette und er hatte von ſeinem Vater, der auch einſt an dieſem Tiſch ſein Leben durchſchrieben hatte, den Spruch ererbt: bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Der Actuar und Anette lebten glücklich und froh. Er ſaß im Zimmer am Actentiſch und ſchaute von Zeit zu Zeit durchs offene Fenſter zur munter ſchaffenden Anette hin und ſie ſteckte oft das roſige Geſichtchen zu ihrem lieben Anton in die Stube und ſtellte ihm duftenden Jasmin und Tulpen aufs Fenſter. Wenn es zwölfe ſchlug, rief die alte Barbara die Kinder zum Eſſen, dann ſprach man noch ein Stündchen und dann ging Anton wieder ſchreiben und Anette ſaß neben ihm und ſtrickte und ſann. Nur das Ticktack der Uhr hörte man und die ſchnarrende Feder. Wenn es Abend wurde, gingen Anton und Anette in den Garten und die alte Barbara ſprach den Kindern von ihrer Jugend und von Antons Vater, der eigentlich ihre erſte Liebe geweſen war und wie ſie dann doch den reichen Müller hatte nehmen müſſen, der nachher in den Krieg zog und nie wiederkehrte. Barbara wiſchte dann ſich die Thränen aus den Augen und blickte verſöhnt auf das junge Paar. Anton und Anette waren glücklich — glücklich auf ihre Art. Sie kannten nichts mehr vom Leben und ſtrebten auch nach nichts Beſſerem. Vielleicht war es auch beſſer ſo.

Die Zeit zog an ihnen vorüber und ſie merkten es kaum. Anton und Anette hatten keine Kinder. Es war ſo beſſer, denn wo hätte der arme Actuar für Unterricht und Erziehung der Kinder Geld hergenommen?

Eines Tages war die alte Barbara nicht wach geworden. Anton und Anette weinten ihr heiße Thränen nach und man trug die alte Barbara auf den Friedhof zu Antons Vater. Toby und Franz waren lange ſchon von ihren Reiſen heimgekehrt, denn auch ihnen hatte die Zeit das Haar weiß gefärbt. Wieder ſaß man beim Actuar zuſammen, wieder klangen die Weingläſer zum einförmigen Ticktack der Wanduhr. Dem Actuar kam es gar ſeltſam vor, wenn Toby von ſeinen Enkeln ſprach und wenn er dann auf Anette blickte die, ein altes freundliches Mütterchen, ihn anſchaute. Bald lag auch Anette auf dem Friedhofe und nun ſaß der Actuar allein in ſeinem Seſſel und das Ticktack der Uhr allein und ſeine ſchnarrende Feder ſprachen mit ihm. Sie ſagten, daß es nun auch für ihn Zeit ſei, ſich zur Anette und Barbara zu legen und der alte Actuar lächelte freundlich und nickte und ſprach: «bald, bald». Von Zeit zu Zeit ſchaute er noch manchmal aus Gewohnheit durchs Fenſter in den Garten nach Anette. Aber im Garten war's öde und leer, die Blumen waren verwildert und die Schöſſe, die er ſelbſt in die Erde geſteckt, ſtanden ſchattige, hohe Bäume da. Nur das Glas mit den vertrockneten Jasminzweigen auf dem Fenſter erinnerte ihn an den Tag, da Anette zum letzten Mal ihm Blüthen aufs Fenſter geſtellt hatte.

Eines Tages blieb die Stube des Actuars leer. Niemand trat an den Tiſch, um zu ſchreiben, niemand zog die alte Uhr auf, die jetzt faſt ängſtlich zu picken ſchien, da ſie nun bald aufhören mußte zu ticktacken. Bald ward es auch ganz ruhig im Zimmer; der Wanduhr letztes Ticktack erſtarb und die Zeit ſagte: der Anton liegt nun auch auf dem Friedhof und ich muß weiter. Das war auch ein Menſchenleben und wer weiß, ob nicht ein glücklicheres, als ſo manches bewegte Leben!

Im Zimmer war es ſo ſtill wie in dem, das wir alle zuletzt beziehen müſſen und nur die Spinnen webten auf und ab, und der Holzwurm nagte und klopfte eintönig.

IV.

Der letzte Freier.

Es war Sylveſterabend. In den Häuſern ſaß man am wärmenden Kaminfeuer, um das neue Jahr zu erwarten — draußen aber wirbelte der Schnee in dichten Flocken zur Erde und der kalte Wind fegte auf den Straßen den einſam Wandernden nach, oder blies Eisblumen auf die Glasfenſter und fuhr dann wieder pfeifend um die Eſſen und alten Gie-

bel, ſo daß die Wetterhähne lautſchrillend durch die Nacht riefen. Es war eine kalte Nacht — eine dunkele Sylveſternacht, der ſelbſt der fallende Schnee nur ein unheimliches Licht zuwarf. Die düſteren hochragenden Giebel ſahen unter den weißen Schneekappen gar geſpenſtiſch aus. Der Giebel eines alten Hauſes, der faſt alle überragte, ſchaute noch dazu aus zwei hell erleuchteten Fenſtern auf die Stadt herab. Es war das älteſte Haus in der Stadt und ſah ſo vernünftig aus, als wiſſe es auch, daß Sylveſterabend da.

Die Wetterfahne kreiſchte und es war nicht anders, als rief das bemooſte Haus mit heiſerer Stimme den anderen Häuſern zu: wollen wir Sylveſterabend feiern.

Aber die anderen Häuſer wurden ſchläfrig und machten die Augen zu. Alle Lichtlein waren erloſchen und nur noch das hohe Giebeldach ſchaute luſtig blinzelnd in die dunkele Nacht hinaus.

Die beiden Giebelfenſter aber gehörten einem gemüthlichen Stübchen an, das die Beſitzerin des Hauſes, die Jungfrau Barbara Rauſchewas, bewohnte.

Barbara Rauſchewas ſaß auf einem weiten Lehnſeſſel vor dem praſſelnden Kaminfeuer und ſchien in tiefen Gedanken verloren. Jedenfalls war Barbara eine gemüthliche Jungfrau.

Dieſe feiſten rothen Wangen, die den aufkeimenden Gedanken einer ſelbſtſtändig erſcheinen wollenden Naſe faſt erdrückten, dieſe niedrige, von grauem Haar umlockte augenbraunloſe Stirn, das weitläuftige Kinn, — alle dieſe Parthien, die eine in Zudringlichkeit ausgehende Anhänglichkeit ausdrückten, gaben dem Geſichte der Jungfrau einen humoriſtiſchen Anſtrich. Ein weißes Nachthabit, das gar eigen gegen das rothe Geſicht und die Hände abſtach, umfloß die fülligen Glieder.

Wie Barbara ſo da ſaß, ahnte wohl niemand, daß dieſes Weſen eine der empfindſamſten Seelen war.

Sie hatte alle regelmäßigen und unregelmäßigen Tonleiter der Gefühlsſcale durchgeſpielt und ſelbſt jetzt, wo der Spiegel ſie an Vergänglichkeit erinnerte, ſchlug ihr Herz noch in einem nicht zu verachtenden romantiſchen Tact. Sie ſuchte zu vergeſſen, daß ſie ſich ſchon ſtark den fünfzigern näherte und obſchon ſonſt in allem genau, war ihr Geburtstag im Kalender nicht angemerkt — und ſie feierte nur ihren Namenstag.

Die gefeierte Schönheit ihrer Zeit, hatte ſie jetzt freilich auf directe Eroberungen verzichtet, ſah aber doch noch gern einen Kreis von Herrn um ſich, der die unerſetzbare Vergangenheit einigermaßen als Surrogat vergegenwärtigte.

Heute ſaß indeſſen Barbara, alter Gewohnheit nach, allein auf ihrem Stübchen, daſſelbe, das ſie noch zu Lebzeiten ihrer Eltern als jun-

ges Mädchen bewohnt hatte. Im Geſellſchaftszimmer empfing unterdeſſen ihre Baſe die Gäſte der Neujahrsnacht.

Hier, wo ſie als fünfzehnjähriges Bärble geſeſſen und in der Sylveſternacht Lichtlein ſchwimmen ließ und in den Spiegel ſchaute — ſaß ſie nun wieder und ſchaute zurück auf die unabſehbare Reihe der Jahre.

Auf einem Tiſchchen neben Barbara's Stuhl lag ein kleines Büchelchen mit Goldſchnitt, in roſa Sammet gebunden.

Wie aus tiefen Gedanken erwachte Barbara und griff lächelnd nach dem Büchelchen.

Was für Gedanken mogten ſie plötzlich durchziehen? — Sie öffnete das Büchelchen und auf dem erſten weißen Blatte ſtand mit zierlichen Buchſtaben geſchrieben: Meine Freier.

Barbara lächelte von neuem, aber diesmal lag ein gewiſſer Stolz in ihren Mienen — ſie richtete ſich hoch auf, ihre Augen funkelten, die eine Hand erhob das kleine Büchelchen, während die andere wie befehlend in die dunkele Ecke des Zimmers hinwies, und ſie ſprach langſam gebietend: «Nahet euch, ihr Bilder, zu denen Liebe und Wahn mich abwechſelnd zogen... nahet euch... jedem ſei ein Augenblick der Erinnerung geweiht!»

So alſo hielt Barbara Heerſchau über ihre Freier und ließ ſie nun einzeln im Geiſte vorüberziehen, einzeln las ſie die Namen im Büchelchen und jedem fügte ſie ein Kreuz mit einem rothen Stift hinzu. Alexis! der erſte Name in der Liſte.

Barbara lächelte wehmüthig. Armer Alexis, er hatte ſie treu geliebt. Sie war damals fünfzehn, er ſechszehn Jahr alt. Täglich begoſſen ſie den Kohl im Garten, Alexis trug unermüdlich die ſchweren Gießkannen, aber auf dem ſchlüpfrigen Wege trat er ſich die Stiefel ab und durfte nicht mehr Kohl begießen. Die ſchlimmen Stiefel waren an allem Schuld. Mußte er in ihnen nicht auf den Tanzboden hin, wo Bärbel mit dem ſchlanken Dragoner tanzte, mit dem Dragoner, welcher über den armen bleichen Alexis lachte, der in ſeinen abgetretenen Stiefeln gar armſelig daſtand. Waren ſie doch ihretwegen abgetreten worden. O Mädchenwankelmuth! Verlacht, verhöhnt, ſtürmte Alexis in die Nacht hinaus und — vergaß die Treuloſe. Er wußte nicht, wie Bärble ihre Eitelkeit bereute, wie viele bittere Thränen ſie um ihren armen Alexis weinte, der einige Jahre darauf, ein ſtattlicher Officier mit *graden* Stiefeln und klingenden Sporen durch die Stadt zog. Er ritt an dem Fenſter vorüber, an dem Barbara bleich und traurig daſtand, und höflich grüßend wieß er mit der Linken auf ſeine *blanken Stiefel*.

War aber Alexis ihre erſte Liebe geweſen, tauchte nicht hinter ihm noch ein bleicheres Bild empor? Barbara's Herz pochte mächtiger, fieberhaft glühten ihre Wangen, ſie breitete ihre Arme aus und rief ſchluchzend:

Adonis! Das bleiche Schattenbild ſah ſie wie ſonſt aus ſeinen großen, ſchwarzen Augen an, es ſprach nichts, es dachte nichts, es küßte Bärble's Hand und ging traurig ſeufzend von dannen.

Da Adonis ſo bleich und hungrig ausſah, hatte Bärble ihm oft ein tüchtiges Butterbrod in den Garten gebracht. Schweigend aß er es auf, küßte ihre weiße Hand und ging ſeufzend nach Hauſe. Eines Tages trat er zum erſten Mal zu Bärble's Eltern in die Stube, zum erſten Mal hörte Bärble ihn ſprechen und ſeine erſten Worte waren: «Ich liebe ihre Bärble!» So ſprach er zu Barbara's Vater. Aber der lachte unmäßig, daß ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen und bat den Adonis, ihm das doch noch ein Mal zu ſagen. O, dieſer grauſame Vater! Zum erſten und letzten Mal lag Adonis an Bärbles Bruſt, da ſie allein im Saale ſtehen blieben. Dann aber raffte Adonis ſich kraftvoll auf, küßte ihre Hand wie ſonſt und ging. Das gute Bärbel eilte ihm noch nach und ſteckte ihm einige Butterſchnitte in die Taſche. Adonis ſchaute ſie wehmüthig dankbar an — und dieſer letzte Blick für das letzte Butterbrod war Barbara unvergeßlich geblieben!

Nachdem Barbara zwei Kreuze in das Buch gemacht und lange ſinnend dageſeſſen, las ſie weiter: Amadeus Sieb.

Amadeus Sieb ſaß des Abends mit dem alten Pulcherius Rauſchewas beim Glaſe Bier und beide ſchmauchten ihre Pfeifchen. Bärbles Mutter ſtrickte dazu und liebte es gar ſehr, wenn Herr Sieb von ſeinen Reiſen erzählte. Trat aber Bärble herein, ſo ſtand der Oberälteſte Sieb ſehr artig auf und dann ſtieß er jedes Mal den alten Rauſchewas in die Seite und lächelte ſelbſtgefällig, wobei er die erröthende Jungfrau anſchaute. Bärble verſtand nichts. Aber eines Tages hatte Herr Sieb weiße Filethandſchuh angezogen und eine gelbe Weſte mit rothen Blümlein angethan und ſich eine ſo enge Cravatte umgebunden, daß ſeine großen blauen Augen noch höher als die breiten Bausbacken hervorquollen. Der alte Pulcherius faßte ihn an die Hand und führte ihn zur ſtaunenden Bärble, der er als ihr Bräutigam vorgeſtellt wurde. Unglückliche Bärble! An einer Fiſchgräte, zwei Tage vor der Hochzeit, erſtickte Amadeus.

Darauf ſchwenkten die drei Fähnriche vorüber, alle lang und hager. Sie hatten der Reihe nach ihre langen Schnauzbärte gedreht. Aber Bärble war nun ſchon ſelbſtſtändiger geworden und entſchieden wie damals machte ſie jetzt den drei jugendlichen Söhnen des Krieges Kreuze nach.

Nireby, der unſelige Dorfſchulmeiſter mit ſeinen Meſaliance-Ideen zog dahin; ihm folgte der junge von Storch, das liebliche Kerlchen, der Commis voyageur, der Mouſſelinhoſen trug und in Seide machte, Barbara lächelte ihm freundlicher zu, denn neben ihm ſchritt der Stadtpoet

mit einer Gänſefeder hinter dem Ohr, der nur Sonette und die auf Bärble dichtete.

Aber wer nahte dort in einem halben Wagen und rief, ohne den Mund zu öffnen und die runden Glasaugen zu drehen: theure Miß! barbariſche Miß! Es war der Lord. Barbara ſchaute ſtolz hin. Sie gedachte der ſchönen Zeit, wo die ganze Stadt von Barbara Rauſchewas und dem Lord ſprach. Wo ſie und ihr ganzes Haus engliſch geworden waren, wo viermal in der Woche Barbara's Theekränzchen durch das offene Fenſter dem in ſeinem halben Wagen ſitzenden Lord lauſchte, der ſtier Barbara anſchaute und engliſch ſprach. Er verließ nie ſeinen Wagen und als er einſt Barbara's Hand küſſen wollte, mußte ſie an den Schlag treten, aber dafür war er ja ein Engländer! Er fuhr hin wie ſie alle. Ihm folgten die beiden Doctoren, die Barbara von der ſchon eintretenden Migräne curirten. Aber ſie begriffen beide nicht Barbara's Conſtitution und ſowohl Homöopathie als Allopathie erzeugte in der Bruſt der Jungfrau nur Apathie und Antipathie gegen die Söhne des Aesculap.

Schöne Blüthezeit, ſie war hin, der Jungfrau Lieben und Wähnen. Sie gedachte der glänzenden Bälle und Maskeraden, des Duelles, das der jüngſte der Fähnriche mit dem raſenden Nireby hatte... alles... alles war hin... Aber dennoch zählte ſie mit ſtolzer Miene die Zahl der kühnen Freier. Dreizehn? Wußte doch Barbara nur von zwölfen, hatte ſie doch ihres Wiſſens nur zwölf Kreuze gemacht. Sie zählte nochmals, das dreizehnte Kreuz ſtand wieder da, ſo geheimnißvoll, faſt unheimlich.

Barbara ſann, um ſich des dreizehnten Freiers zu entſinnen. Mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit ſuchte ſie in ihren Erinnerungen. Es war ihr faſt, als hätte ſie nicht dieſes Kreuz hingeſtellt.

Dumpfe Schläge hallten vom Kirchenthurm — Mitternacht! Barbara fuhr ſchaudernd zuſammen, denn leiſe hörte ſie jemand hinter ihren Stuhl treten. Sie wagte kaum mehr zu athmen. Das Feuer im Kamin erſtarb, aber eiſig durchrieſelte es ſie, als ſie eine dürre Knochenhand auf ihre Schulter gelegt fühlte und eine dumpfe Stimme ſprach: «Barbara, ich bin der dreizehnte, der letzte Freier!»

Barbara fuhr entſetzt zuſammen, ſtier blickten ihre Augen auf das grinſende Gerippe, das ſie zärtlich anſchaute, auf den Tod mit Senſe und Stundenglas.

Als zum letzten Mal die Flamme im Kamin aufflackerte, beſchien ſie Barbara's Geſicht, das leblos in die Gluth ſtierte, die krampfhafte Hand hielt noch das Buch der Freier und um ihren Mund zog ſich ein ſtolzes Lächeln — erſt im Tode beſiegt zu ſein.

V.

Die beiden Violinen.

Thomas Girl hatte einen kleinen Strich. Das war nun durchaus nicht zu beſtreiten. Thomas Girl war bei Herrn Bundel geweſen und Herr Bundel trank einen guten Portwein. Thomas Girl war erſte Violine beim Affentheater in dem Scherbengäßchen, aber Herr Bundel war Kunſtfreund und Kenner und Thomas hatte bei ihm geſpeiſt. Daß er einen Strich hatte behauptete ſeine Frau, Miſtreß Margaret, die eine Engländerin war und ſo was ſchon wiſſen konnte, es wiederholte ihr Landsmann, der Capitain Bobby und Thomas mußte es ſich zuletzt ſelbſt eingeſtehen.

Miſtreß Margaret war eine gefühlvolle Seele und weinte jedesmal, wenn Thomas ſeine Elegie ſpielte, die er ihrem armen Mops componirt hatte, der im zweiten Jahr ſeiner Blindheit von der Brücke einen Fehltritt in den Kanal that — aber wenn Thomas etwas über den Durſt getrunken hatte, war ſie ärgerlich. Miſtreß Margaret hatte auch heute ihre Haube ſchief aufgeſetzt und ließ allerlei Sticheleien laut werden, der Capitain dagegen lachte und meinte, Thomas habe immer einen guten Strich, dafür ſei er ja erſte Violine, und dafür wolle er ſich mit jedermann boxen, er, Schiffscapitain Bobby.

Thomas war mitten ins Zimmer getreten, hatte die Hände in die weiten Hoſentaſchen geſteckt, die Mütze ſchief auf den Kopf geſetzt und ſchaute gutmüthig lächelnd ſeine Frau an. Miſtreß Margaret ſchwieg und rieb ſich die Hände, wie ſie that, wenn ihr etwas unlieb war. Aber als der Capitain ſich zum Kamin wandte und die Gluth um den Theekeſſel ſchürte, warf ſie ihrem Gemahl durch eine geſchickte Handbewegung die Mütze vom Kopfe. Thomas lächelte und indem er ironiſch das eine Auge zukniff, ſagte er: «Geſteh es nur, Margaret, du biſt nur ſo ärgerlich, weil ich zu früh nach Hauſe komme und den Thee en doux ſtöre? he, he, he!» Und dabei lachte Thomas, daß ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen und der Capitain lachte auch, ſo daß er faſt den Theekeſſel umgeſtoßen hätte. Aber Miſtreß Margaret ſagte bloß: «nicht fein das.»

— Bin nicht eiferſüchtig, rief Thomas. — Bon jour, Capitain, ſoll ich deine Frau grüßen? Und mit dieſen Worten ſchwenkte die erſte Violine rechts um und ſchritt der Thür zu. Er wäre auch davon gegangen, wenn nicht in demſelben Augenblick die Thür von draußen raſch und heftig losgeſtoßen worden wäre, ſo daß Thomas ſitzend auf die Diele fiel, während der Capitain und Miſtreß dem über die erſte Violine hereinſtürmenden erfreut entgegentraten und ihn als ihren lieben John begrüßten.

— Luſt und kein Ende! rief John, der die Flöte im Orcheſter des Affentheaters ſpielte: — wo iſt Thomas Girl?

— Wo? fragte Thomas kläglich, der noch in ſeiner Lage die Gruppe verwundert muſterte. — Wo? du biſt ja über meine leiblichen Knochen geſchritten und... das iſt Jugend!

Alles lachte, John entſchuldigte ſich und man nahm um den runden Theetiſch Platz.

— Herr Girl, ſprach John, ich komme in unſerer Angelegenheit — das Orcheſter...

— Schieß los, Junge, rief Bobby, den das Orcheſter nahe anging, da er ſelbſt Pauke und türkiſche Trommel handhabte.

— Nicht da! rief Girl gebietend: — nach dem Thee.

— Aber... ſprach John.

— Ruhig, junges Blut, ſprach Thomas kaltblütig.

Das kleine Zimmer, mit den alten Tapeten ausgeſchlagen, wurde noch halb vom Tageslichte, halb vom Kaminfeuer erleuchtet und gab den am Tiſche ſitzenden einen eigenen Anſtrich.

Der Capitain ſtellte die Gläſer zurecht, die er einzeln ausſchwenkte, während Margaret den Theekeſſel handhabte und heimlich mit John flüſterte. Thomas drückte nach ſeiner alten Gewohnheit ein Auge zu, zog ſeine große Tombachſackuhr hervor und vornehm hinblickend, ſprach er:

— Miſtreß Margaret, raſch mit dem Thee machen, Se. Herrlichkeit müſſen noch, oder müſſen vielmehr um Schlag acht auf dem Marktplatz ſein.

— Witz und kein Ende, lachte der Capitain, — ich könnte mich boxen, ſo gefällt mir unſere Violine.

Miſtreß Margaret warf dem Capitain einen kleinen ſtrafenden Blick zu und wandte ſich zu John, den ſie noch vieles zu fragen hatte, aber John ſtand ſchon vor Thomas, den er an den Arm gefaßt hatte, und rief nun außer ſich: «Auf den Marktplatz?... Was wollen Sie da?»

— Ich? fragte die erſte Violine, indem ſie den aufgeregten Jüngling pflegmatiſch anſah, — ich will nichts, aber man will mich...

— Und wer will Sie? ſchrie jetzt faſt John, ſo daß Margaret und der Capitain verwundert die Flöte anſchauten, die ſonſt nur pianiſſimo blies.

— Na, mein Gott! ſprach Thomas unwillig, — brich mir nicht die Knochen... mich will ein gewiſſer jemand... ein Mann, der doch kein Mann iſt... ſondern ſo ein Kerl, der eine Maske trägt... ſo ein Incognitum...

Der Capitain lachte unmäßig.

Margaret ſah bald John, bald ihren Mann an und wußte nicht, wen ſie von beiden für berauſcht halten ſollte. Aber John hatte ſich in

einen Stuhl geworfen und rief: «Um Gottes willen, er richtet noch uns allen und ſich ſelbſt das größte Unheil an.

Der Capitain hielt bei dieſen Worten im Lachen inne, Margaret, die den Thee eingoß, ſtarrte John an, ſo daß der heiße Thee über das Glas auf den Tiſch lief und ſie erſt zu gießen aufhörte, als Thomas jämmerlich aufſchrie, dem die heiße Fluth auf die Knie gelaufen war.

Nachdem dieſe kleine Störung vorbei, Margaret gutmüthig ihren lieben Thomas geſtreichelt hatte und wohl zehnmal gefragt: ob er ſich nicht ſtark verbrüht habe? und Thomas gelächelt, rief der Capitain:

— Aber nun, Kinder, ich bore mich mit der ganzen Welt, wenn John nicht von neuen Intriguen gegen Thomas Wahl zu berichten hat... es ſieht nicht gut aus...

— Aber wo mußt du denn hin? fragte Margaret ihren Mann.

— Ich... ich! rief Thomas, den der heiße Thee vollkommen nüchtern gemacht hatte und der nüchtern ſtets etwas ängſtlichen Characters war.

— Nun ja, du, rief der Capitain.

— I was, ich... ſprach Thomas raſch, — den Teufel auch werde ich hin... wer weiß, was es giebt... zudem iſt es ſo geheimnißvoll und das liebe ich nicht, ich bleibe hier... bleiben wir alle hier, nicht wahr, Capitain? Nun iſt es ſchon dunkel und ſich mit ſo einem Manne einzulaſſen, der eine Maske trägt... Margaret, liebe Frau, ſprach er langſam weiter, — ſchon dunkel, die Fenſterladen... meine Beine... ſiehſt du das heiße Waſſer...

— Sitz nur... ſitz nur, rief Margaret aufſpringend, — kann ich doch auch ein Mal die Laden zumachen. Und mit dieſen Worten eilte ſie hinaus. Bald war ſie wieder da und ſchenkte Thee ein, der Capitain aber ſtichelte auf Margaret, die ihre erſte Violine ſo lieb habe und doch ſo viel brumme, und dies wäre zum Boren.

— Halt da, rief Thomas, ſie brummt nur, wenn ich bei Herrn Bundel geſpeiſt habe... Nun aber, John, heraus mit deinen Nachrichten... ſeht doch, wie er daſitzt, als ob er gar nicht hier wäre.

John hatte gar ſchlimme Nachrichten mitgebracht.

Der Capellmeiſter des Affentheaters war nämlich vor einiger Zeit geſtorben, und nun ſollte ein neuer gewählt werden. Candidaten waren Herr Thomas Girl, erſte Violine, Jean le petit, zweite Violine. Die Sache ſelbſt hing vom Herrn Director des Theaters ab. Nun hatte ſich aber das Orcheſter in zwei Partheien getheilt, die eine wünſchte Girl, die andere, Herrn Jean, — die zweite oder franzöſiſche Violine. Die zweite Violine war ſonſt ein nettes Männchen und wußte ſich aller Herzen durch ſeine Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Der Jean le petit hatte nun noch einen Vetter, der ein Ohm des Neffen einer fernen Couſine des Directors war und agirte durch dieſe Vermittelung. Außerdem hatte Petit mit ſeiner Parthie

die erſte Violine als einen Säufer verſchrien und unter anderen geſagt, daß ſie ihre Worte beweiſen könnten. Genug, der Director hatte einen Tag feſtgeſetzt, um beide Violinen in der Dirigirung des Orcheſters zu erproben und danach den würdigeren zu ernennen. Beide Partheien ſtanden ſich ſeitdem feindlich gegenüber, doch da Girl den größeren Theil auf ſeiner Seite hatte, ſah Petit einem ungleichen Kampf entgegen. Die erſte Violine mußte alſo auf den Tag des Examens unſchädlich gemacht werden. Das ſtand feſt und Herr Dalial, die Poſaune, ein Herkules von Geſtalt, hatte den Plan entworfen. Dalial war früher wechſelnd Friſeur, Trommelſchläger, ſelbſt Tanzlehrer geweſen und war ein Mann von Routine. Er hatte ſich der von Herrn Bundel heimkehrenden erſten Violine maskirt genähert, und ſie zu einem geheimnißvollen Rendez vous eingeladen, unter dem Vorwande eines Ständchens in Violinſoloform, das einer reichen karaibiſchen Fürſtin gebracht werden ſollte. Ging Thomas in die Schlinge, ſo ſollte er betrunken gemacht werden, um entweder garnicht oder doch nur in einem ſehr troſtloſen Zuſtande zum Examen zu erſcheinen. Dieſe Intrigue hatte aber die Flöte durch die Sackpfeife erfahren, die vor einigen Stunden zur Parthei der erſten Violine übergegangen war. Thomas war entrüſtet.. Capitain Bobby wollte ſich mit der Poſaune boxen. «Dieſe Cabale», rief Bobby wild, «Thomas! Petit iſt im Stande dunkele Sachen zu unternehmen. Einen Menſchen für einen Tag unſchädlich machen... oder für immer — es iſt ſo ziemlich nahe — er ſprach die letzten Worte dumpf aus. Margaret ſchaute ängſtlich drein, denn man hörte ſchwere Tritte dicht unter dem Fenſter.

— Wenn Dalial vielleicht Gewalt brauchen ſollte, ſprach John mit funkelnden Augen.

— Kinder, rief Thomas ängſtlich... aber im ſelben Augenblick donnerte es gegen die Thüre. Thomas fiel rücklings mit ſeinem Stuhl um, Miſtreß Margaret ſchrie auf und ſelbſt der Capitain und John ſahen ſich ernſt an.

Margaret, die ihrem Manne zugeſprungen war, rief dem Capitain zu ja niemand einzulaſſen.

— Ei was, rief der Capitain, der ſich ermannte, — leuchte mal zu, John, iſt's der Dalial ſo... er krämpte ſich bei dieſen Worten die Aermel auf.

— Mich laßt voran, rief John...

— Ruhig Blut, ſprach der Capitain, — boxen und kein Ende, ich bin ein alter Seehund und es ſollte mir große Freude machen, der lieben Poſaune, die mich ohnedem für einen Pfennig mehr Baumwolle koſtet... ſo, die...

Neues Donnern an der Thür unterbrach ſeine Rede. Aber nun war der Capitain gereizt und mit zwei Sätzen durchſprang er die Flur und

riß die Thür auf. Aber zur Verwunderung aller ſtand die Sackpfeife vor ihnen, unter jedem Arm einen Korb, aus denen kleinere und höhere Flaſchen herausſahen.

— Vivat! rief die Sackpfeife im Fiſtelbiscant, es lebe unſere erſte Violine.

Alle Geſichter verklärten ſich plötzlich und bald herrſchte die größte Heiterkeit, als die Sackpfeife berichtete, der Herr Director werde die Wahl der Stimmenmehrheit überlaſſen und habe daher die Verſammlung auf morgen Nachmittag eine Stunde vor Beginn des Theaters verſchoben. Nun war Thomas ſo gut als ſchon gewählt und bei Gläſerklang und luſtigem Vivatrufen feierte man die Wahl des neuen Capelldirectors. Thomas war ganz närriſch vor Freude, nahm ſeine Violine von der Wand und ſtellte ſich als Director in Poſitur. Der Capitain ſchlug Pauke auf die ausgezogene Tiſchſchublade, John pfiff, die Sackpfeife fiſtulirte und ſelbſt Miſtreß Margaret trank ein ganzes Glas von dem ſchönen Portwein, den die Sackpfeife mitgebracht hatte. Die Nacht war vorbei, ehe ſie es ſich verſahen. Thomas die erſte Violine, wandelte Arm in Arm mit Bobby dem Scherbengäßchen zu. Thomas hatte ſein Sonntagskleid angelegt und trug eine Roſe im Knopfloch und fächelte ſich mit der Beſtätigung des Directors Wind zu — denn eine Deputation hatte dieſe ihm ſchon früh zugebracht.

Die zweite Violine grüßte er huldvoll aber ernſt, herablaſſender erwiederte er das «Hoch» ſeines nunmehrigen Orcheſters. Endlich ſtand er vor dem Pulte, mit dem Commandoſtab in der Hand — endlich ſtand er an der Stelle, an die er ſich nur in ſeinen kühnſten Träumen verſetzt hatte.

Der Vorhang rauſchte in die Höhe, er gab das Zeichen, die Muſik ertönte. Mächtiger und mächtiger rauſchte das Orcheſter, Capitain Bobby ſchlug wie ein Herkules drein. John bließ hinreißend und der Herr Director, der in der erſten Reihe der Zuſchauer ſaß, nickte beifällig mit dem Kopfe. Thomas Girl war ſeelig, er legte die Violine an's Kinn um das Solo zu beginnen, in das er ſein ganzes Gefühl, ſeine ganze Seele hauchte. Sein Streich begeiſtert alle von Neuem und mit dem brillanteſten Tutti endigte das Orcheſter. Der ſeelige Thomas ſinkt an Bobby's Bruſt!

Dieſer Augenblick war zu ſchön, als daß Thomas nicht hätte aufwachen ſollen, denn er ſchlief in der That auf dem harten Fußboden ſeines Zimmers, neben ihm ſaß Bobby und blickte ſtarr auf Miſtreß Margaret, die mit geſenktem Haupte in einem Lehnſtuhl ruhte.

— Wo ſind wir? rief Thomas wie vernichtet, an deſſen Ohr die Muſik des Affentheater-Orcheſters vom Scherben Gäßchen her dröhnte.

— Waren wir nicht?

— O ja, wir waren betrunken, ſprach der Capitain dumpf, Petit hat geſiegt.

Der Wein der verrätheriſchen Sackpfeife hatte geſiegt. Die zweite Violine war bereits gewählt worden, da Thomas nicht erſchien und Abgeſandte über ſeinen, Bobby's und Johns Zuſtand berichteten. Bobby, der unter der zweiten Violine nicht ſpielen wollte, nahm ſeinen Abſchied und brach der Sackpfeife vier Ribben ein, Miſtreß Margaret ſtarb bald darauf. Thomas aber, der arme Thomas, ward tiefſinnig, durchſchnitt die Saiten ſeiner Violine und ſtand ſtundenlang vor ſich hinlächelnd an ſeinem Fenſter und kratzte geſchäftig mit dem Bogen das ſaitenloſe Inſtrument

VII.

Die Doſe des Profeſſor.

1.

Im Belvedere am Meeresſtrand ſaßen wir noch ſpät beiſammen. Aus den grünen Römern leuchtete der funkelnde Wein, durch das offene Fenſter, das wilde Roſen umrankten, zog die kühle Nachtluft, drang das ruhige, gewaltige Rauſchen des Meeres.

Leonardo hatte die denkende Stirn auf die Hand geſtützt und ſchaute mit den großen ſchwarzen Augen träumeriſch vor ſich hin. Angelo griff melodiſche Accorde auf ſeiner Guitarre und ſang. Ich ſchaute hinaus auf die weite Ferne, auf der ein geheimnißvolles Dunkel lag, aus der die ſtolzen Pinien wie einſame ſpäte Wanderer hervorragten, die zum düſter umwolkten Veſuv wallten, über den der dunkele ſternenhelle Himmel ſich wölbte, der Himmel Italiens, mit ſeiner unnennbaren Pracht.

Mir war ſeltſam zu Muth. Aus dem Thale drang ein Duften zu mir, ein geiſterhaftes Summen und Klingen und Angelo's wehmüthiger Geſang erweckte Gefühle in mir, die ich vergebens zu beſiegen ſtrebte. Ich lauſchte den Worten ſeines Liedes, die, bunte geſtaltenreiche Bilder, mich umzogen. Er ſang:

All' mein Fühlen, all' mein Wähnen,
Faß ich nicht in Worte ein.
Nur in ahnungsvollen Tönen
Will es leiſ' geſungen ſein.

Kann ich nennen, kann ich ſagen,
Was mich wonnig jetzt erfüllt?
Von den Tönen leicht getragen,
Formet ſich ein Zauberbild.

Kann ich faſſen es und halten,
Da es tönend mich umwebt?
Kaum erſt will es ſich geſtalten,
Und ſchon iſt es mir entſchwebt.

Angelo kam nicht dazu, das Lied zu Ende zu ſingen, denn Leonardo fuhr aus ſeinen Träumen auf und ſprach: «Sing' dieſes Lied nicht mehr, Angelo!»

Angelo hatte die Guitarre weggelegt, ſchaute freundlich dem Freunde in die großen ſchwarzen Augen und ſagte: «Wenn ich nicht ſingen ſoll, mußt du erzählen.»

Ich hatte mich zu den Freunden geſetzt. Leonardo's ſeltſame Weiſe zu erzählen bezauberte mich ſtets, ich lauſchte ſeiner klangvollen Stimme. Es war mir ein wohlbekanntes Tönen, das ein Echo in meinem Herzen fand und ich gab mich ganz dem ſeligen Gefühle der ſtillen Wehmuth hin, die uns alle heute erfaßt hatte. Leonardo begann:

«Hoch im Norden, nach ſcandinaviſcher Sage, iſt das Reich der Schneekönigin. Noch kein Sterblicher betrat die Thäler, die ein ewiger Winter decket. Kein ſterbliches Auge ſah die himmelanſtrebenden Eisberge, auf deren glatten Spiegel die Zeichen kreiſen, welche die Dinge der Zukunft ankünden, und nur verſtändlich ſind dem Auge Frigga's. Nur ſelten naht Dagur mit ſeinem Feuerwagen den ſtarren Eisgefilden, wo nimmer ein Blümlein erblühte, nimmer ein Weſen athmete, das Liebe im Herzen trug.»

«Aus dem Eispalaſte der Schneekönigin ertönte der Geſang Andira's. Ihre Stimme klang wehmüthig tönend wie das Rauſchen des einſamen Quelles. Sie ſang hinauf zu den Sternen und ſiehe, die Thore des Himmels öffneten ſich und Freia lächelte ihr Dank zu.

«Aber Andira's Antlitz blieb kalt und ernſt und nur ein ſchmerzhaftes Lächeln zuckte um ihren ſchönen Mund. «Warum trauerſt du, meine Tochter?» fragte ſie der greiſe Hüter der Sterne. — «Nenne mir den Schmerz, der Jahrtauſende hindurch dich quälet und nicht weichen will aus deinem Buſen.»

«Andira ſchwieg und ſtarrte troſtlos ins Unendliche und wie ſie dort nirgends ein Ziel ſah, nirgends ein Ende erſchaute, ſo konnte ſie kein Ende ihrem Schmerz erſehen.

«Im Palaſte der Schneekönigin ſtrahlen im lichten Schimmer die Eisblumen. Es ſind die Seelen der Jungfrauen, die auf Erden über ihre Liebe alles vergaßen. Sie büßen im Reiche der Schneekönigin. Kälte macht ſie erſtarren und es erſtirbt der Erinnerung ſüßer Troſt. Nur ein Mal dürfen ſie das Antlitz des Geliebten wieder ſchauen, den

ſie geliebt, wie Sterblichen zu lieben nicht verhießen, und dann müſſen ſie vergehen in nichts. So meldet die Sage.

«Die große Eisglocke im Palaſte der Schneekönigin ertönte, daß es anzuhören war wie ein trauriges Klingen in der Meerestiefe, wie das Zerbrechen einer Glaskugel wehmüthig klagend. Auf den Bergen rings prangten die lichten Eisblumen. Der Geſang Andira's ertönte, ſie nahm die Blumen alle in ihren Schooß, ihr Antlitz aber blieb ruhig und ernſt. Der Nordwind brauſte, auf wirbelten die Schneeflocken, und der leiſe klagende Ton, der aus den Blumenkelchen drang, erſtarb im donnernden Getöſe der aneinanderſtürmenden Eisſchollen.

«Andira zog mit den Eisblumen in die Lande der Sterblichen.

«Sie ſchritt vorüber den Wohnungen der Menſchen und blickte in die Gemächer der Glücklichen und in die Hütten des Elends. Sie ſchaute auf die Werke der Guten, auf die Thaten der ſchlimmen Menſchen, aber ihr Antlitz blieb ernſt und kalt und ſie ſchritt allen vorüber. Sie vertheilte die Blumen an den Fenſtern der Sterblichen. An dem Fenſter eines Palaſtes prangte im lichten Mondenſchein eine Eislilie. Ein leiſes Tönen und Klingen drang aus der Blume, da ſie hineinſchaute in die bekannten Gemächer. Alte Luſt und Qual erfaßte die arme Seele. Da lag ein bleicher Jüngling und ſchlummerte. Wie eine ferne längſtverklungene Sage ſtieg in ihr auf das Mährchen einer glücklichen Zeit, ein Wonnegefühl durchzuckte die arme Eisblume.

— Geliebter! liſpelte ſie. «Geliebte!» rief im Traum der bleiche Jüngling. Aber da ſie wiederempfand das Glück ihrer grenzenloſen Liebe, mußte ſie ja vergehen. Die Strahlen der Sonne, die unſere Blumen zu üppigem Blühen und Duften aufküſſen, die Strahlen tödteten die arme Eislilie, die nimmermehr ein ſolches Gefühl bergen konnte.»

Leonardo ſchwieg. Angelo blickte ernſt hin und ich erwachte aus tiefen Gedanken. «Aber Freunde», rief Angelo plötzlich, «was iſt uns eigentlich? Du wollteſt nicht, daß ich ſang, Leonardo, und bringſt noch trübere Gedanken mit. Und nun, Moritz, was iſt dir heute?» ſprach er und ſah mich lächelnd an. «Du biſt es, der uns ſo ſeltſam geſtimmt, wo iſt deine Heiterkeit, die unſer Beiſammenſein ſonſt beſeelte? Geſteh' es nur offen, ich weiß doch, was dich bezaubert hat, was Leonardo an ferne längſt entſchwundene Jugendträume mahnt und auch mich umweht. Niemand von uns will das Wort nennen, das ein Zauber auf uns ruht. Es iſt das Bild auf der Doſe des alten Profeſſors!»

Leonardo ſchaute bei dieſen Worten den Freund ernſt an, aber nur mit Mühe konnte er die Bewegung, die in ihm vorging, verbergen.

— Ja, rief ich begeiſtert, — du haſt es genannt, das Zauberwort, Angelo, das mir die Bruſt beengte, da ich es ſelbſt nicht auszuſprechen wagte. Iſt es ſtets nur ein lebendes Weſen, das uns bezaubern ſollte?

Kann ein Gedanke nicht mächtiger unſerer Herr werden? und aus den Augen dieſes Zauberbildes ſtrahlt Leben, ein unnennbares etwas, das ich nirgends gefunden.

Leonardo drückte mir ſtumm die Hand, aber Antonio lachte und rief: «Er hat ſich wirklich in das Bild verliebt, er wird noch...»

Das Wort erſtarb auf ſeinen Lippen, denn vor uns ſtand der Profeſſor. Er blinzelte mit den kleinen grünen Augen und ſah ſo ſchadenfroh über die große Brille mich an, daß es mir vorkam, als kenne er alle meine Gedanken.

Hatte er unſer Geſpräch belauſcht? Sein ſeltſames Erſcheinen mogte meine Phantaſie mehr ausgemalt haben, denn hüſtelnd hatte er ſich zu uns geſetzt, blickte, wie ſtets, ruhig faſt ſchläfrig durch die großen Brillengläſer vor ſich hin und begann ein gelehrtes Geſpräch über das neueſte Ausgegrabene in Herculanum und Pompeji.

Bald war es ihm wirklich gelungen, durch ſeine intereſſante Erzählung unſere Gemüther zu beruhigen.

Der Profeſſor war ein kleines dürres Männchen, auf deſſen enge Schultern der große Kopf mit der geſchwungenen Naſe und den blitzenden mächtigen Brillengläſern ſich gar eigen ausnahm. Er trug ſtets einen ſilbergrauen langen Rock mit großen Spiegelknöpfen, den er immer ängſtlich zugeknöpft hielt, ſo daß außer den grauen Kamaſchen und kleinen Füßchen nichts von den Beinen des Profeſſors zu ſehen war.

Das Geſpräch ward bald allgemein, denn Leonardo, von des Profeſſors Hypotheſen gereizt, nahm nun auch lebhaften Antheil. Während des eifrigen Sprechens zog plötzlich der Profeſſor die verhängnißvolle Doſe aus der Taſche. Dieſes Mal aber drehte er ſie länger als gewöhnlich in den Händen. Dieſes Bild in der goldumfaßten Emaille war ein vollendetes Kunſtwerk. Es war kein irdiſches Antlitz! Das Feuer, das aus dieſen blauen Augen leuchtete, die bald von Wehmuth, bald von Luſt ſprachen, bald mit holdem Vorwurf mich anſchauten — es war Leben! Von Neuem erfaßte mich der Zauber, der den roſigen Mund umſpielte — ich war in Anſchauung verloren...

— Wer iſt die Dame? hörte ich Leonardo mit unſicherer Stimme fragen, — etwa ein Phantaſiebild?

— Phantaſiebild? ſprach die knarrende Stimme des Profeſſors. — Es iſt meine Schweſter Serena!

Dabei ſah er mich wieder ironiſch lächelnd an und ehe ich noch nach der Doſe langen konnte, war ſie ſchon in ſeiner mächtigen Bruſttaſche verſchwunden und er hatte von Neuem den Faden des Geſpräches aufgenommen. Angelo allein hörte zu — Leonardo antwortete zerſtreut und ich ſaß träumend da und ſah nur fort und fort das liebliche Antlitz Serena's.

Vergebens ſuchte Angelo das Geſpräch auf das Bild zu lenken, der Profeſſor wich ſtets geſchickt aus und zog die Doſe die ganze Zeit über nicht mehr hervor. Er ſtand endlich auf, und uns allen eine gute Nacht wünſchend, ging er nach Hauſe. Wir folgten ihm bald, denn der alte Capucello, der Wirth des Belvedere, hatte ſchon alle ſeine Leute zu Bett geſchickt und nur noch Beppo, der Küchenjunge, lehnte ſchlaftrunken mit einer Kerze in der Hand an dem Treppengeländer und leuchtete uns in die dunkele Flur hinunter.

Die Freunde hatten ihre Villa erreicht; ich nahm raſch von ihnen Abſchied und ſchritt, nun endlich allein, die Taxusallee hinunter, zum rauſchenden Meeresſtrand. Erſt als die letzten Accorde, die Antonio mir nachſandte, verhallt waren, blieb ich ſtehen.

Was war es, das mich bewegte? Was zog mich mit unwiderſtehlicher Gewalt hinaus in Nacht und Einſamkeit? Seltſame Gedanken durchſtürmten mich, bunte Bilder zogen an mir vorüber, wieder drang zu mir aus dem Thale ein geiſterhaftes Summen und Klingen, Serena's ſinnberückendes Bild entlauchte dem Dunkel und zog in erhabener Nachtſchöne vor meinen Sinnen hin. Da klang von fern Angelo's Stimme:

Kaum ich faſſen es und halten,
Da es tönend mich umwebt?
Kaum erſt will es ſich geſtalten
Und ſchon iſt es mir entſchwebt.

— Pſt! Pſt! rief es auf einmal dicht neben mir; ich fuhr erſchreckt auf, und aus dem Gebüſche vor mir trat der Profeſſor in einen ſilbergrauen Mantel gehüllt, mit einer Blendlaterne in der Hand.

Vorſichtig zog ich mich hinter einer Orangenhecke zurück, ohne ſelbſt zu wiſſen weshalb.

Der Profeſſor glitt an mir geräuſchlos vorbei und verſchwand bald in den Gebüſchen, von wo aus eine andere Stimme ihm eben ſo geheimnißvoll und leiſe zurief. Langſam folgte ich dem Schimmer der Laterne und des ſilbergrauen Mantels. Plötzlich ſtand ich vor einem Zaun, der, von einer Stachelbaumhecke umgeben, mein weiteres Vordringen unmöglich machte. Hinter alten Pappeln erhob ſich ein verfallenes Gartenhaus, an dem wir ſonſt oft, wenn wir am Meeresſtrand wandelten, vorübergegangen waren, das uns aber unbewohnt zu ſein ſchien. Deutlich ſah ich den Schimmer der Laterne in der Thür des Hauſes verſchwinden.

Was ſchafft er hier? So viel mir bekannt war, wohnte der Profeſſor in der Stadt. Wohnt etwa Serena?... ich wagte den Gedanken nicht auszudenken. Aber plötzlich erleuchteten ſich die Fenſter im Giebel und Harfenklänge ſchallten zu mir herab. Leiſe flötend, aber bald mächtig rauſchend zogen die Töne durch die Nacht und eine Stimme — eine Stimme erklang, die mir aus jener Welt zu kommen ſchien.

Es war Serena, ſie nur konnte ſo ſingen. Weshalb aber dies geheimnißvolle Weſen des Profeſſors? Bewachte er ſein Kleinod gleich einem Argus. Wie lange ich daſtand und den lockenden Tönen lauſchte, weiß ich nicht.

Die Morgenröthe goß ihren Purpurſchimmer über die erwachte Flur — weiße Nebel hoben ſich — ein kühler Wind zog erfriſchend mir um das glühende Geſicht, ich ſtand noch da und ſchaute auf das verfallene Gartenhaus, das mich nun ernſt und ſchweigend anſchaute.

War alles ein Traum geweſen oder träumte ich noch?... Ich eilte meiner Villa zu und war froh, als ich endlich in meinem weiten Lehnſeſſel lag und eine ſüße Bewußtloſigkeit über mich kommen fühlte.

Eine liebliche Muſik ertönte und von den ſchwellenden Tönen getragen, ſchwebte ich hin. Das Tönen drang von einen lichtem Stern, der zu mir herabſchwebte. In ſchillernden Regenbogenfarben ſtrömte das Licht aus dem Sterne und ein duftender Blüthenregen ſchüttete ſich auf mich. Aber durch die Blüthen und flimmernden Sternchen leuchtete Serena's liebliches Antlitz. Sie neigte ſich über mich, ich ſchaute in die blauen Augen voll unnennbarer Wehmuth, ihre Roſenlippen berührten die meinen und Nacht umgab mich Dann tauchte wieder der Profeſſor auf aus dem Dunkel, der wie eine graue Nachteule mit ausgeſpanntem Mantel hinflatterte. Er hielt die Doſe mir entgegen und lachte ironiſch und ſprach: es iſt meine Doſe und mein Bild — und du bekommſt ſie nie, denn ich ſchnupfe allein aus dieſer Doſe.

2.

Ich hatte lange und feſt geſchlafen. Als ich die Augen aufſchlug, ſtand Leonardo vor mir. Er ſah ernſter und bleicher als gewöhnlich aus. Er erzählte mir, daß Angelo mit Fiametta und ihren Eltern eine Fahrt nach Capri unternommen habe, und ſchlug mir einen Spaziergang vor.

Noch umtanzten mich wirre Traumbilder und erſt als ich ins Freie trat und die kühle Meeresluft mich anwehte, kam ich ganz zu mir.

— Gehen wir nicht auf's Belvedere? fragte ich Leonardo.

— Heute nicht, antwortete er raſch: — laß uns die Weingärten beſuchen, ich mögte mit dir allein ſein, um ſo mehr ich morgen nach Rom zurückkehre.

— Nach Rom? fragte ich verwundert, denn wir hatten beſchloſſen, noch einige Wochen in Neapel zu verweilen.

— Ich habe heute Briefe bekommen, ſprach Leonardo die mich unverzüglich hinrufen. Außerdem, Moritz, taugt dieſes Leben nicht, das wir hier führen. Es iſt ſchön, wohl ſehr ſchön, aber der Ernſt des Alltaglebens contraſtirt damit zu grell und das erzeugt Richtungen in uns, die zu nichts führen.

Ich begriff Leonardo nicht. Ich wollte von Serena beginnen, von meinem geſtrigen Gange, aber ein Etwas ließ mich das Wort nicht aussprechen.

— Wir waren geſtern unnatürlich aufgeregt, begann er von Neuem.

— Ich glaube faſt, ſprach ich gleichgültig.

Wie es mir ſchien, wollte auch Leonardo das Geſpräch auf das Bild, auf Serena bringen, aber ſein ganzes Weſen hatte ſo eigen auf mich gewirkt, daß ich nun und nimmer über den geſtrigen Abend ſprechen konnte.

Wir begegneten bald einigen Freunden, mit denen wir den Abend verbrachten.

Als ich von Leonardo Abſchied nahm, ſah er mich wieder freundlich wie ſonſt mit ſeinen großen ſchwarzen Augen an und ſagte, indem er meine Hand feſt in der ſeinen hielt:

— Vergiß das Bild, Moritz, und komme bald nach Rom!

Leonardo war abgereiſt. Angelo ſah ich ſelten, da er ganz ſeiner Liebe lebte. Er hatte Fiametta's Vater, den alten Vedutti, beredet, nach Rom zu ziehen und ſich dort niederzulaſſen. Im Herbſt ſollte Angelo's und Fiametta's Hochzeit gefeiert werden. Ich ſaß jeden Abend im Belvedere, aber der Profeſſor erſchien nicht mehr. Mehrere Mal war ich bei der Villa am Meere geweſen, aber ſie ſtand verſchloſſen da und die Leute in der Nachbarſchaft erzählten mir, daß niemand in der Villa wohne, daß das Haus ſchon ſeit Jahren baufällig und leer daſtehe. Außerdem wiederholte mir der Wirth des Belvedere, daß der Profeſſor in der Stadt wohne. In dieſer Zeit hatte ich eine traurige Nachricht von Leonardo bekommen. Seine Luzia war an dem Abend, als wir zum letzten Mal auf dem Belvedere beiſammen ſaßen, geſtorben. Leonardo's Schmerz war grenzenlos. An einer Stelle des Briefes erwähnte er des Bildes. Ich fühlte mich ſeltſam berührt. «Weißt du, Moritz, ſchrieb er, was mich an dieſes Bild feſſelte? Es war der wandelnde Ausdruck, der in dem Auge, in allen Zügen Serena's lag, den theils unſere Phantaſie, theils das vollendete Kunſtwerk ſelbſt hervorrief. Ich ſchaute in dem Bilde nur Luzia — Angelo erblickte ſeine Fiametta und dir war es Serena, die erträumte Fee deiner Phantaſie. Heil dir, daß du dich losgeriſſen von dieſem Zauberbilde.»

Aber hatte ich mich denn wirklich von dem Wahn befreit, der mich umfangen hielt? Je weniger ich in meinen Erkundigungen nach dem Profeſſor befriedigende Antworten erhielt, deſto hartnäckiger verfolgte ich des Verſchwundenen Spur. Im Ganzen begriff ich Leonardo nicht. War es auch phantaſtiſch von mir, mich in ein Bild zu verlieben, ſo lag doch nichts Ueberſpanntes darin, daß ich Serena ſelbſt ſehen wollte. All' mein Forſchen war indeſſen vergebens. Niemand konnte mir die Wohnung des

Profeſſors in der Stadt angeben und ſo hatte ich denn ſchon an Allem verzweifelnd, meine Reiſe auf den nächſten Tag feſtgeſetzt.

Noch ein Mal wollte ich das Belvedere beſuchen und der Erinnerung an jenem ſeltſamen Abend leben. Als ich in den Salon trat, blieb ich regungslos an der Thür ſtehen, denn an einem Tiſch ſaß der Profeſſor und las eifrig in einem Buche. Er blickte auf und ſchlug verwirrt das Buch zu. Er ſchien noch mehr überraſcht als ich. Ich begann ein Geſpräch. Er ſpielte den Eiligen, aber endlich faßte ich mir ein Herz und bat ihn, mir ſeine Doſe zu zeigen.

Er zog ſie raſch hervor, reichte ſie mir, indem er mich ängſtlich von der Seite beobachtete.

— Aber das iſt ja eine andere Doſe, rief ich unwillig, — das iſt ja ein anderes Bild.

— Es iſt daſſelbe, es iſt dieſelbe Doſe, ſprach der Kleine raſch, — ich habe keine andere.

— Aber dieſes Bild iſt ja eine Pfuſcherei, rief ich ärgerlich, — und jenes war ein Kunſtwerk.

— Dieſes auch, dieſes auch, rief der Profeſſor raſch und ängſtlich, ſo daß ich faſt auflachen mußte.

Ich blickte auf das Bild Serena's hin, das mit trüben Waſſerfarben gemalt, mich wehmüthig travestirt anſchaute.

— Das iſt nicht Serena, nicht ihre Schweſter, ſprach ich entſchieden.

— Sie iſt es, ſchrie jetzt faſt der Kleine, — ſie iſt es, ich habe keine andere Doſe, keine andere Schweſter, und mit dieſen Worten ſtürmte er hinaus.

Ich eilte ihm nach, aber er war ſchon am Ende der Taxusallee verſchwunden. Unſchlüſſig ſtand ich da — endlich ſchlug ich den Weg zur einſamen Villa ein. Ich ſtand an der Stachelbaumhecke und — täuſchten mich meine Augen? das Giebelfenſter war erleuchtet. Noch hielt ich alles für Augentäuſchung, da zitterten leiſe Accorde durch die Luft und Serena's Stimme, in melodiſch ſchwellenden Tönen drang an mein entzücktes Ohr. Bezaubert ſtand ich da. Nicht vermag ich das Gefühl zu ſchildern, das mich erfaßte. Seltſame Gedanken durchzogen mich, ich ſtand im Garten, ich ſtand vor der Thür der Villa ohne zu wiſſen, wie ich hingekommen. Ich hörte nur den Sang Serena's, ich ſchaute nur ihr ſinnberückendes Bild. Aber kraftvoll raffte ich mich endlich auf, — dieſer Schleier des Geheimnißvollen, der über Serena ſchwebte, mußte zerriſſen werden. Die Thür war angelehnt, ich öffnete ſie und ſtieg, obſchon mit pochendem Herzen, die Treppe hinan. Der Geſang tönte nicht mehr und ich konnte nun ruhiger denken. Ich hatte bald einen Plan entworfen, ich wollte bei dem Profeſſor ein Bild beſtellen. Iſt das aber Grund genug, um in der Nacht ihn zu beſuchen? Außerdem war es vielleicht gar nicht

ſeine Villa. Serena konnte hier allein wohnen. Derartige Gedanken durchſtürmten mich, aber ich wies ſie alle zurück und es war mir genug, daß ich an jenem Abend den Profeſſor in dieſes Haus hatte eintreten ſehen.

Ich öffnete raſch die Thüre und ſtand in einem kleinen geſchmackvoll meublirten Salon. An der Decke hing eine Ampel, die ein mattes geheimnißvolles Licht rings verbreitete. Wonnig durchſchauerte es mich, da — da ſtand die Harfe und auf dem Divan ruhte Serena, im weißen Kleide — Serena! lispelte ich, nicht wiſſend was ich beging.

Da erhob ſie ſich raſch und ich ſchaute hin — ich traute meinen Augen nicht, der große Kopf des Profeſſors ſah mich durch ſeine blitzenden Brillengläſer an. «Hülfe! Hülfe!» ſchrie er, und warf ſich auf die entgegengeſetzte Seite des Zimmers, wo ein Piano von ſeltſamer Form ſtand. «Hülfe!» und dabei flog ſein weißer Schlafrock weit hin, ſo daß er mir wie ein unheimlicher Hausgeiſt vorkam.

Es gelang mir nur mit Mühe, ihn zu beruhigen. Bald enträthſelte ſich denn das ganze Geheimniß. Nachdem der Profeſſor erfahren, daß ich nicht Künſtler, erzählte er mir von einer neuen Erfindung, einem Glaspiano, die er gemacht. Er ſah in jedem einen Concurenten, der ihm ſein Geheimniß ablauſchen wollte, weshalb er auch dieſes einſame Gartenhaus gewählt hatte, das er nur Nachts beſuchte. Vor Leonardo hatte er die größte Furcht gehabt. «Ich merkte gleich, ſagte er, ihr dunkeler Freund wollte mir die Doſe vertauſchen — er erkannte das Kunſtwerk. Er war bei mir, aber ich zeigte ihm das Waſſerfarbenſtück und gab vor, keine andere zu beſitzen. Durch meine Ruhe hatte ich bald die Gunſt des alten erworben und verſicherte ihn, daß ich weder nach ſeinem Glaspiano noch nach der Doſe ſtrebe, ſondern nur ſeine intereſſante Bekanntſchaft ſuche. Endlich hatte ich ſogar die Hauptſache hervorgebracht und äußerte den Wunſch, mich nächſtens auch ſeiner Schweſter vorſtellen zu dürfen, deren Geſang mich ſo bezaubert hatte.

Der Kleine lächelte ſeltſam. «Serena meinen Sie?» fragte er.

— Ja, Serena! rief ich begeiſtert.

— Nun, gut — morgen fahren wir hin.

— Wir fahren? fragte ich verwundert, da ich immer noch Serena im Nebenzimmer wähnte.

— Ja doch, ins Brigittenkloſter.

— Ins Kloſter?

— Nun freilich, meine Schweſter iſt Aebtiſſin.

— Aebtiſſin? Aber die müſſen ja wenigſtens vierzig Jahr alt ſein.

— Gewiß, rief der Profeſſor, und Serena iſt ſchon ſechzig.

Nun verſtand ich Leonardo's Worte. Er wollte nicht, daß mich eine Enttäuſchung träfe, die mich aus allen meinen Träumen gewaltſam reißen mußte.

Er wollte Serena ein lichtes Zauberbild mir laſſen, einen freundlichen Stern, der mir auf dem dunkelen Pfad des Lebens leuchten ſollte.

Den anderen Morgen war ich bereits auf dem Wege nach Rom.

VII.

Der Briefträger.

Es war Mittwoch. Das war gewiſſer, als wenn es blos im Kalender geſtanden hätte, denn Aloiſius zog ſeine Lederjacke an, bürſtete die wenigen rothen Haare von den Schläfen zur kleinen wehmüthigen Stirn hin und nahm die große Mappe, die ihm Frau Urſula, ſeine alte Haushälterin reichte. Aloiſius war Briefträger im Städtchen und Mittwochs kam die Poſt an. Es war alſo Mittwoch und Aloiſius ging ins Poſtbureau.

Wenn er ſo daſtand in der engen Lederjacke mit dem hohen Kragen, der das kleine gelbe Geſichtchen mit den trüben freundlichen Augen faſt ganz bedeckte, die weite Caſtormütze mit dem langen Schirm auf dem Kopfe, die Taſche vor der Bruſt, einen Brief als Wegweiſer in der Hand — ſo konnte man ſich gar nicht vorſtellen, daß Aloiſius überhaupt je anders erſcheinen könne. Weder Herbſt noch Winter — weder Regen noch Sonnenſchein, Froſt oder Hitze, veränderten je das Coſtüm des Briefträgers. Die Kinder in der Stadt erzählten ſich ſogar, daß der Aloiſius blos Mittwochs lebe. Nachdem er alle Briefe vertheilt, ſagten ſie, ſtellt ihn der Herr Poſtmeiſter in den großen Briefſchrank, den er erſt am nächſten Mittwoch öffnet. Und das glaubten die meiſten, freilich nicht alle, denn Fr. Urſula wußte nun doch aus ſicherſter Quelle, daß Aloiſius eben ſo wie alle anderen Menſchen lebte, daß er jeden Morgen aufſtand, ein mächtiges Glas Kaffee leerte, darauf Zeitungen las, nach Tiſch ein Schläfchen machte und den Abend mit Fr Urſula verplauderte, der er viel zu erzählen wußte von ſeinen Reiſen, die er in jungen Jahren als Courier gemacht hatte. Da er nun ſtets zu Hauſe hockte und nur Mittwochs unter Menſchen kam, glaubten nun viele, der Aloiſius ſei ſo etwas, was ſie freilich ſelbſt nicht benennen konnten, was aber ihnen doch unbegreiflich vorkam. Jedenfalls verband ſich etwas Myſtiſches mit der Perſönlichkeit des Briefträgers. Kam nun noch hinzu, daß Aloiſius ſtets ſehr wenig ſprach, dabei ſchnarrte und eigentlich nur das letzte Wort der mit ihm Sprechenden wiederholte, daß er ſtets die eine Hand auf der Taſche hielt, in der andern aber einen Brief, ſo war es nicht wunderbar, daß ſelbſt manche ſonſt geſcheidte Leute ausgeſprengt hatten: der Aloiſius ſei eine Gliederpuppe und könne ordentlich aufgezogen werden. Das war denn nun freilich zu weit gegangen und obſchon Aloiſius manchmal von muthwilligen Buben an den dürren Beinen befühlt wurde,

die an ihm Scharnire entdecken wollten, ſo kannte ihn doch der gröſste Theil der Stadt als einen gutmüthigen Menſchen und unermüdlichen Briefträger, und gern reichte man ihm hier oder dort außer dem Traglohn noch einen Schnaps oder eine Semmel, was er denn gewöhnlich als ein Gelegenheitsfrühſtück ſtehends einnahm. Dieſes Factum ſchlug nun auch ſeinerſeits alle böſen Erfindungen zu Boden, da viele ſich überzeugen lernten, daß Aloiſius wenigſtens wie alle anderen Menſchen eſſe und trinke. Ob alle dieſe Meinungen dem Briefträger zu Ohren kamen, iſt nicht bekannt, genug — er lebte ſeiner Weiſe nach fort.

Nachdem Aloiſius der Fr. Urſula den Dompfaff empfohlen hatte und mehrere Mal zurückgekommen war, um ſich zu überzeugen, daß die Uhr wirklich ſchon acht geſchlagen habe, verließ er endlich ſein Häuschen und ſetzte ſich in einen gemüthlichen Trab, den Weg zum Comptoir einſchlagend.

— Herr Aloiſius! Herr Aloiſius! rief es bald links, bald rechts, — Briefe? giebt's Briefe? Aber Aloiſius ſchüttelte den Kopf und trabte fort.

Nachdem der Herr Poſtmeiſter ihm die Briefe eingeliefert und Aloiſius auf dem Löwen des Poſthauſes ſeine Reviſion und Ordnung der Adreſſen gemacht hatte — den Brief aber, dem der erſte Gang galt, in die Hand genommen, ſetzte er ſich in ſeinen Amtstrab, der ſeinen gewöhnlichen Schritt um einen Viertelact übertraf. «An Frau Eliſa», las Aloiſius und lächelte. «He, he!» dachte er, hat Frau Eliſa doch endlich einen Brief zu empfangen.» Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Aloiſius durchaus nicht der war, für den ihn die meiſten hielten. Aloiſius war nichts weniger, als eine Gliederpuppe. Er war vielleicht der ſpeculativſte Kopf im Städtchen. Er ſprach wenig, aber dachte viel.

Alle Myſterien des Städtchens, in dem er Briefträger war, denn das Städtchen hatte auch ſeine Myſterien, lagen ihm klar vor Augen und Urſula hätte viel von ſeinen «Ausſprüchen» erzählen können, die in der That alle in Erfüllung gingen. So ſpeculirte er denn jetzt über Frau Eliſa und den neuen Brief. Frau Eliſa war Gaſtwirthin. Das Gaſthaus zu den «drei Tyrolern» war faſt das einzige im Städtchen, denn ein Krug, gleich bei der Einfahrt, konnte nicht mit den «drei Tyrolern» rivaliſiren. Eliſa's Mann war vor einigen Jahren geſtorben und die Wittwe der «drei Tyroler», wie man Eliſa allgemein nannte, ſtand männiglich ihrem Geſchäfte vor. Eliſa war nicht mehr jung, aber ihre harten Thaler lockten viele Bewerber herbei, die indeſſen alle der ſtolzen Frau nicht anſtanden. Zu dieſer Zeit kam ein Wunderdoctor in das Städtchen und ſtieg bei der Fr. Eliſa ab. Allerlei Geſchichten von dem Doctor und Fr. Eliſa courſirten bald in der Stadt, aber Aloiſius hatte blos an Urſula geſagt: «Der Doctor wills Geld — ohne die drei Tyrolerwittwe, aber er bekommt nur beides.» Bald darauf verreiſte der Doctor. Eliſa

war ſehr betrübt, aber Aloiſius meinte, die Thaler ſeien Metall und hätten nicht weniger Anziehungskraft, als ein ſchlechter Magnetſtein und der Doctor werde wohl bald einſehen, daß ſein Hocuspocus in der Jetztzeit ihm wenig helfe. Frau Eliſa's Antlitz ſtrahlte vor Freude, als ſie die Adreſſe las, — es war des Doctors Hand. Und unter dem Siegel lag wiederum ſeine Hand und ſein Herz, die er beide der Glücklichen anbot. «Aloiſius! mein guter Aloiſius!» rief Frau Eliſa entzückt, «er muß doch heute einen kleinen Schnaps für ſeine Botſchaft austrinken. Aloiſius lächelte, trank den Schnaps, zog, ohne weiter zu ſprechen, den nächſten Brief hervor und indem er vor ſich hin ſprach: «Thaler ſind Thaler, ich ſagte es wohl!» trabte er weiter die Straße hinunter zum Stadtbrunnen, denn die nächſte Adreſſe lautete: «An Herrn Richard in der Schulgaſſe, beim Stadtbrunnen». Der junge Richard war, was Aloiſius ſo einen Träumer nannte. Statt einen reellen Dienſt zu ergreifen, ſchrieb er Reime, wie Aloiſius es nannte und wußte nicht, wo das tägliche Brod hernehmen. «An dem iſt Hopfen und Malz verloren», ſagte der Briefträger. «Was werde ich ihm wieder für eine Nachricht bringen? Wieder wird es heißen: «Wir waren höchſt erfreut, ſo intereſſante Mittheilungen zu empfangen, aber da alles Mittelmäßige ꝛc., ꝛc. — «Alter Aloiſius», rief Richard vergnügt, «was bringſt du? einen Brief?» — «Brief», wiederholte Aloiſius. Richard riß das Siegel ab, er las, der Brief zitterte in ſeinen Händen, Thränen traten ihm in die ſchönen blauen Augen: «Es iſt aufgeführt — es iſt aufgeführt und hat reüſſirt!» rief er begeiſtert ein Mal über das andere. Aloiſius ſtarrte den jungen Mann verwundert an, aber Richard erfaßte in ſeinem Freudetaumel den alten Briefträger, drehte ſich wirbelnd mit ihm durchs Zimmer und rief von neuem: «Es iſt aufgeführt! mein Stück iſt aufgeführt, hörſt du es, alter Aloiſius!»

Erſchöpft fiel endlich Richard in einen Seſſel, deſſen morſche Beine aber die Wucht nicht aushielten und brachen, ſo daß der junge Dichter mit dem Kopf überſchlug und der ſchwindelige Aloiſius in die andere Ecke des Zimmers torkelte. Beſorgt trat Aloiſius endlich hinzu, um dem jungen Mann aufzuhelfen, aber Richard lachte aus vollem Halſe und rief: «Da, Alter — da meinen letzten Thaler für dieſe Nachricht — denn die Freude läßt mich ohnedem heute nicht eſſen — und mein Stück iſt aufgeführt, nun bin ich reicher denn Cröſus, denn der Director verſpricht mir hundertfünfzig Thaler!»

Aloiſius machte ein komiſches halb luſtig, halb ärgerliches Geſicht, als er auf der Straße ſtand. Hier war doch ein Mal ſeine Vorausſagung nicht eingetroffen. Wie mochte es wohl in einem Menſchen ausſehn, der ſeinen letzten Thaler vor Freude wegſchenkt? Aloiſius ſuchte ſich vergebens in eine ſolche Gefühlsſtimmung hineinzudenken, nicht daß

er engherzig geweſen wäre, o nein! er hatte ſelbſt den Thaler nicht angenommen, aber vor Freude nicht eſſen zu können?... Aber Aloiſius hatte weiter nicht Zeit, dieſes Thema zu bearbeiten, er zog daher den nächſten Brief heraus und ſchritt munter weiter.

Hier bekam Frau Hanna die Nachricht, daß ihr kleiner Carl ſehr fleißig lerne, aber noch ſchwächlich ſei und die Malzbäder daher nicht eingeſtellt werden dürften. Frau Hanna dürfte alſo immer nur das Mehl dem Herrn Magiſter zuſenden. Dort ſchrieb dem alten reichen Majoren eine junge Wittwe glühende Phraſen. Ballbekanntſchaften. Hier mußte Aloiſius eine ganze Jeremiade anhören, die Fr. Strohm ihrem treuloſen Adonis anſtimmte, der ihr ſeine Abfahrt nach Amerika meldete. Dort gab ihm eine erröthende Schöne eine Semmel für Nachrichten von dem Geliebten.

Da hatte der Herr Bürgermeiſter einen Brief von ſeinem Sohn, dem Studenten, der um Geld für Bücher bat.

Hier war ein Brief an den geizigen alten Herrn Schiff et Comp., in dem ihm gemeldet wurde, daß zwei ſeiner Hauptſchuldner geſtorben ſeien und ſein Geld ſo gut wie verloren. Aloiſius mußte ſowohl des Bürgermeiſters väterlichen Zorn anhören, der ſeines Sohnes Streiche durchſchaute, als Herrn Schiffs Verzweiflung. Aloiſius aber ſtand ruhig da und ging, nachdem er ſeinen Pfennig erhalten. Es war aber heute ein außergewöhnlicher Mittwoch. Aloiſius hatte lauter ſeltſame Nachrichten zu vertheilen. Freude, Aerger, Trauer und Glückſeligkeit ſah er wechſelnd auf den Geſichtern der Leute, er aber blieb unverändert derſelbe; obſchon hier und da ſein Herz mit hoch aufſchlug oder eine Thräne ſeinen Blick trübte, ſah man ihm doch nichts an, denn der hohe Kragen und der lange Schirm verdeckten das Geſicht des ehrlichen Aloiſius.

Es war ſchon dunkel geworden, als Aloiſius zu dem alten John in die Stube trat, der mit ſeiner Frau gar kümmerlich wohnte und eine Tochter in der Hauptſtadt hatte, welche die alte Mutter und den blinden Vater durch Handarbeit ernährte. Die hübſche Anette hatte vor fünf Jahren das Städtchen verlaſſen und ſeitdem monatlich den Eltern Geld und freundliche Briefe geſandt. Aloiſius, den John ſchon als Kind gekannt hatte, las gewöhnlich die Briefe vor und verbrachte dann ſtets den Abend mit den Alten. Dann ſprach man von der guten Anette und von der Zeit, wenn ſie nach beendigten Lehrjahren zurückkommen ſollte, um einen Putzladen im Städtchen anzulegen. Aloiſius, der die Anette wohl auch von früher her kannte, hatte nun vollends Gelegenheit, ſie aus ihren einfachen Briefen recht lieben zu lernen und oft ſagte er ſich: daß Anette ein Mädchen ſei, das wohl... aber er dachte nie weiter, ſondern begnügte ſich damit, daß er wohl wußte, was er denken wollte. Der alte John war wiederum von Aloiſius ſehr eingenommen und ſagte oft zu ſeiner

Frau: wenn die Anette heim kommt und hier bleibt... dann ſchwieg er und nach einer Weile ſagte er: der Aloiſius iſt ein gelehrter und biederer Mann, vierzig Jahr, nun, deſto reeller und wenn...

Genug, Aloiſius war mit den alten Johns ein ganz anderer. Schon daß er den Kragen, wenn er daſaß, zurückſchlug und die große Mütze ablegte, gab ihm ein ganz anderes Ausſehn. Dabei ſchaute er ſo gutmüthig drein und ſprach nicht mehr mit ſeiner Amtsſtimme, ſondern plauderte recht gemüthlich, wie andere Menſchenkinder.

«Ein Brief von Anettchen!» ſprach Aloiſius, als er eintrat und ſetzte ſich, nachdem er die Alten begrüßt, um vorzuleſen.

— Nun, lieber Aloiſius? rief die Alte, da der Briefträger fort und fort den Brief anſtarrte.

Ja, aber ſie wußte nicht, was den armen Aloiſius ſo entſetzte. — Anettchen war nicht mehr. Ihre Lehrfrau ſchrieb, um die Eltern davon zu benachrichtigen. Sie lobte die Verſtorbene gar ſehr und man ſah, daß es ihr ſelbſt Leid that. Sie beſchrieb die letzten Stunden des armen Mädchens, das an der Schwindſucht geſtorben war, wie Anettchen nur von ihren alten Eltern geſprochen hätte und wie eins ſie noch getröſtet habe, daß ſie den Eltern einige hundert Thaler erſpart hatte und daß der gute Aloiſius noch lebe, der wohl die Alten nicht verlaſſen würde. Aloiſius hatte den Brief abgebrochen, mit unſicherer Stimme vorgeleſen, zuletzt ſchluchzte er laut mit den beiden Alten. Ihre einzige Tochter, ihre liebe Anette war nicht mehr. Alle ihre ſchönen Bilder für die Zukunft zerfielen. Woran ſollten ſie nun während der langen Abende denken, das letzte, was ſie noch an dieſer Welt feſſelte, war nicht mehr. Troſtlos ſtarrten ſie in die leere Weite. Ging es aber dem armen Aloiſius anders? Ihm war es, als wäre nun ſein Leben auch aus, als würde es nie mehr Mittwoch werden auf der Welt. Bald aber ermannte er ſich, ermahnte die Alten, ein Gleiches zu thun, ſich in Gottes Willen zu fügen und das Unabänderliche zu tragen. Das ſagte er nun freilich Alles, mehr um etwas zu ſagen. Er verſprach bald wiederzukommen, denn er hatte noch einen Brief mit einem ſchwarzen Siegel abzugeben. Als er auf die Straße trat, hatte er wohl ſeine Thränen getrocknet, aber er ſeufzete ein Mal über das andere: «arme Anette! armer Aloiſius!»

Aber er mußte nun doch nachſehen, an wen der Brief mit dem ſchwarzen Siegel, was damals eine Seltenheit war, adreſſirt. Er trat an eine Laterne: ja, aber das war eine eigenthümliche Adreſſe! Die Zeichen ſahen wohl wie Buchſtaben aus, aber Aloiſius konnte nichts herausbekommen. Außerdem hatte er den Brief beim Sondiren garnicht bemerkt. Aengſtlich betrachtete Aloiſius den großen Brief, deſſen mächtiges ſchwarzes Siegel ihn beim rothen Laternenlicht gar unheimlich anſchaute, denn auf dem Siegel erkannte er deutlich ein Kreuz. Ihm ward gar

seltsam zu Muth, bald hier bald dort trat er verwirrt in die Häuser hinein und fragte: lautet die Adresse nicht hierher. Aber stets schüttelte man schweigend den Kopf, und stets ängstlicher und rascher lief Aloisius weiter. Da die Wohnung des Küsters jetzt die nächste war, ging Aloisius hinein, um sich mit dem zu berathen. Der Küster setzte seine große Kneifbrille auf, aber er konnte nichts herausbekommen und schickte den Briefträger zum Herrn Pastor. Es war ein kalter Herbstabend und ein feiner Staubregen fiel auf den armen Aloisius, dem ein Schauer nach dem andern über den Rücken lief. Freilich war es nichts wunderbares, daß es den armen Aloisius in der kalten Herbstnacht fror, aber sonst ging er doch auch selbst im Winter recht gemüthlich in seiner Lederjacke durch die Straßen. Er kam zum Herrn Pastor, aber dieser konnte auch nichts entchiffern und meinte, es müsse wohl eine heidnische Sprache sein. Wieder stand Aloisius auf der Straße, mit dem verhängnißvollen Brief in der Hand, der ihm jetzt, wie es ihm vorkam, stets schwerer und größer in der Hand lag.

Aloisius trat an die nächste Laterne, um noch ein Mal den letzten Versuch zu machen, die Adresse zu lesen. Das rothe Licht fiel auf die schwarzen Zeichen und da war es dem Briefträger, als lese er deutlich «Hr. Hr. Aloisius.» In der That, je mehr er hinsah, desto deutlicher las er seinen Namen.

Aber darunter stand: «Mit der Bitte, den Brief an die Jungfrau Anette abzugeben.»

Aloisius Knie wankten, der Brief entfiel fast seiner Hand und nur mit Mühe ermannte sich der entsetzte Briefträger. Er lief die Straße hinunter, seinem Hause zu. Dumpf hallten seine Schritte und es war nicht anders, als laufe dicht neben ihm jemand her. Endlich hatte er seine Wohnung erreicht. Er legte sich gleich zu Bett, denn Hitze und Kälte durchfuhren ihn wechselnd. Ursula machte heißen Thee zurecht und war außer sich vor Schreck, denn sie begriff garnichts, da Aloisius phantasirte, bald von Anette sprach, dann nach dem großen Brief mit dem schwarzen Siegel fragte und dann wieder ängstlich umherschaute und Ursula bat, ja nicht den großen Brief zu öffnen. Bald war Aloisius ruhiger und Ursula schien es, als wollte er einschlafen. Auf ein Mal aber fuhr er wild auf und rief: «Jetzt gieb mir den Brief, Ursula, denn ich geh nun gleich zu Anette». Aber Ursula sah nirgends den Brief, auch in der Tasche war keiner und als sie wieder ans Bett trat, war Aloisius eingeschlafen. Aber Aloisius wurde auch nicht mehr wach. Der große Brief war nirgends zu finden und niemand weiß noch bis jetzt in dem Städtchen, was darin gestanden. Der Mittwoch kam, aber Aloisius lief nicht mehr durch die Straßen des Städtchens. Guter Aloisius! Aus so manchem Fenster schauten die Leute zur Poststunde hinaus und sagten:

«'s war doch eine gute Seele, der Aloiſius.» Nun iſt er aber bei Anette; denn auf dem Briefe ſtand ja: «Mit der ergebenſten Bitte, den Brief an die Jungfrau Anette abzugeben.» Glücklicher Aloiſius!

VIII.

Die Mühle.

Ermüdet vom Waldſchnepfenſtande, kehrte ich mit Trodly heim... Schweigend verfolgten wir den engen Waldweg, der ſich bald hinter düſteren Büſchen verlor, bald an abſchüſſigen Lichtungen vorüberführte. Das Mondenlicht ſpielte um die knotigen Stämme und das Wurzelwerk der Eichen, um die ſchlanken ſilberſchimmernden Birken und Pappeln, drang durch das dichte Laubwerk der Zweige und umzog die ſchweigenden Gipfel, die unbeweglich zum dunkelen geſtirnten Himmel hinaufſchauten. Auf dem Wieſengrund, an dem der Steg vorüberführte, ſchwankte der Nebel geſtaltenreich hinüber und herüber, von weißen Lichtſtrahlen durchzittert und fern durch die hohen Baumſtämme ſchimmerte ein Buchweizenfeld, das, ein ſilberner Teppig, auf dem dunkelen Waldesgrund ausgebreitet dalag, rings von düſteren Kieferbäumen und ernſten Eichen umragt. Oft klang es wie das Rauſchen eines Baches zu uns, dann ertönte ein fernes weithin verhallendes Klopfen; bald hörten wir den melancholiſchen Ruf des Schwanes oder das abgemeſſene Klappern des Storches, der in ſeinem Neſte aufgewacht war, bald das ſeltſame Gequike eines ungeſchmierten Bauerwagens, das ſich längs den Holzfällen hinzog, dann war alles wieder ſtill, nur der Specht hackte an den Kieferſtämmen und der Nebel ſchwankte ſchweigend auf dem Wieſengrunde. Von Zeit zu Zeit ſtrich ein friſcher Wind durch die Baumgipfel und weckte die ſchlafenden Vögel. Alte Raben fielen ſchlaftrunken durchs Gezweige, ſchlugen mit den Flügeln und krächzten heiſer, die kleinen Finken piepten unruhig im Schlafe und bald flatterte eine Eule über uns hin, bald ſchwirrten pfeifende Fledermäuſe an uns vorüber.

Wir ſchritten unter dem bewegloſen Laubdache hin, und bald wieder vernahmen wir nur das dumpfe Echo der eigenen Schritte, oder das heiſere Bellen unſeres alten Hühnerhundes.

Trodly, der ſchon lange die Niederung zu beobachten ſchien, blieb plötzlich ſtehen und deutete mit der Hand auf ein fern im Nebel tanzendes Licht hin.

— Ein Nachtquartier! rief ich erfreut, denn wir irrten ſchon über zwei Stunden im Walde umher.

— Das iſt kein Nachtquartier, ſprach Trodly leiſe, indem er ängſtlich hinſah. — Dieſe Niederung ſind wir heute zwei Mal paſſirt — dort ſtand weder Haus noch Hütte.

Als er die Worte ſprach, fing der blinde Hühnerhund jämmerlich zu winſeln an.

— Aber ſiehſt du denn nicht das Licht? fragte ich unwillig, da ich den Alten wieder heute jagdabenteuerlich geſtimmt ſah.

— Das iſt ein Irrlicht, Herr! In dieſer Niederung, ſetzte er leiſe hinzu, — ſah ich es ein Mal ſchon vor zwei Jahren. Damals lebte noch der alte Hannes. Wir waren auf den Stand gegangen. Die Waldſchnepfen zogen über uns hin; wir ſchoſſen, aber keine fiel, keine einzige. Da ſagte mir Hannes: «Hören Sie Mal, Herr Trodly», ſagte er, «man hat uns ins Rohr geblaſen.» Und ich ſagte es auch, und wir gingen heim. Ein Gewitter war aufgezogen. Nun kannte Hannes Steg und Weg hier im Walde ſo gut wie einer, aber plötzlich weiß er nicht ein noch aus und ſchwört mir zu, als wir an dieſe Niederung kamen, daß er ſie nie früher geſehen habe. Dabei klapperte der Alte mit den Zähnen und ſagte mir, daß er es ſehr kalt habe. Mir war unheimlich zu Muth, denn als die Blitze ſein Geſicht beleuchteten, ſah ich, daß der Alte bleich geworden war wie eine Leiche und wirr mit den Augen umherſchaute. Plötzlich fing das Licht dort an zu tanzen, der alte Hannes ſchrie auf und als ich zu ihm trat, ſaß er dort an der Ulme kalt und todt.

Trodly fuhr plötzlich bei dieſen Worten zuſammen, denn vom Thale her drang ein unheimliches Schreien zu uns, dem wieder das eintönige raſche Pochen folgte.

Trodly faßte mich an den Arm, ſeine Hand zitterte und mit Mühe nur konnte ich ihn etwas beruhigen.

Das Schreien war ſeltſam genug und klang weder wie eine menſchliche Stimme, noch konnte es ein Thier geweſen ſein, das dieſen ſchrillenden Laut hervorgebracht hatte.

Jedenfalls wollte ich mir die Sache erklären und ſchritt der Niederung zu. Trodly beſchwor mich, dieſe unheimliche Stelle zu verlaſſen, als ich ihm aber aufs beſtimmteſte ſagte, daß ich die Niederung durchgehen wollte und er, wenn er wolle, mich allein laſſen könnte, folgte er endlich, obſchon mit unſicheren, zaghaften Schritten.

Das Licht war unterdeſſen verſchwunden und nur die kalten Nebelwolken hoben und ſenkten ſich geſtaltenreich.

Trodly war ein altes Inventariumſtück meiner Tante und ſeit einem Jahr mein treuer Jagdgenoſſe. Er war ein ſeltſamer Menſch und obſchon ich ihn nun einige Zeit täglich um mich ſah, hatte ich mich doch noch nicht an alle ſeine Eigenthümlichkeiten gewöhnen können. Seine Seltſamkeiten waren derartig, daß ſie ſtets ſelbſt auf ſeine nächſte Umgebung übergingen und wenn ich mit Trodly Nachts durch den Wald zog, war ich unwillkührlich ein anderer, als im gewöhnlichen Leben. Es verging kein Tag, wo uns nicht irgend etwas Beſonderes zuſtieß. Im Hauſe

war Trodly ſtets wortkarg und ernſt, der wahre Typus jener alten Diener, deren ganzes Weſen eng mit der Hausarchitektur verbunden iſt, in denen ſich allein die Vergangenheit ausſpricht, die nur zu den alten Familiengemälden und altmodiſch geſchnitzten Möbeln paſſen. Sonſt galt Trodly für einen gelehrten Mann, an den ſich die Bauern vertrauungsvoll wandten, wenn eine Kuh erkrankte oder ein Traum ihre Frauen geängſtigt hatte. Im Walde dagegen war Trodly ein ganz anderer. Die Flinte unter dem Arm, ſchritt er mit dem blinden Hühnerhund einher, mit dem er ſich förmlich unterhalten konnte. Alte Jagdgeſchichten wurden erzählt und wenn ich auch weit von ihm entfernt war, ſprach er doch fort, denn der Hühnerhund vergaß dann Spur und Wild und lief mit höheren Ohren neben ſeinem Herrn her. Trodly war eine kleine dürre Figur und hatte mehr Falten auf dem Geſichte, als Haare auf dem Kopf. Seinen Hund liebte er leidenſchaftlich und Trodly's etwas blöde Augen blitzten ordentlich, wenn er ſeinen Hund anſah. Der Hühnerhund hatte keinen Namen, ſondern Trodly rief ihn ſtets «Hund», das aber mit ſo ſeltſamem Ausdruck und Betonen, daß es faſt wie ein Name klang. Die anderen Leute riefen ihn gar nicht, denn das reudige Thier wagte ſich nie auf den Herrenhof, wo ihm nur Kränkungen widerfuhren. Wo er ſich aufhielt, blieb mir ſtets ein Räthſel. Sobald wir den Wald erreichten und Trodly «Hund» rief, ſprang er uns ſogleich, hinter irgend einen Buſch hervorkommend, entgegen. Wenn ich ihn über das Thier fragte, meinte er ſtets, daß nicht alle Menſchen für Hundegeſellſchaft paßten. Vielleicht wollte er es umgekehrt ſagen, aber dennoch konnte es kein Verſprechen ſein, denn er hatte es mir zu oft wiederholt. Hund war indeſſen ein brauchbares Thier und das erloſchene Geſicht ſchien ſeine Spürkraft erhöht zu haben.

Hund ſchritt langſam vor uns hin, indem er die Schnauze hoch gegen den Wind hielt, wie er that, wenn Rothwild in der Nähe war; — Plötzlich aber blieb er ſtehen und knurrte, indem er ängſtlich zurückfuhr. Jetzt ſahen wir wieder das Licht und deutlich hörten wir das Rauſchen eines Baches vom geräuſchvollen Wälzen eines Mühlrades unterbrochen.

— Eine Mühle, rief ich, und wollte weiter gehen, aber Trodly faßte mich an den Arm und ſprach mit faſt erſterbender Stimme:

— Sie mahlt!

— Ein Zeichen, daß die Leute noch auf ſind, ſprach ich, und verwies Trodly ernſtlich ſeine abgeſchmackte Furcht. Aber Trodly hörte mich nicht, ſondern ſtarrte voll Angſt die hohe düſtere Mühle an, die jetzt aus dem Nebel vor uns im Thale auftauchte. «Hund», rief er leiſe, «was witterſt du?» Der Hühnerhund ſchüttelte ſich wie vor Froſt und ſchmiegte ſich an ſeinen Herrn, indem er von Zeit zu Zeit zu knurren fortfuhr.

Ermüdet von der Jagd, war ich aufgeregter als ſonſt und ich muß

eingeſtehen, daß es mich etwas unheimlich erfaßte, als ich plötzlich einige Schritte von uns eine hohe weiße Geſtalt über den Weg ſchreiten ſah, die langſam fortſchwebend hinter dem Gebüſche verſchwand. Gleich darauf aber hallte von der Mühle luſtiges Gelächter zu uns herüber, das ſowohl mich als Trodly ermuthigte, und wir ſchritten nun dem alten Gebäu zu. Hund allein behielt ſeinen zaghaften Schritt bei.

Die Mühle, die ziemlich verfallen ſchien, umragten düſtere Tannen und Eichenbäume. Einige aufgeſcheuchte Raben flogen aus dem Giebel und nur ein röthlicher Lichtſchein, der aus der offenen Thür über die Schleuſen hin auf den ſchwarzen Waſſerſpiegel fiel, beſtätigte uns, daß die Mühle bewohnt ſei. Bald hörten wir auch wieder das nämliche Gelächter, eine Schleuſe wurde aufgeriſſen und im mächtigen Rauſchen und Geklapper des großen Waſſerrades verhallte Alles.

Als wir über den Aufgang in den Mühlenverſchlag traten, waren wir nicht wenig verwundert, ihn leer zu finden. Auf einem umgekehrten Kaſten flackerte in einer irdenen Schale ein Windlicht. Die Wände waren rings baufällig, die Kaſten leer, von der Decke hingen Spinngewebe, wucherten in Moosaufſchüſſen lange welke Steinranken und aus einem Winkel quickte und raſchelte uns ein ganzes Neſt Fledermäuſe entgegen. Wie wir uns auch nicht umſahen, in der Mühle war von einem lebenden Weſen nichts zu ſehen. Ich hatte alle Winkel und Verſchläge durchſtöbert und kehrte etwas ſeltſam geſtimmt zu Trodly zurück, der noch auf derſelben Stelle daſtand und ſich ſelbſt nicht zu rühren wagte.

Eine halbe Stunde mogte vergangen ſein, ohne daß wir aus unſerem Abenteuer klug werden konnten. Die Müdigkeit ward endlich unſerer Herr und Trodly gab nach langem Hin- und Herreden nach, einen der Verſchläge zu unſerem Nachtlager zu wählen. Obſchon die Mühle nicht mehr brauchbar ſchien, da die beiden Steine ſich in dem leeren Schüttkaſten auf einander hinwälzten, mußte dennoch jemand hier geweſen ſein, der das Windlicht zurückgelaſſen hatte. Eine luſtige Reiſegeſellſchaft etwa, dachte ich, und nachdem wir es uns ſo bequem gemacht hatten, als es auf dem feuchten Boden, auf altem ſchimmligen Stroh, möglich war, und das Licht ausgelöſcht, ſuchte ich einzuſchlafen.

Wer in einem verfallenen öden Hauſe eine Nacht zugebracht hat, kennt das ſeltſame Getöne und Geknarr des hohen Giebels und der im Winde ächzenden Querbalken. Schwere Regentropfen klopften auf das Bretterdach und hallten im dumpfen Echo in den Räumen wieder. Bald knarrten die Planken, bald klopften die loſen Dachluken oder die Fledermäuſe flatterten piepend und ſchrillend von Wand zu Wand, denen die im Unterſtock hinraſchenden Ratten antworteten, dann zog ein Geächze durch das ganze Gebäu, rauſchend wälzte ſich das große Waſſerrad und Trodly ſprach leiſe mit Hund, der furchtſam wimmerte und ſtöhnte.

Ich war indeſſen ſo müde, daß all dieſes Klappern und Raſcheln dieſes mannigfaltige Geräuſchbunte, mich in feſten Schlaf wiegte. — Ich weiß nicht, wie lange ich von wirren Traumbildern verfolgt dalag, als mich ein heller Schein, der mir gerade ins Geſicht fiel, weckte. Ich ſchlug die Augen auf und vor mir ſtand ein bleiches ſchönes Frauenzimmer, das mich mit dem Windlicht beleuchtete und gedankenvoll anſchaute. Sie war in einen langen weißen Mantel gehüllt, der ihren ſchlanken ſchönen Formen mehr Reiz verlieh, als ſie verhüllte. Ich wähnte zu träumen. Ich ſchloß die Augen, öffnete ſie wieder, aber bewegungslos ſtand ſie da. Eine tiefe Schwermuth lag in ihrem ſchönen krankhaft bleichen Geſichte. Neben ihr ſtand eine kleine Figur in einer grauen Wolljacke gekleidet, aus der zwei dürre Beinchen hervorſahen. Ich wurde nicht klug, ob es ein Mann oder ein altes Weib war. Unter dem zerzauſten Haar und der niedrigen Stirne ſtierte es mich aus zwei großen geiſtloſen Augen an und zog fletſchend den großen Mund bald gegen das linke, bald gegen das rechte Ohr.

Ich lag wie bezaubert vor dieſen beiden ſeltſam contraſtirenden Geſtalten da und es koſtete mich große Kraft, mich zu erheben und mit unſicherer Stimme zu fragen: ob ſie Herren der Mühle ſeien, von der wir eigenmächtig Beſitz genommen hatten.

— Leonardo! rief das junge Weib und ſtreckte mir ihre weiße ſchöne Hand entgegen, — erkennſt du mich nicht?

Ich ſchaute die hohe Geſtalt verwundert an, die mich mit ſelenvollen Augen anblickte und deren melodiſche Stimme mich ſeltſam ergriff.

Sie war mir näher getreten, und indem ſie mich ſanft mit dem Arm umſchlang, ſprach ſie leiſe mit trauriger Stimme: «Du biſt lange, ſehr lange, weg geweſen.» Willenlos von ihr geführt, trat ich durch die Mühle ſchreitend ans Schleuſenbach. Ihre warme Hand, die ich in der meinen hielt, der kalte Wind, der meine heiße Stirn umwehte, ſagten mir, daß alles kein Traum ſei. Dennoch ſchaute ich mit einem Grauen die ſchöne Erſcheinung an, die mit leiſer melodiſchen Stimme durch die dunkele Nacht ſang. Hinter uns ſtand wie ein unheimliches Geſpenſt das Weſen in der Wolljacke, das träumend in das Windlicht ſtierte und unverſtändliche Worte murmelte.

Wo war ich, wer waren dieſe beiden ſeltſamen Weſen? Ich wollte mich gewaltſam von dem ſchönen Weibe losmachen, aber mit flehendem Blick erfaßte ſie meinen Arm und rief: «Willſt du ſchon fort, Leonardo? ach! die Nacht iſt ja ſo lang und kalt und ich werde allein bleiben mit Jello und mich fürchten.

Gleich darauf aber lachte ſie wild auf, indem ſie mich von ſich ſtieß und die Augen rollte. Entſetzt trat ich von der Wahnſinnigen zurück, denn nun erkannte ich die Geiſteskranke in der ſchönen Erſcheinung.

Krampfhaft hielt mich ihre Hand umfaßt. Im Winde flatterten ihre ſchwarzen Haare um das bleiche verzerrte Geſicht — es war eine wilde demoniſche Schönheit.

— Du liebſt mich nicht mehr, Leonardo! rief ſie wild, und in der erhobenen Hand blitzte ein Dolch. In demſelben Augenblick hörte ich Pferdegetrampel, das Weſen in der Wolljacke öffnete den rieſigen Mund, jener ſchreckliche Schrei durchzog die Luft, den wir im Walde vernommen hatten. Die Hand der Wahnſinnigen zitterte in der meinen, ſie warf den Dolch weit von ſich und indem ſie halb kniend mich umklammerte, rief ſie lautſchluchzend mit einer Stimme, die mir das Herz durchſchnitt:

— Rette mich, Leonardo, rette mich, ſie kommen. Sie wollen nicht haben, daß ich dich liebe. Sage es ja keinem, rief ſie raſch und ihre Stimme wurde weicher, — ſage es keinem, daß ich dich liebe, Leonardo. Du ſelbſt darfſt es auch nicht wiſſen — nie, nie... nur dein bleiches Antlitz laß mich ſchauen, deine kalten Lippen will ich küſſen und nicht weinen, nicht weinen.

Ich ſuchte ſie zu beruhigen, aber ſie rief von neuem: «rette mich». Ihr Haupt ſank kraftlos auf meine Bruſt und ich hörte ſie ſtill weinen. Einige Reiter hielten jetzt bei der Mühle. Da entriß ſie ſich lautſchreiend meinen Armen und ehe ich ſie noch aufhalten konnte, floh ſie längs den Schleuſen dem Ufer zu. Das Weſen in der Wolljacke folgte ihr wie ein raſender Sumpfgeiſt mit dem flackernden Windlichte.

Die Reiter hatten indeſſen die Fliehenden erreicht. Einige Männerſtimmen ertönten, aber die Gruppe entſchwand bald meinen Augen, denn das Windlicht erlöſchte und der Nebel verdeckte alles. Trodly fand ich bleich und verſtört in der Mühle beim Lämpchen ſitzen, das er angeſteckt hatte, und nichts vermogte ihn zu bewegen, länger in derſelben zu verweilen.

Mich hatte auch die ganze Scene ſo aufgeregt, daß ich froh war, als wir den Wald erreichten und der Mond wieder hinter den dunkelen Regenwolken hervortrat, die den Himmel umzogen hatten.

Trodly erzählte mir nun, nachdem er ſich beruhigt hatte, und nicht mehr nach der Mühle ſich ängſtlich umſah, daß er die Erſcheinung kenne. Es war das wahnſinnige Fräulein vom nahen Gute, von der ich auch ſchon gehört hatte und die ſchon oft ihren Wärtern entſprungen war und bei der verfallenen Mühle ihr Weſen trieb. Man ſprach von einer unglücklichen Liebe. — Was Trodly ſo entſetzt hatte, war das Weſen mit dem Windlichte geweſen, das er hartnäckig für einen Kobold erklärte. Meine Vorſtellungen halfen nicht und er blieb dabei, daß böſe Geiſter ſtets Wahnſinnige begleiten, die wie das Fräulein ſo ſchreckliche Plätze beſuchen. Als ich ihn nicht mehr anhören wollte, ſprach er ſeiner alten Gewohnheit nach mit Hund fort, der ſeine Meinung vollkommen zu theilen

ſchien, indem er noch immer ſich wie von Froſt ſchüttelte und leiſe wimmerte. Mich verfolgte das unglückliche Bild der Wahnſinnigen und ich konnte die düſteren Gedanken nicht zurückweiſen, die mich ergriffen hatten. Höhnend umnachtete widerſinniger Wahn ein reines liebendes Gemüth.

IX.

Marie.

1.

Es war ein kalter Herbſtabend. Der Wind pfiff durch die menſchenleeren Gaſſen und der Regen ſchlug dumpftönend auf die großen Flieſsteine. Ein hoher ſchlank gewachſener Mann, in einen leichten Mantel gehüllt, eilte raſchen Schrittes die Straße entlang. Eintönig hallte das Echo ſeiner Schritte, die er mehr und mehr beſchleunigte, als fliehe er vor dem dumpfen nachklingenden Hallen. — Von Zeit zu Zeit blieb er ſtehen und ging langſamer.

Jede ſeiner Bewegungen, ſeine ganze Haltung zeigte, daß etwas Beſonderes ſeine Seele bewegte.

Er war jetzt an das Geländer der Brücke getreten, über die ihn der Weg führte, er lehnte ſich an die geſchwungenen Granitbogen und blickte gedankenvoll auf die dunkelen Wogen.

Er ſchien weder auf den Regen zu achten, der auf ihn niederfiel, noch auf den kalten Wind, der an ſeinem Mantel zerrte. «Marie! arme Marie!» ſprach er, wie aus einem tiefen Traum erwachend. «Mein Ringen und Streben iſt alſo nutzlos geweſen — alles, alles iſt hin und wie die kalte dunkele Waſſermaſſe ſchaut mich an kalt und düſter die troſtloſe Zukunft». Vom Thurme hallten zehn dumpfe Glockenſchläge.

Der Mann im Mantel fuhr raſch auf und eilte der Gaſſe zu, in der er das Rauſchen des Stromes nicht mehr vernahm und nur wieder das eintönige Echo ſeiner Schritte hallte. Er blieb vor einem hohen Hauſe ſtehen, einen Augenblick ſchien er noch zu ſchwanken, dann aber erfaßte er den Glockenzug und klingelte haſtig.

Gleich darauf hörte man Schlüſſel klirren, die Pforte öffnete ſich knarrend und der einſame Wanderer verſchwand in der Thür.

Raſch eilte er über das Gehöfte hin und ſtieg eine enge dunkele Treppe hinan. Sein Herz pochte laut und mit zaghafter Hand griff er nach dem Thürklöppel.

Die Thür öffnete ſich und ein junges Mädchen trat ihm mit einem Licht in der Hand entgegen.

— Alfons! rief das Mädchen erfreut, gleich darauf aber trat ſie erſchreckt zurück, als ſie das bleiche verſtörte Geſicht des jungen Mannes

erblickte. — Um Gottes Willen, was giebt's? rief ſie und ſchaute ihn bang an.

— Nichts... nichts, Marie, ſprach Alfons raſch und warf ſich erſchöpft in einen Lehnſtuhl.

— Mutter ſchläft, ſprach Marie leiſe, — aber was iſt dir, Alfons, fügte ſie mit bebender Stimme hinzu.

Ihr Antlitz, in dem ſich ihre ganze ſchöne Seele aus den großen blauen Augen wiederſpiegelte, in dem noch eine reine kindliche Unſchuld lag, drückte aus alle Beſorgniß um den Geliebten, alle bangen Erwartungen, die ihre Mädchenbruſt durchzogen.

— Ach, Marie! rief Alfons ſchmerzlich, indem er das ſchöne Mädchen umfaßte, und ſie lange und innig anſchaute, — alle meine Hoffnungen ſind hin, ſind zerſtört, alle, alle!

Er bedeckte mit den Händen das bleiche Antlitz und ein lautes Schluchzen verrieth ſeine Bewegung. Marie ſchmiegte ſich liebend an den Jüngling, aber er ſaß wie vernichtet da und murmelte dumpf: Solfaterra hat mir gerathen, nicht mehr zu malen... hörſt du es, Marie! nie mehr zu malen...

Alfons Aufregung war eine gewaltige und er unterlag faſt der in ihm kämpfenden Gefühle.

— Alfons, rief plötzlich Marie begeiſtert und erfaßte des Jünglings kalte Hand, — mag dir das Solfaterra ſagen, mag es die ganze Stadt wiederholen, ich ſage dir, du — du biſt ein Maler! Aus deinen Werken ſpricht Liebe und Wahrheit und wenn der Menſchen Kunſt dich verurtheilt, die Kunſt wird es nicht thun.

Das ſchöne Mädchen ſtand in dieſem Augenblicke noch ſchöner da, ſie hatte ſich ſtolz emporgerichtet, ihre Augen leuchteten und Alfons, der langſam ſein thränenfeuchtes Antlitz zu ihr erhob, ſchaute ſie ſeltſam bewegt an. Bald aber blickte er wieder düſter lächelnd hin und ſprach ſchmerzlich: «Marie, er — er hat es geſagt, unſer gefeierſter Meiſter. Du ſchauſt mit den Augen der Liebe auf meine Werke, an denen ich nun ſelber verzweifle.»

— Nur mit Liebe muß man ſie anblicken, Alfons, rief Marie, aus deren Augen ein mildes Feuer leuchtete. — Solfaterra heißt ſie ſchlecht, ſo ſage ich dir, in ſeinem Herzen wohnt der Neid, das Schlechte, das ſich ihm allein auch wiederſpiegelt.

— Meine Kraft iſt hin, ich hoffe ſelbſt nicht mehr, ſprach Alfons ſchmerzlich.

Das Mädchen ſenkte einen Augenblick das holde Köpfchen und zwei Thränen traten ihr in die Augen, dann aber trocknete ſie raſch ihre Thränen, ſetzte ſich zu Alfons Füßen, ergriff ſeine Hand und indem ſie den Jüngling mit dem Ausdruck innigſter Liebe anſchaute, ſprach ſie fröhlich:

«Alfons — höre mich, Alfons, du biſt ein Künſtler, und biſt du es auch nicht, glaubſt du, daß es meine Liebe zu dir ändern würde? Scheuche alle finſteren Gedanken von dir. Auch ohne dieſen Solfaterra kann ich dein werden. Verſtehſt du dir doch auch anders in der Welt fortzuhelfen. Und ſiehſt du, Alfons, ich — ich verſtehe ſo Manches; ich kann nähen, ſtricken, ich häckele Spitzen. Glaubſt du denn, ſetzte ſie leiſe hinzu, daß wir ſo viel nöthig haben, um glücklich zu ſein und zufrieden?

Sie ſchaute dabei den Jüngling ſo heiter und innig an, daß Alfons all ſeinen Muth wiedergewann. Er richtete ſich ſtolz auf, umfaßte die liebenswürdige Plauderin und ſprach: «O Mädchen, du biſt doch mein einziger Schutzengel, ja, du giebſt mir meinen alten Muth wieder, um das Ziel, nach dem ich ſtrebe, zu verfolgen. Eine Stimme in mir ſagt mir, ich werde es erreichen, du ſagſt es mir und ich konnte zweifeln an der Wahrheit deſſen, was dir wahr und ſchön erſcheint. Bald habe ich dein Bild beendigt. Marie, all mein Sinnen und Trachten, all mein Gefühl, mein ganzes Ich, meine ganze Meiſterſchaft habe ich in dieſes Bild gelegt, rührt auch dieſes Bild nicht das kalte Herz Solfaterras, dann Marie, dann habe ich keine Hoffnung mehr, dann iſt alles hin, mein Leben, meine...

Er kam nicht dazu, die letzten Worte auszuſprechen. Marie hing ſich an den geliebten Mann und bedeckte den geöffneten Mund mit ihren Küſſen. Liebend umſchlang Alfons ſeinen Schutzengel und ſprach ruhiger: «Marie, was bin ich ohne dich, du gehſt mir voran auf dem dornenvollen Pfad der Kunſt, dir folge ich und deiner Liebe»

— So will ich dich haben, ſprach Marie begeiſtert, — nur ein ſolcher kannſt du das Große, das in deinem Herzen lebt, der Welt ſchenken. Bewahre den holden Einklang, der ſtets in deiner Bruſt lebte, er wird dich wunderbar erkräftigen, er ſchafft eine neue Welt in deinem Herzen, die dich ruhig ſchauen lehrt auf die kalten Menſchen.

Lange plauderte das holde Kind mit Alfons. Er lauſchte ihrer lieben Stimme, die mit ihrer Zaubergewalt des Jünglings Schmerz beſänftigte und in ſeiner Bruſt Glaube und Hoffnung wach rief. Sie ſpielte mit den ſchwarzen Locken des Geliebten und glättete mit ihren kleinen Fingern die düſteren Falten aus ſeiner hohen Stirn.

2.

Tage waren vergangen. In dem kleinen Zimmer, das Marie mit ihrer blinden Mutter bewohnte, ſah es wie ſonſt freundlich und traulich aus. Die weißen Gardienen an den Fenſtern, die Aermlichkeit, die Ordnung und Reinlichkeit den Blicken verbarg, alles führte Mariens ſchaffende Regſamkeit vor Augen, die eng ihrem ganzen Weſen verbunden war.

Sie ſaß neben der blinden Alten, die ſchlummernd mit dem Haupte

nickte. Marie nähte emſig. Oft ſank ihr die Arbeit in den Schooß, ſie blickte ſinnend vor ſich hin und eine lichte Thräne trübte den Blick des Mädchens. Dann aber lächelte ſie wieder hold, als ob Alfons geliebtes Antlitz ſie umſchwebe, und in den ruhigen Mienen des Mädchens las man den ſtillen Vorwurf, den ſie ſich ſelbſt machte.

— Nun iſt Alfons in der Akademie mit ſeinem Bilde, ſprach plötzlich die blinde Mutter wie im Traume.

Marie fuhr erſchreckt auf und erbleichte — war es doch der Augenblick jetzt vielleicht, wo das Schickſal des Mannes entſchieden wurde, an dem ſie mit all der Liebe ihrer reinen Kinderſeele hing, in dem ſie ihre ganze Welt, ihr ganzes Glück ſuchte.

Freundlich blickte die röthliche Herbſtſonne in das kleine Zimmer und wie ihre Strahlen alles rings beleuchteten und umſchimmerten, ward es auch wieder licht in dem Herzen der Jungfrau, in das ein unerſchütterlicher Glaube eine beruhigende Ueberzeugung zog, die ihr wiederholte, daß das Gute und Wahre doch am Ende obſiegen muß.

Die Thür ging auf und Alfons trat mit leuchtendem Antlitz ins Zimmer.

— Alfons! jauchzte Marie und erhob ſich, aber leichter übermannt die Freude ein reines Gemüth, als der Schmerz, und die bleiche Marie ſank bewußtlos in des Geliebten Arme.

— Was giebt's? rief die beſorgte Alte, die auch nur wenig von allem hörte. Alfons küßte ſein bleiches Lieb bald ins Leben zurück und nun ſaßen ſie bei der blinden Alten, die freundlich Alfons Berichten zuhörte.

Alfons Bild hatte allgemeine Begeiſterung erregt. Solfaterra, der in Alfons einen ebenbürtigen Meiſter erblickte, glaubte durch ſeinen Ausſpruch ſchon das aufkeimende ihm gefährliche Talent erſtickt zu haben. Nun aber, da der ſonſt beſcheidene zaghafte Künſtler unerwartet das Urtheil der Akademie anrief, mußte der künſtelnde kalte Meiſter ſchon ſelbſt zuerſt gerechtes Lob ſpenden. Wie die zarte Lilie zu holdem Duften und Blühen ſich erſchließt, aufgeküßt vom lichten Sonnenſtrahl — wie ſie welkt und ſtirbt, vom wuchernden Unkraut erſtickt und niemand erfreut, ſo keimt oft das Gute und Schöne in einer Menſchenbruſt, ſo ertödtet es der böſe Neid, ſo verliert ſich oft eine ſchöne Seele in der Menſchenmaſſe und welkt verkannt dahin und hat keinen erfreut.

Der Himmel hatte ſich wieder umwölkt, der Regen klirrte an die trüben Scheiben, durch die noch ſpät ein Lichtlein in die dunkele Nacht hinausblinzelte. In dem Zimmer ſaßen zwei Glückliche. Fröhlich plauderten Alfons und Marie von der Zukunft, von Glück und Zufriedenheit, leiſe hell klingend ertönten zwei Gläſer, in denen der funkelnde Wein perlte und freundlich nickte die alte Mutter zum Glücke ihrer Kinder.

—

Ein Jahr war verfloſſen.

Alfons, der gefeierte Künſtler, ſah einer glänzenden ruhmvollen Laufbahn entgegen. Noch war es Mariens Genius, der ihn liebend leitete, aber ſchon nahte ſich die finſtere Göttin des Stolzes, die höhnend auf die Liebe blickte, die ſo oft ihr ſchon ein Opfer geworden war. Wohl kämpfte die Reinheit in dem Gemüthe Alfons gegen dieſe dunkele Macht — aber dieſer Kampf iſt ein ungleicher und gefährlicher, aus dem ſelten ein Sieger hervorgeht.

Der Graf, ein Protector aller Künſtler, hatte bald auch Alfons an ſeinen Hof gezogen.

Die große Welt mit ihren Verlockungen und mannigfachen Reizen that ſich vor den trunkenen Sinnen des jungen Künſtlers auf und ſo mancher beneidete den glücklichen Alfons, dem alles huldigte und auf den ſelbſt des Grafen Tochter mit ſtillem Wohlgefallen blickte.

Und Marie — war ſie vergeſſen? Alfons war zu edel dazu, um Marie vergeſſen zu können, aber dennoch war es nicht mehr jene reine gränzenloſe Liebe, die ihn zu dem armen Mädchen zog. Er konnte ſie jetzt nur ſelten beſuchen, da ihn ſeine Arbeiten ſehr in Anſpruch nahmen. Marie machte ihm nie Vorwürfe, ihr war ein jeder Augenblick theuer, den ſie mit dem geliebten Mann zubringen konnte. Marie beſaß jene wahre reine Liebe, die ſo ſelten in der Bruſt eines Sterblichen wohnt. Ueber ihre Liebe vergaß ſie ſich ſelbſt und war glücklich, wenn ſie Alfons zufrieden wußte. Dieſe Liebe iſt der größten Aufopferungen fähig und währt ewig, ſelbſt wenn ihr auch nicht Gegenliebe wird.

3.

Es war Frühling. Die Sonne küßte die Blumen auf zu neuem Duften und Blühen. Marie ſtand an dem Fenſter des kleinen Gartenhauſes, das ſie mit ihrer Mutter bezogen hatte und ſchaute auf die weite lebensfriſche Landſchaft. Sie war bleicher geworden, um ihren Mund ſpielte ein ſchmerzlicher Zug und die großen blauen Augen ſchauten ſchwermüthig in die Weite.

— Alfons! ſprach ſie ſchmerzlich, aber raſch die Thränen trocknend, die ihren Blick trübten, drückte ſie ihre kleine Hand feſt an die Bruſt und ſprach entſchieden: — es darf nicht ſein, er darf ſich mir nicht opfern; die arme Marie, ſprach ſie mit faſt erſterbender Stimme, — iſt nicht für den großen Künſtler!

Von dem Gefühle übermannt, ſank das arme Kind laut ſchluchzend in die Knie und barg ihr Geſicht in dem Schooß der Mutter.

— Mein Kind, ſprach die Alte langſam, — ich glaube, du weinſt?

— Nein, o nein, liebe Mutter! rief Marie raſch aufſtehend. —

Keine Thränen mehr, ſprach ſie ruhiger hinblickend, — meine Augen ſind heiß... ſie brennen ſo ſehr... keine Thränen mehr.

Die Thür öffnete ſich und Alfons trat herein. Einen Augenblick ſchwankte Marie, ſie wollte wie ſonſt dem Geliebten entgegeneilen, ſie wollte an ſeiner Bruſt all ihren Kummer ausweinen — aber ſie drückte feſt und feſter die Hand auf das lautpochende Herz und reichte die zitternde Rechte dem Eintretenden hin.

Alfons war ſchön wie ſonſt, aber ein ernſter nachdenkender Zug lag in ſeinem einſt ſo offenen Geſichte.

— Marie, was iſt dir? fragte er ſanft.

Von neuem pochte Mariens Herz, als ſie dieſe Stimme vernahm, die einſt alles über ſie vermogte. Aber raſch, faſt heftig, antwortete ſie:

— Nichts, o, gar nichts, Alfons.

Alfons ſetzte ſich und blickte zerſtreut umher.

— Er liebt mich nicht mehr, hauchte Marie ſchmerzvoll und ſenkte das Haupt, um die Bewegung zu verbergen, die ihr das Herz ſtillſtehen machte. — Nun ſei es! ſprach ſie raſch vor ſich hin und trat zu Alfons. — Alfons, begann das Mädchen mit zitternder Stimme, die aber bald feſter und entſchiedener wurde, — Alfons, ſchon lange wollte ich dir etwas ſagen.

Der junge Mann blickte zu Marie auf.

— Alfons, ſprach Marie, den Geliebten feſt anſchauend, — ich kann nie die Deine werden!

— Marie! rief Alfons mit ſeltſamer Stimme und ſchaute das bleiche Mädchen an.

— Höre mich ruhig an, Alfons. Ich habe dich geliebt, treu und innig... Ihre Stimme zitterte. — Du darfſt mich nicht mehr lieben... dich ruft das Leben in die große Welt hinaus... Der Graf bietet dir die Hand ſeiner Tochter und ein großes Vermögen an. Sie iſt gut und ſchön... ſie wird dich lieben... vielleicht mehr als ich es vermogte... du wirſt glücklich ſein, Alfons. Meine Liebe zu dir, ſprach ſie raſcher, war eine kindliche Neigung, ich fühle, daß ich jetzt anders denke. O, Alfons, laß mich nicht weiter reden... ich... ich darf nie die Deine werden, ich könnte dich nicht mehr, ich dürfte mich nicht mehr lieben.

— Marie, rief der junge Künſtler erſchüttert und wollte ihre Hand erfaſſen.

— Alfons, ſprach Marie ernſt, — laß dieſe Hand und folge mir, wenn du mich noch für den Schutzengel hältſt, der ich dir früher war... vergiß mich; die Kunſt muß dir, wenn du wahrer Künſtler biſt, das Höchſte ſein, das Heiligſte... Sie darfſt du nicht der Liebe eines Mädchens opfern... das dich... das dich vielleicht nicht ſo geliebt, wie du geliebt ſein mußt... das nur für dich beten wird...

— Marie, rief Alfons, ich beſchwöre dich, meine Liebe zu dir iſt nicht erkaltet... gab es auch Augenblicke, wo ich wanken konnte... Hier, ſieh mich wieder zu deinen Füßen... noch wohnt in dieſem Herzen eine heiße, eine innige Liebe für meine Marie!

— Kein Wort mehr, bei allen Heiligen, rief Marie, indem ſie ihr bleiches Antlitz mit der Hand bedeckte. Sie blickte auf und ſchaute Alfons lange und ernſt an. Eine erhabene Schönheit ſtand ſie da. Ihre Augen glühten in einem ſeltſamen Feuer, ſie hob die zitternde Rechte und ſprach langſam: — Bei Gott dem Wahrhaftigen ſchwöre ich.. bei meiner Seligkeit... bei dem theuren Haupte meiner Mutter, ich kann nie die Deine werden. Sei glücklich und ich bin es, Alfons.

Alfons blickte wie vernichtet auf die Jungfrau, die groß und hehr vor ihm daſtand. Jetzt, da er ſie verloren, fühlte er erſt, was er in ihr beſeſſen hatte, klagte er ſich an, ihrer Liebe nicht würdig geweſen zu ſein. Er hatte ſich ſelbſt gerichtet. Mariens Bild, ſein heiliger Schutzengel entſchwebte, und die kalten engherzigen Geſtalten des Ruhmes und der Ehre nahten ſich. Alfons begriff in dieſem Augenblick nicht mehr Mariens Herz und da er ſich von der bleichen Marie abwandte und hinausfloh, verbarg ſein ſchützender Genius traurig ſein Angeſicht und warf klagend den blühenden Lorbeerzweig in die dunkele Tiefe der Vergeſſenheit. Alfons war nicht mehr der Meiſter, in deſſen Bruſt jener holde Einklang lebte, jene reine Liebe, die uns allein zum Großen und Schönen führt. Von ihm wich der liebende Genius der Kunſt einer veredelten Menſchheit und er ſtand da, der kalte berechnende Meiſter der todten Maſſe.

Bewegungslos blickte die bleiche Marie ihrem fliehenden Geliebten nach. Aber plötzlich entwand ſich ein lauter Schrei ihrer Bruſt und kraftlos ſank ſie zu Boden. «Er liebt mich nicht mehr — er geht!»

— Marie! rief die blinde Mutter und beugte ihr zitterndes Haupt vor.

Dieſe Stimme rief die arme Marie wieder ins Leben.

Die Mutter war ja noch, der ſie ihr Opfer darbringen konnte, für die ſie ſorgen und leben durfte. Sie küßte die Hand der alten Frau und ſprach ſanft: — Sei ruhig, liebe Mutter — ich bin es auch, wir werden uns nun nicht mehr trennen... nie mehr... und ich werde nicht weinen, auch um ihn nicht mehr weinen...

— Gut, Marie, ſprach die Alte und ſchaute ſie mit den lichtloſen Augen an, — und nun will ich ſchlafen, Marie.

Arme Marie, auch die Mutter begriff ſie nicht mehr. «Ich bin glücklich», ſprach ſie ſchmerzlich vor ſich hin, «denn er wird es ſein. Alfons, ich grolle dir nicht, ich liebe dich und werde dich ewig lieben.»

Der letzte Strahl der Abendſonne goß ſeinen Purpurſchimmer in die kleine Stube, wo Marie vor der Heiligen kniete und betete für Alfons.

X.

Lorley.

Unſer Boot glitt geräuſchlos den Strom hinunter. Die Sonne war untergegangen und nur die laubbewachſenen Gipfel der Berge ſchimmerten in purpurner Abendgluth. Die Weinhügel malten ſich unbeſtimmter in dunkeler Fluth und an dem wolkenloſen Himmel flimmerten ſchon einzelne Sternchen auf. Aus dem Dunkel der Bäume ſchauten geſpenſtiſch alte Ruinen hervor, und fern erhob ſich vom lichten durchſichtigen Nebel umwölkt ein düſterer Felſen. — Von Zeit zu Zeit rief aus dem duftenden Waldesgrün eine melancholiſche Nachtigall herüber oder fern tönte durch die Nacht wehmüthig klagend ein Glöcklein. Unſer Gondler hatte die Ruder beigelegt, das Boot ſchien ſtill zu ſtehen und ſchweigend glitten an uns die maleriſchen Rheinufer vorüber. Fortunat ſang mit leiſer Stimme:

Der Abend iſt kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließet der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

Fortunat ſchwieg, ich ſaß in Anſchauung verloren da und erſt als das letzte ferne Echo des Liedes verhallt war und die ſtärkere Strömung unſeren Nachen leiſe zu ſchaukeln begann, blickte ich auf zu dem Felſen der Lorley, der ernſt majeſtätiſch auf uns herabſchaute.

— Erkenneſt du den Felſen? ſprach Fortunat mit ſeltſamem Betonen. Seine Augen leuchteten, er hatte meine Hand erfaßt und lächelte wehmüthig: «Schöne Vergangenheit! Iſt denn alles Fühlen in unſerer Bruſt erſtorben, daß der Zauber jener kindlichen Sagen für uns nicht mehr ſein ſollte?»

— Er iſt es, ſprach ich ernſt. — Er iſt erſtorben, Fortunat. Das Naturſchöne erneut ſich in göttlicher Jugendfülle, aber des Menſchen Fühlen und Empfinden iſt vergänglich...

— Und ſollte doch ewig ſein, rief begeiſtert Fortunat, — ewig, wie der Gedanke des Schönen. Warum haben wir kaltherzig eine Welt zertrümmert, die des Menſchen volles Herz in verlockenden Bildern wiedermalte. Die Ideale ſind entſchwunden. Sie ſind es nicht. In unſerer Bruſt lebt nur nicht mehr jener treue kindliche Glaube — unſer Auge iſt erblindet, wir ſchauen nicht mehr das Schöne, das in ewiger Geſtaltenneue an uns vorüberzieht, und indem wir dem Wahren zuſtreben, entfernen wir uns vom Wahren, das allein im Schönen, im Guten keimt. Ich aber ſchütze mein Auge vor dieſem Erblinden — mein Herz ſchlägt der blühenden Welt entgegen, — mein Ohr iſt offen den Tönen

und nur vor dem kalten Gedanken fahr ich zurück, der mit ſeiner reizenden Falſchheit uns umſtrickt.

Fortunat ſchwieg. Ich horchte auf, denn ein ſeltſames Singen tönte vom Felſen der Lorley zu uns herab. Fortunat war aufgeſtanden — ſeine Augen blitzten, ſeine Wangen glühten. «Vernimmſt du?» rief er leiſe.

Ich war ſeltſam ergriffen, denn lauter ertönte der wehmüthig lockende Geſang. Es war, als hätte Fortunat die Geiſter der Vergangenheit heraufbeſchworen, denn an einem hohen Steine gelehnt ſahen wir eine weiße Geſtalt ſitzen, die das Lied ſang — wir ſchauten Lorley — wir vernahmen ihren ſinnberückenden Sang:

Ich ſchaue hinab in die Fluthen
Und lauſche der Wogen Fliehn —
Der Abendſonne Gluthen
Mein Felſenſchloß umziehn.

Die ſo herangezogen
Mein zauberiſcher Sang —
Die decken die kalten Wogen,
Sie ſchlummern nun ſchon lang.

Unſelige ſchöne Lieder —
Ihr ſchafft mir ewige Pein.
Gebt kalte Wogen wieder
Den ich geliebt allein.

Ich hab' meine Zither zerſchlagen,
Nur leiſe von den Höh'n
Sing ich, um die Wogen zu fragen,
Ob ſie den Geliebten geſehn?

Leiſe verhallte der Geſang.

— Setzen Sie Sich, rief der Gondler Fortunat zu, denn der leiſe Nachtwind begann ſtärker zu wehen und der Nachen ſchaukelte ſich in der aufſchäumenden Strömung. Aber Fortunat lauſchte in Anſchauung verloren dem Liede der Lorley. Der Nachen ſchwankte plötzlich, wir ſtießen gegen einen Stein, ich wollte Fortunat's Arm erfaſſen, aber ehe ich es verhindern konnte, ſtürzte er rücklings in die Fluth, die über ihm ſchäumend emporſchlug.

Entſetzt fuhr ich von meinem Sitze auf, dem Freunde nachzuſpringen, aber ſchon tauchte er in einiger Entfernung von uns auf und ſchwamm mit der ſchäumenden Strömung kämpfend dem Ufer zu. Lorley's Sang war verſtummt, wir hatten das Ufer erreicht und ich drückte ſtumm den Freund an die Bruſt, der ſoeben einer augenſcheinlichen Gefahr entronnen.

Noch ehe wir uns vom Schreck erholt hatten, traten mehrere Männer in altdeutſcher Tracht zu uns, die uns höflich grüßend im Namen des gnädigen Fräulein ins Schloß einluden. Einer ſolchen freundlichen Einladung konnten wir nicht widerſtehen. Die Leute hatten unſeren Unfall angeſehen und waren ſogleich zu Hülfe herbeigeeilt. Wir erreichten das Schloß, das ſich auf einer kleinen Anhöhe erhob und um das ſich ein weiter Park hinzog. Schweigend führte man uns die breite Treppe hinan und bald befand ich mich in einem hohen Ritterſaal, in deſſen Mitte ein reich beſetzter Tiſch ſtand, von zwei mächtigen Candelabern erleuchtet. Fortunat hatte ſich in ein Nebenzimmer begeben, um ſeine naſſen Kleider zu wechſeln. Ich ſchaute mich in dem altmodiſchen Saale um, deſſen getäfelte Wände rings mit Gemälden und Rüſtungen decorirt waren. Wer war die Herrin dieſes Schloſſes, die uns ſo gaſtlich empfing? Wer war die Lorley die uns herangeſungen? Wie ſollte ich mir endlich dieſen mittelalterlichen Saal erklären, der mich die Gegenwart vergeſſen ließ und mich in die Zeit jener hochpoetiſchen Ritterlichkeit der Deutſchen verſetzte.

Endlich kam Fortunat. Er hatte ein altdeutſches Coſtüm angelegt und das dunkele Wams, der weiße Kragen, ſchmiegten ſich gefällig an ſeinen ſchönen Wuchs an, paßten trefflich zu den dunkelen Locken des Freundes, die in reicher Fülle um das ſchöne, jetzt etwas bleiche Antlitz fielen.

— Nun, Freund! ſprach Fortunat, der im Schloſſe ſchon ganz einheimiſch zu ſein ſchien, — laß uns auf das Wohl unſerer holden Wirthin trinken.

Ein greiſer Alter, der Caſtellan des Schloſſes zu ſein ſchien, trat herzu, füllte die ſilbernen Becher mit goldenem Rheinwein und lud uns, ſich tief verbeugend, ein, Platz zu nehmen.

Wir ſetzten uns. Ich war von der Neuheit des Ganzen noch etwas befangen, Fortunat aber erhob den mächtigen Pokal und ſprach:

— Es lebe die Schloßherrin!

Als ich den Becher geleert, durchglühte mich ein ſeltſames Feuer und bald machte mich Fortunat im munteren Geſpräch alles vergeſſen und wir ſaßen da im Schloſſe am Rheinufer, zwei zechende Ritter und ſprachen von den tapferen Degen der Gauen, von ihren Thaten und Minnen.

Die Schloßfrau hatte ſich für den Abend entſchuldigen laſſen, Fortunat aber flüſterte mir geheimnißvoll zu: «Lorley iſt das Fräulein des Schloſſes und mir galt ihr Sang.»

Wir traten auf den Söller und ſchauten auf die ſchöne Nachtlandſchaft. Zu unſeren Füßen zog ſich der majeſtätiſche Rhein hin und ein

berauſchendes Duften drang uns vom Garten entgegen, der ſich teraſſenförmig bis ans Ufer hinzog.

— Wo ſind wir, fragte ich leiſe, den Freund umfaſſend.

— Frage nicht, rief Fortunat, rüttle mich nicht aus dieſem einzigen Traum. Mir iſt es, als ſeien die Wogen über mir zuſammengeſchlagen, als wandele ich in den Zauberräumen der Vergangenheit.

Als wir wieder in den Saal traten, ſtand noch der greiſe Alte da und erſt als wir ſchweigend in den geſchnitzten Seſſeln dalagen, öffnete er eine hohe Thür und wieß uns ein prachtvolles Schlafgemach an.

Es tagte bereits, als ich aus meinen Träumen erwachte. Ich ſchaute mich verwundert im Schlafgemach um und konnte erſt allmälig mich zurechtfinden. Fortunat lehnte am geöffneten Fenſter, durch das die friſche Morgenluft drang. Ich trat zu ihm.

Vor uns lag ein weiter ſchöner Garten. Die Gipfel der Bäume vergoldete das erſte Morgenroth, das ſich tauſendfarbig in dem Thau der Blumen wiederſpiegelte. Rings ſtanden Marmorſtatuen im dunkelen Grün und fern plätſcherte eine Fontaine in einem marmorumfaßten Baſſin, auf deſſen glattem Spiegel ein ſtolzer Schwan kreiſete. Rauſchende Kaskaden ſtürzten durch kleine Felſengrotten hin an duftenden Lauben vorüber, von düſteren Taxusbäumen umragt.

— Da iſt ſie! rief Fortunat plötzlich und aus einer Laube trat ein hohes Frauenbild von ſtolzer Schönheit. Ein leichtes Gewand umfloß ihren ſchlanken Leib und loſe fiel das goldene Haar um die ſinnende Stirn, um den weißen Nacken, von einem Bande nur leicht gehalten.

Sie trat ans Baſſin und ſtreckte die weiße Hand dem Schwan entgegen, der auf ſie zuſchwamm. Sie beugte ſich liebend zu dem ſtolzen Vogel hernieder, und indem ſie mit der Hand das Kryſtallwaſſer ſchöpfte und wehmüthig den ſchimmernden Tropfen nachblickte, ſang ſie leiſe:

Unſelige Zauberlieder,
Ihr ſchafft mir ewige Pein, —
Gebt kalte Wogen wieder
Den ich geliebt allein.

— Lorley! rief Fortunat begeiſtert und beugte ſich durch das epheuumrankte Fenſter weit hervor.

Lorley blickte auf, ſie ſchaute Fortunat an, — ſchon breitete ſie ihre Arme gegen ihn aus, als ſie plötzlich zuſammenfuhr und raſch den dunkelen Gebüſchen zuflog, hinter denen ſie unſeren Blicken entſchwand.

Bald darauf trat der Kaſtellan zu uns ein. Fortunat wechſelte mit ihm einige Worte und ſagte mir dann raſch, daß wir nun weiterreiſen müßten.

Wir verließen das Schloß. Meine Fragen, was alles zu bedeuten habe, blieben unbeantwortet. Einige Tage darauf trennte ſich For-

tunat von mir, deſſen ganzes Weſen ſich verändert hatte. Beim Abſchiede erzählte er mir, daß ihn Familienangelegenheiten nach Hauſe riefen.

Ein Jahr war vergangen. Ich war auf einer Reiſe begriffen, die mich wieder an den Rhein führte. Es war Abend, als ich eine kleine Ortſchaft erreichte, deren maleriſche Lage mich ſehr anſprach.

Beſonders reizend aber lag ein Schloß am anderen Ufer des Rheinſtromes.

— Wem gehört dieſes Schloß? fragte ich meinen Wirth.

— Dem Grafen Fortunat.

— Fortunat? Ich ſchaute aufmerkſamer hin und — ich erkannte nun das Schloß Lorley's wo wir jenen ſeltſamen Abend verbracht hatten.

Ich eilte hin. Ich hatte mich nicht geirrt, denn bald ſchloß ich meinen Freund in die Arme, der nun ein halbes Jahr mit dem Fräulein des Schloſſes — mit ſeiner bezaubernden Lorley verheirathet war.

Er lebte nach dem Sinne ſeiner jungen Frau in altdeutſcher Ritterart fort und bald ſaßen wir wieder in dem Ahnenſaal, um den runden Tiſch, — aber dieſes Mal ſchenkte Lorley ſelbſt uns den funkelnden Wein ein.

Fortunat's Glück war ein grenzenloſes, — Lorley gefiel mir um ſo mehr, da ich ſie nun munter plaudern hörte und recht brav eſſen ſah.

Einige Tage noch mußte ich bei den jungen Eheleuten verweilen, die alles aufboten, mir den Aufenthalt ſo ſchön als möglich zu machen.

Unvergeßlich bleibt mir das Bild dieſer beiden ſchönen mittelalterlichen Geſtalten der Jetztzeit.

Tizian's erste Liebe,

von

Zacharias Topelius.

(Aus dem Schwediſchen.)

Perſonen:

Vecellio Tiziano, 20 Jahr alt.
Bartolo, ſein Pflegevater, ein reicher Gerber.
Donna Sylvia da Cuna.
Genien.

Die Scene iſt in Bartolo's Haus, in Venedig, im Jahre 1497.

—

Bei Aufgang des Vorhangs iſt die Bühne nur halbbeleuchtet. Tizians Zimmer. Der Hintergrund offen. Die Perſpective einer ſtark beleuchteten Landſchaft. Man ſieht Tizian gegen einen Stuhl gelehnt ſchlafen; vor ihm ein angefangenes Gemälde. Eine Gruppe von drei Genien umſchwebt den Schlafenden. Leiſe Muſik. Die Genien verſchwinden. Man hört die Uhr ſechs ſchlagen. Der Hintergrund ſchließt ſich und zeigt eine Wand mit drei großen verhängten Gemälden.

Erſte Scene.

Sylvia tritt mit leiſen Schritten ein und betrachtet den ſchlafenden Tizian.

Er ſchlummert... Ach, ich ſah von meinem Fenſter
Die ganze Nacht die trübe Lampe brennen.
Bei Tagesanbruch hat der milde Schlaf
Sein müdes Auge überraſcht, die Phantaſie
Vor ſeiner Seel' entfaltet eine Welt,
Die holde Genien umſchweben.
(Wirft eine Handvoll Blumen über ihn.)
Nimm
Nun eine Blume aus der Wirklichkeit,
Du junger Träumer, glaube dann, daß du
Sie von geträumten Genien erhalten...

(Entfernt ſich langſam. Ehe ſie noch verſchwunden iſt, erwacht Tizian und wird einen Schimmer der Fortgehenden gewahr. Die Bühne iſt ganz beleuchtet.)

—

Zweite Scene.

Tizian, allein.

O bleibe! Warum gehſt du fort? O bleibe!
(Beſinnt ſich.)
Es war ein Traum! ein Traum ja nur, o Himmel,
Wo weilet in der Erde dunkeln Thälern
Nun eine Wirklichkeit von ſolcher Schönheit,
Wie Dichter ſie nur ſchaffen? War's ein Traum?
Ein Traum nur iſt geliebter Augen Schimmer,
Der Abendglanz auf ſtiller Meeresfläche,
Des Frühlings Duft, der unausſprechliche,
Der Vogelſang in einer Sommernacht,
Der Schönheit Glanz in einer Welt der Schatten,
Der Liebe Thränen und der Hoffnung Roſengärten,
Der Sehnſucht Gluth, — alles ein Traum!
Iſt himmliſch ſchöne Ahnung nur — nichts mehr!
(Gedankenvoll.)
Ein Künſtler ſein und Himmliſches in Worten,
In Tönen und in Farben auszudrücken —
Ja, das iſt groß! Doch leer zu ſein an Schönheit
Und doch der Schönheit Hort zu ſein,
Das iſt zu rein für Menſchenruhe
Und gar zu wenig für der Götter Flamme.
(Betrachtet das Gemälde; ſein Blick verdüſtert ſich.)
Wie wagſt du es, vermeſſ'ne Kunſt, mit Farben,
Aus ird'ſchem Staub gemiſcht, zu rauben,
Wie einſt Prometheus heil'ge Sternenfunken
Aus Götterfeuer — ach, es brennet dich!
Fort, fort, mein Pinſel! Fort du Frevler, der
Gewaget hat den Himmel zu entehren;
Auf ſchnöde Leinwand willſt du Ew'ges bannen!
Ich kann nicht malen — o, ich kann nicht malen,
Das Ew'ge — nein, ich werde nicht mehr malen!
(Zerreißt das Gemälde, wirft den Pinſel und die Palette fort und bleibt in Gedanken vertieft.)

—

Dritte Scene.

Tizian. Bartolo tritt ein ohne Tizian zu ſehen.

Bartolo.

Es machen zweimal ſieben vierzehn — laß mich ſehen,
Es ſteigt das Sohlenleder jetzt im Preiſe.
Ich höre auf jetzt Kälberfell' zu gerben,
Ich laſſe ab von Safian und Bocksfell
Und halt' es mit den Ochſen. Ja, in Wahrheit,
Ein Ochſe ſteht jetzt hoch, ſehr hoch im Preiſe...
Er iſt courant... er zieht! Ich ſetz' den Fall,
Es ſtände hier an dieſem Platz ein Ochſe....
(Wird Tizian gewahr.)
Da ſitzt der Junge jetzt allhier allein
Und träumt an lichtem Tage wie ein Narr!
Ich armer Vater! ich verſtoßner,
Unglücksvoller ſchlechter Gerber!
Welch Mißgeſchick verlieh mir einen Sohn,
Der weder Augen hat noch Ohren
Für etwas andres als die ſchlechte Sudelei,
Die Kunſt zu nennen er ſich unterfängt!
O, guten Götter! Kunſt iſt es zu gerben
Zu Juchten eine Ochſenhaut. Das nenn' ich
In Wahrheit eine Kunſt, recht gut zu machen
Untadelig ein Paar recht guter Schäfte.
In dieſe Kunſt kann man mit Händen greifen,
Sie ſchafft Gewinn den Menſchen — nicht ſolcher Kram
Gezierter Puppen auf der theuern Leinwand.
Heda! Wo iſt die Rechnung für das Loh, die Häute?
Du Tagedieb, ich hab' dir ja befohlen,
Sie fertig mir zu halten.

Tizian.

Hier iſt ſie, mein Vater!

Bartolo (während er die Rechnung durchgeht).

Zwei — ſechszehn — zweiunddreißig — für drei Fuder Loh!
Biſt du von Sinnen? Dreiundſechzig
Für vierzehn Eſelshäute! Nein von Sinnen!
Kreuzdonnerwetter! Kannſt du denn addiren?
Multipliciren, kannſt du? Solchem Gimpel
Soll ich die ſchöne Gerberei vertrauen!
Ich bin verkauft, ein ruinirter Mann.

Aus iſt's mit dem Credit, die Kunden fort,
Und man verlacht mich armen, armen Mann,
Daß ich die ſechszehn ſchönen Eſelshäute
Verkauft für dreiundſechzig!

Tizian.

Lieber Vater,
Die ganze Nacht hab' ich geſeſſen, und es kann
Wohl ſein, daß ich beim Rechnen falſch gezählt.

Bartolo.

Geh fort aus meinen Augen! Geh zu den Nymphen,
Den Grazien und Minerven an der Wand dort!
Halt dich zu ihnen! Nähre dich mit ihnen!
Trink Oel! Genieß Karmin und leb' von Mondſchein!
Doch zeig dich nicht vor deinem armen Vater,
Den du zerſtört, vernichtet, ruinirt haſt!

Tizian.

Mein Pflegevater, als ihr mich, die Waiſe,
Als eignen Sohn hierher, zur Stadt geſendet,
Als in die Hand den Pinſel gab Bellini,
Als Giorgione's dunkelfarbne Bilder
In mir das Feuer der Nacheifrung weckten
Und als ich kühn es wagte um den Preis
Zu kämpfen mit Venedig's erſten Künſtlern,
Da ſaget ihr, mit grimmerfülltem Hohn:
«Verachtung deiner Kunſt! — ſie giebt kein Brod.
Komm wieder, wenn du einſt um deine Schläfe
Den goldnen Kranz als Lohn der Kunſt errungen,
Komm wieder dann und ſegnen will ich dich,
Und deine Kunſt verehren wie ſichs ziemt.»

Bartolo.

So iſt's.
Wohlan! Wo iſt er nun, dein goldner Kranz?
Heut theilet man den Preis für die Gemälde;
Und glaubſt du, daß...

Tizian.

Ich glaube nichts, mein Vater,
Nun erſt verſteh' ich, daß das Ewige,
Das herrlich, unvergänglich Strahlende
Der idealen Welt — von meiner Hand
Nicht nachgeſchaffen werden kann, und ſieh!
Verzweiflungsvoll hab ich das Bild zerriſſen,

Den Pinſel fortgeworfen, fort die Farben
Und über Bord das holde Glück des Lebens,
Den ſchönen Stolz — ja, meine Kunſt, mich ſelbſt.
Ich bin nun euer, Vater, blind gehorſam. —

Bartolo.

Und du willſt Gerber werden? Meiner Seele,
Ich hab das erſte kluge Wort gehört
Von meinem überſchnappten Herren Sohn.
Doch ſag beim Büffel, welche Medicin
Hat dich von jener Narrethei geheilt!

Tizian.

Am Altar der Kirche San Stefano
Beugen zwei Marmorengel ihre Knie,
Zwei Meiſterwerke vom Lombarden Pietro.

Bartolo.

Ich habe ſie geſehn. Es ſoll ein jeder
Dreihundert Scudi baar gekoſtet haben.

Tizian.

Als ich an einem Tage voller Andacht
Verſunken im Gebete daſtand und den Blick
Nach oben wandte — denke dir mein Staunen —
Sah ich ſtatt zwei, drei Engel dorten ſtehn.

Bartolo.

O nicht doch!

Tizian.

Ja, drei — doch war der dritte nicht aus Marmor,
Ein feiner, zitternder, gar luft'ger Strahl
Der ewgen Schönheit, die herabgeſtiegen
In weiblicher Geſtalt, mit unſagbarer Hoheit.
Geblendet, ſtumm, befangen ſtand ich dort,
Sah beten dort das Bild, ſich neigen, ſich erheben,
Zuletzt verſchwinden in dem Pfeilergange,
Hinter des Chores Arabesken. Dieſer Anblick,
Mein Vater, der zum Maler mich gemacht,
Den Genius der Kunſt in meiner Seele
Beflügelt — ach, derſelbe hat mir wiederum
Genommen meine Flügel, meinen ganzen Stolz,
Mich ganz vernichtet, mich zerſchmettert,
Gebrochen mich, euch ganz zurückgegeben.

Bartolo.

Nun ſpuckt's ſchon wiederum im Kopf des Jünglings
Beflügelt? So? Was Büffel willſt du ſagen?

Was machen denn wir Menſchen wohl mit Flügeln,
Als daß den Boden wir mit ihnen kehren?

Tizian.

Sie ſtand vor mir im ſüßen Traum der Nächte
In hellen Tages mannichfaltgen Formen,
Auch in den Ziffern eurer Rechnung, Vater,
In Wolken, Wogen, Sternen — ſtets nur ſie!
Ich malte und die Bilder auf der Leinwand
Sie hatten ihre Züge. Ich war ſelig,
Ich glaubt, ich könnt das Ideal erhaſchen
Im Netze meiner Farben... Ach, da ſtand,
Als ich vom Schlummer kaum erwacht, o Vater,
Da ſtand ſie ſelbſt gleich einer Morgenröthe,
Ein Wunderwerk vor mir, um zu verſchwinden.
Und als ich drauf das arme Bild betrachtet,
Auf jener Leinwand dort, das ſie ſein ſollte,
Und ſie nicht war — da ſchien ſo elend mir,
So platt, ſo leblos mir das Bild der Leinwand
Zur Seit' der Wirklichkeit, daß voller Schrecken
Ich meines Pinſels Ohnmacht fühlte, mich entſetzte,
Bei dem Gedanken, daß mit Staub
Die Hand das Himmliſche beſudelt, ich zerriß
Mein Bild in Stücke, das ſein Ideal,
Sein herrlich Ideal nicht mocht erreichen.

Bartolo.

Sein herrlich Ideal nicht mocht erreichen?
Nein, hat man ſolchen Unſinn je gehöret!
Doch kurz und gut, da du nun dir zum Glücke
Geheilt biſt von der maladeiten Grille,
So denk ich, daß die Bilder wir verkaufen.
Was glaubſt du wohl, daß man für ſie bekommt?
(Nähert ſich den Gemälden im Hintergrunde.)

Tizian.

Nein, halt mein Vater, ſelbſt habt ihr gebreitet
Den Vorhang vor die Bilder, daß ihr nicht
Den Aerger hättet, ſie zu ſehn.

Bartolo.

Das war was anders.
Jetzt kommt, mein Sohn, der Geldwerth ja in Frage.
(Bartolo zieht den Vorhang vor dem Bilde zur Linken. Man ſieht das Bild der Sylvia als betende Nonne.)
Was kann man für die gute Dame fordern?

Der Scudi fünfzehn ſcheint ſie werth zu ſein.
Sie gleichet jener edlen ſpan'ſchen Dame,
Die gegenüber in dem Gaſthof wohnet,
Und wie man ſagt, für Malereien ſchwärmt.
(Zieht den Vorhang wieder zu.)
Wohlan, wir bieten ihr die Nonne an,
Verlangen dreißig Scudi, laſſen fünfzehn;
O, ich verſteh's, mit ſolchem Volk zu leben!
Was meineſt du?

Tizian (in Gedanken verſunken).

Wohl iſt ein Zug des Himmliſchen
Im Bild der Nonne dennoch zu erkennen.

Bartolo.

Doch ſei ſo gut und höre was ich ſage,
Was meinſt du zu den fünfzehn Scudi? Sollten
Sie nicht zu wenig ſein?

Tizian (zerſtreut).

Wie's euch gefällt.

Bartolo.

Nun gehn wir zu dem andern Bilde hier.
(Zieht den Vorhang von dem Gemälde zur Rechten. Man ſieht das Bild Sylvia's als Blumenhändlerin).
'Ne Blumenhändlerin — s'iſt lächerlich!
Es iſt daſſelbe Bild, derſelbe Blick,
Wie bei der Nonne... Gieb ihr einen Hut
Den Korb ihr in die Hand, ſo haſt du wieder
Das Bild der Spanierin in jenem Gaſthof.
Corpo di Bacco!
(Läßt den Vorhang fallen.)

Tizian (das Gemälde anſtierend).

Auch er muß es erkennen!
Es iſt gewißlich ſo? Dieſelbe Seele
Blickt aus den Augen aller meiner Bilder...

Bartolo.

Sie nennt ſich Donna Sylvia de Cuna.

Tizian.

O Name voll Muſik... ich hört' ihn nimmer,
Nie ſah ich noch die Donna — malte nur
Den namenloſen Engel von Stefano.

Bartolo.

Man ſagt, ſie ſei gar unermeßlich reich,
Dabei ausnehmend ſonderbar. Sie ſoll

So jung und ſchön der Fürſten Hand nicht mögen,
Verliebt ſoll ſie nur ſein in ſchöne Bilder.
Ja, ja... man liebt zuerſt nur das Gemälde
Und liebt dann endlich auch den Maler.
Wir bieten ihr das Nonnenmädchen an,
Ich glaube, funfzig harte Scudi wird ſie
Gewißlich gern bezahlen für ihr Bildniß
Numero zwei. Was glaubſt du?

Tizian (zerſtreut),

Wie's euch gefällt.
Ein Portrait von Donna Sylvia? ein Portrait?

Bartolo.

Nun kommen wir zum mittleren Gemälde.
(Zieht den Vorhang von dem mittleren Gemälde fort. Man ſieht Sylvia's Bild als Minerva).
Das iſt 'ne größere Figur, ein theurer Rahmen,
Sie muß zum mindeſten hundert Scudi koſten.
Echt iſt ja die Vergoldung.

Tizian.

Ach, mein Vater,
Sehet ihr denn nichts? Gar keine Aehnlichkeit?

Bartolo.

Laß ſehn... was! Das iſt ja Zauberei!
Der Jüngling hat zum dritten Male ſchon
Die Spanierin abconterfeit. Der Geier!
Ja, Alles — Augen Stirn... bei ihr dieſelben!
Corpo di Bacco! Das iſt rein verhext.
Sie blickt auf mich, als wär ſie wirklich lebend,
Die maladeite ſpan'ſche Dame!

Tizian.

Er ſieht es, ſieht es wiederum... ſie iſt es!
Und ewig ſie! Ein Steinherz wirds erkennen,
Der harte Felſen ſieht's, daß ſie es iſt.
(Bartholo läßt die Gardine fallen.)
Ich habe dich gefangen, hohes Weſen,
Dich Bild von Stefano hab' ich gefangen!
Die Leinwand lebt und meine Farben athmen!
Mein Bild hat Seele! Meine Kunſt — beſchwingten Flug!
Ich habe aus der Welt der Geiſter in die Wirklichkeit
Das Götterbild des Ideals gerufen!
O, ich bin glücklich — überſelig, Vater!
Ich fühle, daß ich dennoch bin ein Maler.

Bartolo (verblüfft.)

Du biſt doch nicht des Teufels. Iſt denn Belzebub
Leibhaftig in des Jungen Stirn gefahren?
Du Maler, der ſoeben noch freiwillig
Sich weihete dem edlen Gerberhandwerk?

Tizian.

Das war ein Augenblick, da ich mich ſelbſt verkannte.
Nun weiß ich es, nun habt ihr's ſelbſt geſaget,
Daß alle dieſe Bilder nur ſie ſind.
Und alle dieſe Bilder rufen laut:
Du biſt ein Maler! Ja, du biſt ein Maler!
Wohlauf, in die Natur und zu den Menſchen,
Laut, wie die Bilder, es der Welt zu künden
Und auch mir ſelbſt: ich bin, ich bin ein Maler!

(Eilt hinaus.)

Vierte Scene.

Bartolo; bald darauf Sylvia.

Bartolo ſieht ihm erſtaunt nach.

Von allen Peſtilenzen, die jetzt herrſchen,
Giebts keine, die dem Staat mehr Leiden brächte,
Als dieſe böſe Luſt, die Kunſt man nennt.
Treibt ſie hinaus, wo ſie vor kurzem herrſchte,
Ja, ſie kehrt ſiebenfältig ſchlimmer wieder.
Wenn ich mich recht beſinne, iſt grad heute
Sanct Barnabas, und an dem Tage, ſagt man,
Treibt jeder Spuk ſein allerärgſtes Spiel.
So viel iſt nun gewiß, ſo lange dieſe
Unheilsgemälde an der Wand dort hängen,
Wird mein verhexter Junge nimmer frei ſein
Von ſeinem leidigen Verſucher. Deshalb ſchicken
Wir heute noch die Bilder zu der Dame.
Ich denke, daß die hundert Scudi wohl
Ein Preis, den ſie bezahlt.

(Zieht den Vorhang vom mittleren Gemälde; man ſieht Minerven.)

Ein ſchönes Bild.

Sylvia, die während des Monologs eingetreten iſt.

Zu hoch ſteht ſtets die Kunſt und iſt zu rein,
Um mit geldgier'gem Blick befleckt zu werden.
Betrachtet ihr das edle Werk der Dichtung

Mit Andacht und mit Liebe für das Hohe,
So lächelt euch das Himmliſche entgegen!
Seht ihr jedoch auf ſie mit gier'gen Augen
Mit ungeweihtem Sinn, ird'ſcher Begierde,
So wird das Himmliſche vor euren Mienen
Sich in ein ſcheußliches, ein widrig Zerrbild,
In einen Spiegel eurer Seele wandeln.

Bartolo.

Vecellio's Original! Sie ſelbſt!
Hochedle Frau... ich wag' es euch zu fragen:
Seid ihr es ſelbſt? Iſt das nicht euer Bildniß,
Dort an der Wand?

Sylvia.

Ich bin Sylvia da Cuna.

Bartolo.

Ah... es fällt wie ein Stein mir von der Bruſt,
Ich bin doch unter Menſchen, athme wieder.

Sylvia.

Mein Herr, ich kam euch hohes Glück zu künden,
Euer Sohn iſt ſeit dem heut'gen Tag berühmt
Als einer von Venedigs größten Malern.

Bartolo (leiſe).

Siehſt du, da haben wir es wiederum. (laut.) Gewiß
Iſt das erfreulich, außerordentlich!
(Leiſe.)
Sie ſoll die hundert Scudi mir bezahlen.
(Laut.)
Beklage nur recht ſehr, daß jetzt mein Sohn
Nicht Zeit noch Luſt hat zu der lieben Kunſt,
Er hat ſich eine andere Bahn erwählt,
Er wird ein Gerber werden.

Sylvia.

Sagt mir, Herr,
Seid ihr ein Italiener.

Bartolo.

Nur zur Hälfte.
In Capo del Cadore in Friaul
Trieb ich die Gerberei mit Fleiß und Vortheil.
Da ſandt' ich ſchwacher Vater meinen Sohn
Hieher, um ſeinen Studien obzuliegen.
Die Sehnſucht nach dem Jungen trieb mich her,
Ich ſiedelte nun über.

Sylvia.

Ich verzeih euch,
Da ihr zur Hälfte nur Venedig angehöret.
Wäret ihr, mein Herr, ein Italiener,
Dann würdet ihr das Wunderbare,
Den hohen Genius verstehen, der Italien erfreuet
Zur Zeit des Wiederaufblühens der Schönheit.
Lohn und Ehre all dem Nützlichen,
Das Fleiß hervorbringt und Bedarf erheischt!
Doch Schönheit ist Italiens vorzüglichstes Begehren.
Blickt um euch! Empfindet ihr denn nicht den Duft
Des Geistesfrühlings in Italiens Frühling?
Verkläret schimmert seine Morgenröthe
Der neugebornen Schönheit unter den Ruinen
Der hingeschwundnen Größe. Hört ihr nicht
Den Flügelschlag des Aars der neuen Zeit?
Hier schafft die Kunst nun ihre Meisterwerke;
Ew'ger Lorbeer schmücket hier die Stirn des Dichters,
Unsterblichkeit umstrahlt das Bild des Malers,
Hoch erheben stolze Tempel sich gen Himmel;
Und die Musik lockt früher nicht gehörte Töne
Aus den Saiten, während der künstlerische Meißel
Ew'ge Jugend aus dem Marmorblock hervorruft.
Begreifet ihr, o Herr, was Italien begriffen?
Begreift ihr, daß nicht umsonst der gotterfüllte
Funke in des Menschen Brust gefallen?
Dann werdet ihr es auch begreifen, daß euer Sohn
Ein Maler ist und dem Allerhöchsten danken,
Daß euer Sohn dies vor euch hat begriffen.

Bartolo.

Ich gerathe in das größte Staunen und gestehe,
Daß dergleichen ich noch nie geahnet.

Sylvia.

Ich sehe,
Daß ich die erste bin, die hier die Freudenbotschaft
Verkündet, daß Maria's Himmelfahrt
Von Tizian, den höchsten Preis gewonnen
Und daß Venedig bei dem Anblick jubelt,
Wie bei des Himmels Segen.

Bartolo.

Wie? Was hör ich?
Ich falle jetzt wie aus den Wolken.

Sylvia.

Siehe da,
Er kommet, euer Sohn. Zurück und ſtill nun!

Fünfte Scene.

(Bartolo und Sylvia ziehen ſich zurück. Tizian tritt ein, ohne ſie zu ſehen.)

Tizian.

O Heilige des Himmels alle, machet mich nicht blind
Nicht wahnſinnig, vermeſſen und verloren
In dem Rauſche von ſo großem Ruhmesglanz!
Venedig jubelt — jubelt über mich!
Ich riß mich los aus tauſend Armen
Und wich vor tauſend jubelvollen Stimmen, um
Die Knie hier vor dir zu beugen, dir zu danken,
Du Bild von der, die meine Hand befeuert,
Zu Füßen meine Größe dir zu legen.

(Tizian kniet vor dem mittleren Gemälde. Sylvia tritt von der Seite an ihn heran und ſetzt ihm einen goldenen Kranz auf.)

Sylvia.

Vergönne mir, die Locken dir zu zieren,
Dir, den nun Venedigs ſchönſter Lorbeer zierte,
Mit dieſem Kranz aus Gold — der nimmer welket,
Immer glänzend, wie der Name Tizian.

Tizian (erhebt ſich raſch).

Iſt es ein Traum? Iſt es eine Erſcheinung?
Du biſt es — du mildes, wunderbares
Engelsbild aus San Stefano's Tempel?
Du, die ich ſah im Glanze jedes Auges?
Du, die ich in jedem Himmelsbilde malte?
Biſt du es? O, entweiche nie von mir!
Verweile ewiglich bei mir! — Sei ewiglich mein Engel!

Sylvia.

Kein Engel und kein Traum, auch nicht Erſcheinung —
Ein Mädchen nur iſt's, Sylvia da Cuna.

Tizian.

Ob Engel oder ſterblich — gilt mir gleich!
Ich liebe dich! Ich athme nur für dich!
Ich male dich — und ewig dich allein!
Verlaß mich nicht! Ich will dir ewig folgen

Wohin du gehen magſt. Um deinetwillen
Will meinen Namen ich unſterblich machen,
Für dich des Himmels Huld, der Erde Glanz verdienen,
Nur um dann alles Gut zu Füßen dir zu legen
Und dir zu ſagen: Sylvia, dir dank ich,
Denn nur durch dich bin ich ein Maler worden!

Sylvia.

Vecellio Tiziano, hüte dich,
Die Ehre dem allmächtigen Gott zu rauben,
Um Sterblichen zu Füßen ſie zu legen!
Der Dank gebühret Dem, der Gnade lieh,
Der Schönheit Werk auf Erden zu vollführen!
Ich bin ein ſchwaches, ſterblich Mädchen nur,
Mit Wangen, die einſt welken, Blicken, die erlöſchen.
Unſterblich iſt die Kunſt, ſo wie das Schöne
Unſterblich iſt. Ihr weihe du dein Leben,
Vergiß, daß eine Sylvia da Cuna lebt.
Ich bin zu ſtolz, als daß ich einſt verwelkt
Den ewig jungen Bildern ſollt zur Seite ſtehen,
Durch ſie verdunkelt; liebe dich zu ſehr,
Als daß ich dir den Schmerz bereiten ſollte
Durch Anſchaun deines altgewordnen Ideals.

Tizian.

Was bleibt mir nun, ſeitdem ich dich verloren,
Du Himmliſche?

Sylvia.

Vecellio Tiziano,
Gerade dadurch bleibet dir das Himmliſche.
(Zu Bartolo.)
Nun! Herr Bartolo, wollt ihr jetzt es glauben,
Daß euer Sohn ein Maler iſt?

Bartolo.

Ich muß wohl,
Da ich den goldnen Kranz auf ſeinen Schläfen ſeh.

Sylvia.

Geh, Tizian, dem Einſt entgegen!
Ich bin die Tochter von Alhambras Mächten,
Von ſchwarzen Mauren lernt ich auch die Kunſt
Herbeizubannen Schatten die geweſen,
Und Schatten deſſen, was einſt kommen ſoll.
Ihr, Genien der Kunſt, ihr ſchönen Weſen,

Den Farben hold, den Tönen und den Worten,
Tretet aus blauen Nebels Flor hervor,
Der euch dem blinden Menſchenaug' verhüllet,
Verkündet Tizian den Lauf der Zukunft!
Und gebet meinem Liebling eure Gaben,
Wie ſie nur wen'ge auserleſ'ne Menſchen
Im Lauf der grauen Zeit erhalten haben.

(Der Hintergrund wird raſch aufgerollt; man ſieht eine beleuchtete Landſchaft und eine Gruppe von drei Genien, die unter leiſer Muſik hervortreten und Tizian Roſenkränze überreichen.)

Erſter Genius.

Ich geb' dir hundertjähr'gen Lebens Freude.

Zweiter Genius.

Ich gebe dir Bewundrung von vier Kaiſern.

Dritter Genius.

Ich gebe dir den Glanz unſterblichen Namens.

Sylvia (leiſe, mit gebrochener Stimme.)

Und ich — was geb' ich dir, o Tizian?
Ich geb' dir — meine Liebe bis zum Grabe!

(Der Vorhang fällt.)

Ein Abenteuer auf der Eisenbahn.

(Fragmente aus Sfergei's Tagebuch)

Aus dem Russischen des Grafen W. Sfollogub.

St. Petersburg, 17. September.

Kann es etwas Langweiligeres geben als den Herbst? Die Landhäuser stehen bereits verödet, die Stadt will sich noch nicht füllen. Draußen ist es kalt und feucht, ein feiner Regen verweht jeden Spaziergang. In den Straßen drängen sich mit Einrichtungsstücken beladene Wagen, mit eben solcher Fracht beschwerte Barken bedecken die Newa; überall sieht man nur Möbel und nirgends ein bekanntes Gesicht. Man schickt sich zur Rückkehr nach Petersburg an, aber noch ist niemand angekommen. Es ist, um vor Langeweile rasend zu werden. Ich konnte den Herbst nie ausstehen.

Was anfangen? Die Theater sind leer, die Salons ihren Besuchern noch nicht geöffnet. Petersburg fängt an, mir unerträglich zu werden. Ich will nach Zarskoje Sselo, meine Freunde, die Husaren zu besuchen.

Den 20. September.

Meine Fahrt nach Zarskoje Sselo lief nicht ohne ein kleines Erlebniß ab.

Der Tag war trüb und reguerisch. In meinen Mantel gehüllt fuhr ich nach dem Bahnhof; mißmuthig wie ich war, ärgerte ich mich, in dem Wartesaal lauter fremde Gesichter zu finden. Ich ging an die Kasse, mich zu erkundigen, ob niemand von den in Zarskoje Sselo stationirten Husaren eine Karte gelöst habe?

— Nein, war die Antwort.

— Und von den Cürassieren? fragte ich wieder.

— Eben so wenig.

— Langweilig! murmelte ich vor mich hin. — Heute soll nun einmal alles schief gehen. Damit löste ich ein Billet für die erste Wagenclasse und ging auf die Gallerie, um die wenigen Minuten bis zur Abfahrt dort zuzubringen.

Ich fing bereits an zu glauben, mein heutiges Mißgeschick bestimme mich dazu, die Fahrt ganz allein zu machen, als ich in einer Ecke des Waggons eine Dame bemerkte. Sie saß von mir abgewendet und regte

ſich bei meinem Kommen nicht, woraus ich ſcharfſinnig ſchloß, daß ihr meine Gegenwart nicht eben erwünſcht ſei. Es wurde zum dritten Male geläutet und mit hölliſchem Pfeifen, Ziſchen und Brauſen begann die Maſchine ſich in Bewegung zu ſetzen. Von dem Lärm erſchreckt, fuhr meine Nachbarin leicht zuſammen, ohne jedoch ihre Stellung zu verändern. Das reizte meine Neugier; da ich ihr Geſicht nicht ſehen konnte, begnügte ich mich damit, wenigſtens ihren Anzug einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Leider war er nicht der Art, mir viel Stoff zu phyſiologiſchen Wahrnehmungen zu liefern. Die Unbekannte trug einen violetten Taffethut mit ſchwarzem Schleier und einen großgewürfelten ſchottiſchen Mantel. Vermuthlich eine Gouvernante, die eine Stelle ſucht, dachte ich, ohne ſelbſt recht zu wiſſen warum. Weshalb ſie doch nur ſo ſorglich ihr Geſicht verbirgt? Sie mag wohl zu den Prachtexemplaren der Häßlichkeit gehören. Nichtsdeſtoweniger will ich ergründen, in wie fern dieſe Vermuthung richtig iſt.

— Beläſtigt Sie der Zugwind nicht, meine Gnädige? fragte ich ſehr höflich.

Sie drehte ſich langſam um. Gottlob! ich hatte mich in meiner Vorausſetzung vollkommen getäuſcht. Mein Blick fiel auf das anmuthige Antlitz einer Frau von etwa dreißig Jahren, mit regelmäßigen Zügen und großen, ſchwarzen, feurigen Augen, wie ich deren nie ſo ſchöne geſehen habe. Dieſe eigentlich recht gruſiniſchen Augen frappirten mich doppelt in dem länglichen, blaſſen Geſicht von faſt deutſchem Schnitt. Alles zuſammengenommen läßt mich ſie für eine Ruſſin halten.

Sie ſchüttelte den Kopf und antwortete mir ohne die leiſeſte Spur von Ziererei: — «Durchaus nicht.» Dann ſtarrte ſie wieder durch das Fenſter auf den grauen Himmel, in die Oede der reizloſen Umgegend.

Meine Neugier wuchs. Wer ſie wohl ſein mag? fragte ich in Gedanken. Eine Elegante aus der Provinz? Nein! die hätte mein ehrliches Ruſſiſch mit irgend einer franzöſiſchen Phraſe erwiedern zu müſſen geglaubt. Eine Frau aus niederem Stande? Nein! die hätte mir entweder mit übertriebener Höflichkeit oder gar nicht geantwortet. Eine große Dame? Nein! dann würde ſie nicht ſo ganz allein fahren, und überdies kenne ich ja die ganze Petersburger Societät. Eine Fremde? Wie hätte ſich eine ſolche eine ſo reine Ausſprache des Ruſſiſchen zu eigen gemacht?

Ich betrachtete ſie; ſie ſchwieg und blickte in die von grauen Herbſtnebeln umflorte Ferne. Es war unverkennbar, daß ſie nicht die geringſte Luſt hatte, ein Geſpräch anzuſpinnen; dennoch verlor ich die Hoffnung nicht.

— Wie langſam wir fahren! ſagte ich.

Sie wandte ſich ſo raſch zu mir, als hätte ich ihren geheimſten Gedanken ausgeſprochen.

— Ja, verſetzte ſie, — unglaublich, unerträglich langſam. Wie ſpät iſt es wohl?

Ich beeilte mich, auf die Uhr zu ſehen.

— Zehn Minuten nach eins, antwortete ich.

— So fahren wir erſt zehn Minuten? Mir ſchien es weit länger.

— Und mir viel kürzer, entgegnete ich ziemlich auf's Gerathewohl.

Ein dem Lächeln verwandter Zug umſpielte ihre Lippen, doch zum vollen Lächeln wurde er nicht. Die Unbekannte zog den Mantel hinauf und ſtrich ihre Haare glatt. Bei dieſer Gelegenheit bemerkte ich die zarte Form ihrer Hand, die durch eng anliegende, an dem Gelenke zugeknöpfte Handſchuhe von makelloſer Friſche noch mehr hervorgehoben wurde. Ich hätte meine Beobachtungen noch lange ungeſtört fortgeſetzt, denn ſtarrſinnig verharrte ſie bei ihrem früheren Schweigen. Umſonſt bot ich meine ganze Liebenswürdigkeit auf, vergebens zählte ich die Werſte, die wir zurücklegten, recapitulirte die verſchiedenſten Unfälle, deren Schauplatz Eiſenbahnen geweſen waren, kritiſirte die Einrichtung der Waggons u. ſ. w. Es half mir nichts. Sie antwortete mir blos mit einem leichten Kopfnicken und ſchien immer tiefer in die Betrachtung der herbſtlichen Natur zu verſinken.

— Wie es ſcheint, lieben Sie den Regen ungemein? fragte ich endlich mit ſchlecht verhehltem Aerger.

— Nein, aber ich liebe den Herbſt, entgegnete ſie ſchwermüthig.

Ich wollte ihre Antwort benutzen, um ſie in einen Streit über die von ihr geprieſene, von mir geſchmähte Jahreszeit zu verwickeln, aber ehe mir dies noch gelang, hielt die verabſcheuungswürdige Locomotive ſtille; wir waren in Zarskoje Eſelo. Haſtig zog meine Nachbarin den Schleier über ihr Geſicht, und kaum hatte der Conducteur die Thür geöffnet, ſo war ſie auch ſchon aus dem Wagen geſprungen. Im nächſten Augenblick verſchwand ſie im Gedränge. Wer mag die ſeltſame Frau ſein? Nie werde ich den melancholiſchen Blick vergeſſen, mit dem ſie ſagte, daß ſie den Herbſt liebe.

Uebrigens habe ich mich in Zarskoje gründlich gelangweilt. Meine dortigen Bekannten hatten den ganzen Vormittag geritten, waren müde und wollten früh zu Bette gehen. Abends kehrte ich nach Hauſe zurück. — Wer ſie nur ſein mag? Umſonſt zerbreche ich mir den Kopf, ich kann es nicht errathen.

Den 22. September.

Ich ſah in der vorigen Nacht meine Unbekannte im Traume. In Trauerkleider gehüllt, beſchwor ſie mich, ihr nicht nachzuforſchen. Wunderlich! Bin ich denn verrückt geworden, daß ich nun gar von ihr träume? Und wenn ich's recht bedenke, was iſt denn am Ende ſo gar Außeror-

deutliches an ihr? Seltſame Macht des Unbekannten, Verhüllten über das menſchliche Gemüth? Würde ſie mir als die Frau dieſes oder jenes Collegienrathes, Regimentsarztes und was dergleichen mehr, genannt, ich würde ſie wahrſcheinlich noch an demſelben Tage vergeſſen, während ich jetzt ausſchließlich an ſie denke. Wenn ich im Elyſée Auſtern eſſe oder mit einer fröhlichen Geſellſchaft bei Georges dinire, iſt mir ſtets, als müßte ich mich beeilen, um die Abfahrt des Zuges nicht zu verſäumen; und treibe ich mich in den Straßen umher, ſo ärgert mich's faſt, daß nicht alle Frauen violette Hüte und ſchottiſche Mäntel tragen.

Den 25. September.

Wieder nach Zarskoje Sſelo gefahren, wieder mit ihr zuſammengetroffen. Eine geheime Ahnung ſagte mir, daß ich ſie wiederſehen würde. Leider waren wir diesmal nicht allein; mit uns fuhren drei Beamte aus der Provinz und ein dicker Herr, den ich ſchon irgendwo geſehen zu haben mich dunkel erinnere. Der Dicke machte ſich den Provinzlern gegenüber wichtig, prahlte mit ſeinen vornehmen Bekanntſchaften, nahm Protectionsmienen an, mit einem Wort, blies ſich auf wie der Froſch in der Fabel. Die drei Fremden hörten ihm andächtig zu und erwiederten ſeine Aufſchneidereien mit den unterwürfigſten Redensarten, wobei ſie ſich halb von ihren Sitzen erhoben, nach dem Hute griffen und einander ſcheue Blicke zuwarfen, als wunderten ſie ſich mit einem ſo bedeutenden Mann ein und dieſelbe Luft einzuathmen.

Die Scene war komiſch genug. Ich ſaß meiner Unbekannten gegenüber; unſere Blicke begegneten ſich und unwillkürlich deutete der meinige auf unſere poſſirlichen Gefährten hin. Diesmal lächelte ſie wirklich; ihr Antlitz ſtrahlte wie Sonnenlicht nach Regenſchauern. Mir war's als ſähe ich ſie jetzt zum erſten Mal.

— Sie fahren wieder nach Zarskoje Sſelo? fragte ich.

— Ja.

— Wenn ich nicht irre, ſo geſchieht dies oft.

— O nein, nein! nur ſehr ſelten, entgegnete ſie haſtig, ja erſchreckt.

— Und warum nur ſelten? Zarskoje Sſelo hat ſo reizende Spaziergänge! Und wie hübſch ſind die Herbſtfeſte in Pawlowsk, an Sonntagen namentlich, wenn Herrmann mit ſeinem Orcheſter dort ſpielt und die Illumination ihren feenhaften Glanz über den Vauxhall ausgießt.

Vom Vauxhall ging unſer Geſpräch auf die winterlichen Vergnügungen, von dieſen auf die ſtilleren am häuslichen Heerd, endlich auch auf Kunſt und Literatur über. Alle ihre Aeußerungen trugen das Gepräge richtigen Urtheils, genauer Sachkenntniß und echt weiblichen Sinnes. Ich hörte daher mit unbeſchreiblichem Wohlgefallen zu, und, wie es ſchien, fühlte auch ſie ſich von meinen Gegenreden wenigſtens nicht gelangweilt.

Plötzlich hielt der Dicke mit seinen Prahlereien inne und warf uns einen boshaften Blick zu; er mochte in unserm Lächeln die Spottlust errathen haben, die seine Rodomontaden in uns rege machten. Wir sprachen aber von Chénier's Gedichten, als er nach meiner Nachbarin schielend, mit blinzelnden Augen und süßlicher Stimme die Frage an sie richtete: «Wie geht es Maxim Iwanowitsch?»

Verwirrt, erschreckt versetzte sie halblaut: «Er ist verreist.»

— Verreist? wiederholte der Dicke. — Hm! hm! ja, dann, freilich, meine Gnädige, thut Ihnen Zerstreuung Noth. — Und wieder lächelte er mit so boshaftem Ausdruck, daß es mir eine Seelenwonne gewesen wäre, ihm dafür ein Paar Ohrfeigen zu geben.

Aber wer ist dieser Maxim Iwanowitsch? Wahrscheinlich ihr Mann. Und er ist auf Reisen? Um so besser!

Den 27. September.

Meine Unbekannte will mir nicht aus dem Kopfe. Gestern fand ich mich wieder auf dem Bahnhof ein, in der Hoffnung, sie dort zu treffen, und richtig kam es so. Zur Casse tretend sah ich sie vor mir stehen; sie ahnte meine Gegenwart nicht. Ich hörte sie ein Billet für die zweite Wagenclasse verlangen und schloß daraus, daß sie ein Zusammentreffen mit mir vermeiden wolle. Ich blieb einen Moment unschlüssig. Wär's nicht am besten, fragte ich mich, sie aufzugeben? Wozu sie noch länger verfolgen? Zu welchem Resultat kann mich meine kindische Hartnäckigkeit führen? Und doch wieder: Nein! tausend Mal nein, rief eine Stimme in mir. Es soll nicht heißen, daß ich ein Abenteuer nicht zu besserem Ende zu führen gewußt habe. Hastig löste ich eine Fahrkarte für die zweite Classe, holte meine geheimnißvolle Schöne auf der Treppe ein und nahm mir die Freiheit, sie mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten zu begrüßen.

— Das Schicksal will mir wohl, sagte ich ziemlich ungezwungen. — Neuerdings wird mir das Glück zu Theil, mit Ihnen zu fahren.

Sie antwortete mir sehr trocken, doch konnte sie, was sie verdroß, nun einmal nicht ändern. — Wir hatten noch zehn Minuten bis zur Abfahrt. Eben kam der Zug aus Zarskoje Sselo an und bald füllte sich die Halle mit Passagieren, die er herbefördert hatte. Unter ihnen bemerkte ich auch die umfangreiche Figur unseres Gefährten von gestern. Er fixirte uns mit einem unverschämten, ja frechen Blick, flüsterte seinem Begleiter etwas ins Ohr und verschwand dann im Gedränge. Ich sah meine Unbekannte zusammenschauern, als sie ihn gewahrte. Da ertönte die Glocke, jedermann beeilte sich, seinen Platz einzunehmen; wir thaten desgleichen. Auch diesmal fuhren wir nicht allein; in demselben Waggon mit uns befanden sich noch zwei unbedeutende Menschenkinder. Der eine

zog ein ruſſiſches Journal aus der Taſche, der zweite ſchlief nach wenigen Minuten den Schlaf des Gerechten. Die Gelegenheit ſchien günſtig. Ich verſuchte unſer geſtriges Geſpräch wieder aufzunehmen, aber es wollte mir nicht gelingen. Ich konnte mich nicht darüber täuſchen: meine Unbekannte war verſtimmt, ja wohl gar erzürnt. Nach ihren kurzen, abgebrochenen Antworten zu ſchließen, mußte ihr meine Gegenwart läſtig ſein. Wäre ich hier, ſo dachte ich im Stillen, auf die Spur einer Intrigue gerathen? Ehrlich geſtanden, es war vor Allem meine Eitelkeit, die ſich verletzt fühlte; die vollkommene Gleichgültigkeit dieſer Frau, mir gegenüber, fing an mir unerträglich zu werden. Ich ſagte mir, daß ich durchaus nicht in ſie verliebt ſei und daß, wenn ich es wäre, dies nur zu einer Wiederholung der alten Komödie: «Der Liebe Müh' umſonſt» führen könnte. Selbſt abgeſehen von Maxim Iwanowitſch, iſt der Platz bereits beſetzt, fuhr ich in meinem Gedankengange fort, davon bin ich vollkommen überzeugt, und nur der Anſtand verhindert mich, es auszuſprechen. Aber ſo leicht ſoll ſie mir nicht entſchlüpfen! Ich will nicht ruhen noch raſten, bis ich weiß, welcher Magnet ſie Tag für Tag nach Zarskoje Sſelo zieht?

Bei unſerer Ankunft ſuchte ſie, wie gewöhnlich, im Gedränge zu verſchwinden, doch diesmal verlor ich ſie nicht wieder aus den Augen. Den Schleier über das Geſicht gezogen und ſcheu um ſich blickend, ging ſie durch mehrere Straßen bis zu einem kleinen Hauſe, wo man ſie zu erwarten ſchien. Auf der Schwelle ward eine alte Frau ſichtbar, die, als ſie meine Unbekannte gewahrte, ihr ein buntes Tuch entgegenſchwenkte; mit fliegender Haſt näherte ſich letztere hierauf dem Hauſe, in deſſen dunklem Thorweg ich ſie alsbald mit der Alten verſchwinden ſah. Hinter einem Zaun verborgen, konnte ich dies alles beobachten, ohne bemerkt zu werden. Nachdem ich noch eine kurze Weile gewartet, verließ ich mein Verſteck, um das Häuschen genauer zu beſichtigen. Sein Aeußeres war höchſt beſcheiden. Ueber dem Thore hing eine Tafel, welche die Nummer 139 und nebenbei eine Aufſchrift trug, des Inhaltes: Der Collegien-Regiſtrator Bubnow ſei Eigenthümer des Hauſes. Ein Junge, dem ich begegnete, ſagte mir, daß ein Maler darin wohne. Für diesmal ſchien mir's genug; ich ging meine Freunde aufſuchen. Eine ſeltſame Zerſtreutheit hatte ſich meiner bemächtigt, ich war luſtig und traurig, ärgerlich und ſpöttiſch geſtimmt. Woher das?

Den 29. September.

Ich habe ſie ſeit neulich nicht wieder geſehen. Umſonſt durchwanderte ich die Säle des Bahnhofs, ſuchte ſie auf jeder Droſchke, in jeder Wagenclaſſe — ſie war nicht zu finden. Schade! Mir iſt ihre Gegenwart ſo zur Gewohnheit geworden, daß ich keinen andern Menſchen auf ihrem

Platze ſehen mochte; ſo nahm ich ihn denn ſelbſt ein. Seltſamer Widerſpruch! Eigentlich war ich nur gekommen, um mich mit ihr zu entzweien, ihr Bitterkeiten zu ſagen, ſie mit Vorwürfen über ihre verdammliche Neigung zu überhäufen. Mit welchem Rechte? das wußte ich ſelbſt nicht. Statt deſſen machte ihr Ausbleiben meinen thörichten Zorn alsbald verrauchen, und mich kränkte nur eins: daß ich ſie nicht ſah. Mag ſie immerhin bleiben, wo es ihr beliebt, wenn es mir nur vergönnt iſt, ſie zu ſehen, ſei's auch blos als flüchtig Bekannter, ohne andere Abſicht, ohne weiteren Zweck.

Zarskoje Sſelo ſchien mir diesmal unerträglich. Ich machte mich von meinen Freunden los und ſchlug den Weg nach dem Bubnow'ſchen Hauſe ein. Die Luft war trüb und neblig; grau wie eine bleierne Kuppel ſtarrte der Himmel auf die gelblichen Gefilde nieder. Ich ſtarrte auf das Haus, aus dem ich binnen Kurzem die Alte mit einem dicht in ſeinen Mantel gehüllten Mann treten ſah; ihr mit dem Finger drohend, richtete er einige Worte an ſie und ging, doch nicht, ohne mir vorher einen durchbohrenden Blick zuzuwerfen. Er ſchien erzürnt und die Alte ſeinem Zorne mit Schreck und Unterwürfigkeit zu begegnen. Vermuthlich war er, gleich mir, in ſeiner Erwartung getäuſcht worden. Immerhin! Mir iſt es jetzt nicht mehr halb ſo ärgerlich, daß ſie nicht kam.

Den 1. October.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach läßt ſich das Ganze auf die einfachſte Weiſe erklären. Kommt es nicht oft genug vor, daß eine Frau die Abweſenheit ihres Gatten benutzt, oder, falls er nicht abweſend iſt, ihm weiß macht, ſie beſuche eine kranke Nichte, Tante, Freundin, um ſich nach ſolch' einem verſteckt gelegenen Hauſe zu ſchleichen, wo ein Rendez-vous mit irgend einem Officier ſie erwartet. Was iſt daran Ungewöhnliches? Wie kann mich ein alltäglicher Vorfall ärgern und quälen? Ich will nicht mehr an ſie denken. — Was iſt heute im Theater? Eine alte Oper und ein neues Drama, vermuthlich eines ſo langweilig wie das andere. Soll ich zu meiner liebenswürdigen Gräfin T. gehen. Nein! ich würde Geſellſchaft bei ihr finden und bin durchaus nicht geſtimmt, welche zu ſehen. Selbſt zum Leſen fühle ich keine Luſt. — Was iſt es, das mir die Seele bewegt und mit Weichheit erfüllt? Ich möchte lieben! Nicht wie man ſo gewöhnlich in der großen Welt zu lieben pflegt, zum Zeitvertreib, zur Zerſtreuung, ſondern wahr und tief, echt und glühend. Mich verlangt nach jener Liebe, die uns in einem fremden Leben athmen läßt, fremdes Glück und Leid zu unſerem eigenen macht. O, warum iſt meine Unbekannte einer ſolchen Liebe nicht werth? Es liegt in ihrem Weſen etwas, das auf die Fähigkeit tief zu empfinden und ſich rückhaltslos hinzugeben, deutet. Vielleicht irre ich aber auch darin. Die Weiber verſtehen es ſo gut,

zu täuſchen, zu heucheln. Weiſe, wer ſich fern von ihnen hält! Zwar wird er vielleicht die ſeligſten Entzückungen nicht kennen lernen, dafür wird aber auch der Kelch der bitterſten Enttäuſchungen, der giftigſten Schmerzen an ihm vorübergehen.

Den 3. October.

Wieder mit ihr zuſammengetroffen. Eine leichte Röthe flog über ihre Wangen, als ſie mich erblickte, aus ihrem Blick ſprach Freude mit Angſt gepaart. Mein Herz ſchlug heftig, eine ſelige Hoffnung dämmerte mir auf. So iſt ihr meine Beharrlichkeit, ſie aufzuſuchen, nicht läſtig? fragte ich mich. Doch, wenn dem ſo iſt, warum ſucht ſie jede nähere Bekanntſchaft mit mir zu vermeiden? Wozu dieſe Heimlichkeiten? Woher dieſe Angſt? Bei allen Weibergeheimniſſen pflegt Liebe im Spiele zu ſein. — Mit uns fuhr ein Engländer, der ſich die Merkwürdigkeiten der Kaiſerlichen Reſidenz beſehen wollte. Diesmal war es die Unbekannte, die das Geſpräch mit mir anknüpfte; wir ſprachen vom Wetter, von Theater, von Reiſen, wobei ſie jedoch die geringſte Aeuſerung über ihre perſönlichen Verhältniſſe ſorgfältig vermied. Ihre Stimmung war belebt, ja heiter, in ihren Worten lag ein Zauber, der nur meine fatalen Entdeckungen von neulich doppelt qualvoll machte. Endlich hielt ich es nicht länger mehr aus und fragte ſie kurz:

— Sie haben wohl viele Bekannte in Zarskoje Sſelo?

— Nein, verſetzte ſie, — ich kenne dort faſt niemand.

— Aber das Haus des Collegienregiſtrators Bubnow iſt Ihnen doch bekannt? fragte ich weiter.

Sie erbleichte, ihre Lippen zitterten, ihr Blick heftete ſich mit einem rührenden Ausdruck von Vorwurf und Bitte auf mich, und mit erſtickter Stimme flüſterte ſie mir zu:

— Sie ſind ein Mann von Ehre?

— Ich denke, ja.

— So geben Sie mir Ihr Ehrenwort, nicht vor Ablauf einer Woche weiter nach mir zu forſchen.

— Ich will es, aber nur unter einer Bedingung.

— Und die wäre?

— Nach Ablauf jener Friſt von Ihnen ſelbſt zu erfahren, wer Sie ſind, und was der Grund Ihrer heimlichen Beſuche in jenem Hauſe.

Sie ſann eine Weile nach, dann entgegnete ſie entſchloſſen:

— Finden Sie Sich nächſten Donnerſtag wieder auf dem Bahnhof ein, Sie werden mich dort treffen und alles von mir erfahren. Nur auf eine Woche fordere ich Ihnen das Verſprechen ab, Zarskoje Sſelo nicht zu beſuchen und keine Erkundigungen über mich einzuziehen. Willigen Sie ein, ſo bin ich bereit, Ihnen mein Geheimniß zu enthüllen, wenn nicht, ſo ſehen wir uns nimmer wieder.

— Ich willige ein, unbedenklich willige ich ein.
— Ihr Ehrenwort alſo!
— Mein Ehrenwort darauf...
Wir trennten uns.

Den 7. October.

Wie langſam die Zeit hinſchleicht. O, wahrlich! es iſt keine geringe Entbehrung, ſie eine ganze Woche hindurch nicht zu ſehen. Oftmals überraſchte ich mich auf der Frage: Iſt ſie denn wirklich ſo ſchön? Nun ja; ihre Augen ſind prachtvoll, die Hand ungemein zierlich, der Mund anmuthig, die Naſe edel geformt, die Geſtalt elegant, aber ihr eigentlichſter Reiz liegt in der Harmonie ihrer ganzen Erſcheinung. Ich habe viel ſchönere Frauen, aber nie eine ſo bezaubernde geſehen.

Könnte ich nur errathen, was ſie mir zu ſagen hat! Könnte ich die Natur ihrer Beziehungen zu dem Bewohner jenes Hauſes ahnen! Er ſoll ein Maler ſein. Wäre es das erſte Mal, daß ſich hinter dem Vorwand eines zu malenden Portraits eine Liebes-Intrigue verbarg. Vermuthlich iſt es auch hier nicht anders. Schade, ſchade! Sie gefällt mir unbeſchreiblich und, täuſcht mich nicht alles, ſo mißfalle auch ich ihr eben nicht; — durch Liebe und Verſtändniß hätten wir uns gegenſeitig beglücken können, und können es nun nicht, denn die Erinnerung an jenes Haus, den Maler und die Alte reißt eine ewige Kluft zwiſchen uns auf. Ja, noch mehr: ſelbſt wenn ich ſie ganz tadel- und vorwurfsfrei fände, könnte ich ſie doch nicht heirathen. Meine Verhältniſſe legen mir die Verpflichtung auf, mir nur in meiner eigenen Lebensſphäre meine Gattin zu ſuchen, deren Name und Stellung den Bedingungen der Welt entſprechen. Dies alles iſt vollkommen richtig; aber wenn auch keine Heirath zwiſchen uns möglich, könnte ihre Liebe doch das ſüße Aſyl meiner Seele, meine tiefſte und geheimſte Wonne ſein, eine Wonne, die ich neidiſch vor aller Welt verbergen wollte, daß ihr Hauch ſie mir nicht entweihe. Hinweg mit euch, ihr leeren Träume, ihr nicht zu verwirklichenden Gedanken! Sie liebt einen andern, fürchtet ihn, iſt in ſeiner Macht, und zu alledem ſchwebt noch der Name Maxim Iwanowitſch drohend und mich verſpottend vor meinem Gedächtniß.

Den 11. October.

Als Schuldiger muß ich mich vor dem reinen Bilde der Frau, die meine Gedanken zu verdächtigen wagten, anklagen. Wie ſoll ich meine Erinnerungen ſammeln? wie niederſchreiben, was ſich geſtern begab?

Eine halbe Stunde vor der Abfahrt fand ich mich auf dem Bahnhof ein und nahm, um jede Störung zu vermeiden, die acht Plätze im Coupé. In martervoller Ungeduld verwünſchte ich den trägen Schritt der

Minuten. In jeder Dame, die ſich in der Ferne zeigte, glaubte ich ſie zu erkennen, hinter jedem Schleier ſuchte ich ihr Geſicht. Es war umſonſt, ſie erſchien nicht. Die Glocke läutete zum erſten, zum zweiten Male — ſie kam noch immer nicht. Durch mein fieberndes Gehirn flog der Gedanke, daß ſie mich vielleicht zum Beſten gehabt und jetzt über meine Leichtgläubigkeit ſpotte. Noch eine Minute und das dritte Läuten gab das Signal zur Abfahrt. In dieſem Momente fühlte ich wie eine electriſche Erſchütterung durch alle meine Nerven zucken, ſie mußte in meiner Nähe ſein. Ich wandte mich um und ſtand vor ihr.

— Gott ſei Dank! rief ich, — Gott ſei Dank! faſt wären Sie zu ſpät gekommen. Schnell, hier iſt Ihr Billet.

Die Unbekannte ſchien in heiterer Stimmung, in ihren Augen ſtrahlte ein freudiges Licht, zugleich lag aber in ihrem Lächeln ein triumphirender, leiſe ſpöttiſcher Ausdruck, der mich ſtutzen machte. Ich hatte Seufzer, Thränen, reuevolle Selbſtanklagen erwartet; ſtatt deſſen ſtand ich wie ein Schulknabe vor ihr, die ihrer ſelbſt ſo gewiß war.

— Sie haben Ihr Wort gehalten? fragte ſie.

— Welches?

— Nicht nach mir zu forſchen, eine Woche hindurch meine Spur nicht zu verfolgen?

— Ich habe mich Ihrem Befehl rückhaltslos unterworfen.

— Von ganzem Herzen danke ich es Ihnen, verſetzte ſie, mir freundlich die Hand reichend, die ich unwillkürlich an meine Lippen drückte, wohl mit zu großem Feuer, denn ſchnell ward ſie mir wieder entzogen.

— Als Mann von Ehre, fuhr ſie fort, — haben Sie Ihr Verſprechen erfüllt, jetzt kommt es mir zu, ein Gleiches zu thun. Wenn nicht einem Roman, gleicht die Geſchichte meines Lebens mindeſtens einer Novelle, deren Entwickelung ich in den nächſten Tagen erwarte.

— Wahrſcheinlich wird ſie vom Bubnow'ſchen Hauſe ausgehen?

— Ja wohl.

— Und wie die meiſten Novellen, hat ſie wohl auch eine Liebesgeſchichte zum Stoffe?

— So iſt's.

Ich fühlte mein Herz ſich empören.

— Und der Gegenſtand dieſer Liebe, warf ich in ſpitzem Tone hin, bewohnt wohl jenes Haus?

— Errathen.

Dieſer Grad von Offenherzigkeit machte mich raſend. Nun ja! dachte ich, ich kann mir den Helden der Geſchichte wohl vorſtellen. Ohne Zweifel, irgend ein unverſtandenes Genie, oder ein verführeriſcher Candidat, oder ein fremder Landſtreicher mit ſchwarzem Schnurbart, ſchwarzem collier grèc mit funkelnden Augen.

Zum Glück dachte ich dies alles nur und ſprach es nicht aus, ſondern fragte blos, freilich noch immer ergrimmt genug:

— Und der Held der Geſchichte?

— Mein Held? entgegnete ſie. — O, könnte ich ſeine Anmuth, ſeinen lieblichen Muthwillen ſchildern! Mein Herz lebt auf, wenn ich mir ſeine blauen Augen, ſeine ſüße Stimme vergegenwärtige.

— Wer iſt er aber? fragte ich heftig.

Sie lächelte ſanft; auf ihrem Antlitz lag der Wiederſchein eines unausſprechlich tiefen Gefühls.

— Mein Sohn, erwiederte ſie.

Wie verſteinert ſtarrte ich ſie an.

— In jenem Hauſe, fuhr ſie fort, — bei jenem Maler lebt mein Sohn. Der Arme war krank, ſchwer krank, erſt jetzt geht es ihm wieder beſſer, bald wird er ganz geſund ſein. Mein Gott! was habe ich dieſe Zeit über gelitten!

— Und warum machten Sie aus Ihren Beſuchen bei ihm ein Geheimniß? fragte ich, unwillkürlich neuen Zweifeln Raum gebend.

— Meine Gründe dafür ſind in der Geſchichte enthalten, die ich Ihnen zu erzählen im Begriffe bin, nach der Sie aber nicht mehr zu verlangen ſcheinen.

— Im Gegentheil! rief ich, — im Gegentheil! Erzählen Sie, ich beſchwöre Sie darum.

— Nun wohlan, ſo laſſen Sie mich im Tone der alten Geſchichten die meine beginnen.

Meine Eltern waren unbemittelt. Mein Vater, ein wackerer und guter Mann, war von deutſcher Abkunft; er ſtand im ruſſiſchen Staatsdienſt und lebte mit meiner Mutter, einer Polin von Geburt, in Warſchau. Die übrigen Verhältniſſe meiner Familie, den Namen mitbegriffen, haben mit den Enthüllungen, die ich Ihnen verſprach, nichts zu ſchaffen.

— Ich fahre in meinem Bericht weiter fort.

Bis zu meinem ſiebzehnten Jahre blieb ich in einer Erziehungsanſtalt, dann berief man mich heim in das väterliche Haus, um mich mit dem Manne zu verheirathen, deſſen Namen ich jetzt trage. Hoffentlich nicht mehr lange!

— Wie? unterbrach ich ſie.

— Hören Sie weiter. Unſerer Penſion gegenüber wohnte ein ſehr wohlhabender Mann mit ſeinem etwa zwanzigjährigen Sohn. Die Hauptbeſchäftigung des jungen Menſchen beſtand darin, den ganzen Tag an ſeinem Fenſter ſitzend uns ſchmachtende Blicke zuzuwerfen. Sie wiſſen, was zuweilen die Erziehung in ähnlichen Anſtalten bedeuten will. Statt an unſere Aufgaben, dachten wir an unſern Nachbar und ſchwärmten vom Morgen bis zum Abend von zartem Ritterdienſt, idealer Liebe und was derglei-

chen läppiſche und gefährliche Träumereien mehr. Ich war damals noch ein halbes Kind. Bald kam es dahin, daß unſer Gegenüber Briefchen an mich richtete, mit denen ich mich vor meinen Geſpielinnen nicht wenig brüſtete. Später erfuhr ich, daß der Vater meines Anbeters hinter dieſe Jugendthorheit gekommen war und, davon auf's Aeußerſte gebracht, ſeinen Sohn auf Reiſen geſchickt hatte.

— Und ſeinen Namen ſoll ich auch nicht erfahren?

— Doch: ſeinen Namen will ich Ihnen ſagen; er iſt Maxim Iwanowitſch.

— Sie haben ihn ſpäter geheirathet?

— Nein. Nach ſeiner Abreiſe verließ ich die Penſion und wurde mit einem Andern vermählt. Einem ſiebzehnjährigen Mädchen gilt es in den meiſten Fällen gleich, wen ſie zum Manne erhält, vorausgeſetzt, daß es kein geradezu abſchreckendes Individuum ſei. Bei mir war dies anders. Ich liebte Maxim Iwanowitſch mit aller Schwärmerei eines kindlichen Gemüthes und ergoß meine Leidenſchaft in Verſen, die von Ausrufungszeichen und romantiſchen Abenteuern wimmelten, die mich nicht wenig Papier koſteten und meine Gedanken noch confuſer machten. Demungeachtet wagte ich es nicht, dem Willen meiner Eltern zu widerſtreben, weinend ließ ich mich mit dem Brautkranz ſchmücken.

Den 12. October.

Eine wunderliche Geſchichte! Wenn ſie nur erdichtet wäre? Doch wozu wäre ſie es worden? Wer iſt Maxim Iwanowitſch? Wer iſt ſie ſelbſt? Während ſie mit mir ſprach, ſchien mir's, als ruhten ihre Augen mit einem beſondern Ausdruck auf mir; ihr Mund ſagte, ſie liebe niemanden mehr, ich las in ihren Zügen, daß ſie noch lieben könne. O, welche Muſik in ihrer Stimme! Welcher Zauber in ihrem Blick! Wie bewältigend iſt ihre Anmuth und wie ſchön wird ſie, wenn ſie ſpricht!

Wie dem aber auch ſei, eins iſt gewiß: daß ſie mein ganzes Herz an ſich zieht, daß ich nahe daran bin, ſie zu lieben! O Gott! daß ich ſie liebe! Wo ich auch ſein mag, überall iſt mir ihr Bild gegenwärtig. Alles, was nicht ſie iſt, langweilt mich, widert mich an. Die Freude und das Glück des Lebens finde ich nur mehr auf der Eiſenbahn; mit peinlicher Ungeduld warte ich, bis es Zeit iſt nach dem Bahnhof zu fahren. Ja, es war ein großer Mann, der die bewegende Kraft des Dampfes entdeckte. Ruhm und Heil ihm, wie dem Erbauer des Schienenwegs von St. Petersburg nach Zarskoje Sſelo.

Den 13. October.

Ich habe ſie wiedergeſehen; eine auffallende Veränderung ſchien mit ihr vorgegangen zu ſein und ſprach ſich ſelbſt in dem mit ungewöhnlicher

Sorgfalt gewählten Anzug aus. Sie trug ein ſchwarzes Seidenkleid, eine Sammetmantille, einen mit Spitzen garnirten Hut und war in dieſer eleganten Toilette reizender als je. Mit dem Staunen der Liebe ruhte mein Auge auf ihr. Grüßend nickte ſie das liebliche Haupt; ihre Lippen lächelten, doch las ich in ihrem Blicke eine Unruhe, die ich mir nicht zu deuten wußte.

Wir nahmen unſere Plätze im Waggon ein. Mit uns fuhren noch drei Perſonen, ein deutſcher Schauſpieler und zwei unerträgliche Schweizer, die einander während der ganzen Fahrt Stadtneuigkeiten erzählten und ſich gegenſeitig mit ihren Bekanntſchaften in der großen Welt brüſteten. Weder ich, noch meine Unbekannte wagte es, das erſte Wort auszuſprechen; nur verſtohlen blickten wir uns an. Es lag ein tiefer, überſchwenglicher Reiz in dieſem ſtummen Austauſch der Gefühle. Manchmal war mir's, als ruhe ihr Auge mit dem Ausdruck ſtillen Kummers auf mir; ich antwortete ihr mit einem Blick, in dem ſich meine ganze Seele ſpiegeln mochte, denn ſie erwiederte ihn mit einem leichten Erröthen. Ich konnte mich nicht darüber täuſchen; die ſchmerzvolle Beſorgniß der Mutter war von ihr gewichen, um dem Gefühl des Weibes Platz zu machen. Ein Neuling an meiner Stelle würde nicht ermangelt haben, durch heimliches Flüſtern die Aufmerkſamkeit der Anweſenden auf uns zu ziehen; zum Glücke weiß ich, daß man, um ein Geheimniß zu bewahren, viel beſſer thut, davon laut als leiſe zu ſprechen, um fremde Neugier, die viel reger wird, wenn ſie, ſtatt einfach zuzuhören, horchen und lauſchen muß, irrezuführen. Die beiden Schwätzer waren eben in einer Schilderung von dem neuen Palaſt der Gräfin Z., den gewiß keiner von ihnen je betreten hatte, begriffen, als ich die Gelegenheit wahrnahm, mich, wenn möglich, von den Zweifeln frei zu machen, die mit Centnerſchwere auf meiner Bruſt laſteten.

— Was macht Maxim Iwanowitſch? fragte ich. Sie verſtand meine Kriegsliſt und antwortete in demſelben Tone:

— Er iſt geſtern von ſeiner Reiſe zurückgekehrt. Leider iſt er unwohl.

— Worin beſteht ſeine Krankheit?

Faſt unhörbar flüſterte ſie mir die unerwartete Antwort zu:

— Sie heißt Eiferſucht.

— Auf wem?

Sie ſchlug die Augen nieder und erwiederte ſchüchtern, kaum vernehmbar:

— Die Eiſenbahn iſt dabei im Spiele.

— Ich fürchtete, daß er ſich bald vermählen dürfte; wird es nun anders kommen? fragte ich, indeß ein unſäglich freudiges Gefühl ſich meiner bemächtigte.

— Ich dachte, wie Sie, nun ſcheint aber aus der Heirath nichts werden zu ſollen; ein alter Spieler hat ſich in das Ganze gemiſcht und, Gott weiß, welche Verleumdungen vorgebracht, um jene Heirath zu verhindern. Maxim Iwanowitſch's Erwählte iſt zu ſtolz, ſich zu rechtfertigen, obgleich ſie es, ihres Sohnes wegen, vielleicht ſollte; doch wie geſagt, ſie iſt zu ſtolz.

— Und liebt Maxim Iwanowitſch zu wenig? ergänzte ich entzückt.

Sie ſenkte das Haupt und ſah mich ſo tief traurig an, daß mein Entzücken der Wehmuth wich.

Wie? dachte ich, ſie ſollte mir die günſtige Wendung ihres Schickſals, eine vortheilhafte Heirath, die Zukunft ihres Sohnes opfern? Nein! ich darf dieſes Opfer nicht annehmen! Schmählich wäre es, wenn ich ſie ſo dem rückſichtsloſen Zuge einer auflodernden Neigung folgen ließe, wie ſüß dieſe auch meinem Herzen ſein mag.

Wir legten den Reſt des Weges meiſt ſchweigend zurück. Sie ſchien in Nachdenken verſunken und einen ſchweren Kampf im Innern durchzukämpfen; ich war ſo getheilt zwiſchen Glück und Schmerz, daß ich keine Worte finden konnte.

Den 14. October, 5 Uhr Morgens.

Ich habe die ganze Nacht kein Auge geſchloſſen, immer war es mir, als hörte ich ihre Stimme, als ſähe ich ihren ſchwermüthigen Blick. Nein, ich will kein Hinderniß ihres Glückes ſein. Wüßte die Welt darum, ſo würde ſie mich vermuthlich thöricht ſchelten, daß ich den Worten einer Unbekannten unbedingten Glauben ſchenke, es liegt aber in der Stimme dieſer Frau ein Adel der Wahrhaftigkeit, der jeden Zweifel aufhebt. Nein, ich will ſie mit ihrem Freunde nicht entzweien, ſie ſoll mich nicht mehr wiederſehen, ich will nicht mehr nach Zarskoje Sſelo. Ueberdies habe ich heute Geſchäfte. Freilich wäre es nach Beendigung derſelben noch immer Zeit. Und, beim Licht betrachtet, welches Recht habe ich denn eigentlich, dieſe Frau zu einer Entſcheidung zu veranlaſſen, die ihr ſelbſt vielleicht nicht zuſagt? Was giebt mir die Befugniß, über das Geſchick eines Weſens zu verfügen, deſſen Namen ich nicht einmal kenne? Statt mich von ihr zu wenden, bin ich vielmehr berufen ſie, die möglicherweiſe am Abgrund neuer Gefahren ſteht, zu beſchützen? Wer ſagt mir, daß ſie mich nicht liebt, mich nicht zärtlich und glühend liebt, ohne ſelbſt zu wiſſen warum, wie's die Weiber ja nie wiſſen, wenn ſie wahrhaft lieben? Und ich ſollte ſie kalt, gleichgültig verlaſſen? Das wäre nicht nur albern, es wäre ſchlecht, undankbar, unritterlich. Es iſt entſchieden: ich fahre nach Zarskoje Sſelo! Vielleicht zum letzten Male, aber ich fahre. Meine Geſchäfte aber? Nun, ich will ſie ſchnell abfertigen.

Den 14. October, Abends.

Ein neues Abenteuer!

Von Geſchäften länger als ich dachte in Anſpruch genommen, kam ich erſt wenige Augenblicke vor der Abfahrt auf dem Bahnhofe an; faſt alle Plätze waren bereits beſetzt, die Conducteurs ſchloſſen eben die Thüren. In fliegender Eile warf ich noch einen Blick in die Wagen erſter Claſſe; aus einer ganzen Collection von häßlichen Geſichtern ſtrahlte mir ihr liebliches entgegen. In dem Blick, den ſie auf mich richtete, lag ein ſtiller Vorwurf. Da in ihrem Waggon kein Platz frei war, ſprang ich raſch in den nächſten; eine Secunde ſpäter folgte mir ein Unbekannter, der ſich gleich mir verſpätet hatte. Ohne ſchön zu ſein, hatte ſein Aeußeres etwas Edles; ſeine Geſtalt war groß und kräftig, ſein dunkler Teint ließ die ſonnengebräunten Züge faſt düſter erſcheinen. Die ſeltſame Neugier, womit er mich betrachtete, konnte mir nicht entgehen. Ich ſprach kein Wort. Mir war, als bewege ſich die Locomotive mit Schildkrötenlangſamkeit. Mein Nachbar ſtarrt mich unverwandt an; was mochte er an mir Beſonderes finden? Alle Welt kennt mich, im Theater, auf Spaziergängen höre ich oft, wie Fremde meinen Namen nennen; der Herr im weißen Makintosh mag mich an irgend einem öffentlichen Orte geſehen haben. Ich erinnere mich ſeiner nicht. Habe ich doch eine Unzahl von Bekannten, die ich nicht kenne.

Wir kamen an. Mein Gefährte ſtieg vor mir aus, holte meine Unbekannte ein, grüßte ſie und ſagte ihr einige Worte, denen ſie nur getheilte Aufmerkſamkeit zu ſchenken ſchien. Plötzlich eilte ſie in einen Winkel der Halle, wo eine alte Frau mit einem etwa ſiebenjährigen ſchönen Jungen ſtand. Den Blick auf ſie geheftet, rührt der Fremde ſich nicht von der Stelle. Meine Neugier war auf das Höchſte geſtiegen. Endlich eine günſtige Gelegenheit, dachte ich. Ich habe die eingegangene Bedingung erfüllt, jetzt bin ich nicht länger durch mein Wort gebunden; ich darf unbedenklich zu erforſchen ſuchen, wer ſie iſt.

Mit dem höflichſten Gruß näherte ich mich dem Unbekannten, dem ich im Waggon ſtumm gegenüber geſeſſen war. Er erwidert meinen Gruß ſo trocken wie möglich.

— Wollen Sie mir eine vielleicht unbeſcheidene Frage geſtatten? begann ich.

— Die wäre?

— Darf ich Sie um den Namen der Dame erſuchen, mit der Sie ſoeben ſprachen?

Er ſah mich ungläubig an.

— Wie? rief er, — er ſollte Ihnen unbekannt ſein?

— Das iſt er mir in der That.

— So hätten Sie dieſe Dame nie beſucht?

— Niemals.

— Sie wiſſen ihre Wohnung nicht?

— Nein.

— Nicht einmal ihren Namen?

— Eben ſo wenig.

— Und doch ſind Sie mit ihr bekannt.

— Ich war ſo glücklich, einigemal mit ihr nach Zarskoje Sſelo zu fahren.

— Und, dieſe Fahrten ausgenommen, waren Sie nie mit ihr zuſammen?

— Nicht ein einziges Mal.

— Können Sie mir dies mit Ihrem Ehrenwort verſichern?

— Mit meinem Ehrenwort, dem Wort eines Edelmannes.

Er fiel mir mit ſo ſtürmiſcher Freude um den Hals, daß ich in ſeinen Armen zu erſticken meinte. Ich fürchtete, er ſei wahnſinnig geworden.

— Gemach, gemach! rief ich. — Mit wem...

— Giebt es doch Böſewichter auf der Welt! rief er außer ſich. — Da haben ſie ausgeheckt, daß ſie mich täuſche und in täglichen Zuſammenkünften mit Ihnen an meiner ehrlichen Liebe Verrath begehe. Mir ſchien es immer unmöglich, daß ſie mich zu betrügen vermöge, aber dafür, daß Sie mir einen ſolchen Beweis ihrer Schuldloſigkeit geben, dafür muß ich Sie umarmen. Noch einmal, und noch einmal. Sie ſind mein Wohlthäter! Sie gaben mir die verlorene Ruhe zurück. Sie... ich...

Mit dieſen Worten ſtürzte er von mir fort, der Unbekannten nach, deren Name zu erfahren mir nun wieder nicht gelang.

Den 15. October.

In dieſem Augenblick erhalte ich folgende Zeilen:

«Sie haben geſtern über mein Schickſal entſchieden; ich bin im Begriff, Maxim Iwanowitſch meine Hand zu reichen. Er hat zu viel für mich gethan, als daß ich ihm eine Bitte verweigern dürfte. Er behauptet, ich ſei es meinem Rufe, ſei es meinem Sohne ſchuldig, ſeine Gattin zu werden, und ich fühle, daß er Recht hat. So geſchehe es denn nach Gottes Willen! — Fremde Zwiſchenträgereien hatten Maxim Iwanowitſch in Bezug auf unſere Beziehungen in die qualvollſte Unruhe verſetzt, der Ihre geſtrigen Erklärungen raſch ein Ende machten. Durch Maxim Iwanowitſch's Vermittelung iſt mein Sohn als der einzige Erbe meines verſtorbenen Gatten erklärt worden. In kurzem verlaſſen wir Rußland. Leben Sie wohl! Sein Sie glücklich!»

«P. S. Wenn Sie wieder auf der Eiſenbahn nach Zarskoje Sſelo fahren, ſo gedenken Sie meiner.»

Die Schreckensnacht.

(Aus dem Leben eines alten Militairs.)

Von Th. Bulgarin.

(Aus dem Ruſſiſchen.)

... Ihr lächelt, meine jungen Freunde und ihr ſchmunzelt, ihr alten Stubenhocker, wenn ihr mich jetzt anſeht und in meiner Geſtalt und meinem ganzen Weſen auch nicht die geringſte Spur mehr von jener Flottheit entdecken könnt, von der euch meine früheren Cameraden ſo oft vorerzählt. Ja, ja, es iſt leider wahr: Zeit und Sorgen haben die Rinde meines feurigen Herzens erſtarren gemacht — und ich bin mir ſelbſt nicht mehr ähnlich. Es gab aber einſt eine Zeit, lieben Freunde, wo ich mich bei 17 Grad Kälte in leichter Uniform wärmer und behaglicher fühlte, als jetzt bei 2 Grad, eingehüllt in meinen dicken Schuppenpelz! Jetzt bin ich durch und durch verweichlicht. Meinen ſchönen Hengſt habe ich mit einem weichen Voltaire vertauſcht, den Säbel mit der Feder, die Sporen mit Galoſchen! Sonſt... ja, ſonſt war es mir ein wahrer Genuß, in Geſellſchaft braver Cameraden, auf gutem Roß durch das weite Feld zu ſprengen und unter feindlichen Kugeln zu plänkeln und zu ſcharmützeln... Jetzt — jetzt irre ich im Geiſte durch die Sandwüſte der Literatur, mühe mich ab, ohne von der Stelle zu kommen und ermüde gewöhnlich nicht nur mich ſelbſt, ſondern auch meine Leſer durch die Erzählungen von all dem, was iſt und nicht iſt, von dem, was ſich begeben und nicht begeben, und gewinne mir endlich in dieſem literairiſchen Tirailleur-Feuer, wo ich über Proſa und Verſe ſtets die Wahrheit zu ſagen befliſſen bin, weit unverſöhnlichere Feinde, als es je die Schweden und Franzoſen geweſen ſind, mit denen wir weiland auf den Vorpoſten zuweilen recht brüderlich gezecht haben.

Meine einzige Freude beſteht jetzt in der Erinnerung an jene Tage. — Habe ich z. B. keinen Appetit, ſo denke ich an den Mangel und die Noth im Bivuac — und ſogleich fühle ich mich hungrig wie ein Wolf. Ich kann nicht ſchlafen? — gut: dann rufe ich mir jene Nächte ins Gedächtniß, wo auf Schnee oder naſſem Tannenreiſig gebettet, die Müdigkeit mir die Augen ſchloß, aber von einer Seite die ſchneidende Kälte, von der andern die glühende Hitze des Lagerfeuers den Schlaf verjagte, — ich denke daran, und im Nu bin ich ſanft entſchlummert. — Ueber-

ſchleicht Traurigkeit meine Seele, — augenblicklich erinnere ich mich an die lärmenden Freuden des Feldzugs, an die Bälle und Gelage im Hauptquartier — und alsbald ſind Sorgen und Kummer vergeſſen. — Auch den Menſchen wäre ich längſt gram geworden, wenn ich eben nicht in Kriegsdienſten geweſen wäre, und ſie nur aus ihren Heldenthaten auf dem Parquet des Ballſaals und auf dem Stempelpapier der Gerichtsſtube kennen gelernt hätte. Aber das Andenken an meine braven Cameraden, ſo froh, ſo offen, ſo uneigennützig, das Andenken an ſo manche mitleidige und theilnehmende Hauswirthe, bei denen ich im Quartier lag, und noch mehr an die liebenswürdigen Wirthinnen, die Erinnerung an die geduldigen und freundlichen Menſchen auf dem Kriegsſchauplatze ſelbſt, ſöhnen mich mit dem ganzen Menſchengeſchlechte wieder aus und knüpfen das locker gewordene Band wieder feſter.

Aber ihr wolltet ja die Begebenheiten jener Schreckensnacht in Finnland von mir hören? Wohl, hier iſt die Geſchichte.

Nachdem die Ruſſen den Sieg bei Nykarleby erfochten hatten, nahmen plötzlich die Kriegsoperationen eine ganz andere Wendung. Die Schweden begannen eilig längs der Uleåborgſchen Straße zu retiriren, ſo daß wir ihnen kaum folgen konnten. Mittlerweile rückte der grimmige, nordiſche Winter heran, mit Froſt und Schneeſtürmen. Die Armee brachte größtentheils die Tage auf dem Marſche und die Nächte im Bivuac zu. Es fehlte an Mundvorrath: um unſern Hunger zu ſtillen, zerbrachen wir uns die Zähne am ſchwediſchen Brote *) und nur ſelten waren wir ſo glücklich, unſere erſchöpften Kräfte mit einem Schluck Gin oder einem Glaſe Svagdricka **) wieder etwas ſtärken zu können: aus Mangel an Tabak rauchten manche Liebhaber getrockneten Hopfen. Unſere Pferde fütterten wir mit allem, was ſich gerade vorfand, mit Mehl, mit Stroh oder Moos; und wir ſelbſt waren durch die Aſche und den Rauch der Wachtfeuer dermaßen geſchwärzt, daß wir mehr Kohlenbrennern oder Schornſteinfegern als Soldaten glichen. Der Führer unſeres Corps, Graf N. M. Kamenski, theilte mit uns brüderlich alle Mühſeligkeiten und Gefahren des Feldzugs. Er operirte wie Suworow und die beiden Hauptregeln ſeiner Tactik waren: Schnelligkeit in den Bewegungen und Kühnheit beim Angriff.

---

*) In Finnland wird in armen Häuſern nur zwei oder dreimal im Jahr Brot gebacken, oder eigentlich flache Fladen, welche ſodann getrocknet und in den Bauerhäuſern unter der Zimmerdecke und längs den Wänden aufgehängt werden. Dieſes ſogenannte Knäcke-Brö dient dann für mehrere Monate zum täglichen Gebrauch.

**) Svadricka iſt eine Art leichtes Bier, oder vielmehr Kwas, welches der Bauer ſelbſt zu brauen pflegt. (Anm. des Verfaſſers.)

— Vorwärts, Kinder, pflegte er den erſchöpften Soldaten zuzurufen, — vorwärts, Brüder! Und dann wollen wir ausruhen und uns einen frohen Tag machen!

Und wirklich ſorgte Graf Kamenski für alle wie ein Vater: für die Officiere veranſtaltete er faſt in jeder Stadt Feſte und Bälle, und die Soldaten verſah er bei jeder Gelegenheit mit Speiſe und warmer Kleidung. Ach, Freunde, es war ſchön, unter einem ſolchen Führer zu dienen! Warum mußten wir dieſen braven General ſo bald verlieren!

Bei Verfolgung der Schweden beſetzten wir Brahestadt, wohin das Hauptquartier verlegt wurde, während die Regimenter ſich in den umliegenden Dorfſchaften vertheilten, um dort mit Beobachtung aller kriegeriſchen Vorſichtsmaßregeln, einige Tage zu raſten und wieder zu Kräften zu kommen. Nur die Avantgarde, die hier eine andere Beſtimmung erhielt und von nun an die Arrière-Garde ausmachen ſollte, bezog Quartiere im Rücken der Stadt, als Belohnung für die bis jetzt ausgeſtandenen Strapatzen: unter dieſen Truppen befand ſich auch die Ulanen-Escadron, bei welcher ich damals ſtand.

Ach, lieben Freunde, welch ein Genuß iſt es doch, in der geheizten Stube ſich auf friſchem Stroh auszuſtrecken! Und ſich dehnen und umwenden zu können, ohne die kalte Feuchtigkeit des Erdbodens fühlen zu müſſen! Und in heißer Milch aufgeweichtes Knäcke-Brö zu kauen, und Kartoffeln mit Breitlingen zu ſpeiſen! Vielleicht lächelt ihr über meinen Geſchmack, aber wer im Felde geweſen iſt, wird mich ſchon verſtehen.

Noch am nämlichen Abend machten die Officiere unſerer Escadron eine lange Liſte von allen möglichen Mundvorraths-Artikeln, man ſchoß Geld zuſammen, und da ich das Schwediſche etwas beſſer als die Andern radebrechen konnte, ſo wurde ich einſtimmig dazu erwählt, am folgenden Tage die beabſichtigten Einkäufe zu beſorgen.

Schon mit Tagesanbruch machte ich mich in Begleitung zweier Diener nach Brahestadt auf den Weg, reichlich verſehen mit Körben, Säcken, Feldflaſchen und Fäßchen. Nach einer Stunde befand ich mich in den Buden, führte alle meine Aufträge pünctlich aus und ſchickte die Diener mit den eingekauften Lebensmitteln heim, indem ich ſelbſt in der Stadt bleiben und erſt gegen Abend ins Lager zurückkommen wollte.

Ich will es euch nur frei heraus ſagen, lieben Freunde: ich dachte damals weder an Alterthümer, noch an Kunſtſchätze, noch an ſonſt etwas dergleichen, was gewöhnlich die Aufmerkſamkeit des Reiſenden zu reizen pflegt. Meine erſte Frage war vielmehr: «Wo iſt das Wirthshaus?» — Das Wirthshaus iſt nämlich der Brenn- und Einigungs-Punct des ganzen Hauptquartiers, und nur mit genauer Noth konnte ich mich durch die Zimmer drängen, welche alle mit Officieren vollgepfropft waren: hier bewirtheten ſich gegenſeitig Freunde, Verwandte und Bekannte von ver-

ſchiedenen Regimentern und Diviſionen, erzählten ſich von Schlachten und Scharmützeln, ſprachen über verwundete und gefallene Cameraden und vergaßen in augenblicklicher Fröhlichkeit die überſtandenen Mühſeligkeiten und Beſchwerden. In einer Ecke des Saals knallten Champagnerpfropfen; in einer andern klimperten Gold- und Silbermünzen auf dem grünen Tuche; hier erſchallte helles Gelächter, dort hörte man die laute und emphatiſche Erzählung einer Affaire, und am Buffet rollte ohne Unterlaß gutes ruſſiſches Geld und abgebrochene ſchwediſche Phraſen, die ein jeder, ſo gut es eben anging, auswendig gelernt hatte, um damit vor den niedlichen Wirthstöchtern prunken zu können.

Was mich anbelangt, ſo ſchien ich mir wie neugeboren: ich ließ das Vergangene vergangen ſein und ſuchte meine alten Freunde auf, die Fürſten Tſcherkask..., Golitz... und Repnins..., alle drei Officiere beim Leib-Garde-Jäger-Regimente. Mit dieſen ſetzte ich mich an einen reichlich mit Flaſchen, Braten und Kuchen beſetzten Tiſch, und begann meinen Magen in Hinſicht für ſeine bei Hunger und Durſt bis jetzt bewieſene Geduld, nach Kräften zu entſchädigen. Jetzt jagte eine Erzählung die andere: Erinnerungen an die Reſidenz und Luftſchlöſſer für die Zukunft; ehe wir es uns verſahen, trat die Abenddämmerung ein.

— Jetzt, Freunde, rief ich aus, — iſt es Zeit für mich, nach Hauſe zurückzukehren!

— Ei was! Es iſt ſchon zu ſpät! Es ſchneit! Bleibe doch da! Dein Pferd iſt ſatt und wohl verpflegt. Wozu brauchſt du nach Hauſe zu reiten?

— Nein, meine Herren, es geht nicht: ich habe mein Wort gegeben, heute Abend noch zur Escadron zu ſtoßen, und fünf Werſt ſind ja am Ende keine Hexerei!

Man führte mir mein Pferd vor: ich nahm Abſchied von den Freunden, rauchte meine Pfeife an und ritt im ſcharfen Trabe von dannen.

In der Stadt ſelbſt war von dem heftigen Schneeſturm wenig zu merken: kaum befand ich mich aber im freien Felde, als ich die ſchneidende Kälte auf das Empfindlichſte zu fühlen begann. Der Wind ſtrich pfeifend durch die Bäume des nahen Waldes und trieb Wolken von Schnee vor ſich her, die alsbald den Weg bedeckten; feine, harte Eisflocken flogen durch die Luft und zerſtachen mir das Geſicht wie Nadeln. Endlich wurde es finſter und um nicht den Weg zu verlieren, war ich genöthigt Schritt zu reiten und mehrere Male abzuſteigen. Bald fing ich an es zu bereuen, mich bei ſolchem Wetter auf den Weg gemacht zu haben: aber zum Umkehren war es zu ſpät, und übrigens brauchte ich ja auch nur den Wald zu erreichen, um in einer halben Stunde an Ort und Stelle zu ſein und ruhig in mein Nachtquartier zu gelangen.

Mit vieler Mühe folgte ich dem Saume des Waldes und endlich

glückte es mir, mehr durch den Sinn des Gefühls als durch das Geſicht, die Straße wieder aufzufinden, von welcher ich im freien Felde und unter den aufgetriebenen Schneebergen unvermerkt abgekommen. Mein Pferd war faſt ganz erſchöpft und um es ein halbes Stündchen verſchnaufen zu laſſen, ſtieg ich ab und ſetzte mich auf einen am Wege ſtehenden Baumſtumpf. Trotzdem daß ich mitten im Walde, in Sturm und Schneegeſtöber allein daſaß, kam mir kein Gedanke an eine mögliche Gefahr: nur lähmten mir Müdigkeit, die Erſchlaffung nach einem reichlichen Mittagseſſen und eine unüberwindliche Schlafſucht alle Glieder: meine Augen ſchloſſen ſich unwillkürlich. Endlich raffte ich mich auf, zündete eine neue Pfeife an und ſetzte mich abermals in Trab.

Indeſſen wurde der Schnee immer tiefer: bald mußte ich wieder Schritt reiten, und was mich am allermeiſten verwunderte, war der Umſtand, daß ich mich ſo lange auf dem Rückwege befand, während meine Reiſe am Morgen ſo kurze Zeit gedauert hatte: es waren nämlich ſchon fünf Stunden verfloſſen, ſeitdem ich Braheſtadt verlaſſen und noch immer war kein Ende des Waldes zu ſehen.

Endlich blickte in der Ferne der Schein eines Feuers und, ich muß es geſtehen, mein Herz erzitterte vor Wonne; das Pferd fing an freudig zu ſchnaufen und verdoppelte freiwillig ſeine Schritte, obgleich es ſich nur mühſam durch den angehäuften Schnee hindurcharbeiten konnte. Bald gelangte ich an eine offene Wieſe und befand mich plötzlich vor einem Weiler. Rechts vor mir flammte ein großes Feuer und um dieſes herum ſaßen und wärmten ſich mehrere Infanterie-Soldaten, unter Verſchlägen von Brettern und Strohdächern. Alle Fenſter der Bauerhäuſer waren hell erleuchtet. Ich bemerkte eben, daß ich mich dem Weiler von der Rückſeite, über Scheunen und Tennen näherte, als ich plötzlich, nachdem ich nur noch wenige Schritte vorwärts geritten, durch das laute, in ſchwediſcher Sprache ausgeſtoßene: «Wer da?!» einer Schildwache wie feſtgebannt ſtehen blieb.

Wenn der Blitz mich getroffen und an meiner Naſenſpitze herabgeglitten wäre, ſo hätte mich ein ſolches Naturereigniß gewiß nicht mehr erſchreckt, als dieſe zwei Worte in ſchwediſcher Sprache.

Einen ehrlichen Soldatentod auf dem Schlachtfelde fürchtete ich nicht, aber mir graute vor einer ſchmachvollen Gefangenſchaft. Es ganz allein mit einer Abtheilung Infanterie aufzunehmen, wäre Unſinn geweſen, und Flucht war eben ſo unmöglich, da mein armes Pferd kaum noch einen Fuß vor den andern ſetzen konnte. Was war alſo bei ſo bewandten Umſtänden zu thun?

Plötzlich durchzuckte ein Gedanke mein Gehirn, hell und ſchnell wie ein Blitz, und machte mir das Herz wieder warm: Geiſtesgegenwart und Hoffnung belebten und ermuthigten mich auf's Neue.

Wohlan, dachte ich, wollen wir wenigſtens den Verſuch machen, uns aus dieſer ſchlimmen Lage zu befreien.

Mittlerweile rief die Schildwache zum zweiten Male ihr: «Wer da?!»

— Schwede! antwortete ich laut und ſicher.

Der wachthabende Soldat öffnete das Bretterthor und ich ritt in die Einfriedigung des Dorfes hinein.

Alea jacta est, der Würfel iſt geworfen! ſagte Cäſar, als er über den Rubicon ſchritt. Ich wiederholte im Geiſte dieſe Worte, als ich die ſchwediſchen Vorpoſten paſſirte, und wenn gleich mit meinem Schickſale auch nicht das Schickſal der römiſchen Republik und der ganzen damaligen Welt zuſammenhing, ſo war doch mir, mir ſelbſt, mir, dem jungen Cornet, ſeine Zukunft und ſein Wohlbefinden eben ſo werth und theuer, wie weiland dem großen Cäſar das ſeinige und ſein ganzes Dictatoriat.

Nachdem ich hinter einer Scheuer der Schildwache aus den Augen gekommen war, hielt ich an, um mit mir ſelbſt über meine gegenwärtige Lage Rath zu pflegen.

Die erſte Pflicht des Soldaten, meine lieben Freunde, beſteht darin, daß er ſelbſt ſeinen Feinden die gebührende Gerechtigkeit widerfahren läßt. Daher will ich euch denn bei dieſer Gelegenheit ſagen, daß ich die Schweden von Herzen achte und ehre: ſie haben ſich tapfer und mannhaft geſchlagen, und ihre Officiere bezeigten ſelbſt in den kitzlichſten und ſchwierigſten Fällen des Kriegslebens einen Edelmuth und eine Ritterlichkeit, die ihnen alle Ehre machte.

Zwiſchen uns und den Schweden herrſchte alſo eine dicke Freundſchaft auf den Vorpoſten: wir theilten brüderlich unſere Vorräthe, und ſchickten einander gegenſeitig etwas von dem, was der andern Partei gerade mangelte; zuweilen trafen wir uns auch auf der Linie, tranken auf das Wohl unſerer beiderſeitigen Monarchen und Armeen, ſchieden ganz freundſchaftlich von einander, und beſiegelten endlich unſeren Bund mit Piſtolenſchüſſen und Säbelhieben, ohne dabei den mindeſten Groll und Haß zu empfinden. Ich ſehe ihn noch heute vor mir, den braven und edlen Capitain Fuchs, vom Sawolar'ſchen Dragoner-Regimente, im blauen Ueberrocke und rundem Hute, wie er auf ſeinem kleinen Rothfuchs heranzureiten pflegte, und mit einem weißen Tuche winkte, ſich nach dem Wohlbefinden unſers tapfern Kuljenew erkundigte und ihm endlich Rum und Tabak zuſchickte, als Gegengeſchenk für den erhaltenen ruſſiſchen Caviar und chineſiſchen Thee. Mit einem Worte: die Ruſſen und Schweden ſchlugen ſich bis auf's Blut, aber bei alle dem ehrten und achteten ſie ſich gegenſeitig, wie es denn tapfern und edelmüthigen Feinden ſo wohl geziemt.

Dieſen Edelmuth gedachte ich nun einer harten und gefährlichen Probe zu unterwerfen: ich beabſichtigte nämlich, mich dem erſten beſten

ſchwediſchen Officier anzuvertrauen und ihm zu entdecken, daß ich durchaus nicht die Abſicht gehabt, ihr Lager zu überfallen, ſondern ganz einfach ein verirrter, von ſeinem Wege abgekommener Reiſender ſei, der durch unvorhergeſehene Umſtände in dieſe ſchlimme Klemme gerathen: dieſes, hoffte ich, würde mich von der Gefangenſchaft befreien.

Ganz mit meinen Gedanken beſchäftigt, kehrte ich in eine Gaſſe ein und ritt gerade auf den ſchwediſchen Bivuac zu.

Meine Kleidung beſtand in einem blauen Mantel und blauer Feldmütze mit rother Kante; glücklicherweiſe trug auch mein Pferd nur einen Saumſattel, ſo daß man auch an der Schabracke nicht erkennen konnte, zu welcher Armee ich gehörte.

Bei meiner Annäherung ſprangen die Soldaten auf und einige von ihnen griffen zu den Gewehren.

— Wo iſt der dienſthabende Officier? fragte ich auf ſchwediſch.

Sie ſahen einander lange an, bis endlich ein alter Soldat an mich herantrat, und mir in halb ſchwediſchem, halb finniſchem Dialect auseinanderſetzte, daß es hier keinen Oberofficier gäbe und daß nur ein Sergeant den Poſten commandire. Ich befragte ihn in ziemlichem Kauderwelſch über den Namen des Regiments, zu welchem ſie gehörten, und als ich erfuhr, daß es die kareliſchen Scharfſchützen wären, änderte ich ſogleich meinen Plan und beſchloß, mich für einen ſchwediſchen Officier auszugeben, indem mir ſehr wohl bekannt war, daß die meiſten Einwohner Kareliens gar kein Schwediſch verſtehen.

Somit befahl ich denn, mich in das Quartier des Sergeanten zu führen, von deſſen mehr oder weniger ausgebreiteten philologiſchen Kenntniſſen die Entſcheidung meines Schickſals abhing. Der alte Soldat übernahm es, mich hinzugeleiten.

Der ganze Weiler beſtand aus vier großen Häuſern, mit einigen Nebengebäuden, wie es denn in Neu-Finnland, und namentlich in den Gegenden unfern von der Küſte, wo die Landleute ſehr wohlhabend ſind, allgemein der Brauch iſt. In dem ſchönſten und größten dieſer vier Häuſer hatte ſich der Sergeant ſein Quartier auserleſen.

Nachdem ich mein Pferd am Eingange angebunden, trat ich mit meinem Führer in die untere Stube, wo ich eine zahlreiche Verſammlung von Bauern antraf. Sie ſaßen um den Heerd herum, rauchten ihre kurzen Pfeifchen, tranken von Zeit zu Zeit einen Schluck Branntwein und horchten, wie es ſchien, auf die Erzählungen des Sergeanten.

Mein Herz pochte mir heftig in der Bruſt, aber ohne meine Geiſtesgegenwart zu verlieren, begrüßte ich die Geſellſchaft in ſchwediſcher Sprache, ſo ruhig und ſicher, wie es mir nur irgend möglich war.

Alle erhoben ſich von ihren Sitzen. Der Sergeant trat zu mir heran und fragte auf finniſch, was ich wollte und wer ich eigentlich ſei?

— En minä muista Suomea, antwortete ich, — minä olen Ruotselainen! (Ich kann kein finnisch; ich bin ein Schwede!)

Bei diesen Worten machte mir jeder von den anwesenden Landleuten eine tiefe Verbeugung, der Sergeant nahm die Pfeife aus dem Munde und fuhr, als militairische Ehrenbezeugung, mit der Hand an die Stirne, der Herr des Hauses endlich näherte sich mir mit einer vollen Flasche, füllte ein Glas, hielt mir in finnischer Sprache eine lange Rede, von welcher ich nur wenige Worte verstehen konnte und endigte damit, daß er mich einlud auf das Wohl des Königs von Schweden zu trinken.

Mittlerweile mußte ich dem Sergeanten einige Erklärungen geben: ich sammelte in der Eile alle Ausdrücke, die mein Gedächtniß aus dem Schwedischen aufgeschnappt, vermengte diese auf eine seltsame Weise mit einigen finnischen Worten und berichtete ihm in dieser selbstgeschaffenen Sprache: ich sei ein schwedischer Doctor und eile zum Capitain Fuchs, der gestern Abend gefährlich erkrankt; das Pferd meines Führers sei auf der Reise gefallen und ich selbst wäre aus dieser Ursache vom rechten Wege abgekommen und hätte mich späterhin gänzlich verirrt.

Zu meiner großen Freude merkte ich bald, daß der Sergeant noch viel schlechter schwedisch sprach als ich selbst, seine Unkenntniß der Sprache aber, aus falscher Schaam, vor den Bauern nicht eingestehen wollte; er machte im Gegentheil als ob er alles, was ich ihm sagte, vollkommen verstände und antwortete beständig und auf alle meine Reden und Fragen: O ja, mücke bra! (Ja, ja, gut, vortrefflich.)

Und somit war ich plötzlich, statt ein Kriegsgefangener zu sein, zum Commandanten des Dörfchens geworden. Der Sergeant erwartete meine Befehle und die gutmüthigen Bauern suchten allen meinen Wünschen zuvorzukommen. Mein Pferd wurde im Triumpf in den Stall gebracht, und für mich ein Tisch gedeckt, der bald unter einer Last von Speisen seufzte: Käse, Butter, gedörrtes Fleisch, gesalzene Fische und verschiedenes Eingemachtes. Man betrachtete mich als einen lieben, lang erwarteten Gast und es währte nicht lange, so war das Zimmer mit einer großen Menge Neugieriger angefüllt, unter denen sich viele Weiber und junge Mädchen befanden, rothwangig, frisch und niedlich, und unsern finnischen Schönen aus dem wiburger und petersburger Gouvernement durchaus unähnlich.

— Audaces fortuna juvat, dachte ich, machte es mir bequem, warf den Mantel ab und dehnte mich behaglich in meinem Lehnstuhl.

— Hier, sagte ich und fuhr mit der Hand über den gestickten Kragen meiner Uniform: — Stabs-Doctor aus Stockholm!

Die braven und leichtgläubigen Finnen konnten sich durchaus nicht denken, daß ein russischer Ulanen-Cornet vor ihnen eine Scene aus dem «Médécin malgré lui» aufführe, sondern umstanden ehrerbietig den Tisch,

freuten ſich über den geſunden Appetit, mit welchem ich dem aufgetragenen Abendeſſen zuſprach und ſchienen ſich nur über meine allzugroße Jugendlichkeit zu wundern. Ich verſtand etwas weniges von ihren Reden und es gelang mir glücklich, alle ihre Zweifel zu beſeitigen, indem ich mir erſt bedächtig den Bart ſtrich, dann mit dem Finger an die Stirne klopfte und endlich feierlich ſagte: «Upsala-Akademie Mediziner!»

Nach beendigtem Abendſchmaus bat mich einer der Bauern durch Zeichen und durch Worte ſeine kranke Frau zu beſuchen. Ich ging mit ihm nach ſeiner Wohnung und befahl dem Sergeanten und einigen Landleuten, mir zu folgen, um ihnen keine Zeit zu Vermuthungen und Berathſchlagungen über mich zu laſſen. Ehe ich noch das Haus der Patientin erreicht und mich mit der erforderlichen Doctoral-Grandezza an ihrem Bette niedergelaſſen, umringte mich ein ganzes Heer von Leuten, die meine Kunſt und Wiſſenſchaft in Anſpruch nahmen: da waren abgelebte alte Weiber, junge Mütter mit kränklichen Kindern, ein armer junger Menſch, den das heftigſte Fieber ſchüttelte und ein ſchönes, bleiches junges Mädchen. Ich befühlte ihnen den Puls, hieß ihnen die Zunge hervorſtrecken, forderte Feder, Tinte und Papier, und fing dann an in Gottes Namen meine Rezepte zu ſchreiben, indem ich dabei meinen Patienten feſt in's Auge blickte und die Kinder und jungen Weiber freundlich in die Wangen kniff, welche denn ihrerſeits an meiner guten Laune Theil zu nehmen ſchienen und mir eben ſo freundlich zulächelten. Ich konnte mich noch recht gut der Conjugation von ein Paar Zeitwörtern erinnern und hatte auch noch zwei bis drei Dutzend lateiniſcher Brocken im Gedächtniß: dieſe vertheilte ich denn alle mit freigebiger Hand unter meine Kranken und händigte jedem einen beſonderen Fetzen Papier ein, mit der ausdrücklichen Anempfehlung, die verſchriebene Medizin gleich am morgenden Tage aus der Apotheke holen zu laſſen, worauf ohne Zweifel Beſſerung und Geneſung erfolgen würde — vorausgeſetzt, daß der grimme Tod meinen Mitteln nicht hindernd in den Weg träte. Für meine gelehrten Leiſtungen und meine wohlgemeinten Wünſche wurden mir ſogar einige plots *) zur Belohnung angeboten: ich ſchlug aber das Geld aus und dieſe Uneigennützigkeit trug ohne Zweifel nicht wenig dazu bei allen Anweſenden eine wo möglich noch höhere Meinung von meiner Gelehrſamkeit einzuflößen.

Mit allen dieſen Krankenbeſuchen waren über zwei Stunden verfloſſen und noch dachte niemand im Dorfe daran, ſich zur Ruhe zu begeben. Mittlerweile hatte ſich der Sturm gelegt, mein Pferd war ausgeruht und hatte ſich hinlänglich ſatt gefreſſen, und ich wünſchte auf das Sehnlichſte, dieſe ganze Komödie je eher, je lieber zu beendigen. Kaum

*) Ein ſchwediſches Papiergeld zum Werthe von 60 Kop. Banco.

hatte ich den Wunſch geäußert, abzureiſen, als auch ſogleich ein Führer bereit war, mich zur Avantgarde der ſchwediſchen Armee zu geleiten. Mein freundlicher Wirth wollte durchaus keine Bezahlung annehmen: ich ſchenkte ihm alſo meine aus Hirſchgeweih gedrechſelte Pfeife und verehrte dem Sergeanten meinen rothſaffianenen Tabaksbeutel mit ſammt ſeinem Inhalt.

In feierlichem Zuge begleitete man mich unter Dankſagungen zum Dorfe hinaus und jedermann wünſchte mir eine glückliche Reiſe. Die ſchwediſche Schildwache präſentirte das Gewehr und die andern umherſtehenden Soldaten fuhren mit der Hand an ihre Tſchakos. Ich dankte ihnen von Herzensgrunde, aber nicht für die mir erwieſenen Ehrenbezeugungen, ſondern für ihre Blindheit und ritt im ſcharfen Trabe durch das geöffnete Thor.

Nach einer halben Stunde waren wir im Walde und hier theilte ſich der Weg in drei Arme: gerade vor mir, in der Entfernung einer Werſt, ſah ich die Wachtfeuer im ſchwediſchen Lager brennen.

— Wohin führt der Weg linker Hand? fragte ich den Führer.

— Nach Braheſtadt.

— Iſt es weit bis dahin?

— Eine halbe Meile.

— Bring mich hin.

Der Führer ſtand da wie verſteinert und glotzte mich an, ohne ſich vom Flecke zu rühren.

— Nach Braheſtadt! fuhr ich ihn zornig an, indem ich den Säbel aus der Scheide riß und ihn drohend über ſeinem Kopfe ſchwang.

Fort ging es jetzt in raſchem Galopp und bald waren wir aus dem Walde ins freie Feld gekommen: bei Tagesanbruch erblickte ich die Kirchthürme der Stadt und ſah die Rauchſäulen unſerer Bivouacs in die graue Morgenluft hinaufwirbeln. Ich entließ meinen Führer, nachdem ich ihn reichlich belohnt hatte und gelangte glücklich zu unſeren Vorpoſten und von da in die Stadt, wo ich nichts eiligeres zu thun hatte, als den verwunderten Freunden mein eben beſtandenes Abentheuer zu erzählen.

.....

Ja, höre ich den getäuſchten Leſer ſagen, der weiß der Himmel was für romantiſche Ereigniſſe erwartete, — ja, die Nacht hätten wir: aber wo bleiben denn die Schrecken? Hier haben wir weder Räuber noch Geſpenſter, noch Mord und Todtſchlag, nicht einmal eine kleine Entführung!

Das mag alles wahr ſein, meine Herren: aber dennoch kann ich Ihnen verſichern, daß für mich dieſe Nacht ſchrecklich genug war, und daß ich meinem ſchlimmſten Feind nicht wünſche, jemals in eine ähnliche Lage verſetzt zu ſein.

Und jetzt noch ein Wort. Die Menſchen lieben gewöhnlich aus dem

geleſenen Buche eine Moral zu ziehen... Freilich lieben ſie dergleichen eben nur in Büchern, — und wenn ſich in den Handlungen und Schickſalen unvernünftiger Thiere, wie die Fabeldichter ſie uns beſchreiben, eine Nutzanwendung findet, warum ſollte eine ſolche nicht auch in den Abentheuern eines Ulanen-Corneis enthalten ſein? Alſo, lieben Freunde, hört jetzt die Moral meiner Geſchichte:

Erſtlich iſt es für den Soldaten von größtem Nutzen, die Sprache des Landes zu kennen, wo eben der Krieg geführt wird; zweitens ſoll ein Officier in Feindesland niemals auf's Gerathewohl und in's Blaue hineinreiten, und drittens endlich, nie, und ſelbſt wenn es zum Schlimmſten kommt, darf er die Geiſtesgegenwart verlieren. — Habt ihr genug daran? Dann ſchlaft wohl und auf Wiederſehen!

Bergtönecken.

Ein Märchen.

I.

Im alten Lande Westphalen, zwischen Iserlohn und Elberfeld, wo die silberhelle Ruhr fließt, sind gar liebliche Berge und Thäler. Da tragen die Eichen herrliches goldgrünes Laub im Frühjahr, und in den spiegelklaren plätschernden Bächlein schießen die blanken rothgefleckten Forellen im Sonnenschein blitzesschnell hin und her. Die Buchen sind frisch und duftig, die Saat auf den Feldern keimt recht bunt und hell und in den Dörfern gackern die Hühner und schnattern die Enten und Gänse und die dunklen Hammerwerke pochen zu all dem fröhlichen Lärm den Takt. Da ist es denn eine wahre Lust, im Felde herumzuwandern und die Lerche auffliegen zu sehen, wie sie immer höher und höher steigt und dabei singt und schmettert aus voller Brust, bis sie zuletzt aussieht wie ein ganz kleiner Punkt und am klaren blauen Himmel verschwindet.

Zwischen all den grünen Laubhügeln und bunten Feldern zieht sich das Volmethal schlängelnd hin, nach der Ruhr zu, noch viel schöner und fruchtbarer wie alle die anderen rings umher. In dem Volmethale aber, nicht weit von dem Dörfchen Hagen, da liegt ein kahler unbebauter Berg, auf dem wächst nur wenig Moos und gar kein Gras und keine Bäume. Die dunklen nackten Steine sehen recht unheimlich und finster aus, aber in den Berg hinein ziehen sich tiefe schroffe Schluchten, die sich in dem pechschwarzen Abgrunde verlieren und die Hagener Bauern, die des Nachts heimkehren aus der Stadt, wo sie den Tag über Hafer und Gerste verkaufen, die haben schon oft gesehen, daß aus den Bergschluchten ein feuriger Nebel ganz langsam in die Höhe gestiegen ist und hat nach und nach den ganzen Berg in einen rothflammenden Schleier gehüllt. In dem Schleier aber haben sich glühende Gestalten, kleine und große durcheinander bewegt und haben bald wie furchtbare Riesen ausgesehen, bald wie schreckliche Thiere mit feurigem Rachen, die jeden Augenblick eine andere Gestalt annahmen, bald aber auch wie kleine Zwerge mit großen ungestalteten, fratzenhaften Köpfen. Und alles das hat dann den Berg herum durcheinander geschwankt und getanzt, bald auf dem Kopf, bald auf den Füßen, mit schrecklichem Summen und Brummen, Gewirr und Geschwirr. Wie es aber weiter gegangen ist, das konnten die Bauern nicht erzählen, denn sie sind eilenden Schrittes davongelaufen, damit die

böſen Geiſter nicht ihr Spiel mit ihnen treiben und ihnen ein Leid anthun möchten.

Der Berg aber heißt der Goldberg und vor alten Zeiten ſind reiche tiefe Bergwerke darin geweſen, und in dem ganzen Dorfe Hagen haben lauter fleißige muntere Bergleute gewohnt, die haben Silber und Golderz aus dem Berge gegraben, und das iſt dann nachher geſchmolzen und von geſchickten Leuten verarbeitet und Kaiſer und Könige haben Kronen, Ketten und Spangen getragen von dem Golde, das aus dem Hagener Goldberge gekommen iſt.

Jetzt aber iſt der Berg einſam und öde, und in Hagen wohnen keine Bergleute mehr, und alles Gold und Silber iſt aus der ganzen Gegend verſchwunden.

Wie das nun alles noch nicht ſo war, und der Goldberg eine zierliche Krone von Schachthäuschen hatte, durch die man in die Tiefe hinunterſteigen und zum blinkenden, glitzernden Erz gelangen konnte, da lebte in Hagen ein Bergmeiſter, der vom König über alle Bergleute geſetzt war, der hieß Friedrich Glenzer, und war ein gar ſtrenger und ſtolzer Mann.

Dieſer Bergmeiſter Glenzer ſtand nun einmal des Abends vor ſeiner Hausthür und die Bergleute zogen nach ihrer Tagesarbeit langſam vorüber und nahmen ehrerbietig grüßend ihre Schachthüte vor ihm ab. Der ernſte Mann dankte ihnen durch ein leiſes Nicken, deſto freundlicher aber wurde der Gruß der müden Arbeiter von einem kleinen roſigen Kinde erwiedert, das neben dem Bergmeiſter ſtand und mit ſeinem blonden Lockenköpfchen jedem Vorübergehenden ſo lange zuwinkte, bis er ganz um die Ecke war, und jeden bei ſeinen Namen rief und ein freundliches «Glück auf!» wünſchte, wie denn dieſer Gruß überall bei den Bergleuten Sitte iſt. Das kleine liebliche Mädchen war des Bergmeiſters einzige Tochter und wie der Vater von allen Leuten nur gefürchtet und geſcheut wurde wegen ſeines ſtolzen hochfahrenden Gemüthes, ſo wurde das gute herzige Kind vom ganzen Dorfe geliebt und jeder freute ſich, wenn Bergmeiſters Elſe oder ſchön Elſeken, wie ſie auch genannt wurde, zum Beſuch kam und man brach ihr im Frühjahr die ſchönſten Blumen und las ihr im Herbſte die ſaftigſten rothwangigſten Aepfel aus.

So ſtanden denn die beiden in der Thür, die Bergleute waren nach und nach alle vorübergezogen, die Straße war ganz leer geworden und Elſeken ſchmiegte ſich recht zärtlich und innig an den Vater und ſah oft mit ihren glänzenden dunkelkornblauen Augen zu ihm auf und wenn er ſie dann gar nicht zu bemerken ſchien und immer mit ernſtem finſteren Blick weit weit in das bunte Feld hinausſah, dann kam ihr eine Thräne nach der anderen die friſchen rothen Wangen heruntergelaufen. Denn ihr Vater war ja der einzige Menſch, den ſie auf der Welt hatte, ihre Mutter lag ſchon recht lange in der kühlen Erde und Elſeken wußte gar

nicht mehr, wie sie ausgesehen hatte; und sie hatte den Vater so lieb, so lieb, daß sie ihm immer hätte um den Hals fallen und die Falten aus dem Antlitz wegküssen mögen, aber wenn sie sich einen Anlauf dazu nahm und sah ihn dann so recht ernst und finster blicken, dann verlor sie immer allen Muth zur Zärtlichkeit und es fuhr ihr ganz eiskalt über ihr kleines Herz.

Wie sich nun Elseken mit der Schürze die Thränen abgetrocknet hatte, ohne daß es der Vater sah, und wie sie sich nun wieder so recht hell und klar in dem schönen Abendroth umblickte, da rief sie auf einmal ganz verwundert aus: «Sieh, Vater, die fremden Leute!»

Der alte Glenzer sah nach der Richtung hin, wie Elseken mit ihrem kleinen Fingerchen zeigte und da sah er dann rechts an der Weißdornhecke eine große schlanke Frau auf sich zu kommen, die führte einen schönen braungelockten Knaben an der Hand, ungefähr auch acht Jahre, gerade so alt wie Elseken sein mochte. Die Frau hatte langes kohlrabenschwarzes Haar und war wunderschön, aber ihr ganzes Aussehn war wie Trauer und Wehmuth und nur manchmal, wenn sie die langen Wimpern aufschlug, war es, als ob es in ihren schwarzen Augen blitzte und wetterleuchtete. Sie ging mit festem Schritte auf den Bergmeister zu und sah ihn dabei immer unverwandt an, zuletzt stand sie ganz nahe vor ihm und sah ihm ernst und traurig in das Gesicht, auch der Bergmeister sah schweigend und forschend nach ihr hin. Der Knabe und Elseken hatten sich aber gleich einander die Hände gereicht und lächelten sich freundlich zu.

«Ihr seid der Bergmeister Glenzer?» sprach jetzt die Frau langsam mit einer tiefen hohlen Stimme, «ich habe im Geheim mit euch zu reden.»

Der Bergmeister nickte ihr zu und ging mit ihr in das Haus. Unterdessen hatten die beiden Kinder da draußen schon Freundschaft geschlossen und sprangen an der Weißdornhecke hin und her und pflückten die weißen schönen Blüthen und die grünen Blätter und wollten daraus einen Kranz machen und einen Strauß und wollten das dem Vater und der Mutter schenken. Und der Knabe hatte Elseken gleich gefragt, wie sie hieße und hatte ihr gesagt, er heiße Anton und sie nannten sich Else und Anton und Elseken sagte immer Mutter, wenn sie von Antons Mutter sprach und Anton sagte immer Vater, wenn er Elsekens Vater meinte. Unterdessen waren die beiden Alten wieder aus des Bergmeisters Hause gekommen und sahen viel freundlicher aus wie vorher und lächelten, als sie die beiden Kinder so fröhlich mit einander spielen sahen.

«Das kann einmal ein Pärchen werden», sagte Antons Mutter zum Bergmeister.

«Wenn ihr haltet, was ihr versprochen habt, so kanns was werden», meinte der, und sie riefen die Kinder zu sich.

Was aber Antons Mutter mit dem Bergmeister so geheimnißvoll

geſprochen hatte, das hat nie ein Menſch erfahren. So viel iſt gewiß, daß der Bergmeiſter Glenzer, der nie einem Menſchen was gönnte, geſchweige denn was gab, der Mutter und dem Sohne ſchon am anderen Tage ein Haus nicht weit von dem ſeinigen bauen ließ, ihnen Wieſe, Feld und Garten gab, ſo daß es ihnen an nichts zum vollſtändigen und bequemen Lebensunterhalt mangelte.

Von der Zeit an aber, wo Frau Gertrud, ſo hieß Antons Mutter, in Hagen lebte, waren die Gold- und Silberbergwerke noch einmal ſo ergiebig, die Erzgänge, ſtatt in der Tiefe immer ärmer und dünner zu werden, wurden breiter und goldreicher und mancher neue glänzende Erzbaum ſtreckte den Bergleuten ſeine Aeſte entgegen, wo ſie ſich deſſen gar nicht gewärtig waren. Das hatten nun die Hagener wohl gemerkt und manche Leute ſagten, Frau Trude ſei eine ſchlimme Zauberin, die mit böſen Geiſtern einen Bund geſchloſſen und ihnen die Seele verſchrieben habe, wofür der Satan ihr alle ſeine ſonſtigen Künſte und Kniffe lehre, es würde aber einmal mit der ganzen Geſchichte ein Ende mit Schrecken nehmen und man würde ſchon ſehen, was davon käme, wenn man ſich mit Teufelsperſonen einließe. Auf einmal würde ſich das Hexengold in Kohlen oder noch was Aergeres verwandeln und die Leute, die daran geglaubt hätten, würden dann ſchon einſehen, wie ſie der Satan zum Narren gehabt hätte.

Dem war aber nicht ſo; Frau Trude war zwar eine Frau, die viel mehr wußte, wie andere Menſchenkinder und die manches von der Zauberei und geheimen Wiſſenſchaft verſtand; aber eine böſe Zauberin war ſie nicht und noch viel weniger hatte ſie ſich dem Teufel verſchrieben.

Die Gerüchte und Geſpräche von der Hexerei der Frau Trude wurden aber immer ärger, als die Hagener merkten, daß ſie jedes Jahr um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche auf viele Wochen verreiſte ohne irgend jemandes Begleitung und dann immer krank und bleich und abgehärmt zurückkehrte. Da ſagten denn nun die Leute, der Satan diene Frau Truden das ganze Jahr und ſie müſſe ihm dafür zum Entgelt in der Tag- und Nachtgleiche dienſtbar ſein. Die Sache verhielt ſich aber gerade umgekehrt. Frau Trude hatte mit ihrem Manne, der auch zum Bergbau gehörte und Bergmeiſter war, ganz fromm und friedlich in dem fernen kalten Lande Schweden gelebt. Sie hatten von Vater zum Sohn gar große bergmänniſche Weisheit und viele hohe Geheimniſſe ererbt und mit Hülfe derſelben blühte das untergebene Bergwerk herrlich und ergiebig. Da ließ ſich der unglückliche Bergmeiſter durch die Vorſpiegelungen böſer Geiſter verblenden, daß er ſich ihnen um größeren Reichthums willen ergab und verſchrieb. Frau Trude hatte nichts davon geahnt; ſie dachte, der Reichthum käme all auf rechtlichem Wege, bis denn der Satan ſeinen Sold forderte und den armen verführten Berg-

meiſter im Schacht von der Leiter hinunterſtürzte und ihm das Genick brach.

Die unglückliche Frau wollte ſchier verzweifeln, als man ihr den ſterbenden Mann ins Haus brachte, aber ſie wäre beinahe auch geſtorben, als ihr der Bergmeiſter ſeine Sünden geſtand und ſie bat und flehte, jedes Jahr um die Tag- und Nachtgleiche 6 Wochen an ſeinem Grabe zu beten, damit die böſen Geiſter keine Macht über ſeine unſterbliche Seele gewinnen könnten. Zugleich befahl er ihr, nach Weſtphalen zum Dorfe Hagen zu ziehen, wo er den Bergmeiſter als einen ehrgeizigen goldliebenden Mann kannte, der gewiß von ihren tiefgeheimen Kenntniſſen gern Nutzen ziehen würde — denn an ihrem Wohnorte konnten ſie der Traurigkeit und der Leute wegen nicht bleiben. Als nun ihr Mann todt war, hatte Frau Trude pünktlich alles ausgerichtet, wie er es wünſchte, ſie reiſte jedes Jahr den weiten Weg nach Schweden ganz allein, betete dort auf dem Grabe ihres verſtorbenen Mannes und rettete ſo ſeine Seele aus den Klauen des böſen Feindes.

Frau Trudens Söhnlein aber wurde alle Jahr ſchöner und größer, und Bergmeiſters Elſeken blühte aus dem beſcheidenen Knöspchen zu einer gar herrlichen Roſe heran und beide Kinder hatten ſich ſo von Herzen lieb, daß das eine ohne das andere gar nicht leben konnte. Wollten ſie die Sprüche auswendig lernen, die ihnen der Bergſchulmeiſter aufgegeben hatte, ſo mußten ſie erſt zuſammen ſein, und wenn Elſeken und Anton ſich nicht einander abhören konnten, dann wollten die Aufgaben gar nicht in den Kopf. Wenn Elſeken auf die Wieſe mußte, um den Mähern das Eſſen zu bringen, dann war Anton gleich da und half tragen, wollte aber Anton auf die Halde oben an den Goldberg gehen und ſich ſchöne Kryſtalle und Erzſpiegel ſuchen, dann fehlte gewiß Elſeken nicht, und ſie gingen Hand in Hand oben hinauf zu den Goldgruben und Anton wollte gar nicht mehr ohne Elſeken gehen, denn er ſagte, ſie fände immer die ſchönſten Kryſtalle und die glatteſten Erzſpiegel. Oben an dem Bergwerke aber zu ſein und den Knappen zuzuſchauen, oder in die Puchwerke zu gehen und das edle Erz in kleine Stücke pochen zu helfen, das war Anton's größte Luſt, und die Bergknappen ſahen es gerne, wenn der ſchöne braunlockige Knabe ihnen zuſchaute oder ſich bemühte, ihnen mit ſeinen kleinen Händchen Hülfe zu leiſten. Die Leute aber, die des Knaben große Liebe zum Bergweſen ſahen, freuten ſich darüber und ſagten, er würde gewiß einmal ein tüchtiger großer Bergmann werden und ſie nannten ihn deshalb gewöhnlich nur: «Bergtöneken»

Bergtöneken wurde aber alle Tage größer und ſtärker und ſeine Mutter ſah es gern, wenn er ſich viel mit dem Bergweſen abgab, denn das altbergmänniſche Blut aus dem ſie entſproſſen, hatte ihr eine gewiſſe Vorliebe für den Beruf ihrer Vorfahren eingeflößt und ſie gedachte der-

maleinſt dem geliebten Söhnlein alle die großen Geheimniſſe mitzutheilen, die ſie über das Vorkommen der Erze und nutzbaren Geſteine kannte, damit ihm daraus in Zukunft viel Reichthum und Ehre erwüchſe.

Als nun Bergtöneken zwölf Jahre alt war, wurde er Puchjunge und hämmerte gar freudig auf die blanken Erze und ſchimmernden Geſteine los. Das Geklapper der Puchwerke und der vielen künſtlichen Maſchinen, die er nun bald begriff und verſtändig zu gebrauchen lernte, das war ihm eine herrliche Muſik und er ſtimmte fröhlich mit ein in die Jubellieder der anderen Knaben, wenn die großen Pochſtempel den Tact kräftig dazu ſtampften. Wenn er aber an den Erzſtufen recht ſpiegelhellen Bergkryſtall, oder ſchöne braune Zinkblende, oder recht glänzende Bleiknöpfchen fand, dann ſchlug er ſie ſorgſam und vorſichtig ab und nahm ſie Abends mit heim und brachte ſie Bergmeiſter's Elſeken. Die freute ſich dann immer königlich über ſolche liebe Geſchenke und hatte gewöhnlich ſchon ein Blumenſträuschen oder Kränzchen oder im Winter einen rothwangigen Apfel bereit, den ſie für ihr treues Bergtöneken zum Entgelt für ſeine ſchönen Steine aufgehoben hatte.

III.

Als Anton vierzehn Jahre alt geworden war, da gab es nicht leicht einen ſtattlicheren Jüngling im ganzen Dorfe Hagen und er hatte ſich als Puchjunge immer ſo gut, ſo fleißig und brav gehalten, daß ihn der Berggeſchworene jetzt ſchon von dem Puchwerk wegnahm und ihn als Lehrhäuer in die Schaar der wirklichen Bergleute und Grubenarbeiter einreihte. Da war denn nun niemand fleißiger als unſer Töneken; früh des Morgens, vor Sonnenaufgang, noch ehe der erſte Ton der Zechenhausglocke durch die Luft zitterte, war er ſchon aus den Federn, hatte ein frommes Gebet geſprochen, von der alten Mutter im vollen Bergmannsſtaat Abſchied genommen, und wanderte im ſchwarzen Grubenkittel, den grünen Schachthut keck in die braunen Locken gedrückt, munter den Goldberg hinan, und manche junge Dirne, die früh genug aufgeſtanden war, ſah dem prächtigen Jungen lange nach, wie er ſo froh und rüſtig dahinſchritt, ſein luſtiges Bergmannsliedchen ſang, den blanken Gurt feſt um die ſchlanke Geſtalt geſchnürt, indem er ſein glitzerndes Grubenlicht im lachenden Sonnenſtrahl hin und herſchwenkte. Er war der hübſcheſte Junge im Dorfe und die Dirne, die ihm nachſah, war gewiß nicht umſonſt ſo früh aufgeſtanden. Am Ende des Dorfes aber, wo des Bergmeiſters Haus ſtand, da war es immer, als ob Töneken ſchon müde würde, er ging ſo langſam und ſah bei jedem Schritt über den Weg, als ſuche er ſich irgendwo ein Ruheplätzchen; aber ſein Lied wurde lau-

ter und lauter und in den Tönen mußte wohl eine eigene Kraft verborgen sein, denn jedesmal öffnete sich von dem Sange das Fenster in des Bergmeisters kleinem Erkerstübchen, und ein herrliches, blondes Köpfchen, ein Paar Rosenwangen, ein Paar Kornblumenaugen schauten zwischen den Epheuranken heraus und dann klang es «Glück auf, Töneken!» — «Schön Dank, Elseken!» — «Fahr glücklich, Töneke!» — «Es geh dir wol, Elseken!» Und wenn der junge Bursche dann weiter wanderte zum fröhlichen Tagewerk und noch lauter und munterer sein Liedchen in die alten bemooften Steine hineinsang, dann prangte nicht selten ein schönes, buntes Blumensträußchen hinter dem silbernen Schlägel und Eisen an seinem Schachthut, und ein paar sanfte, blaue Sternlein leuchteten ihm nach, bis er in der dunklen Thüre des Zechenhauses verschwand.

Elseken war eine gar schöne, holde Jungfrau geworden; wenn des alten Vaters Blick auf dem lieblichen Mägdlein weilte, da lächelte er gar freudig und behaglich, und meine Großmutter hat mir gesagt, er hätte davon gesprochen, daß ein Prinz für seine Tochter nicht zu gut sei; und weil sie es gesagt hat, muß es wohl wahr sein.

Wenn Elseken die Geschäfte des Hauses besorgt hatte, und sie war ein gar sorgsames und fleißiges Hausmütterchen, dann war sie gar oft bei Tönekens Mutter, der alten Frau Trude. Der Bergmeister sah das ganz gern und er hatte wohl Recht, der Alte; denn Elsbeth lernte bei der klugen Frau nicht allein alles, was zur Haushaltung, Wirthschaft, zum Feld- und Gartenbau gehörte, aufs Schönste und Beste, sie verstand auch gar bald unter Frau Trudens Anleitung so flink mit Spinnrad, Haspel, Weberschiffchen und Nadel umzugehen, daß kein Dirnlein im Dorfe sich in diesen nützlichen Künsten mit ihr messen konnte. Und wenn sie so bei einander saßen, die alte, gute Frau Gertrud und das junge liebliche Elseken, dann streute die weise, kluge Frau gar manches herrliche Saatkorn in das empfängliche frische Herz. Sie erzählte ihr von den guten, edlen Menschen, die vor alten Zeiten gelebt, und was sie schönes gesagt und gethan, dann las sie auch wohl dem jungen Mädchen die schönsten und erbaulichsten Stellen der heiligen Schrift vor und sprach darüber gar klar und verständlich und pflegte den Glauben und die Frömmigkeit in dem Herzen der holden Jungfrau. Dazwischen aber sprachen sie auch dann und wann von Töneken und was er jetzt wohl treibe, und wie es ihm ergehe unten im tiefen Schacht, und dann wurden beide gar redselig und ich weiß nicht, wem das Geplauder lieber und angenehmer war; wenn du es aber wissen willst, so frage deine Frau Mama oder deinen Schatz; einer von ihnen wird es dir wohl sagen.

Wenn aber der Abend hereinbrach und die Sonne tiefer und immer tiefer hinter den Goldberg hinunterſank, wenn die Schicht verfahren war und Töneken sich nach der Mühe des Tages an dem Heerde der Mutter

gelabt und gepflegt hatte, dann ſaß er gar oft mit den beiden Frauen in dem ſchönen Garten hinter dem Häuschen und erzählte ihnen von dem ſchönen Bergwerk und den glänzenden Erzen, von Grubenbau und Bergmannsfreude, und Frau Trude und Elſeken konnten ſich nicht ſatt hören an den Worten des jungen Häuers; und Töneken wurde nicht müde zu erzählen, wenn er die Hand der alten Mutter in der ſeinen hielt und der ſchönen Elsbeth dabei in die Augen ſah.

Es war aber auch ein wunderſamer, herrlicher Garten, der Garten der Frau Gertrud; nirgends im ganzen Dorfe konnte man ſo ſchöne, ſo ſeltene Blumen ſehen. Wenn Frau Gertrud im Frühjahr den Saamen in die friſche, duftende Erde ausgeſtreut hatte, da ſchoſſen gar bald prächtige, wunderſame Gewächſe empor, wie ſie nie zuvor ein Menſch in der Gegend geſehen hatte, und wenn die warme Sommerſonne in das ſchöne Thal hineinſchien, da blühte alles in dem blendendſten Farbenſchmelz, und wenn ſich die feenhaften Blüthen auf den zierlichen Stengeln im lauen Abendwinde hin- und herwiegten, ſo war es, als ob ſie ſüße, zauberiſche Weiſen ſängen und wenn die bunten Kelche ſich leis berührten, ſo war es, als wenn Glasglöcklein an einander klingen.

Es war der Tag des heiligen Johannes, der ſich ſeinem Ende entgegenneigte. Die Pochwerke und Schmelzhütten in weiter Ferne tauchten in einem roſigen Nebelmeere unter und verſanken allmälig im Schleier des tiefſten Abenddunkels. Die bunte Heerde verließ die fetten Weiden und zog mit traulichem Blöken in das ſtille Dorf. Die Abendglocken vom Kirchlein und vom Zechenhauſe brachten fromm und milde mit dem letzten, ſchmetternden Geſange der Lerche der ſinkenden Sonne ihre Abſchiedsgrüße zu. Stiller und ſtiller wurde es im lieblichen Thale, dumpf murmelte der klare Bach über den glatten Kieſeln, furchtſam verließ das ſchlanke, ſchüchterne Reh den tiefen Schatten des Waldes, um ſich am kühlenden Trunke zu laben. Hier und dort verſchwanden düſtere Menſchengeſtalten in der Dunkelheit des Gehölzes, die ängſtlich eilten, die langerſehnte Nacht zu benutzen, um das Johannisblut zu ſammeln, die Springwurzel zu ſuchen oder gar der Wunderblume zu begegnen, die den glücklichen Finder zu den herrlichſten Reichthümern geleitet.

Die Sonne war hinter den knorrigen Stämmen des Eichenwaldes verſchwunden, ein mildes Abendroth umzog den Himmel und die purpurngefärbten Wölkchen ſtrahlten mit goldenem Saume. Die ſengende Hitze des Tages war entſchwunden, die Blätter der Bäume, von leiſen Lüftchen bewegt, wiegten ſich flüſternd hin und her. Der glänzende Abendſtern ſtieg hinter dem dunkeln Walde herauf und ſtralte in glühendem, röthlichen Lichte. Der bezauberndſte Ort in Frau Trudens Garten war eine ſchattige Laube von wildem Wein und duftigem Geisblatt; purpurrothe Blüthen ſtreckten hie und da die glatten Köpfchen zwiſchen den bunten Blättern

hervor und hauchten würzigen Balſam in die laue Luft. In der Laube ſaßen Töneken und Elſeken in wonnigem Zwiegeſpräch; Frau Trude aber ging langſam im Garten umher, pflückte hier ein vertrocknetes Blatt, zog dort ein Unkrautpflänzchen aus den Büſcheln nützlicher Kräuter, oder erquickte eine ſchmachtende Blume mit friſchem Nachttrunk. Töneken erzählte dem lieben Mädchen von der Herrlichkeit in der Tiefe des Bergwerks, er ſprach von Schacht und Stollen, Fahrt und Kunſt, Erz und Berg, von den rauſchenden Waſſerfällen des Felſengrundes und den böſen, Verderben bringenden Wettern. Wie ein Feuerſtrom floß die Rede von den Lippen des prächtigen Jungen, man ſah es ihm an, das edle Bergmannsleben erfüllte ihm Geiſt und Herz, und wenn er mit ſtrahlendem Auge Freud und Leid des unterirdiſchen Tagwerks ſchilderte, dann griff er wohl auch zu der neunſaitigen, künſtlich aus Holz geſchnitzten Bergmannszither und ſang der ſtillhorchenden Jungfrau eine ſchöne alte Bergweiſe.

Blaſſer und blaſſer wurde das Abendroth, Stern um Stern entzündete ſich am blauen Himmel, die purpurnen Mohnblüthen wiegten im leiſen Winde ihr Haupt auf den ſchwanken, grünen Stengeln; Käfer und Schmetterlinge ſummten durch die Luft, daß es klang wie ein ferner, erſterbender Orgelton.

Töneken erzählte, wie oft in der Tiefe des Gebirges die Lagen koſtbaren Geſteins mit einander wechſeln und auf einander folgen. «Siehſt du», ſprach er zu Elſeken, «denke dir, der ſchmale Pfad, der hier von der Laube durch das Mohnfeld führt, ſei eine durch den Fels getriebene Strecke. Und das kannſt du dir ja recht gut vorſtellen, ſieh hin, wie die hohen, ſchwanken Stengel ſich von beiden Seiten über den Pfad hinüberneigen, ſchau, die rothen Blüthenblätter bilden oben ein dichtes Dach, daß kein zitternder Mondſtrahl hindurchdringen mag. Denke dir alſo, das ſei eine Strecke; die grünen Wände zu beiden Seiten ſind herrlicher Malachit, die Purpurdecke — köſtliches Rothgülden, der gelbe Kiesboden glitzernder Felsſpath und dort ziehn ein Paar Glühwürmchen langſam durch den Gang, das ſind ferne, ferne Grubenlichter, die locken uns hinein in das ſchöne Bergwerk, daß wir ihn ſchauen, den Glanz und den Reichthum in der herrlichen Tiefe.» Und als Töneken ſo ſprach, da waren ſie hinausgetreten aus der Laube und unwiderſtehlich zog es ſie hinein in die dunkle Halle, die von den hohen, ſich zu einander neigenden Mohnpflanzen gebildet wurde; Arm in Arm, faſt bewußtlos, ſchritten ſie weiter und weiter, das Summen der Käfer tönte heller und klarer, zu den Glühwürmchen die ſie geſehen, geſellten ſich mehr und mehr glänzende Punkte und kamen näher und wurden größer und größer. Und plötzlich wichen die ſchönen grünen Malachitwände weit auseinander, die Decke hob ſich zur herrlichen Domkuppel, das Summen der Käfer ward zum

feierlichen Choral, die Glühwürmchen traten herbei aus dem nahen Gange, eine Schaar freundlicher Bergleute mit flackernden Lampen — sie waren in der Tiefe des Bergwerks.

Und mit dem freundlichſten «Glück auf» begrüßten die Schlägelgeſellen das junge ſchöne Paar, als hätten ſie ihrer ſchon lange geharrt und nun ging es weiter und weiter durch den unterirdiſchen Rieſenbau, voran leuchteten die wackeren Bergleute unſer ernſtem kräftigen Geſang und hinter ihnen führte der Jüngling die ſchöne Elsbeth und zeigte ihr das unterirdiſche Wirken der Natur und die Werke der emſigen Männer. Bald weckte ihre Bewunderung das rubinglänzende Rothgüldenerz, oder die roſige Kobaldblüthe, oder der ſpiegelglatte ſtahlſchimmernde Bleiglanz, bald ſtaunte ſie ob der mächtigen Maſchinen, Räder und Waſſerkünſte, die der winzig kleine Menſch in der grauſigen Bergestiefe, beim matten Lichte des Lämpchens gebaut, und mit denen er den unbändigen Widerſtand der rohen Naturkräfte zu bewältigen verſteht. So hatten ſie nach und nach die ſchönſten Gruben des Goldlagers durchwandert. Tönekens Kameraden waren einer nach dem andern in Strecken und Stollen verſchwunden und er hatte ſich mit dem lieben Mädchen niedergelaſſen zur Ruhe auf einer Bank von ſchönem Erze, die in der prächtigſten, von der Natur ſelbſt gebildeten Grotte ſtand. Die hohe Grotte war aber nichts anderes, als eine große gewaltige Kryſtalldruſe und die Wände ringsum ſtralten und glitzerten bald im ſchönſten Dunkelroth, bald im friſchſten Blättergrün von dem herrlichſten Rothgülden und Kupfermalachit. Und Elſeken war, überwältigt von der Macht der neuen Eindrücke an die Bruſt ihres Freundes geſunken und ſah voll Wonne und Seligkeit zu ihm hinauf. Und da war es denn beiden ſo eigen, ſo neu — ſo ſelig und doch ſo beklommen im Herzen — ihre Lippen hatten ſich gefunden und ſie tauſchten Kuß und Kuß mit zärtlichem Liebeswort.

Lange hatten ſie ſo geſeſſen und wußten nicht, wie ihnen geſchehen, was ſie gethan und geſprochen. «Wenn ich Knappe werde», ſagte jetzt Töneken und richtete ſich ſtolz auf aus der Umarmung des holden Mädchens, — «wenn ich Knappe werde, ſo trete ich hin vor deinen Vater und fordere dich von ihm zum Weibe. Der Segen der Mutter iſt uns gewiß!»

Und indem die Liebenden, der ſüßen Hoffnung froh, von Neuem in kindlicher Freude ſich einander in die Arme ſanken, legten ſich zwei Hände ſanft auf ihre Häupter und eine zärtliche Stimme ſprach tiefbewegt über ihnen: «Der Segen der Mutter iſt euch gewiß!»

Sie ſahen ſich um. Der ſchöne Kupfermalachit war zu grünen Weinblättern geworden, das ſtralende Rothgülden hatte ſich in purpurne Blüthen verwandelt; ſie ſaßen in der ſchönen Laube, in Frau Trudens Garten. Und die Mutter ſtand vor ihnen, Thräne auf Thräne entrollte

den Augen der Alten und mit zitternder Hand weihte ſie den Bund des lieblichen Paares.

IIII.

Der Herbſtwind pfiff ſo kalt und ſchaurig durch die dürren blätterleeren Aeſte, daß das Eichkätzchen ſich bang und froſtig in den Zacken der dicht bemooſten Tanne barg, das gelbe Laub wirbelte am feuchten Boden und jagte blitzſchnell durch die Luft; am trüben Himmel kochte, wogte und brauſte es beſtändig; es war die Jahreszeit, wo man am liebſten daheim iſt, in ſchützender traulicher Behauſung.

Frau Gertrud war aber nicht daheim bei den geliebten Kindern, ſie war in ferne Länder gewandert, zu dem alljährlichen Werke frommer Liebe und ſo oft auch Anton und Elsbeth den Goldberg erſtiegen und ausſchauten bis zu den fernſten blauen Bergen, kein Weg wollte eine Spur zeigen von der heimkehrenden heißerſehnten Mutter. Bald meinte Anton, ſie müſſe vom Siebengebirge herkommen und dann ſchauten ſie nach Mittag, dann war Elſeken mehr für den Rhein und ſie ſpähten nach Abend, jetzt kam das Münſterland und das Waldeckiſche an die Reihe, aber alles blieb vergebens. Schon klopfte der Winter mit ſeinen Eiszapfenfingern an die Hütten der Bergleute und Frau Gertrud war noch immer nicht heimgekehrt.

Aber nicht allein bei dem liebenden Paare hatte der Mutter Abweſenheit Kummer und Sehnſucht erregt, auch dem Bergmeiſter Glenzer war ihr Fernſein verdrießlich und unangenehm. Die Gruben fingen an ſchlechte Ausbeute zu machen, reiche Gänge keilten ſich aus, zerfielen in Trümmer oder wurden durch faule Ruſcheln ſo weit von ihrem Streichen verworfen, daß ſelbſt die kundigſten Steiger das fortlaufende Trum nicht wiederzufinden vermochten. Böſe Wetter lagerten ſich an den beſten Abbauörtern, Grundwaſſer hinderten das Abſenken der Schachte, kurz, es war, als ob alle böſen Berggeiſter ſich gegen die hagener Gruben verſchworen hätten. In ſolchen Fällen hatte Frau Gertrud immer den beſten Rath zu ertheilen gewußt, und wenn man ihren Weiſungen folgte, legten ſich die zerfahrenen Trümmer wieder zu Gange, die böſen Wetter wurden vertrieben und die Grundwaſſer gewältigt. Während ſich nun der alte Glenzer ſchon darüber weidlich ärgerte, daß die weiſe Frau nicht am Orte war, um durch ihren Rath den Bergwerken wieder auf die Beine zu helfen, ſo erboſte ihn noch viel mehr das Geflüſter der Leute, das von Zeit zu Zeit bis zu ſeinen Ohren drang: der ſchlechte Ertrag der Bergwerke ſei nur die Folge davon, daß der Bergmeiſter ſich mit der alten Hexe eingelaſſen. «Wer den Teufel ruft, muß auf Geſtank gefaßt ſein», ſagten die Leute und zuckten die Achſeln. So war denn Elsbeths

Vater in beſtändiger Wuth, in ununterbrochenem gährenden Zorne über das Unglück des Goldbergs, Frau Trudens Fernſein und das Gerede der Leute.

Frau Gertrud aber ſehnte ſich eben ſo ſehr aus dem fernen kalten Lande in das traute Hagen, nach den Lieblingen ihres Herzens zurück, wie ihre Zurückkunft dort erbeten und erfleht wurde. Ein ſchweres Leiden hatte ſie auf das Krankenlager geworfen, freundliche theilnehmende Menſchen pflegten und tröſteten ſie, ſo weit es die eigene Armuth erlaubte, aber unerträglicher als der unſäglichſte Körperſchmerz drückte ſie die Trennung von ihren Lieben und das Bewußtſein ihnen Angſt und Kummer zu bereiten.

So war denn der Tag erſchienen, an welchem Töneken unter die Zahl der Knappen aufgenommen werden ſollte, und Frau Trude war noch immer in weiter Ferne. Im Zechenhauſe war die Knappſchaft verſammelt, unter dem Schalle der Glocke verlas der Oberſteiger den Bergbefehl, durch den Anton in die Reihe der Vollhäuer eintrat. Den ſammtenen Schulterbeſatz ſeiner Grubenjacke zierten ſilberne Schlägel und Eiſen, und in ſeiner Hand blitzte die Bergparthe, die Wahrzeichen ſeines neuen Standes. Nachdem die Ernennung verleſen und die feierliche Handlung durch ein frommes Gebet beſchloſſen, reichte zuerſt der Oberſteiger und dann jeder der Knappen dem neuen Cameraden die Hand und begrüßte ihn mit herzlichem Druck und Bruderkuß; dann ging alles an das gewohnte Tagewerk. Nicht ſo Bergtöneken. Sein Pfad führte ihn heute ganz wo anders hin. Mit zagendem Schritte ſchlug er den Weg ein zu des Bergmeiſters Wohnung, und mit ängſtlich klopfendem Herzen trat er vor den ſtreng gebietenden Mann.

— Glück auf, Bergmeiſter, grüßte er den Finſterblickenden, deſſen Groll durch Tönekens Erſcheinen von neuem angefacht wurde, da ihm um ſo lebendiger all das Ungemach vor die Seele trat, das ihm aus Frau Gertruds Abweſenheit erwuchs.

— Glück auf, Knappe, herrſchte er dem Eintretenden entgegen, — was bringſt du?

Wäre der Bergmeiſter dem jungen Manne mit der Freundlichkeit begegnet, die dieſer ausnahmsweiſe vor allen Knappen von ihm gewohnt war, Tönekens Befangenheit hätte ſich von Augenblick zu Augenblick geſteigert, ſo aber rief des alten Mannes Rauhheit in dem Jünglinge das ganze Bewußtſein ſeiner Männlichkeit wach. Seine Bruſt erweiterte ſich, ſeine Geſtalt richtete ſich empor, ſein Blick ſtrahlte in dem Gefühle des eigenen Werthes.

— Ich liebe eure Tochter, Bergmeiſter Glenzer, ſprach er mit feſter Stimme. — Elsbeth hat mir ihr Herz geſchenkt, ich komme, um euch zu bitten, daß ihr ſie mir zum Weibe gebet.

— Meine Tochter dir zum Weibe? ſchrie der Alte bleich vor Zorn

und ſeine Augen blitzten in unheimlicher Wuth. — Seht mir an, den Landſtreicher! Wer biſt du, woher kommſt du, was haſt du? daß du mit ſolchen kecken Gelüſten hintrittſt vor deinen Meiſter? Sag, wer iſt dein Vater, wo weilt deine Mutter, wer ſind deine Eltern, daß du es wagſt, meinen ehrlichen Namen mit dem deinen verbinden zu wollen?

— Mein Vater war ein Bergmeiſter wie ihr, antwortete Anton ſtolz, — meine Mutter ſtammt aus gutem Bergmannsblute, unſere Verwandtſchaft würde dem Berghauptmann keine Schande bringen.

— Aber was haſt du, wo iſt dein Vermögen, mit dem du ein Weib ernähren kannſt, das aus meinem Hauſe entſproſſen? Glaubſt du, ich werde meine Tochter einem Bettler vermählen?

— Ihr wißt, Bergmeiſter Glenzer, daß ich kein Bettler bin, erwiederte Töneken ruhig. — Mein kräftiger Arm und mein geſunder Verſtand ſind die Güter, die ich beſitze, durch ſie bin ich geworden, was ich heute bin, durch ſie kann und hoffe ich zu werden, was ihr heute ſeid.

Der Bergmeiſter zitterte vor innerer Aufregung, aber er verbiß den Zorn, der die Adern ſeiner bleichen Stirn ſchwellen machte und ſprach in finſterm Hohne zu dem Jüngling:

— Wohlan, Knappe, ich willige ein: deine Bitte iſt dir gewährt, doch wiſſe, daß man nicht mit leeren Händen hintritt, um die Tochter eines Bergmeiſters zu freien. Bring' meiner Tochter zum Malſchatz ein güldenes Kettlein, vom reinſten Golde geſchmiedet, die Glieder ſo groß wie Erbſen, und die Kette ſo lang, daß Elsbeth ſie zwölfmal um ihren Hals zu ſchlingen vermag — und wir wollen die Hochzeit ausrichten. Betrittſt du bis dahin meine Schwelle, ja, bringe ich nur in Erfahrung, daß du gewagt haſt ein Wort zu wechſeln mit meiner Tochter, ſo laß ich dich verhaften als einen Ehrendieb und der finſterſte Kerker ſoll dein Loos ſein.

Er ging und ließ den armen Knappen allein. Der ſtand und wußte nicht, wie ihm geſchehen; ſein Herz war zerriſſen, ſeine Hoffnung vernichtet. Träumeriſch und ohne Beſinnung ſchwankte er der einſamen Hütte zu; träumeriſch und ohne Beſinnung ging er andern Tags an die Arbeit, kehrte er heim in die verlaſſene Wohnſtatt. Niemand ſah ihn anders, als auf dem Wege zum Bergwerk oder zur ſtillen Behauſung, ſelten nur ſchweifte er Nachts, wenn der Sturmwind die dunkeln Wolken am bleichen Monde vorüberjagte, in den finſtern Wäldern und Schluchten umher.

Die ſchöne Elsbeth aber ſchwand hin wie eine Roſenknospe, in deren innerſtem Herzen ein böſer Wurm nagt. Ohne es zu wollen, war ſie Zeugin geweſen des Geſpräches zwiſchen Vater und Geliebten. Wie Anton beugte ſie ſich unter dem ſchweren Geſchicke, das ihr beſchieden, ſie wußte, daß der Jüngling keinen Verſuch machen würde, ſich ihr gegen

den Willen des Vaters zu nähern, ſie billigte im innerſten Gemüthe ſeine edle Aufopferung und ſeufzte nach Frau Gertrud oder dem Grabe.

Frau Gertrud aber kehrte noch immer nicht wieder.

IV.

Nicht viele Wochen waren ins Land gegangen, da ſtand wieder ein junger Mann vor dem alten Bergmeiſter und bat um die Hand ſeiner ſchönen Tochter. Diesmal trug aber der Freiwerber kein dunkles Bergmannskleid. An ſeine ſchlanke, hohe Geſtalt ſchmiegte ſich ſchmuck und knapp das grüne, goldgeſtickte Gewand des Oberförſters. Er brachte ſein Geſuch vor mit der Sicherheit des Mannes, dem alle Thüren gern geöffnet werden und fand denn auch bei dem ſtolzen Glenzer ein williges Gehör. Dennoch aber hatten die beiden die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Elsbeth wurde von dem Vater herbeigerufen, der ihr ohne weiteres den Förſter als ihren Bräutigam vorſtellte. Elſeken war bleich, als ſie über die Schwelle des Zimmers trat; viele kummervolle Nächte hatten den Frühling ihrer Wangen verweht und ihre Augen waren roth und geſchwollen von unverſiegbar quillenden Thränen. Als der Vater ihr den Beſchluß mittheilte, der Förſter ſolle ſein Eidam werden, da färbte dunkle Röthe die Wangen des holden Kindes, ſchneller eilte das Blut ihr durch die Adern, tiefer und ſchwerer wurden ihre Athemzüge, aber ihr Auge blickte klar in feſter Entſchloſſenheit und einen Schritt vortretend, ſprach ſie zu den beiden Männern:

— Ihr könnt mich dem verweigern, Vater, den ich liebe, aber ihr werdet mich nimmer zwingen, einen andern zum Manne zu nehmen, und der Förſter wird wohl meiner nicht fürder begehren, wenn ich ihm ſage, daß ich lieber ſterben, als mit ihm vor den Altar treten will.

Als Elſeken die Worte mit feſter Stimme geſprochen hatte, wendete ſie ſich, um das Zimmer zu verlaſſen; jetzt aber ſchwand ihr die Kraft, mit der ſie ſich mühſam aufrecht erhalten hatte, ſie ſchwankte und ſank leblos auf der Schwelle nieder.

— Nichts für ungut, Förſter, rief Glenzer, der der Ohnmächtigen zu Hülfe eilte, — habt Geduld und ſprecht bald wieder vor; die Dirne wird andern Sinnes werden.

Und indem der harte Vater mit der herbeieilenden Magd beſchäftigt war, das kranke Kind wieder zum Leben zurückzurufen, verließ der junge Waidmann mit umwölkter Stirne, eilenden Schrittes das Haus.

Kaum dankte der Förſter den begegnenden Bergleuten und Bauern für ihre freundlichen Grüße; der Grimm vereitelter Hoffnung ließ ihn nicht Acht haben auf die Welt außer ihm, und indem er von Zeit zu Zeit einen kräftigen Fluch ausſtieß, wendete er um den Goldberg herum in einen finſtern alten Wald voll Tannengeſtrüpp und modernden Eichen,

und ließ ſeinen Aerger aus an dem jungen Gebüſch, das er abſichtlich niedertrat, wo es ſich im Wege blicken ließ.

Leiſe rollte der Donner in weiter Ferne, ein Gewitter ſtieg allgemach über die Berge herauf; der Förſter aber hatte deſſen nicht Acht, ſetzte ſich auf einen alten, bemooſten Baumſtumpf und ſchaute ſtarr vor ſich hin in das ſtruppige Haidekraut. Immer näher zog das Gewitter, immer lauter rollte der Donner, und der Wind ſauſte durch die alten Bäume und brach die trockenen Aeſte von den Eichen. Siehe da war's, als ob's im Mooſe neben dem Förſter mit feiner, zarter Stimme flüſterte und bat. Er ſah ſich um, nirgends war ein lebendes Weſen zu erblicken. Und wieder wisperte es neben ihm und flehte gar rührend, und als er ſich niederbeugte zu den Wurzeln des alten Stumpfes, auf den er ſich geſetzt hatte, da unterſchied er ganz deutlich, wie's kläglich zu ihm emporſang:

Drei Kreuzlein ins Bäumlein,
Ich bitt' dich gar ſehr;
Mir bringt es Errettung,
Dir fällt es nicht ſchwer;
Drei Kreuzlein ins Bäumlein,
Will's lohnen gar fein
Mit güldenen Kettchen
Und Edelgeſtein.

Der Förſter rieb ſich die Stirn, er wußte nicht, wie ihm geſchah. Und doch war es kein Traum, die Stimme flehte und bat gar dringend in einem fort, ſo daß es dem muthigen Manne faſt unheimlich um's Herz werden wollte.

— Und wer biſt du, wo weilſt du? frug er endlich, — zu welchem Ende ſoll ich drei Kreuze in den Baum ſchneiden?

— Moosleutchen ſind wir, wisperte es aus der Tiefe, — arme, arme Moosleutchen, wohnen in der Erde, uns jagt der wilde Jäger, haben nirgends Ruhe, Ruhe nur auf Bäumen mit drei weißen Kreuzchen. O, ſchneid uns doch die Kreuzchen, wollen's reichlich lohnen.

Jetzt fielen dem Förſter alle die Geſchichten ein, die er in ſeiner Kindheit von den Moosleuten gehört und da er ohnedies als guter Waidmann kein Freund des wilden Jägers war, ſo fühlte er ſich ſehr geneigt, den Bitten der kleinen Moosleutchen Gehör zu ſchenken.

— Und werdet ihr mir helfen zur Erreichung meiner Wünſche, wenn ich euch Hülfe leiſte? frug er weiter.

Drei Kreuzlein ins Bäumlein,
Will's lohnen gar fein,
Sprich, Herz, was begehrſt du?
Schon morgen iſt's dein.

wisperte es unter der Baumwurzel hervor.

— Wohlan, ſprach der Förſter, ſo verdirb den, der mir im Wege ſteht! und er zog ſeinen Genickfänger aus der Scheide und hieb in die Rinde des nächſten Baumes drei Kreuzchen neben einander.

Und ſtärker und lauter rollte der Donner, in Strömen goß der Regen vom Himmel herab, die Windsbraut toſte und heulte durch den Wald und dem Förſter war es, als ob die alten ausgewitterten Tannenzapfen ſich in lauter tönende, ſchrille Glocken verwandelten, die ihm immer heller und greller in das Ohr läuteten

Bim, bam, bum,
Seine Zeit iſt um.

Den Jäger überlief es eiskalt bei dem unheimlichen Lärm und haſtigen Schrittes verließ er den Wald.

Töneken ſaß in der einſamen Hütte. Da brüllte der Donner auf wie ein wildes Thier und die Feuerſchlangen der Blitze ziſchten am dunkeln Himmel hernieder.

Der Regen ſchien von Zeit zu Zeit auszuruhen, um neuen Vorrath zu ſammeln und ſchoß dann nach jedem Wetterſtrahl mit verſtärkter Kraft zur Erde. Heulend fuhr der Sturmwind in die Schornſteine der Schmelzöfen und jagte den erſchreckten Hüttenleuten Kohlen und Schlacken ins Antlitz. Das war aber ein Wetter, bei dem Tönekens Bruſt freier athmete, das der Stimmung ſeines gequälten, zerriſſenen Innern entſprach, bei dem er die ſchauerliche Einſamkeit der dumpfen Hütte zu verlaſſen pflegte und ſich hinaus begab in den wilden Tanz der tobenden Elemente. Und ſo wanderte er denn in Nacht und Dunkel hinein; was kümmerte es ihn, daß der jäh flammende Blitz keine Spur eines Weges beleuchtete, wo ſeine irren Füße den willenloſen hintrugen, was kümmerte es ihn, daß hohe Eichen vom Strahl getroffen neben ihm niederſtürzten, daß die geängſtete Eule ihm entſetzt in das Antlitz flog und mit zitterndem Flügel ſeine Wangen peitſchte; er ſah nichts und fühlte nichts, und wanderte hinein in Sturm und Dunkel.

Der Morgen graute; einzelne, ſchwere Regentropfen fielen noch vom Himmel herab, an dem ein friſcher Oſtwind die fliehenden Gewitterwolken zerriß und ihre Ueberbleibſel in wilder Haſt vor ſich herjagte. Der Orkan hatte ſich gelegt, es wogte und brauſte nur dumpf in der aufgeregten Natur, die den Groll der Elemente noch nicht verwinden konnte.

Bleich und erſchöpft ſtand Anton gelehnt an den verwitterten, geborſtenen Stamm einer alten Eiche. Matt und gedankenlos blickte er vor ſich hin in das Wurzelgeflecht und Haidemoos; da klang aus der Tiefe eine leiſe, liebliche Melodie, die immer lauter und vernehmlicher wurde, bis ſie Töneken aus ſeinem dumpfen Brüten weckte und ſich ihm lockend

und verführeriſch ins arme, gequälte Herz ſtahl. Die unterirdiſche Stimme aber ſang gar anmuthig mit dem klaren Tone eines Silberglöckchens:

Kettchen fein,
Gold ſo rein,
Zwölf mal ums Hälſeken;
Töneken, Elſeken,
Töneken, Elſeken.

Halb entſetzt, halb ſüß beklommen, beugte ſich der Knappe zur Erde nieder und lauſchte dem wunderbaren Geſang. Und wieder tönte daſſelbe Liedchen in ſein Ohr und wie er ſtarrte und lauſchte, da blitzte es ihm ins Auge und vor ſeinen Füßen glänzte um die Wurzel der alten Eiche geſchlungen eine Kette vom reinſten, beſten Golde. Mit zitternder Hand griff Anton nach dem heißerſehnten, köſtlichen Kleinod; wie von ſelbſt löſten ſich die koſtbaren Ringe von dem Geäſt und ſchlangen ſich um Arme und Hände. Die Glieder waren größer als Erbſen. Ein wilder Schrei der Freude rang ſich empor aus der Bruſt des Jünglings; er ſchlang die Kette um ſeinen Hals, und ſiehe, zwölf glitzernde, ſtrahlende Kreiſe glänzten ihm vom ſchwarzen Grubenkittel entgegen. Und mit hellem Ruf ſprang er in das grüne Gebüſch, weinte und jubelte, jauchzte und ſang und lange noch tönte ſein Lied aus weiter Ferne durch den düſtern Wald:

Zwölf mal ums Hälſeken,
Töneken, Elſeken,
Töneken, Elſeken!

Kaum hatte die Glocke des Zechenhauſes vom Goldberge herab zur Arbeit gerufen, da ſtand Bergtöneken mit freudeſtrahlendem Antlitz vor dem Meiſter Glenzer und hielt dem Staunenden die herrliche, goldene Kette entgegen.

— Seht da, Bergmeiſter, rief er mit zitternder Stimme, — die Morgengabe, die Ihr für eure Tochter verlangtet.

Staunend ſah der alte Mann bald auf den Knappen, bald auf das Kleinod, und ſein finſtrer Blick wurde noch finſtrer und düſtrer.

— Und wer gab Dir die Kette? frug er barſch den Jünzling, der vom unverhofften Glücke verwirrt, faſt bewußtlos vor ihm lehnte.

In abgebrochenen, unzuſammenhängenden Worten erzählte Töneken die Geſchichte ſeines Fundes.

— Verziehe hier, bald ſoll Dir Antwort werden, ſprach der Bergmeiſter kurz und kalt und entfernte ſich eilenden Schrittes.

Lange verharrte Anton in troſtloſer Einſamkeit. Dem lieblichſten Glücke ſo nahe, wurde er wieder zurückgeſchleudert in den Abgrund der Ungewißheit. Das Weſen des Alten ſchien ihm nichts gutes zu verkünden

und ängſtlich ſchweiften ſeine Blicke umher, begierig lauſchte ſein Ohr auf das kleinſte Geräuſch, ob ihm nicht irgend ein Zeichen die Nähe des geliebten Mädchens verrathen würde. Aber alles blieb ſtill und ſtumm wie das Grab. Seine Elsbeth ahnte nichts von dem, was um ſie vorging. Sie lag auf ſchwerem Siechbett ſeit jenem Tage, wo ſie die Hand des Förſters von ſich gewieſen; von Stunde zu Stunde ſchwanden die Kräfte ihres Lebens mehr und mehr und ſchon drohte die zitternde Flamme auf immer zu verlöſchen.

Eine lange Zeit, für Anton reich an entſetzlicher Qual war verſtrichen, da trat der Bergmeiſter wieder ein zu dem Harrenden. Aber diesmal war er nicht allein, in ſeinem Geleite folgten finſtere Männer, die Schöffen des Berggerichts. Mit Entſetzen weilte Anton's Blick auf dem dunkeln Kreiſe, ſeine Glieder bebten, ſeine Füße verſagten den Dienſt, als Elsbeth's Vater alſo anhob:

— Erzähle noch einmal hier dieſen Männern die Geſchichte der goldenen Kette; Ihr aber hört und prüft! wandte er ſich zu den Schöffen.

Mit zitternder Stimme wiederholte Anton, was er dem Bergmeiſter bereits mitgetheilt, nur war ſeine Rede noch verworrener und befangener, da die Gegenwart der Richter ihn ängſtete.

Als der Jüngling geendet, ſprach Glenzer zu den Umſtehenden:

— Ihr ſeid gewiß weit davon entfernt, Schöffen des Berggerichts, dieſer ſchlecht erfundenen Mähr Glauben beizumeſſen, auch iſt jener Knappe nicht abgefeimt und verhärtet genug, um mit frecher und ruhiger Stirn ſein Lügengewebe vor uns auszubreiten, Ihr hört es an dem unſicheren Ton ſeiner Stimme, an der Verwirrung ſeiner Worte, Ihr ſeht es an dem Beben ſeines Körpers, an der Bläſſe ſeines Antlitzes, daß er ſchuldig; — darum alſo gaben die Gruben ſo geringen Ertrag, darum verſchwand auf unbegreifliche Weiſe das Gold aus Gängen und Adern. Es iſt offenbar — er hat das Bergwerk beſtohlen.

Mit einem Schrei des Entſetzens ſank Anton bewußtlos zur Erde.

— Er hat das Bergwerk beſtohlen, wiederholten die Schöffen rings im Kreiſe und die Diener des Berggerichts traten ein, feſſelten den leblosen mit ſchweren Ketten und ſchleppten ihn fort, zum finſtern, alten Gerichtsthurm.

Wenige Wochen nach jenem Tage waren verſtrichen. Ein unheimliches Treiben belebte den Gipfel des Goldbergs. Die Gerichtsknechte bauten dort einen hohen, mächtigen Scheiterhaufen, und ein langer düſterer Zug bewegte ſich von dem Hagener Schöffenhauſe dem Goldberg zu. Voran wanderte der Scharfrichter mit ſeinen Gehülfen, hinter ihm folgte von Häſchern umgeben ein ſchöner, herrlicher Jüngling, der mit Gott ergebenem Herzen zum Himmel ſchaute und mit gefalteten Händen das

Gebet eines frommen, ſchuldloſen Gemüthes ſprach. Geſenkten Blickes ſchritt dann der finſtre Meiſter Glenzer einher und mit ihm die Schöffen des Gerichts. Eine Schaar trauernder Knappen, die ein ſchönes feierliches Lied anſtimmten, beſchloß den Zug.

Und droben auf dem Berge bildeten ſie einen Kreis um den Scheiterhaufen und banden den Jüngling feſt an den ſchwarzen Pfahl, der Stab wurde gebrochen und unter dem frommen Geſange der Knappen ſchlugen über dem ſterbenden, betenden Anton die hellen Flammen zuſammen und glänzten im Wiederſchein an den grauen Wolken des Himmels.

Um dieſelbe Stunde aber war des Bergmeiſters Tochter geſtorben.

So lange Bergtöneken im Gefängniß geſchmachtet hatte, ſtand Frau Gertruds Hütte öde und verlaſſen, kein Zeichen des Lebens regte ſich hinter den verſchloſſenen Thüren und Laden und mit leiſem Schauer gingen die Leute an der Wohnung des unglücklichen Knappen vorüber.

Am Morgen aber nach dem Gerichtstag auf dem Goldberge, da ſahen die Bewohner des Dorfes mit Angſt und Schrecken, wie die Thür der Hütte ſich langſam öffnete und Frau Gertrud aus derſelben hervortrat. Ihr Ausſehen war entſetzlich und geſpenſtiſch, wild durch einander flatterten die langen, ſchwarzen Haare um das bleiche, tief gefurchte Antlitz. Düſtere Wolken verhüllten den Himmel, Donner rollte, Blitze zuckten. Auf dem Haupte trug die Greiſin einen runden Scheffel, gefüllt mit dunklem Mohnſamen, und durch Donner, Sturm und Wetterſtrahl ſchritt ſie mit ſtarrem Blicke und feierlichen Schrittes den Goldberg hinan. Dreimal wanderte ſie dort oben um den Gipfel des Berges und murmelte dumpf und abgebrochen vor ſich hin:

Sohn im Grab,
Braut im Grab,
Sink hinab
Verfluchtes Gold!
Soviel tauſend Jahr
Als Körner im Maaß;
Sündenſold,
Verfluchtes Gold!

Als ſie ſo dreimal um den Berg herumgegangen war, ſtürzte ſie den Scheffel mit Mohn in den Hauptſchacht hinab, ſprach einen entſetzlichen Fluch und ſprang in die Tiefe. Aus dem Schacht aber fuhr eine gräßliche Flamme, ein furchtbares Krachen erhob ſich und das ganze Bergwerk ſtürzte donnernd zuſammen.

Von dem Augenblicke an lag der Hagener Goldberg einſam und verlaſſen; nie hat man wieder in der Gegend eine Spur von Gold oder Silber gefunden, in Hagen wohnen keine Knappen mehr, der Berg liegt kahl und öde und auf ihm wächſt nur wenig Moos und gar kein Gras.

Eine Reiſe nach der Krim.

(Nach den Reiſeberichten des Hrn. v. Demidow.)

Von Su-dagh nach Alupka,

der Reſidenz des Fürſten Woronzow, an der Südküſte der Krim.

Wir hatten Theodoſia und Kaffa verlaſſen und gelangten nach Sudagh. Dieſer Name muß ſehr alt ſein, denn er war ſchon zur Zeit der griechiſchen Colonien bekannt, wenn auch manche Abweichungen daraus Soldaja oder Sougdaia machten. Gegen das neunte Jahrhundert war der Wohlſtand von Su-dagh ſo groß, daß dieſe Stadt ihren Namen allen griechiſchen Beſitzungen in der Krim gab, welche unter dem gemeinſchaftlichen Namen Sogdaja begriffen wurden. Auch noch ſpäter, unter den Genueſen, erhob ſich Su-dagh aufs neue zu großer Macht; jetzt noch bedecken die Ueberreſte dieſer Stadt ein großes Vorgebirge mit ihren noch erhaltenen Mauern; feſte Thürme bilden die Umfaſſung derſelben. Am Fuße des Berges ſieht man ein ärmliches tatariſches Dorf; wenn man zu der zerſtörten Stadt hinaufſteigt, findet man einen türkiſchen Brunnen mit zierlicher Sculptur, in welche man eine Geſtalt des heiligen Michael von grober Arbeit eingemeißelt hat.

Die Feſtung war vormals mit einem Graben umgeben, den die Zeit ausgefüllt hat; ganz ſo wie zu Balaklava iſt der Boden dieſer alten Citadelle ſehr ſteil, allein da, wo die Mauern ſich dem niedrigern Theile nähern, bemerkt man noch einige größere Bauwerke: zwei verfallene Kaſernen, Ruinen einer Ruine, denn ſie waren aus alten Trümmern erbaut worden; große Ciſternen mit Waſſerleitungen, die ſehr verſtändig angelegt waren; eine Moſchee und einige moderne, aber verlaſſene Gebäude: dies ſind die dermaligen Spuren dieſer reichen Stadt Su-dagh, welche lange Zeit durch die Lage ihres Hafens begünſtigt, durch den Schutz ihrer Feſtung und die bewundernswerthe Fruchtbarkeit der benachbarten Gegenden, eine Hauptſtadt der Macht und des Handels war. Verſetzt man ſich in dieſem reizenden Thale, von kräftigem Baumwuchſe bedeckt, und unter dem Laubgewölbe, in welchem der klare Bach fließt, in jene alte Zeit zurück, mit ihrer thätigen und lebendigen Stadt, mit dem von Schiffen angefüllten Hafen, ſo kann man ſich eine Vorſtellung von dem ſo berühmten Thal von Su-dagh machen. Jetzt hat dies reizende Bild dem nützlicheren Schmuck unermeßlicher Weinberge Platz gemacht,

welche mit fruchtbaren Obſtgärten abwechſeln. Man ſagte uns, daß Sudagh vornehmlich im Frühjahr geſehen werden muß, wo die Mandel- und Pfirſichbäume mit ihren Blüthen dieſes reizende, von der Natur ſo begünſtigte Becken bedecken. So bringt jedes Jahrhundert ſeinen Schmuck und ſeine Poeſie mit ſich.

Ein trauriges Unterkommen in einer ärmlichen Kammer, eine reichliche Streu, weite Spaziergänge in der Umgegend, einträgliche Jagden, denkwürdige Beſuche in den Ruinen, bei den Schwefelquellen der Nachbarſchaft, welche für manche Hautkrankheiten einen großen Ruf haben, und in den Schieferſchluchten, welche die Sage gern zu Steinkohlenflötzen machen möchte, dies war unſer Leben und unſere Beſchäftigung während der Zeit, die wir in Su-dagh zubrachten.

Wir verließen dieſe ſchöne Gegend unter dem Widerhall der Weinfäſſer und der Keltern, und richteten unſere zahlreiche Cavalcade gegen das Dorf Kutlak, am nördlichen Ende dieſes Thales, in einer Landſchaft von ſeltener Fruchtbarkeit. Von Kutlak ſtiegen wir nach der Küſte in einer ungeheueren Schlucht herab, welche ganz von gerollten Steinen der Wildbäche angefüllt iſt, ſo daß wir mit der Nacht in Kapskhor eintrafen.

Dies iſt ein ſchönes tatariſches Dorf, wozu ihm der Raum nicht fehlt; es iſt geſchmackvoll auf einem großen Amphitheater erbaut, und die Häuſer ſind ſtufenweiſe dergeſtalt angelegt, daß ſich alle dieſe Terraſſen überragen. Eine ganz neue Moſchee nimmt eine der Seiten des Berges ein. Hier ſtiegen wir ab und wurden mit der höflichſten und würdevollſten Anmuth durch einen Mullah empfangen, der eben aus der Moſchee trat; es war ein reizender Rafaelskopf. Bald wurden wir der Sorgfalt des Umbaſchi überwieſen, welcher von ſeiner Terraſſe herab laut alle diejenigen zuſammenrief, deren Kunſt oder Gegenwart zu der Gaſtfreundſchaft nöthig waren, die er uns bereitete. Es war eben die Zeit, wo jede Familie zum Abendeſſen verſammelt war. Auf dies Zeichen des Oberhauptes des Dorfes eilten alle aus ihren Häuſern und erfüllten im Augenblick alle Terraſſen, um ſich nach dem Gegenſtande des erhobenen Rufes zu erkundigen. Dies war eins der auffallenden Schauſpiele, die ſtets im Gedächtniß bleiben. Wir erhielten ein ſehr reinliches Zimmer, ganz mit Teppichen belegt. Das Papier, welches den Tataren im Winter ſtatt der Fenſterſcheiben dient, war bereits ſorgfältig an die Rahmen der ſchmalen Fenſter geklebt worden. Ein ganz patriarchaliſches Mahl, allein mit Anſtand und Gutmüthigkeit dargeboten, endete den Tag und lud uns zum Schlafen ein.

Am 9. October ſchlugen wir wieder den Weg nach der Küſte ein. Unſere guten Wirthe von Kapskhor hatten uns als Hauptführer einen Mann mitgegeben, einen Hadji, deſſen weißer Turban ſeine Pilgerfahrt nach Mekka andeutete. Unſere Abreiſe wurde durch einen men-

ſchenfreundlichen Zweck etwas aufgehalten. Ein junger Tatar war am vergangenen Abend gekommen, um ſich zu erkundigen, ob es unter uns einen Arzt gebe, und hatte eine große Freude geäußert, als er den Dr. Léveillé bereit fand, ihn von einer Beule zu befreien, welche von den Augenbrauen an das ganze Augenlid einzunehmen drohte. Der andere Morgen war dazu beſtimmt worden; allein der junge Menſch, welcher Tags vorher ſo entſchloſſen geweſen war, erſchien nicht wieder, und wir verließen das Dorf erſt, nachdem er aufgeſucht worden war und ſich wahrſcheinlich ſehr glücklich ſchätzte, uns entgangen zu ſein.

Die Berge, welche wir auf unſerer Reiſe trafen, obwohl ſehr hoch und durch dieſe Höhe auffallend, haben eine gewöhnliche Geſtalt und bieten auf dem Wege keinen beſondern Charakter dar. Nur durch ungeheuere Schluchten und auf ſteilen Bergpfaden führte uns unſer Weg am ganzen Morgen. Nachdem wir in einiger Entfernung einen alten Thurm geſehen hatten, der aus der Römerzeit herrühren ſoll, den die Tataren Tſchoban-Kaleh, den Schäferthurm, nennen, bekamen wir das Dorf Uskut zu ſehen, das in einem tiefen Thale verborgen liegt. Hier hatten wir einige Mühe, Pferde zu erhalten. Der würdige Ombaſchi, der in ſo vorgerückter Jahreszeit nicht auf ſo zahlreiche Reiſende rechnete, hatte dieſe Thiere nach ihrem Gefallen den Weg nach den Bergen einſchlagen laſſen, und es war eine lange und beſchwerliche Arbeit, von ſo weit her die erforderliche Anzahl von Pferden zuſammenzubringen. Gegen Abend entwickelte ſich eine noch weit reizendere Landſchaft zu unſern Füßen. Nachdem wir lange abwärts geritten waren, um in ein enges Thal zu gelangen, indem wir zwei Bäche überſchritten, ſahen wir Tuak, ein freundliches, unfern des Meeres gelegenes Dorf, welches ſich über die ſchönen Bäume ſeiner Obſtgärten erhebt. Während man unſere Pferde ſattelte, ſtreckten wir uns auf den ſchwellenden Teppich hin, den der Ombaſchi auf ein Terraſſendach hatte legen laſſen, wo man uns als Abendeſſen Trauben und ſüßen Wein vorſetzte. Nach Beendigung dieſes einfachen Mahls trat die Reiſegeſellſchaft wieder ihren Marſch an, durchritt bald Kutſchuk-Uzen und Kuru-Uzen, den kleinen und trockenen Bach, hübſche Dörfer mit dieſen bezeichnenden Namen, und wurden von der Nacht eben da überfallen, wo die gebahnte Straße aufhört, um bis nach Aluchta den Zufälligkeiten eines ungleichen Ufers zu folgen.

Wir hatten da, wo unſer Pfad aufhörte, zwei tatariſche Schäfer gefunden, welche in der Richtung, wo die Sonne untergegangen war, auf einen kleinen untergebreiteten Teppich niedergekniet waren und mit frommem Eifer ihre Abendandacht verrichteten. Wo iſt Aluſchta? wo iſt der Weg nach Aluſchta? frugen wir; die frommen Schäfer zeigten zu gleicher Zeit nach dem Ufer des Meeres, und wir bedurften einer zweiten Verſicherung, um uns zu überzeugen, daß hier wirklich der Weg war. Doch nachdem wir einmal begriffen hatten, ſchloß ſich unſere reitende

Geſellſchaft dichter und wir betraten den Strand mit ſeinen gerollten Kieſeln. Unſere Führer, durch unſer Gepäck aufgehalten, deſſen mangelhafte Befeſtigung hier alle Augenblicke aufhielt, hatten viel von ihrer Geſchwindigkeit verloren und bereits trennte ſie eine bedeutende Entfernung von uns. Dennoch ſchien uns dies ein ſehr auffallender Weg, da wir nicht wußten, daß dies der einzige Theil der Küſte war, wo aus Mangel an Zeit das nützliche Syſtem der bequemen und ebenen Straßen noch nicht hatte ausgeführt werden können, welches der Graf Woronzow über dieſen Garten der Halbinſel ausgedehnt hat. Wir ſchritten daher auf dieſem beweglichen Grunde, ſo gut es gehen wollte, fort, auf welchem der Eifer unſerer trefflichen Pferde auf einmal abſtumpfte. Plötzlich wurde die Nacht ganz finſter, der Wind erhob ſich, das Meer ging höher und benetzte die Füße unſerer Pferde, während zugleich ein horizontaler eiſiger Regen uns in das Geſicht ſchlug. Jetzt fing unſere Lage an, wie Raffet zu ſagen pflegte, ſich ſcharf abzuzeichnen. Die Finſterniß war ſo ſtark, daß keiner von uns den Kopf ſeines Pferdes ſehen konnte; man zog auf dieſe Weiſe weiter, wie in einem Abgrunde, ohne einen andern Führer als den Lärm der Wellen, der die Kieſel rollte. Mit jedem Schritt fand ſich ein neues Hinderniß; hier ein umgeworfener Baum, dort ein unſichtbares Loch, welches der bewundernswürdige Inſtinct unſerer Pferde jedesmal errieth. Dieſe verſtändigen Thiere erklimmten, wie die Gemſen, bald in das Meer geſtürzte Felſen, bald einen ſchmalen Pfad auf dem beweglichen Ufer, das unter ihren Füßen leicht zuſammenſtürzen konnte. Vor Kälte zitternd, vom Regen durchweicht, unter wiederholten Stürzen, deren Gefahr uns die Finſterniß nicht ahnen ließ, brachten wir drei Stunden zu, ſo lange und mühſelig wie möglich, um die wenigen Werſt zurückzulegen, die uns von Alluſchta trennten. Endlich erſchien uns ein Licht, ein Rettungszeichen in dieſer finſtern Nacht. Unſere Pferde, einen feſtern Grund erkennend, nahmen wieder ihren ſichern Schritt an; wir durchſchritten einen kleinen Fluß, ohne ihn zu ſehen, und hielten unter der weiten Gallerie eines hübſchen Hauſes in türkiſchem Stil an. Dies Haus war die Poſt von Alluſchta. Eine Stunde nachher war alles vergeſſen. Dennoch verließen uns zwei von unſern Gefährten, um unſere Rückreiſe mit dem Dampfſchiff ſicher zu ſtellen, denn es war das letzte Schiff, und ſeine baldige Abfahrt war uns bekannt, ohne daß wir den Tag genau wußten; dieſe beiden Gefährten hielten es daher für angemeſſen, nach einer Stunde Aufenthalt den andern einen Vorſprung abzugewinnen und ſich klugerweiſe um Mitternacht auf den Weg nach Yalta zu begeben. Nichts war leichter; wir waren auf der Poſt ſelbſt, es bedurfte nur eines Winkes; eine Telega war bald bereit und unſere beiden Reiſenden neben einander in den ſchmalen Wagen gepackt, welcher in vollem Schneegeſtöber fortrollte, während wir als wahre Sybariten

zum heißen Ofen zurückkehrten, um den wir uns auf unſern Mänteln ſtatt der Matratzen hinſtreckten. Der Schlaf bemächtigte ſich ſchon der müden Reiſenden, als man noch auf dem benachbarten Berge die Glocke der Telega hören konnte, welche unſere beiden frierenden Genoſſen entführte.

Doch des andern Tages um 8 Uhr Morgens wurde die ſchlafende Geſellſchaft von einer Glocke geweckt, und zwar von derſelben, das war nicht zu bezweifeln. Welche Ueberraſchung! was iſt vorgefallen? Nichts, oder wenigſtens nicht viel. Unſere beiden Gefährten hatten mitten bei dem Abſchiednehmen am vergangenen Abend ganz einfach vergeſſen, dem Poſtillon den Weg anzugeben, den ſie einſchlagen wollten. Kaum hatten ſie ſich auf ihrem leichten Wagen feſtgeſetzt, als ſie das verhängnißvolle Wort «Paſchol!» ausſprachen, d. h. «fort!» und der Poſtillon fuhr fort. Allein in welcher Richtung? Ach! grade nach Norden, gegen den Tſchadir-Dagh, auf Sympheropol zu, während der Weg unſerer abenteuerlichen Nachtreiſenden ſie nach Sudar an das Meeresufer bringen ſollte. Es ſchneite ſo wüthend, der Wind heulte, daß unſere bedauernswerthen Gefährten dahinfuhren, ohne zu wiſſen wohin, wie das Blatt, das der Sturm umherjagt. Es kommt eine Poſtſtation, Taochan-Bazar, Haſenmarkt, ein hübſches Poſthaus am Wege unter der öſtlichen Seite des Tſchadir-Dagh, ähnlich einem Häuschen in einem engliſchen Garten, in geſuchtem Geſchmack aufgeführt. Hier ermuntern ſich unſere Reiſenden, welche beide die erforderlichen Kenntniße beſitzen, um in ruſſiſcher Sprache eine Redensart von drei Worten zuſammenzuflicken; ſie fragen den Poſtmeiſter: Wie viel Werſt bis Yalta? — Vierundfünfzig! antwortete der Beamte. — Vierundfünfzig? unmöglich! Dieſer Menſch ſchläft ohne Zweifel. — Man nimmt eine Feder und läßt den Beamten dieſe verhängnißvolle Zahl ſchreiben, worauf ſich alles zum ſchmerzlichen Erſtaunen unſerer Collegen aufklärt, welche darauf zu uns, ganz weiß von Schnee, von dieſer verhängnißvollen Fahrt zurückkehren mußten.

Leider war die Straße nach Yalta beinahe von Pferden entblößt, da die meiſten von dem Dienſt in Anſpruch genommen worden waren; wir mußten daher, um dieſen gemeinſchaftlichen Sammelplatz zu erreichen, alle Mittel benutzen, die uns geboten wurden, und waren genöthigt, dieſen ſchönen Weg vereinzelt einzuſchlagen, einige zu Wagen, die andern zu Pferd, wie jeder es möglich machen konnte.

Wir haben ſchon anderweit die maleriſche Lage von Aluſchta beſchrieben. Dieſe Stadt, die ſich am Abhang einer rieſenhaften Schlucht erhebt, liegt hier wie eine Schildwache, um dies Thal zu bewachen. Aluſchta und Sudagh ſind die beiden einzigen Puncte der Küſte, wo die Vorberge der tauriſchen Kette unterbrochen werden. Man ſollte ſagen, daß der Hintergrund der Berge nur dazu beſtimmt iſt, um die Küſte vor dem

zerstörenden Nordwind zu schützen. Für Aluschta ist der majestätische Tschadir-Dagh der beschützende Berg. Die Stadt Aluschta ist, Dank ihrer strategischen Lage, nicht ohne geschichtliche Berühmtheit geblieben. Im fünften Jahrhundert, als das römische Reich diese Gegenden beherrschte und gegen die Barbaren schützte, ließ Justinian am Eingange des Hafens von Aluschta eine Festung bauen, die den Namen Phrourion erhielt. Drei hohe Thürme dieser Citadelle stehen noch östlich von dieser Schlucht, mitten zwischen tatarischen Häusern. Seit dieser alten Zeit ist Aluschta, dessen slavischer Name ein zärtliches Diminutiv von dem schönen Namen Helena, dem gewöhnlichsten in Griechenland sein soll, eine große Stadt und selbst ein Bischofssitz geworden. Jetzt hat Aluschta etwas von seiner Wichtigkeit verloren, aber mit Recht ist diese Stadt auf ihre schöne Lage stolz, auf ihre beiden Thäler, ganz mit Gärten und Weinbergen bedeckt und von zwei Bächen bewässert, von denen der von Korbekoju der bedeutendste ist. Die öffentliche Stellung dieser Stadt beschränkt sich lediglich auf eine Brief- und Pferdepost und ein Hauptzollamt. Ein schönes Wirthshaus im asiatischen Geschmack, eine ganz neue Moschee und einige Magazine, darauf beschränkt sich die Statistik der Bauwerke dieses Orts, welcher bedeutend gewinnen wird, wenn die Straßen sämmtlich beendet sein werden, die hier zusammentreffen sollen.

Uebrigens hat der Weinbau, eine sehr glückliche Unternehmung in der südlichen Krim, bereits solche Fortschritte gemacht, daß die Dessjatine Landes seit zehn Jahren sich von einem Werth von 50 Rubeln auf 800 Rubel erhöht hat, und auch selbst zu diesem Preis fehlt es nicht an Käufern.

Wir setzten unsern Weg nach Yalta fort. Will man eine Reihe von schönen Landschaften bewundern, die Natur wechselsweise in ihrer wilden Pracht oder in ihren reizendsten Einzelnheiten betrachten, so muß man diesen freundlichen Weg einschlagen, eine lachende Allee des schönsten Parks, mit den bezaubernsten und abwechselndsten Ansichten umgeben. Aber hier, wie auf dem Wege von Yalta nach Alupka, wollen wir keine Beschreibung versuchen, sondern uns lediglich darauf beschränken, ganz einfach die durchreisten Orte zu nennen.

Das trostlose Wetter, welches uns durch diesen Irrgarten von Felsen und Wäldern verfolgte, ließ uns dennoch Bujuk-Lampat erkennen, das große Lampat, das verloschene Andenken des alten Lampas, das sich am Ufer zur Zeit der griechischen Colonien erhob, welches nach seinen Mauern, die den Handelsleuten wohl bekannt waren, viele Schiffe lockte, obwohl sie gegen das Unwetter schlecht beschützt waren. Etwas weiter bemerkten wir Parthenite.

Diesen alten Namen führt jetzt ein für Weinreben fruchtbares Landgut, wo mit Sorgfalt Flachs und der beste Tabak der Krim gebaut wird,

die daran ſo reich iſt. Auf der ganzen Küſte kann man die Spuren einer ungeheuern Erdrevolution verfolgen. Hat man Partheniie hinter ſich gelaſſen, ſo dringt man, ſich vom Meere entfernend, in eine geheimniß-volle Landſchaft ein, denn der große Aia-Dagh, der Bärenberg, erhebt ſich wie ein ungeheurer Kegel, während er ſeinen Fuß weit hinaus in das Meer erſtreckt. Zwiſchen dieſem Felſen und dem tauriſchen Gebirge erſtreckt ſich ein geſchütztes Thal und an den Abhängen des Hintergrunds führt die bewundernswerthe Straße hin. Hier findet man die Erinnerungen an die Schweiz, welche allen Reiſenden ſo aufgefallen ſind; in der That fehlt hier nichts: Felſen, Mühlen, kühne Brücken und das Geräuſch der Waſſerfälle. Wie alle Bergſchluchten, ſo hat auch dieſer Weg ſeine Sagen und Dichtungen. Wenn man einige Reiſende hört, ſo ſollte man glauben, daß man in dieſen verborgenen Schlupfwinkeln manchmal irgend einem tatariſchen Schobry begegnet, der ſich mit der Beute ſeiner geheimnißvollen Unternehmungen auf den Gipfel des Aia-Dagh flüchtet. Doch verhindern dieſe Sagen, die mehr dichteriſch als furchtbar ſind, keinen Menſchen, dieſe Straße zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu benutzen.

Eine glückliche Lage hat ferner das Landgut Artek, für welches ein alter Profeſſor, der ebenſo ſehr Freund des Griechiſchen wie der Romantik war, den Namen Kardiatrikon, Heilmittel für das Herz, erfunden hat; man ſollte glauben, daß dieſer Name ganz friſch in dem Garten der griechiſchen Wurzelwörter des ehrwürdigen Vaters Lancelot gepflückt worden wäre. Von hier kamen wir nach Urſuf, eine andere Feſtung Juſtinians, welche zur Zeit des Einfalls der Slaven Gorzabita, der zerſprungene Berg, genannt wurde. Urſuf wurde ſeiner Zeit ebenfalls genueſiſch. Ruinen, die aus der genueſiſchen Herrſchaft herrühren und vielleicht römiſche Fundamente haben, überragen dies Städtchen, welches amphitheatraliſch am Rande eines Baches emporſteigt. Hier läßt man links den Weinberg Aj-Daniil. Solche Namen ſind an dieſer Küſte häufig; ſo iſt das Vorgebirge Aj-Todor der heiligen Theodora geweiht; Aj-Petri iſt ein Felſen, der gleich einem Thurm mit Zinnen ſich über Alupka erhebt; Aj-Baſſili, der große ſchwarze Berg, dem wir uns näherten; dies ſind eben ſo viele Spuren alter Namen, die zur Zeit des byzantiniſchen Reichs gegeben wurden. Das Wort agios, heilig, iſt ſo lange abgekürzt worden, bis aj daraus geworden iſt.

Nicht weit von Aj-Daniil kommt man nach Nikita, ein ſchönes Dorf unter dem Schatten von Nußbäumen. Alle dieſe fruchtbaren Thäler werden von fließendem Waſſer, dem Reichthum der mittäglichen Krim, bewäſſert. Weiter abwärts, zwiſchen dem Meer und Nikita, liegt der botaniſche Garten, den die Krone im Jahr 1812 gründete. Dieſer koſtbare Garten enthält eine Menge mit Sorgfalt behandelter Pflanzen, welche

der milde Himmel und die Kraft des Bodens über alle Erwartung begünſtigt haben. Ein einfaches Gebäude mit Säulen iſt in der Mitte der ſchönſten Ausſichten errichtet worden, wo die Büſte Linné's, des gelehrten und geiſtreichen Lehrers der Botanik, von ſeinem erhabenen Fußgeſtelle herab das junge gelehrte Gewächs beſchützt. Ein ſo kurzer und durch das ſchlechte Wetter ſo ſehr geſtörter Beſuch konnte unſern botaniſchen Eifer nicht befriedigen, daher der Dr. Léveillé wieder hierher zurückkehrte, um einen ganzen Tag dem ſchönen Leben der Wiſſenſchaft zu widmen, deren Genuß allein die Eingeweihten zu würdigen verſtehen.

Je mehr man ſich Yalta nähert, deſto mehr findet man auf den ſteilen Bergrücken den Pflanzenwuchs wieder, welcher den weiten Umfang von Stille-Bogas bedeckt. Unſere Leſer erinnern ſich vielleicht noch, daß wir bei unſerer Abreiſe die ſchönen Pinien und die verkrüppelten Wachholderbäume bemerkt hatten. Wir folgten daher im Galopp der Straße, welche nach Yalta führt, als wir nahe bei Maſſandra, dem ſchönen Landgut Woronzow's, einige in ihre Burkas gehüllte Reiter bemerkten. Dies ſind die vortrefflichen circaſſiſchen Mäntel, welche wirklich, wie man in Paris ſagt, undurchdringlich ſind. Das Haupt dieſer Geſellſchaft war kein anderer, als der Graf Woronzow ſelbſt. Bei unſerm Anblick zeigte der edle Graf den Ausdruck tiefen Mißfallens und richtete mit ernſtem Tone ſtarke Vorwürfe an den Poſtillon, der die erſte Telega unſerer Karawane führte. Auch war dieſer Menſch wirklich ſehr ſtrafbar; ungeachtet der ſtrengſten Verordnungen hatte er drei Pferde dieſem gebrechlichen Fahrzeuge vorgeſpannt, obwohl die Gefahr der überall mit Abgründen umgebenen Straße an dieſer Stelle nur zwei Pferde erlaubt. Dazu kommt noch, daß der unvorſichtige Kutſcher, ein alter verabſchiedeter verwundeter Soldat, nur einen Arm hatte, um drei feurige Pferde zu lenken, die ſtets im Galopp waren und mit erſchreckender Schnelligkeit ſich in alle Windungen des Weges warfen. Daher dieſe ſtrenge Strafpredigt, von der wir ſelbſt, unbekannt mit der Verordnung und dem begangenen Fehler, ganz beſtürzt waren. Was den Strafbaren betraf, ſo wußte er ſehr wohl, was ihn erwartete. Hierauf legte der Generalgouverneur ſeine ernſte Miene ab und zeigte ſich voll Theilnahme und Güte für ſeine Pflegebefohlenen, die ihm zu danken hatten, daß ſie mit ſeltenem Glück dieſe lange Reiſe, voll von Anregung und Merkwürdigkeiten zurückgelegt hatten.

Gedichte von M. Camberg.

Die Erlenmaid.

1.

Die Blumen duften, der Waldbach rauſcht,
Es tönet lockende Melodei;
Der Ritter hält am Quell und lauſcht
Dem Lied der ſchönen Erlenfei.

Er lauſcht von ſüßem Weh erfüllt
Den Tönen lockend wunderbar.
Sie reicht, von Blüthen bunt umhüllt,
Die Muſchel ihm zum Trunke dar.

«Du ſchöne Maid dein Sang entzückt,
Noch nie Vernommnes thuſt du kund —
Den Mund, der mir mein Ohr berückt,
Laß küſſen mich den lieben Mund!»

Er zieht die Maid an ſeine Bruſt —
Ihr Auge flammt, ihre Wangen glühn
Sie ſchaut ihn an mit wilder Luſt —
Es lockt das dunkle Waldesgrün.

«Du haſt geküßt mich auf den Mund,
Nun muß mich tragen dein wildes Roß;
Schauſt du dort fern den Erlengrund,
Dort iſt mein Land, da ragt mein Schloß!»

2.

Der Abend iſt kalt, die Luft iſt ſchwer,
Im Thale ſchwanket Nebelgebild,
Die Wolken ziehen langſam einher
Wie Grabesgeiſter in Trauer gehüllt.

«Mein Lieb wo iſt dein Ahnenſchloß?
Ich ſchau nur Erlen und alt Geſtein —
Geliebter ſchon naht der Dienertroß,
Siehſt du dort ferne Fackelſchein? —

«Ich ſchau nur Erlen, der Nebel ſchwankt —
Nur Irrlichtſchimmer, du bleiche Maid —
Mein Roß iſt müde, der Boden wankt,
Die Nacht iſt kalt, dein Schloß iſt weit.

«Mein Schloß iſt nahe, drum ſchwankt der Grund,
Siehſt du dort ferne den Runenſtein?
Du haſt mich geküßt auf den bleichen Mund,
Du mußt nun mit, du biſt nun mein!»

Der Waldbach rauſcht, die Wolken ziehn,
Den Ritter graut es vor der Maid.
Aus ihren Armen iſt kein Entfliehn,
Die Nacht iſt kalt, der Weg iſt weit.

Ihr Auge flammt, ihre Wang' iſt erblaßt —
Ihr Lachen ſchallt durch den ſtillen Hain.
«Du mußt nun mit, du biſt nun mein!»

Lang geträumt.

Spät noch ſitz ich mit dem Liebchen
An dem Fenſter, niedrig klein,
In das alte traute Stübchen
Dringt des Mondes Silberſchein;

Irrlicht hüpft zur Geiſterſtunde,
Wo die Erle einſam ſteht —
Nebelbild ſchwankt in dem Grunde,
Wo das Mühlrad rauſchend geht.

Liebchen fürchtet die Geſpenſter,
Birke rauſcht im Abendwind —
Klopfet an das loſe Fenſter,
Schreckt das liebe bange Kind.

Bunte ſchöne Bilder ziehen
Durch der Liebe ſüßen Traum.
Jahre kommen, Jahre fliehen
Und wir merken's beide kaum.

Maiennacht im Roſenſchimmer
Locket in den kühlen Hain —
Blumenduft und Sterngeflimmer
Ziehn in unſre Hütte ein.

Wieder ſitz ich in dem Stübchen
An dem Fenſter niedrig klein.
Vor mir ſitzt mein treues Liebchen —
Nun ein altes Mütterlein.

Iſt die Zeit ſo raſch entwichen?
Mich erfaßt ein eigen Weh —
Liebchens Wangen ſind erblichen,
Liebchens Haar iſt weiß wie Schnee.

Iſt es denn ſo ſpät mein Liebchen,
Haben wir ſo lang geſäumt?
In dem kleinen trauten Stübchen
Haben wir ſo lang geträumt?

Die Sage vom ſchwarzen Bache am Ilmen-See,

von

J. Kuprianow.

(Aus dem Ruſſiſchen.)

Der ſchwarze Bach oder Schwarzbach ergießt ſich in den Ilmen-See am ſüdlichen Ufer dieſes Waſſerbeckens und kann wegen der Seichtigkeit ſeines Bettes nur wenig oder gar nicht befahren werden: indeſſen wäre es für die umliegende Gegend dennoch möglich, einen Vortheil aus dieſem Bache zu ziehen, wenn man ſeine Strömung zum Treiben von Mühlen benutzte; aber am ganzen ſchwarzen Bache iſt keine einzige Mühle zu erblicken, was folgender Ueberlieferung zugeſchrieben wird, die noch jetzt im Munde des Volkes lebt.

Vor langen Jahren, erzählen die alten Leute der Umgegend, da noch ſowohl der Ilmen-See ſelbſt, wie die in denſelben ſtrömenden Flüſſe und Bäche viel waſſerreicher, und folglich auch bei weitem fiſchreicher waren als jetzt, war auch beſonders der Schwarzbach berühmt wegen ſeines Ueberfluſſes an Fiſchen und ein Lieblingsplatz, für die Angler aus Nowgorod, wo ſie ſich zu verſammeln pflegten. Eine Fahrt dahin im Boot galt den Bürgern Nowgorod's für die angenehmſte Luſtpartie, wozu ohne Zweifel die maleriſchen Ufer des Ilmen und die einſame, wilde und romantiſche Umgebung des Baches ſelbſt das ihrige beitragen mochten.

Da begab es ſich denn einſtmals, daß ein ſpeculativer und induſtrieller Kopf die Waſſer des Schwarzbachs zu benutzen und eine Mühle zu bauen beſchloß. Geſagt, gethan: bald ſtand die Mühle fix und fertig da und arbeitete, daß es eine Luſt war. Aber tief betrübt kamen zum Schwarzbach die Fiſche, und klagten ihm ihre Noth und flehten ihn an um Schutz und Beiſtand:

— Sonſt hatten wir hier Raum genug, ſprachen ſie, — und es war uns wohlig und kühl in deinen Fluthen und wir kannten keine Sorge und Betrübniß: jetzt aber dämmt ein ſchlimmer Menſch das Waſſer ab, und will es uns vorenthalten und wir müſſen verderben.

Der Schwarzbach ſuchte die geängſtigten Fiſche zu tröſten und verſprach ihnen Schutz und Hülfe.

Um jene Zeit nun traf es ſich, daß ein nowgoroder Bürger zum Bache hinausfuhr um zu fiſchen. Da ſaß er denn geruhig am Ufer, blickte unverwandt auf das Floß ſeiner Angeln und kaute von Zeit zu Zeit an

einer Brotrinde. Plötzlich und unverſehens aber kommt ein Unbekannter auf ihn zugeſchritten, ſchwarz gekleidet von Kopf bis zu Fuß, der ihn höflich anredet mit folgenden Worten:

— Willkommen, Freund Nowgoroder!

Der Bürger beantwortete höflich den Gruß und zog die Mütze.

— Du angelſt alſo? fragte der Fremde.

— Ja, wie du ſiehſt.

— Hm... Nun, und beißen die Fiſche an?

— Je nun, ſo, ſo: nicht eben ſonderlich.

— Und möchteſt du wohl, daß ich dir eine Stelle zeige, wo es geradezu wimmelt von Fiſchen? Nimm dann ſo viele davon, wie dir gefällig iſt: du kannſt ſie mit Händen greifen.

— Freilich möchte ich das, antwortete der Angler, — ich bin ja in der Abſicht hergekommen, recht viel Fiſche zu fangen.

— Nun gut, du ſollſt zufrieden ſein; aber du mußt mir dafür einen Dienſt leiſten: willſt du?

— Je nachdem: was für einen?

— Der Dienſt, den ich von dir verlange, iſt eine ſolche Kleinigkeit, daß man ihn im Grunde gar nicht einmal einen Dienſt nennen kann!

— Nun gut; was begehrſt du?

— Wirſt du am Sonntage in Nowgorod ſein?

— Gewiß werde ich da ſein.

— Gut. Dort alſo wirſt du einen hochgewachſenen und breitſchultrigen Mann antreffen, im blauen Kaftan, breiten blauen Pluderhoſen und hoher blauer Mütze auf dem Kopfe. Wenn du nun dieſes Mannes anſichtig wirſt, ſo wende dich zu ihm, und ſprich ihn an und ſage: «Vater Ilmen-See! der Schwarzbach ſendet mich zu dir mit Klage und Beſchwerde, wegen ihm angethaner Unbill: denn man hat eine Mühle auf ihm erbaut und ſeine Waſſer treiben die Räder. Was du jetzt befiehlſt, das ſoll auch geſchehen, und wie du es anordneſt, ſo wird es gehalten werden.»

Der Nowgoroder verſprach den erhaltenen Auftrag getreulich auszuführen, worauf ihm der ſchwarze Unbekannte eine Stelle des Baches wies, wo ſich die Fiſche in unzähliger Menge verſammelt hatten: der Angler fing davon ſo viel nur ſein Herz begehrte und kehrte dann ſeelenvergnügt nach Nowgorod zu den ſeinigen zurück.

Am folgenden Sonntage begegnete er wirklich dem hochgewachſenen Manne im blauen Kaftan, und da alle Merkzeichen eintrafen, ſo konnte er nicht zweifeln, daß dieſes die Perſon war, an welche er die ihm vorgeſchriebene Rede zu halten hatte.

— Vater Ilmen, begann er alſo,— der Schwarzbach ſendet mich zu dir mit Klage und Beſchwerde über ihm zugefügte Unbill; man hat eine

Mühle an ſeinem Waſſer gebaut und benutzt ſeine Strömung zum Treiben der Räder. Und der ſchwarze Bach läßt dir ſagen: wie du befiehlſt, ſo ſoll es geſchehen und wie du es anordneſt, ſo ſoll es gehalten werden.

— Ueberbringe dem Schwarzbache meinen Gruß, antwortete der Unbekannte, und wiederhole ihm meine Worte: «Solches wie er mir meldet, hat es nicht gegeben in frühern Zeiten, und ſolches ſoll es auch fürder nicht geben.»

Mit dieſen Worten verſchwand er dem Nowgoroder aus den Augen.

In der folgenden Woche fuhr dieſer abermals hinaus nach dem ſchwarzen Bache, um wieder daſelbſt zu angeln: alſobald ſtand aber auch ſchon der Unbekannte vor ihm, mit dem er ſchon einmal hier zuſammengetroffen war.

Nach gegenſeitiger Begrüßung fragte der Fremde den Nowgoroder, ob er ſeinen Auftrag ausgerichtet und welche Antwort der Vater Ilmen ihm zu geben geruht habe?

Der Bürger wiederholte die Worte, die er aus dem Munde des hochgewachſenen Mannes im blauen Kaftan vernommen hatte.

— Wenn die Sachen ſo ſtehen, Freund, ſagte der ſchwarze Bach zum Nowgoroder, ſo angle hier bis zum Abend; kehre aber heute nicht mehr zur Stadt zurück, ſondern übernachte hier an einem ſichern und ruhigen Plätzchen, das ich dir anweiſen will. Dieſe Nacht noch wird der Schwarzbach ſpringen und raſen und auf dem Ilmen-See wird es zugehen flott und luſtig, toll und wild: nimmer hat es Mühlen gegeben auf dem Schwarzbach und nimmer ſoll es deren geben auch in Zukunft.

Und in derſelben Nacht, meldet die Sage, erhob ſich ein Sturm und ſchwemmte die neuerbaute Mühle hinweg; unſer Nowgoroder aber übernachtete ruhig an der ihm angewieſenen Stelle und kehrte am andern Morgen heim, geſund und unverſehrt.

Der Petersburger Dwornik. *)

Vom Koſaken Luganski (Dahl).

Im Hofe iſt das Wetter weder gut noch ſchlecht, d. h. nach der Anſicht Fremder iſt es ſchlecht, die beſtändigen Einwohner finden es erträglich und hoffen, es werde gegen Abend noch beſſer werden, und die Miethkutſcher ſind damit vollkommen zufrieden: fährt man doch mehr in verdeckten Equipagen.

Ein Dwornik fegt das Trottoir aus, ein anderer, ihm gegenüber, lakirt die gußeiſernen Pfoſten mit einem Gemiſch von Lampenöl und Ruß.

— Das Oel, das du da haſt, iſt wohl ungeſotten, Iwan, nicht wahr? hebt der mit dem Beſen an.

— Wie ſo?

— So, man kann es heute von der andern Seite der Straße nicht riechen; ſonſt zog der Geruch ſo recht von dir zu uns.

— Ja, es iſt ungeſotten. Wo ſoll man denn die Zeit zum Sieden hernehmen, wenn ich nur erſt die Pfoſten geſchmiert hätte, damit man mich nicht wieder beim Grips nimmt.

Da eben Leute vorübergehen mit einem Gange, der zwiſchen Paß und Trabe die Mitte hält, ſchlägt ſie der erſte Dwornik, mit dem Beſen weit ausholend, der Reihe nach alle an die Füße. Der Reihe nach hüpfen ſie alle über den Beſen; einer aber, der Gefahr entgangen, bleibt ſtehen und ſchilt.

Der Dwornik ſetzt ſeine Beſchäftigung fort, als ob er nichts höre und brummt nur nachher vor ſich hin, aber doch ſo, daß es über die Straße zu hören iſt: «Kannſt du denn nicht einen kleinen Umweg machen? haſt du denn keine Augen an der Stirn?» Der andere Hausknecht, für den eben das Witzwort losgelaſſen war, lacht, richtet ſich auf, ſtreift, mit dem Ellenbogen über die Seite fahrend, die Aermel etwas auf, läßt den ſchwarzen fetten Lappen aus der rechten Hand in die linke wandern und kratzt ſich mit der freigewordenen Hand den Kopf.

---

*) Dwornik, eine Art von Hausknecht, der aber mehr zur Bewachung und Reinhaltung von Haus und Hof, als zur Bedienung da iſt, wie der deutſche Hausknecht.

Ein ordentlich gekleideter Herr bleibt vor der Pforte des Hauſes ſtehen, ſieht nach der Aufſchrift und ſpricht, indem er ſich umſieht:

— Hör', Freund, wo iſt der Dwornik dieſes Hauſes?

Grigori ſchweigt, als hätte er nichts gehört; jener wiederholt ſeine Frage lauter und dringender.

— Fragen Sie da im Hofe.

Der Herr geht in die Pforte hinein; der andere Hausknecht lacht.

— Warum geſteheſt du nicht, daß du der Dwornik biſt?

— Dergleichen Leute gehen hier viele! antwortet der erſte und fährt fort zu fegen.

Da fährt ein Iswoſchtſchik (Miethkutſcher), von Hauſe kommend im Schritte vorbei, auf der Droſchke ſchlummernd; das Pferd iſt wie zerſchlagen, die Droſchke alt, unter dem Kiſſen ſieht rings herum Heu hervor; vom Rade fällt die Schraubenmutter ab.

Der Dwornik mit dem Beſen ſieht dem Iswoſchtſchik eine Zeit lang nach, geht dann in die Mitte der Straße, hebt die Schraubenmutter auf und ſteckt ſie in die Taſche. Als das Rad von der Droſchke abfiel, wäre der Iswoſchtſchik beinahe mit der Naſe aufs Pflaſter gefallen; er ſpringt ab, hält das Pferd an, ſieht ſich im Kreiſe um und läuft zurück. Da er den Hausknecht von der Mitte der Straße zum Trottoir gehen ſieht, wendet er ſich an ihn.

— Haſt du ſie aufgehoben, Onkel?

— Wen aufgehoben?

— Nun, die Schraubenmutter; gieb ſie mir ab, ich bitte!

— Haſt du's denn etwa geſehen?

— Ach, was, geſehen! gieb ſie mir ab!

— Gieb ab, gieb ab! was ſoll ich dir abgeben? erſt hätteſt du mir einen Dwugriwenni (двугривенный, 20 Kopeken Silb.) bieten ſollen, dann könnteſt du ſagen: gieb ab.

Der Streit wird etwas hitziger; anfangs bittet der Iswoſchtſchik, darauf ſchwört er, er habe nicht einen Pjatak (fünf Kopeken Kupfer), er ſei eben erſt ausgefahren; dann kommt es zum Schelten und Schreien. Hiebei hört man, außer den gewöhnlichen Apoſtrophen, von einer Seite nur: «Gieb ſie mir ab!» von der andern: «Was ſoll ich dir abgeben? haſt du's denn etwa geſehen?!» Mit dieſem Geſchrei nähern ſich die Feinde einander zum Angriff: der Hausknecht Iwan benutzt das angenehme Schauſpiel, um lächelnd von ſeiner Mühe auszuruhen; es beginnt ſich das Volk zu ſammeln und einen Kreis zu bilden. Da bleibt ein voller, ſtarker Burſche gleichfalls ſtehen und ſagt, nachdem er ſich nach der Sachlage erkundigt:

— Was ſchreiſt du aus vollem Halſe, was red'ſt du mit ihm? gieb du ihm eins, und ich will ihm den Nacken bläuen.

Kaum iſt das geſagt, als Beide, wie auf Commando, in einem Tempo dieſe praktiſche Ermahnung in Ausführung bringen.

Das Volk lacht. Der widerſpenſtige Griſchka, plötzlich überredet, ſchüttelt etwas den Kopf, holt die Schraubenmutter aus der Taſche ſeiner Pluderhoſen hervor und giebt ſie dem Iswoſchtſchik mit dem Rathe, ſie ein anderes Mal nicht wieder zu verlieren; ſonſt könnte er ſie vielleicht nicht wieder bekommen. «Ein anderer wird ſie nicht abgeben wollen und in der Schmiede mußt du dafür nach langem Bitten und Beugen einen Rubel zahlen: hat man doch dort euresgleichen viele!»

Nachdem die Zuſchauer ſich zur Genüge an dieſem Schauſpiel erfreut, gehen ſie jeder ſeines Weges, aus einander, wobei ſie ſich von Zeit zu Zeit umſehen; der Iswoſchtſchik legt das Rad an, dreht die Schraubenmutter und ſchilt die ganze Zeit hindurch. Grigori nimmt wieder den Beſen zur Hand und beſchränkt ſich auf die Wiederholung deſſelben freundſchaftlichen Rathes. Dwornik Iwan neckt ſeinen Cameraden mit leiſem Lachen:

— Warum haſt du es dem Iswoſchtſchik erlaſſen! Der Kerl hat wohl eine geſunde Fauſt, nicht wahr?

Jetzt tritt der oben erwähnte Herr, nachdem er den Hausknecht vergeblich auf dem Hofe geſucht, zur Pforte heraus und wendet ſich ziemlich eindringlich an unſern Freund:

— Biſt du nicht vielleicht doch der Dwornik?

— Und wen brauchen Sie denn?

— Den Titulärrath Bülow.

— Links unter der Pforte, ganz oben, die Thüre linker Hand.

— Warum ſagteſt du es mir nicht gleich, als ich frug? Du biſt ja doch der Dwornik?

— Es giebt viele Dworniks. Bei andern, bei guten Hauswirthen, leben deren drei bis vier; nur der unſrige behilft ſich mit einem einzigen.

Der Fremde muß dieſe ganz eigenthümliche Logik als Antwort hinnehmen, zuckt die Achſeln und geht der Anweiſung gemäß.

Auf der andern Seite der Straße gehen eben zwei Damen vorbei; die eine von ihnen hält ein Schäferhündchen auf dem Arm und koſt und küßt es eifrig.

— Sieh, ſagt der luſtige Dwornik Iwan, — die Damen da wollen ihre Kinder nicht pflegen und warten kleine Hunde.

Beide Damen ſehen ſich nach dem luſtigen Hausknecht um und blicken ihn mit ſolchen Augen an, als hätte er eine unverzeihliche Frechheit geſagt.

Inzwiſchen ſpringt aus dem Hauſe des Dworniks mit dem Beſen ein ſchmutziges Weib, die Hände unter der fettgetränkten Zitzſchürze gefaltet, welche ſie ſich, gekränkt, daß ihr die Hausfrau zum Küchengebrauch

ein Paar zwillichene oder linnene hatte kaufen wollen, auf eigne Koſten genäht hat.

— Grigori! beginnt ſie zu ſchreien: — was für Volk! Grigori, was iſt denn mit dir? wirſt du uns denn heute kein Waſſer holen?

— Kannſt warten! biſt mir gar zu eilig!

— Kannſt warten! ach du, mein Gott! die Frau ſchilt, jagt mich ſchon zum dritten Mal nach Waſſer; im ganzen Hauſe bin ich herumgelaufen — nirgends ein Tropfen; und ſiehe, der kühlt ſich hier ab, als trüge er uns nur aus chriſtlichem Mitleiden (Христа ради) Waſſer; wahrlich! So geh doch endlich einmal und hol' Waſſer!

— Hol' Waſſer, hol' Waſſer! geh' nach Waſſer und fege zugleich die Straße aus, wenn nun aber der Nadſiratel' (Polizeiofficier) kommt, ſo haben wir einen ſchlimmen Feiertag.

— Was ſoll ich mit deinem Feiertag? feiert ihr, wann ihr wollt, aber jetzt bring' Waſſer.

Grigori wendet ſich wie ein Bär um und macht ſich auf den Weg zur Pforte; das ſchmutzige Weibsbild läuft, nachdem ſie durch ihre Beredſamkeit ſeine Widerſpenſtigkeit beſiegt, behend unter die Pforte, er aber wirft ihr mit ſtarkem Schwunge den Beſen nach, während Iwan die Stimme erhebt:

— Aha! weg iſt die halbe Dame: ja, wenig fehlte, ſo hätteſt du ſie tüchtig gewärmt! Sie belieben gar zu fein beſchuht einherzuwandeln! fügt er mit einer Anſpielung auf ihre nackten Füße hinzu. — Sie werden ſich noch die Strümpfe abfrieren, Madam!

Während dieſer Unterhaltung haben jedoch Iwan und Grigori das ihrige gethan, weil doch niemand für ſie arbeitet. Mit der Morgendämmerung aufgeſtanden, müſſen ſie das Holz an Ort und Stelle legen, vor der Pforte auskehren, Waſſer für ein Dutzend Familien holen, in den vierten Stock Holz, für einen Poltinnik (ein halber Rubel) monatlich, tragen. Da packt denn Grigori einen fürchterlichen Holzſtoß auf ſeine Schultern — er möchte es gern mit einem Male abmachen — zieht den Strick, nachdem er die Mütze untergelegt, gerade über die Stirn und reibt ſich dieſe nachher nur etwas mit der Hand.

Dann muß er das Trottoir ſchaben, rein fegen und mit Sand beſtreuen, die Straße auskehren, den Kehricht wegbringen, beim Pferdefutterkaſten, wo die Miethkutſchen ſtehen, gleichfalls alles aufleſen und in den Hof tragen; übrigens zahlen für dieſen Dünger Coloniſten gern einen Rubel für's Fuder: da ſieht man's, dieſe Deutſchen *) können alles brauchen. Sieh! da regnet oder ſchneit es wieder, und er muß wieder das

*) Unter dem Worte Нѣмецъ ſind übrigens eigentlich alle Ausländer einbegriffen. D. Ueberſ.

Trottoir fegen — und ſo geht es einen Tag nach dem andern. Die ganze Zeit muß er auch das Haus hüten und mit dem Billet eines Mietzsmanns nach der Stadttheilspolizei laufen; auch des Nachts kann er ſich nicht recht ſchlafen legen; kaum eingeſchlummert, weckt ihn die Klingel über ſeinem Haupte, vor der er ſich, wenn er auch wollte, nirgends retten könnte, weil ſeine ganze Kellerwohnung unter der Pforte kaum für den ungeheuren Ofen Raum genug hat. Steigt man nämlich ſechs Stufen hinab, bleibt ſtehen und bläſt die dichte Luft und einen gewiſſen Wolkendampf um ſich herum weg; wird man dann nicht ſchon auf der dritten Stufe von einer Ohnmacht überfallen, wegen eines gewiſſen ſauern und bittern Dunſtes, ſo ſieht man, nachdem man inmitten der ewigen Dämmerung dieſes Kellers die Gegenſtände allmälig zu unterſcheiden angefangen, außer dem finſterblickenden Ofen noch eine Bank, welche mit ihrem fußloſen Ende auf einem Faſſe ruht, einen Tiſch, deſſen Füße ſchon einen Zoll über das Tiſchblatt hervorragen und zwiſchen dem Ofen und der Wand — ein Bett. Dieſes iſt an die Klingel, ſo gut wie ein Fiſch in der Fiſchbarke gewöhnt, nur in umgekehrtem Sinne: den Augenblick geht es auseinander, ſobald nur die unheilvolle Klingel über dem Haupte des ſchlafenden Grigori ertönt und erwartet ruhig ſeine Wiederkunft. — und augenblicklich kommt es wieder kühn in ſeiner Bewegung, wenn er ſich wieder niederlegt und einen Theil ſeines Schafpelzes über den Kopf zieht. Neben dem Ofen ſind an der Wand drei kurze Bretter befeſtigt und auf dieſen befinden ſich zwei hölzerne und eine irdene Schale, Löffel, ein Selzerwaſſer-Krug, ein Viertel-Stof, ein halbes Stof, eine Karaffe, ein trübes, leeres Glas und eine vergoldete, buntverzierte Porzellantaſſe. Unter der Bank ſteht ein dunkelbraun-grünlicher Samowar (ruſſiſche Theemaſchine) auf drei Füßen, zwei zerſchlagene Flaſchen mit Lampenöl und Ruß, zum Einſchmieren der Straßenpfoſten und, wahrſcheinlich des angenehmen, ſättigenden Geruchs halber, eine Menge ausgebrannter, bei Illuminationen gebräuchlicher Lampen. Töpfe giebt es in Grigori's Wirthſchaft nicht, dagegen aber halten ſich zwei gußeiſerne Geſchirre, für Kohlſuppe und Grütze, beſtändig im Ofen auf oder ſteigen wenigſtens vom Herde nicht herab. Sie, wenn auch nur bisweilen, zu waſchen, hält Grigori für überflüſſig, da er ſich aus Erfahrung überzeugt hat, daß, ſo oft man ſie auch waſchen mag, ſie doch immer ſchwarz bleiben.

In der Ecke hängen Heiligenbilder, um ſie herum Oſterpalmen (вер-бовки), im Heiligenbilder-Gehäuſe ein vom vergangenen Jahr aufbewahrtes Oſterei und ein Stückchen Kulitſch; unter den Heiligenbildern ein Fläſchchen mit am Epiphaniastage geweihtem Waſſer und ein Paar Porzellaneier. Auch dürfen wir das Handtuch, das unter einem kleinen Spiegel in einer anderen Ecke, in derſelben Reihe mit Platow und Blücher, hängt,

nicht unerwähnt laſſen — ſei es auch nur darum, weil deſſen beide Enden hellroth geſtickt ſind. Dieſes Handtuch iſt mit einer Miſchung der verſchiedenſten Subſtanzen über und über getränkt und eingeſchmiert und wird in dieſer Geſtalt wohl noch ſehr lange verbleiben, — weil Mäuſe es nicht erreichen können und Hunde Grigori nicht hält; doch hat er es einſt wirklich erlebt, daß ein hungriger Hund dieſes mit nahrhaften Subſtanzen geſättigte Handtuch heimlich davontrug, das auch wahrſcheinlich auf dieſe Art gänzlich verſchwunden wäre, hätte ſich der Hund nicht mit einem andern um den Leckerbiſſen zu beißen angefangen. Der Streit lenkte die Aufmerkſamkeit unſeres Dworniks auf die ſtreitige Beute, die nun keiner der kämpfenden Parteien zufiel, ſondern ihnen entriſſen wurde. Grigori ſtieß noch den Hund mit dem Fuße, ſchüttelte das Handtuch ein Paar Mal und hing es dann an ſeinen Platz. In gewiſſen Fällen liebte er die Ordnung.

Der Leſer könnte die Frage aufwerfen, woher der Hof und die Straße bei Grigori ſtets ſo rein, während ſein eigener Winkel ſich keines übermäßig peinlichen Herren rühmen konnte? Nun, an dieſer äußerlichen Reinlichkeit war nicht Grigori ſchuld, ſondern der Nadſiratel', der ihn nicht aus den Augen ließ. Daher war eben unſerm Dwornik die Reinlichkeit ſo zuwider geworden und er rächte ſich dafür an ſeiner eigenen Kellerwohnung, über die er als unbeſchränkter Herr zu verfügen hatte. Nur hier konnte Grigori frei athmen, nur hier konnte ſein Auge mit Wohlgefallen auf dem weich und fettig ausſehenden Geräthe ſeiner kleinen Wirthſchaft ruhen, hier konnte er ſich an Wohlgerüchen weiden und an der nahrhaften Dichtigkeit der Atmoſphäre ſeiner Wohnung.

Den folgenden Morgen grüßten ſich Iwan und Grigori wieder über die Straße, mit dem Beſen in der Hand.

— Was iſt dir? biſt du krank?

— Ja, nicht recht wohl; ich kann kaum gehen, ſo ſchmerzt mich der Leib.

— Du ſollteſt Kwas mit Gurken, tüchtig geſalzen, nüchtern zu dir nehmen.

— Nein, ich habe ſchon Aſche mit Salz eingenommen; vielleicht läßt es davon nach.

Aber offenbar wollte das Uebel von der Aſche mit Salz nicht nachlaſſen; Grigori ging zu ſeinem Arzte, dem Krämer (Lawotſchnik) und bat ihn um Abhülfe. Nachdem dieſer, ohne viel zu fragen, die wichtigſten Umſtände erfahren, ließ er Grigori ſich mit dem Leib auf ein heißes Roggenbrot legen, bedeckte den Kranken mit einem Schafspelz, gab ihm etwas heißes zu trinken und ſtellte ihn ſo zum Mittag wieder auf die Beine. Grigori bedankte ſich bei ſeinem Arzte und überlegte es, nach dem allen wäre es doch gut, ſich in Acht zu nehmen und ſich an dieſem Tage

mit leichten Faſtenſpeiſen zu begnügen, mit Sauerkohl, Gurken, gedörrtem Fiſch und Hanföl.

Grigori liebt es mitunter jemanden anzuſchreien, bisweilen auch grob anzufahren, aber eben ſo gern erträgt er manches geduldig und begnügt ſich alsdann, ſich ſchmollend abzuwenden oder auch allenfalls hinter dem Rücken zu ſchelten. Wohl hundertmal hat er Iwan auf der Straße geſagt, es ſei der letzte Tag, den er bei ſeinem Herrn diene, er werde den Dienſt morgen beſtimmt verlaſſen, — und am folgenden Morgen trat er immer wieder den Dienſt mit dem Beſen, der Schaufel und den Waſſerfäſſern an. Der Hauseigenthümer iſt mit ihm zufrieden, namentlich wegen ſeiner Ehrlichkeit und ſeiner ſtrengen Aufſicht.

Verdächtige Gäſte erkennt Grigori inſtinktmäßig auf den erſten Blick und begleitet ſie gewöhnlich hinaus, indem er ſie mit Fragen, zu wem ſie gingen und was ſie wollten chikanirt, auch wohl mit Fragen nach ihrem Paß und Wohnort. Ueber dergleichen Gegenſtände laſſen ſich, wie Grigori aus langer Erfahrung wußte, Leute von dieſem Schlage höchſt ungern aus und daher entfernten ſie ſich gewöhnlich, ohne ein Geſpräch anzuknüpfen, um an andern Orten ihre Nachſuchungen anzuſtellen. Manchmal geſchah es, daß, wenn Grigori einen Mann mit halbabgeſchorenem Barte, mit einem ſchmierigen bunten baumwollenen Tuche und zerriſſenem Mantel in der Pforte traf, er ſich mit ihm unverzüglich in offenherzige Erklärungen einließ und ihm verſicherte: «Hier, lieber Freund, iſt nicht gut hauſen für dich, glaub's mir und geh mit Gott.» Fing er einen ſolchen Mann bei ſich im Hauſe, ſo faßte er ihn am Zopf und begleitete ihn ſo zur Pforte hinaus. Der heitere Hausknecht Iwan amüſirte ſich in ſolchen Fällen auf eine andere Art: er ließ den Dieb in die enge Spalte unter der Pforte hineinkriechen und ſtieß ihn dann von hinten unter verſchiedenen Redensarten mit dem Beſen.

Trug aber irgend ein glücklicher Finder unter dem Arm ein Kleidungsſtück, das ihm irgendwie in die Hände gerathen war, ſo handelte Grigori mit ihm mit dem ruhigſten Gewiſſen, ſobald man es ihm nur für einen Spottpreis abtrat und es zum verändern taugte. «Was geht es mich an?» ſprach er alsdann: «was weiß ich denn? Hab' ich's denn etwa geſtohlen? Iſt es geſtohlen, ſo iſt es doch nicht bei uns geſtohlen.»

An Feiertagen kleidet ſich Grigori gern als Kutſcher, im Sommer in einen Plüſch-Poddjowka (Unterkleid), im Winter in einen ſtutzerhaften Polukaften (Halbkaftan), plüſchene Pluderhoſen und wirft einen Schafpelz über die Schultern. Auch trägt er einen niedrigen Sammethut. So ſitzt er nicht ſelten vor der Pforte, mit über der Bruſt zuſammengelegten Armen, pfeift zwiſchen den Zähnen ein Liedchen, oder naſcht Erbſen, die er aus einem, man möchte ſagen, glühend rothen Tuche herausholt. Iwan, neben ihm oder ihm gegenüber, zieht Kohlſtrünke oder, wenn er

deren keine hat, eine Rübe vor. Ihren beiderseitigen Geschmack vermitteln im Sommer unreife, grüne und harte Stachelbeeren von der Größe einer Erbse und beide Dwornike versorgen sich dann fast täglich mit zwei oder drei Pomadenbüchsen von diesem Naschwerk, welches auf der Straße eine mißgestaltete Alte, mit einer turbanähnlichen Binde auf dem Kopfe herumträgt, indem sie mit einer krähenden Stimme: «reife Stachelbeeren! schöne reife Garten-Stachelbeeren!» ruft. Sie biegt den Kopf nicht zu den oberen Stockwerken hinauf, sondern schielt gewöhnlich in die Kellerwohnungen und füllt für einen Kopeken eine Pomadenbüchse übervoll.

Nüsse kann Grigori nicht leiden; er behauptet, daß Nüsse zu knacken sich nur für Dirnen zieme.

Darin besteht Grigori's ganzer Feiertag; nur selten betrinkt er sich nach Herzenslust, nachdem er vorher irgend einen Landsmann auf einen ganzen Tag an seine Stelle gesetzt. Ohne diese vorgängige Maßregel getroffen zu haben, geht er niemals spazieren. Erwähnt irgend jemand einen Feiertag, so ist seine beständige Redensart: «Was hat denn unsereins für Feiertage!» Er war vollkommen einverstanden mit jenem Handwerker, der sich einst sogar über Weihnachten als Feiertag mit einer Beimischung philosophischen Spleens also geäußert hatte: «Was hat Unsereins für Feiertage! sind's doch im Ganzen nur 3 Tage; man hat nicht Zeit, sich zu amüsiren.» Doch sind die alljährlichen Feiertage, bei all ihrer Bedeutungslosigkeit für Grigori, insofern für ihn wichtig, als er zu allen Einwohnern des Hauses geht, seinen Tribut einzufordern. Auch sind bei ihm, wie bei seinem Herren, alle Wohnungen nach den Einkünften, die er von ihnen zieht, taxirt, vom Griwennik an, den er zweimal des Jahres vom armseligen Buchbinder erhält, bis zu dem rothen Zettel einer Wohnung des zweiten Stockes. Vom Witzbold Iwan nahm er die Gewohnheit an, die Miethsleute selbst nach der Zahl der zu Weihnachten und Ostern von ihnen erhaltenen Rubel zu benennen, wie der Dwugriwenni-Buchbinder, der Dreirubel-Beamte u. s. w. Auf diese Art gelang es ihm sogar, da dergleichen bisweilen zu den Ohren der ehrgeizigen Miethsleute drang, seine Steuer zum Einkaufe von Branntwein zu erhöhen und der Miethsmann kam aus der Dreirubel- in die Fünfrubel-Classe. Beim Einziehen eines neuen Miethsmannes verstand es Grigori vor der Zeit, vor dem Beginn der Feiertage, diesem mitzutheilen, wieviel er gewöhnlich von seinem Vorgänger erhalten habe. Von unruhigen Miethsleuten, die gewöhnlich in der Nacht nach Hause kommen, verlangt er bisweilen dringend ein Trinkgeld (на чай — zum Thee); um ihretwillen habe man gar viel Plackereien, hieß es.

Uebrigens hat Grigori noch einen andern kleinen Erwerbszweig; er beschäftigt sich nämlich in seinem Kreise mit dem Umsatz seines eigenen

Capitälchens, und leiht auf zuverläſſige Bürgſchaft oder auf Pfänder bis an 100 Rubel auf Zinſen aus. Es gelingt ihm ſelten mehr als 8 oder 10 Procent monatlich zu bekommen, wenn man ihm aber eine ſolche Forderung zum Vorwurf macht, ſo antwortet er mit einer Handbewegung ganz ruhig: «Nun, ſo gehe und nimm von anderen.» Grigori ſah darin durchaus keine Sünde; «ich zwinge keinen», ſprach er, dränge mich keinem auf; meine funfzig Rubel werden mir ihren Platz im Kaſten auch nicht durchliegen.» Daß man ſo etwas heimlich thun müſſe, verſtand er ſehr wohl. Als alter Dwornik und Bewohner der Petersburger Straßen, der nicht ſelten Berührungen und ſelbſt Befreundungen mit Geſindel aller Art erlebt hatte, war Grigori nicht nur mit allen Pfiffen der Petersburger Spitzbuben ſehr genau bekannt, ſondern verſtand auch theilweiſe ihre Sprache und ſein junger Nachbar Iwan nahm bei ihm nicht ſelten Unterricht in dieſem den Wächtern der Hauspolizei nützlichen Wiſſenszweige. Als beide Dworniks einſt an einem Feiertage neben einander vor der Pforte ſaßen und den Qualm der Illuminationslampen einſogen, brachte Grigori den luſtigen Iwan ſtark zum lachen; es ging eben ein kleiner Haufe Menſchen vorbei, wie es ſchien, vom Theater kommend, wo die Vorſtellung eben beendigt war, und als dieſer Haufe einen Genoſſen, der zur Beobachtung der ширманы (карманы, d. i. Taſchen) der Fußgänger aufgeſtellt war, erblickte, empfingen ſie ihn mit der Frage: «Что клею?» (was oder wieviel haſt du an Leim?) d. h. wie viel haſt du gewonnen? Da antwortete Grigori ganz ruhig: «бабки, веспухи да лопень, d. h. Geld, eine Uhr und ein Sacktuch, und die Spitzbuben ſahen Grigori verwundert an, ohne recht zu wiſſen, ob er auch ein Maſurik, d. h. ihr Camerad oder ein Verräther ſei? Iwan lernte gleichfalls von Grigori die Spitzbuben ſchrecken und ſie mitten in einem Menſchenhaufen erkennen: man brauche nur стрема, d. h. nimm dich in Acht! zu ſagen und jeder Maſurik ſieht ſich im Kreiſe um.

Grigori kannte eines jeden Miethsmannes Art zu klingeln. Wenn er des Nachts von der Klingel, die bei den Bewohnern ſeiner Behauſung augenblicklich eine ſolche Verwirrung anrichtet, aufwacht brummt er gewöhnlich halb im Schlafe vor ſich: «Der Dwugriwenni-Herr — nun, werd' mir nicht zu hitzig, kannſt warten»; darauf wendet er ſich langſam um, kratzt ſich, gähnt, wirft den Schafspelz um, nimmt die Schlüſſel, macht ſich barfuß über den gefrorenen Schnee auf den Weg, zieht unterwegs den linken Aermel auf den rechten Arm, bleibt vor der Pforte noch einmal ſtehen, kann in der Schlaftrunkenheit den Aermel nicht finden, brummt: «Was Kuckuck, iſt denn der Aermel vernäht!» ruft dann hörbar: «ſogleich!» bemerkt aber dabei, und zwar nicht ganz leiſe: «Kannſt warten, ſagt man dir; biſt du denn erfroren?» hat aber Grigori endlich das Pförtchen geöffnet, ſo wird er gewöhnlich höflicher und weicher in

ſeinem Umgange und ſagt ſogar, wie wider Willen und mit Gähnen: «treten Sie gefälligſt ein!» Iwan hatte für ſolche Fälle einen andern Kniff; als heitrer und lebhafter Menſch ließ er niemanden vor der Pforte lange warten; wenn es aber ſpät war, ſo ſagte er zum Eintretenden, indem er ihn, beim Froſte barfuß, im bloßen Hemde ſtehend, begrüßte: «wir hatten, mein Herr, früher auch ſo einen, der immer ſpät nach Hauſe kam — einen guten Herrn, wie Sie, mein Herr, immer gab er mir ein Natſchal. Natſchal! (zum Thee) nicht Nawodki (zu Branntwein), hieß es». Iwan hatte einen Landsmann, einen Dielenbohner, einen Mann von ziemlich feinem Umgange, von dieſem hatte er gelernt, ſich etwas höflicher auszudrücken.

Es bleibt uns nur noch übrig, über die Familie, Verwandten, wirthſchaftlichen und überhaupt über die häuslichen Verhältniſſe unſeres Grigori einige Worte zu ſagen.

Mochte er ſchlecht oder gut, ehrlich auf ſeine oder unſere Art ſein, mochte er viel oder wenig erwerben, — aber er ernährte zu Hauſe auf dem Lande eine Familie.

Noch an zehn, vielleicht 15 Jahre bleibt Grigori an ſeiner Stelle, dann aber ſetzt er ſich entweder auf den Ofen, von Geſchäften unberührt, oder er fängt im Dorfe einen Handel an, falls die verliehenen Gelder ihm nicht verloren gehen. Dann geht er heim, bringt drei bis vierhundert Rubel mit — haut in der Hütte ein breites Fenſter aus, ſtützt den herabhängenden Laden auf einen Stock und hängt in ſeiner Bude ein dutzend Bund Baſt- und Hanfſtricke, Halfter u. dergl. mehr auf, ſtellt ein Faß Theer, ein anderes Faß Honig auf, — leben ſie doch auch im Sprichwort beiſammen — ein Dutzend lederner Peitſchen, behauene Krummhölzer, Femerſtangen, Baſtſchuhe, Pfefferkuchen, Bänder und ein Paar Bund «Baraſchki» — das iſt ſein ganzer Vorrath, ſein ganzer Handel. Wenn ihr aber glaubt, daß Grigori bei ſolchem Umſatze vor Sorgen um's liebe Brot ſich keinen Kwas erarbeitet, ſo irrt ihr euch; iſt er doch ein Mann, der ſich in der Welt umgeſehen hat: ſein Theer nimmt bei ihm ſo wenig ab, daß er dir davon aus einem Faße zwei, ſelbſt drei Fäßer abzapft; den Honig ſchneidet und ſchmiert er ſo meiſterhaft, daß, wenn man zum Thee das Papier, in den der Honig eingepackt war, nicht mit ableckt und ausſaugt, man den Geſchmack dieſes Honigs gar nicht zu erkennen vermag. Und ſeine Stricke vollends — die nehmen gar kein Ende; er mißt ſie mit Armfaden und mißt dir davon ſoviel, als jedem nur beliebt, ab; es flimmert dem Käufer vor den Augen, ſo ſchnell breitet er dabei ſeine Arme aus; der Artikel iſt auf der Reiſe unumgänglich nöthig und dabei nirgends zu haben, alſo muß man ihn doch bei ihm nehmen.

Iwan wird wohl nicht ins Dorf zurückkehren, ſondern entweder

Kutſcher werden oder im Winter Eis hacken und im Sommer mit Aepfeln handeln, im Frühling und Herbſt aber auf dem Trödelmarkt alles mögliche kaufen und verkaufen. Das Leben eines Tworniks iſt für einen ſo kühnen Geiſt zu eng, das Leben daheim zu langweilig; für einen Menſchen mit hauptſtädtiſcher Bildung iſt es ſchwer, in ſolcher Oede zu leben.

Ein Luſtſpiel-Stoff.

von Dr. —z.

In einem kleinen Städtchen Deutſchlands, einer Gegend, wo die Vaudevilliſten die Helden ihrer geiſtreichen Theaterſtücke auftreten laſſen, ſteht in einer namen- und pflaſterloſen Straße ein zweiſtöckiges ſteinernes Haus, das vom Schickſal auserſehen wurde, der Schauplatz einer Scene zu werden, die man höchſt tragiſch nennen müßte, wenn ſie nicht zugleich höchſt komiſch wäre. Deshalb ziehen wir auch den Namen Luſtſpiel, trotz Kummer, Noth und Verzweiflung, die in mancherlei Formen darin vorkommen, jeder andern Benennung vor. Unſer Luſtſpiel zeichnet ſich nun vor andern dadurch aus, daß erſtens der Held deſſelben darin gar nicht auftritt, ſondern aufgetragen wird, daß er kein Wort ſpricht, weil er noch nicht ſprechen kann, ſondern ſeine Zeit am Lutſchbeutel ſchlafend zubringt, und zweitens dadurch, daß von Liebe darin durchaus nichts vorkommt, weder Menſchenliebe, noch Liebhaberliebe, weder Gattenliebe, noch Kindesliebe. Um aber der dramatiſchen Anforderung Genüge zu leiſten, ſteht der Zufall ungeſehen hinter den Couliſſen, läßt einige der handelnden Perſonen was weniges zappeln und begnügt ſich zum Schluß, da es keine Tugend zu belohnen giebt, in der Geſtalt einer Geldbörſe das Ganze zu einem fröhlichen Ende zu bringen. Auf Couplets, fade oder witzig, darf wahrlich der Leſer oder Zuſchauer durchaus nicht rechnen und zwar aus dem Grunde, weil den Spielenden, dem einen vor Aerger, den andern vor Angſt und Verzweiflung, gar nicht ſingerig zu Muthe iſt, und weil der Held ſelbſt noch gar nicht ſingt und höchſtens ſchreit.

Und jetzt zur Expoſition.

Der Ort der Handlung iſt, wie geſagt, jenes zweiſtöckige Haus, das ſtolz auf die andern, ſchlechteren hölzernen Glieder der Straße hinabſieht. Im untern Stock wohnt der Hauseigenthümer ſelbſt, Herr Hämmerlein, im obern, außer andern Miethsleuten, der Copiſt Schmurgel. Herr Hämmerlein gehört einer Familie an, deren Genealogie bis in das heidniſche Sparta hinauf reicht, wo bekanntlich das Stehlen einen Zweig des Jugend-Unterrichtes ausmachte. Wie gut, nebenbei geſagt, daß die Civiliſation jenen Lehrzweig aus der Erziehung geſtrichen und eine Menge Geſetze über Mein und Dein aufgeſtellt hat, welche die erſtaunliche Fruchtbarkeit jener Familie beſchränken ſollen. Unſer Hämmerlein iſt ein Mann, der nach einem thatenreichen Leben ſich in die Ruhe zurückgezogen hat.

Wir dürfen, ohne ihm zu ſchaden, offen bekennen, daß, als er in die Welt trat, eine innere moraliſche Centrifugalkraft ihn aus dem Herzen ſeines Vaterlandes an deſſen Peripherie oder Grenze zog, wo er ſeine Landsleute mit den Erzeugniſſen des Auslandes auf wohlfeile, obgleich heimliche Weiſe bekannt zu machen ſtrebte. Hämmerlein war ein berüchtigter Schleichhändler. Als er aber einſt in einer ſchönen Nacht von den Zöllnern überfallen wurde, gab er jenes gefährliche, obgleich lucrative Handwerk auf — die moraliſche Umwandlung und Reaction geſchah wahrſcheinlich während der langwierigen Cur ſeiner vielen Wunden jenſeits der Grenze — er wurde ſtatt des gehetzten Wildes ſelbſt hetzender Jäger, er wurde ſelbſt Zollwächter, und in kurzer Zeit ein Schrecken ſeiner früheren Genoſſen. Als er aber wieder einſt in einer ſchönen Nacht überfallen wurde — aber diesmal von den Schleichhändlern — gab er auch dieſes lucrative aber gefährliche Handwerk auf, verließ den Schauplatz ſeiner Thaten für immer und kaufte ſich in jenem geſegneten Städtchen an mit «dem Bischen, was er erübrigt.» Er iſt jetzt ein hoher Funfziger, noch rüſtig, obgleich beleibt, erzählt gern von ſeinen Heldenthaten — als Grenzwächter und zeigt ſeinen Freunden bei Gelegenheit ſeinen benarbten Körper (Schleichhändler-Narben ſehen genau ſo aus wie Zöllner-Narben). Unſer Hämmerlein hatte es in anderen Carrieren verſucht, aber ſich bald, über Mangel an Anerkennung klagend, zurückgezogen; eben ſo war ein Heirathsverſuch, man ſagt, an ſeinem Rufe, geſcheitert. Er lebt alſo als Junggeſell in ſeinem eigenen Hauſe, hält ſich eine Haushälterin, die zufälligerweiſe ſehr ehrlich, aber ſehr unſauber iſt, verbringt den Vormittag mit Rauchen und dem Studium des Intelligenzblattes, das ſich mit nichts weniger als mit der Intelligenz beſchäftigt — eine andere Lectüre kennt er nicht — ißt zu Mittag bei einem Speiſewirth und macht Abends ſeine Parthie Schaafskopf. Beſondere Kennzeichen: iſt durch und durch Egoiſt.

Steigen wir nun die Treppe im Hämmerlein'ſchen Hauſe hinauf, in die Wohnung № 7, und machen uns mit dem Copiſten Schmurgel nebſt Familie bekannt. Gotthold Nepomuk Schmurgel iſt das gerade Gegentheil ſeines Wirthes, moraliſch wie phyſiſch. Ein kleines, mageres gebrechliches Männchen, viel älter ausſehend als er in der That iſt, ſeit vier Jahren glücklicher Beſitzer von einer nicht mehr ganz jungen Frau und vier Kindern, ſeit fünf Jahren in einem Comptoir dienend und zweihundert Thaler Gehalt beziehend. Gotthold Nepomuk Schmurgel iſt ein ſtiller, rechtlicher und arbeitſamer Mann; er iſt immer der Erſte an ſeinem Canzelleitiſche und findet wenig Zeit, daſelbſt Zeitungen zu leſen oder über Allotria mit den Collegen zu converſiren. Denn er hat in dem Comptoir das wichtige Geſchäft — nicht des Abfaſſens der Papiere, ſondern das wichtigere, des Reinſchreibens derſelben, und ſeit vielen Jahren

hat kein Papier das Comptoir verlaſſen, das nicht die kalligraphiſchen Schriftzüge Schmurgel's aufwieſe. Unnachahmlich ſchön ſind beſonders die erſten Worte in jeder Schrift geſchrieben. Denn da der Comptoir-Chef ein im Stil ergrauter Veteran, die Eigenthümlichkeit beſitzt, jedes in der Canzellei angefertigte Schriftſtück mit einem vielſagenden «Alldiweil» beginnen zu laſſen, eine Eigenthümlichkeit, die ſtreng wie ein Geſetz befolgt wird, und unſer Schmurgel der Copiſt par excellence iſt, ſo war es natürlich, daß er bei tauſendfältiger Wiederholung der nämlichen Anfangsworte auch endlich das meiſte Intereſſe auf dieſe verwandte, daß das «Alldiweil» endlich in fabelhafter Schönheit erſchien zu nicht geringer Befriedigung ſeines Chefs und zu ſeinem eigenen innerſten Entzücken. So ſehr verwuchs endlich das geliebte «Alldiweil» mit ihm ſelbſt, ſo ſehr abſorbirte es ſein ganzes Denken, daß er nur mechaniſch und bewußtlos copirte, was hinter dem «Alldiweil» ſtand; er würde ruhig die furchtbarſte Anklage ſeiner ſelbſt abgeſchrieben haben, wenn ſie mit «Alldiweil» angefangen hätte. Endlich ging es auch in ſeine Redeweiſe über und Gotthold Nepomuk begann auch die gleichgültigſte Bemerkung mit dem unvermeidlichen «Alldiweil». Dieſe rührende Anhänglichkeit zog ihm, neben ſeinem Fleiße, eine jährliche Geldbelohnung von ſeinem Obern zu, aber auch manche Verſpottung ſeiner Collegen, und er wird jetzt allgemein einfach Gotthold Nepomuk Alldiweil genannt.

Was ſeine häuslichen Verhältniſſe betrifft, ſo berechtigen ihn ſeine Gemüthsruhe und Anſpruchloſigkeit dazu, ſich glücklich und zufrieden zu fühlen; er würde es auch ſein, wenn er nicht arm wäre. Madame Schmurgel, Agathe Emerentia, vor vier Jahren eine nicht mehr junge und nicht eben ſchöne Jungfrau, ziemlich beſchränkten Geiſtes, aber mit vielen Anforderungen an das Leben und an Gotthold Nepomuk, hat ſich ſeitdem nicht ſehr zu ihrem Vortheil verändert. Die vielen Kinder und die vermehrten Ausgaben, welche die Armuth zur Noth ſteigerten, haben ſie etwas empfindlich und ſchelſüchtig gemacht. Als Mitgift hatte ſie ihrem Manne, außer ihren perſönlichen Vorzügen, die in ihren Augen unſchätzbar waren, nichts mitgebracht, als einen zu beerbenden Onkel, der auch bei ſeinen ſeltenen Beſuchen in der Schmurgelſchen Wohnung nie unterließ, ſeinen Kindern, wie er das Ehepaar nannte, die Fata Morgana eines nicht unbeträchtlichen Nachlaſſes vorzuſpiegeln. Da er aber beim Kommen und Gehen ihnen nie etwas anderes in die Hand drückte, als ſeine eigene, leere, ſo muß man ſie nicht für unmoraliſch halten, wenn ſie zuweilen mit Vergnügen an den ſchmerzlichen Augenblick der Trennung von dieſem Onkel dachten, deſſen ewig leere Hand ſich erſt füllen ſollte, wenn ſie kalt und ſtarr war. Unglücklicherweiſe genoß derſelbe, ein rüſtiger Sechziger und Verwalter in einem adeligen Hauſe, einer entſetzlich guten Geſundheit, und die kleinen Schlag-

anfälle, die ihn wiederholt getroffen und bei denen Mad. Schmurgel ſich äußerſt zärtlich und betrübt geberdet hatte, ſchienen nur eben ſo viel Beweiſe der Ohnmacht des Todes gegen eine ſolche Menſchen-Conſtitution geweſen zu ſein. Immerhin ſpielte der Onkel, trotz ſeiner ſeltenen Beſuche, eine große Rolle in der Familie; er war der Leitſtern dieſes ehelichen Lebens, obgleich er, wie geſagt, ſelten über dem Horizont deſſelben erſchien.

Außer den drei Hauptperſonen, deren Character wir zum Frommen der Bearbeiter dieſes Luſtſpielſtoffes zu ſchildern geſucht haben, und außer der Haushälterin des Herrn Hämmerlein, die ſich von einer gewöhnlichen Bäuerin durch nichts unterſcheidet, als durch etwas weniger Unſauberkeit, ſind noch zu erwähnen eine ſtumme Perſon, weiblichen Geſchlechts und vier ſchreiende, die aber glücklicherweiſe hinter der Scene bleiben und niemand anders ſind, als die vier Schmurgelſchen Kinder und darunter der Held ſelbſt. Beim Aufrollen des Vorhangs ſtellt die Decoration ein gemeinſames Vorzimmer oder Vorhaus dar, in welches mehrere Wohnungen münden. Rechts und links von der Bühne ſieht man keine Möbel; dahingegen im Hintergrunde auch nicht. Einige Fußkratzer oder ſchmutzige Fußteppiche vor den Thüren beleben allein die Scene. Nachdem das Publicum Zeit gehabt, ſich zu orientiren, geht eine Seitenthür auf — die Wohnung des Wirthes — und Herr Hämmerlein tritt, begleitet von der Haushälterin, Frau Zierlein, auf. Er hat zu Mittag gegeſſen, geſchlafen und verdaut, und ſchickt ſich an, ſich zu einem Freunde zu begeben, um ſeine Abend-Schaafskopfs-Parthie zu machen.

Es erfolgt nun zwiſchen ihm und dem begleitenden Weibe eine Scene — nicht das, was man gewöhnlich eine Scene nennt — ſondern die gewöhnliche Scene eines Abſchiedsgeſpräches, welches dem Bearbeiter des Luſtſpiels ein weites Feld der Thätigkeit überläßt, indem es ihm freiſtellt, die Leute einander ſagen zu laſſen, was er will, mit einziger Ausnahme von etwas geiſtreichem oder edlem, weil das nicht mit den ſpäteren Handlungen des Wirthes übereinſtimmen würde. Nach unſerm Dafürhalten bleibt das Wetter unberückſichtigt, dagegen wird die Wachſamkeit dringend empfohlen, Mäßigkeit und Ehrlichkeit gehörig gewürdigt. Ein Ausfall auf ſchlechte Menſchen überhaupt und Spitzbuben insbeſondere — ein kleiner Seitenhieb auf zweideutige Miethsleute läuft darunter — eine ganz friſche Diebsgeſchichte, das Schrecken einer ſelbſtverſchuldeten Feuersbrunſt, beſonders in einem unverſicherten Hauſe, alles dieſes bringt Hämmerlein, vielleicht zum hundertſten Male, auf's Tapet, in der edlen Abſicht, bei ſeinem Kartentiſch nicht durch beunruhigende Gedanken an ſein Haus geſtört zu werden. Der Bearbeiter hat zugleich von Glück zu ſagen, wenn es ihm jetzt einfällt, die Rede auf die Familie Schmurgel zu bringen, und zwar von Seiten der Haushälterin — die von dem Jammer derſelben mit bäuriſcher Gefühlsweiſe ſpricht. Häm-

merlein, kein Freund von irgend einer Gefühlsweiſe, und beſonders kein Kinderfreund, ſchickt die mitleidige Seele zum Kuckuck und empfiehlt ſich auf dieſe zweideutige Weiſe dem Publicum. Nach ſeinem Abtritt kann ſich Frau Zierlein nicht enthalten, einige leider ſehr wahre, aber tadelnde Bemerkungen über ihres Brodherren Character zu machen, indem ſie ihn der Erbarmungsloſigkeit zeiht und etwas von ſeinem früheren Lebenslauf fallen läßt. Es ſchmerzt ſie zugleich ſehr, daß ſie ſelbſt nichts hat, der armen Familie zu helfen, und in dieſes Nichts durchbohrendem Gefühle geht ſie ab.

Nach dieſen beiden Scenen verwandelt ſich das Theater und macht das Publicum mit dem Gros der Zimmer der Familie Schnurgel bekannt. Saal, Gaſt- und Speiſezimmer ſtellen ſich zuſammen in der Decoration einer Stube unter dem Dache dar, eine Seitenthür ängſtigt uns mit der Idee eines Schlaf- und Kinderzimmers, und die Lage der Küche bleibt der Phantaſie des Zuſchauers überlaſſen. Das Ameublement dieſer Stube gleicht dem der erſten Scene ſehr, mit alleiniger Ausnahme eines Arbeitstiſches für den fleißigen Vater und einiger hektiſchen Stühle. Uebrigens ſehen wir es kommen, daß ein gefühlvoller Regiſſeur noch eine rothangeſtrichene Kommode, und iſt er zugleich äſthetiſch, gar einen kleinen Wandſpiegel, hinzufügt. Es ſei. Die Eheleute treten aus der fatalen Seitenthür ein, er in einem verkommenen Hausrock, ſie ebenfalls im négligée und ſo ſchlampampig, als es das äſthetiſche Gefühl der Schauſpielerin erlaubt. Das jetzige Geſpräch der Eheleute iſt nur das résumé eines in der Schlafkammer ſtattgehabten, in welchem ſie zu dem verzweifelten aber nothwendigen Entſchluß gelangt ſind, einen ihrer Zwillinge auszuſetzen, da es der Mutter unmöglich wird, beide zu ernähren. Madame iſt zugleich mit ihrer Anſicht durchgedrungen, den reichen, kinderloſen Hämmerlein mit dem Geſchenk eines neugebornen Kindes zu beglücken und zweifelt nicht, daß er dem unbekannten Geber dankbar und dem geſchenkten Kinde ein guter Waiſen- und Pflege-Vater ſein werde. Schnurgel war mit ſeinen Zweifeln in der Minorität geblieben. Alle ſeine Gründe gegen den Act des Ausſetzens ſelbſt, wie auch gegen die Wahl des künftigen Erziehers, hatte Madame ſiegreich und raſch widerlegt und zwar durch eine einzige Handbewegung, nämlich die auf ihren inhaltleeren Buſen. Aber des Vaters Einwilligung genügte noch nicht; er ſollte auch noch die Rolle des postillon d'amour übernehmen, und dem zu beglückenden Hämmerlein das Geſchenk vor die Thüre ſetzen. Hiergegen nun hatte ſich der unglückliche Schnurgel mit der ganzen Energie ſeiner Haaſenfüßigkeit geſtemmt, hatte geſchworen, daß Angſt und Schwäche ihn zum Kindesmörder machen würden, da er nicht die Kraft, wenn auch den Muth, das Kind himmter zu tragen, haben werde, und ſo lange gejammert, bis Madame ihre Autorität gelten machte und durch ein ka-

tegoriſches «Ich will!» ihm Schweigen auflegte. Wie geſagt, das Ehepaar reſümirt nur beim Auftreten das früher Verhandelte. Da es unterdeß dunkel geworden und Hämmerlein ausgegangen iſt, fordert Madame ihren Gatten auf, ſich fertig zu machen, indem ſie ſelbſt ſich entfernt, um das Würmlein zu holen. Schmurgel iſt jetzt allein. Es verſchlägt übrigens nicht, wenn man ihn in dieſem Augenblick einen Hamletſchen Monolog halten laſſen wollte; er mag gelinde jammern, aber zum philoſophiren hat er weder Zeit, noch auch Gabe. Madame erſcheint mit einem verpackten Waſchkorbe, deſſen Inhalt zärtliche Mütter unter den Zuſchauern ahnen und bemitleiden. Madame nimmt ſelbſt einen Anlauf zur Rührung, hält indeß klüglich genug an, als ſie ſieht, daß ihr Gatte ſelbſt jammert; ſie unterſucht nicht einmal, ob es der Vater oder der Haaſenfuß in ihm iſt, ſondern ſchiebt ihn mit ſeiner theuren Laſt zur Thüre hinaus. Wenn der Regiſſeur in dieſem Augenblicke über einige ſchreiende Kinderſtimmen hinter den Couliſſen zu disponiren hätte und der Bearbeiter für Mad. Schmurgel ſelbſt einige herzzerreißende Worte einer Niobe, Medea oder Norma entlehnte, mit obligatem Gebehrdenſpiel, der Eindruck müßte ein wahrhaft coloſſaler ſein, und unter dem allgemeinen Schneuzen und Schluchzen fände die unglückliche Mutter die beſte Gelegenheit, ſich in ihr Schlaf- und Kinder-Zimmer zu begeben.

Nun verwandelt ſich wieder die Scene, wie im erſten Auftritt. Die Leere und Dunkelheit des Vorzimmers iſt ganz geeignet, das erſchütterte Publicum wieder zur Faſſung zu bringen; alles iſt jetzt auf das weitere Schickſal des Wurmes geſpannt. Schmurgel tritt mit dem verhängnißvollen Korb, und ſo viel man in der Dunkelheit erkennen kann, zitternd und zagend ein. Er ſtellt denſelben an die Thür Hämmerleins, ſo daß der die Thür paſſirende an ihn ſtoßen muß, dann erſt tritt er in den Vordergrund und ſpricht allerlei, worin nichts von Reue aber viel von Angſt vorkommt. Eben als er ſich entfernen will, hört er Geräuſch an der Thür; dieſe öffnet ſich und eine Weibsperſon ſchleicht herein mit einem Korbe unter dem Arme, ſetzt dieſen Korb an Hämmerleins Thür, klopft heftig an dieſe und ſchleicht dann ebenſo leicht davon. Es iſt gerade noch hell genug für Schmurgel zu erkennen, daß er dies Weibsbild nicht kennt — — aber ewig ſchade bleibt es, daß es für das Publicum nicht hell genug iſt, um Schmurgels Geſichtszüge genügend zu beobachten. Sein Mienenſpiel unter dem Einfluß aller möglichen niederſchlagenden Gemüthseffecte iſt unbeſchreiblich. Sprachlos und gelähmt ſteht er da und als er Zunge und Beine wiederfindet, benutzt er dieſe nicht, um ſchweigend davonzulaufen, ſondern um ſich zu überzeugen, was der zweite Korb enthält. Mit dem Ausruf: «ein Kind!» telegraphirt er mit den Armen in der Luft umher und ſchickt ſich an zu monologiſiren. Aber darüber verſäumt er unwiederbringlich eine köſtliche Minute, die Minute der

Flucht. Zuerſt öffnet ſich geräuſchvoll die Mittelthür und herein tritt brummend der Hauswirth und noch dazu in der übelſten Laune von der Welt, da aus ſeiner Schaafskopf-Parthie nichts geworden iſt. Hämmerlein hört an ſeiner Thür etwas rappeln, ſpringt beherzt hinzu und faßt den unglücklichen Vater. Daß er ihn vor Eröffnung der Verhandlungen gleich realiter beleidigt, iſt nicht nothwendig, und der Bearbeiter mag es vermeiden, doch iſt kaum zu verhüten, daß der alte Zollwächter ſeine Beute, wie olim einen Schleichhändler, etwas derbe packt und zauſt, was, nebenbei geſagt, dem Rabenvater ganz recht geſchieht. Nun öffnet ſich auch die Seitenthür und Frau Zierlein, durch das Klopfen herbei gerufen, erſcheint mit einem Licht und beleuchtet die grauſige Scene. Schmurgel bleibt nichts übrig, als in die Knie zu ſinken und die Wahrheit zu berichten. Als man aber nachſieht und zwei Körbe mit zwei Kindern findet und nun Schmurgel die Geſchichte von dem unbekannten Weibsbilde auftiſcht, glaubt ihm, außer dem Publicum, niemand. Hämmerlein nennt ihn einen ſchamloſen Lügner und ſelbſt die ſonſt milde Frau Zierlein iſt über die Art und Weiſe, wie der Rabenvater die Entäußerung aller Kindesliebe zu bemänteln ſucht, empört. Ja, der unglückliche Schmurgel iſt nicht einmal im Stande, auf die höhniſche Aufforderung Hämmerleins, zu beſtimmen, welches von beiden Kindern denn ſeines ſei, da beide Körbe ſich ähnlich ſehen und er am Ende gar ein fremdes ſeiner Frau zurückbringen könnte. Hämmerlein macht allen Zweifeln dadurch ein Ende, daß er Schmurgel unter Androhen einer Klage bei der Polizei oder dem Comptoir-Chef, beide Körbe aufzwingt und dieſer Unglückliche mit beiden Körben beladen, den Fluch des Wirthes und den Abſcheu der Haushälterin gar nicht einmal gerechnet, geht weinend und wehklagend ab. Die Stimmung des Publicums iſt getheilt. Die einen verdammen den Abgehenden und ſagen: «Es geſchieht ihm ſchon recht»; die andern bemitleiden ihn und ſagen: «Es iſt doch zu hart.» Und dieſe getheilte Stimmung benutzt Schmurgel weiſe, um ſich durch ſeine Entfernung dem Ausbruch des gerechten Tadels über ſeine Unbarmherzigkeit zu entziehen. — Während der Verwandlung, die die Zuſchauer wieder und ſchließlich in die Schmurgelſche Familie verſetzt, dauert die getheilte Stimmung noch fort; erſt als man die arme Frau auftreten und ſich über das lange Ausbleiben des Gatten wundern ſieht, gewinnt das Mitleid die Oberhand, und Parterre und Logen ſehen mit Beklemmung auf die Thür. Endlich öffnet ſich dieſe und, ein Bild der Verzweiflung, kehrt der Erwartete mit ſeinen beiden Körben in ſeine Heimath zurück. Die nun ſtatt habende Erklärung bietet dem Bearbeiter reichlichen Stoff dar, und er braucht gewaltige Redensarten und Thränen nicht zu ſchonen, denn je grauſiger er die Wolken ſich über dieſen ſchuldigen Häuptern zuſammenballen läßt, deſto herrlicher iſt dann das plötzliche

Erſcheinen der Glücksſcene mit dem verſöhnenden Regenbogen. Und dieſer plötzliche Durchbruch geſchieht in dem Augenblick, wo Madame den fremden Korb unterſucht, und darin ein hübſches Kind, einen vollen Beutel und einen Brief findet, in welchem dem Erzieher keine kleine Summe auch für die Zukunft garantirt, eine Summe, die hinreicht, auch alle Schmurgelſchen Kinder zu ernähren und zu erziehen.

Dieſer verſöhnende Ausgang iſt ganz geeignet, nicht nur die Schmurgelſchen Eheleute, ſondern was wichtiger iſt, alle Anweſenden zu befriedigen und für den erlebten Jammer zu entſchädigen, und es iſt daher mehr als wahrſcheinlich, daß der moraliſche Eindruck ein wohlthuender und nachhaltiger ſein wird. Daher, herbei alle ihr Vaudevilliſten und Luſtſpieldichter, deutſche, ruſſiſche oder franzöſiſche, die ihr ſo reich ſeid an Stoffmangel und doch ſo gern und oft die Affichen, wenn auch nicht das Theater, mit euren Geiſtesproducten füllt. Hier iſt ein dankbarer Stoff und es bleibt euch faſt nichts übrig, als die Wahl des Titels; ſo mundgerecht überkommt ihr die Sache. Eine Schablone, ein Bild und die nöthigen Farben zum Coloriren dazu. Und alles — Gratis!

Uwarowski's Erinnerungen. *)

(Aus dem Jakutischen)

Brief Uwarowski's an den Akademiker Herrn O. Böhtlingk.

Mit dem Wunsche, die Sprachen verschieden benannter Völker kennen zu lernen, kamst du im vergangenen März in meine Wohnung, und erzähltest mir von deinem Vorhaben, die ganze von den Jakuten gesprochene Sprache in Schrift zu setzen. Du batest mich, dir bei dieser Arbeit behülflich zu sein.

Das Land der Jakuten ist mein Geburtsland, die Sprache der Jakuten meine Muttersprache: hätte ich demnach nein sagen und dir bei deiner schönen und nützlichen Arbeit nicht behülflich sein sollen?

Der siebente Monat wird eben voll seit dem Tage, da du den Anfang mit der jakutischen Sprache machtest: in wenigen Monaten geht deine Arbeit zu Ende. Dein Verstand und der Umstand, daß du im Verlauf von wenigen Monaten den Grund und die Kraft der jakutischen Sprache erkanntest, ist ein bewundernswerther und guter Bürge dafür, daß die Mühen, denen du dich unterzogen, zu großem Nutzen gereichen werden. Die jakutische Sprache gilt aus Mangel an Schrift für eine todte Sprache; nur eine kleine Zeit wird es dauern, so wirst du sie beleben. In kurzem wirst du das Lob, sowohl hochstehender als auch gelehrter Leute erlangen und den endlosen Dank des jakutischen Volkes empfangen. Die jetzige Generation wird in vollem Maße aus deiner Schöpfung Nutzen ziehen, deinen Namen preisen und mit aufrichtigem Herzen für dich ihre Knie beugen vor dem hohen göttlichen Schöpfer. Dies wird das Zeichen ihrer Erkenntlichkeit, dies dein Lohn sein.

Im Verlauf unserer Beschäftigung wünschtest du aus einer jakutisch geschriebenen Schrift die Art und Weise meiner Abstammung, meiner

---

*) Die nachfolgenden Schilderungen aus dem jakutischen Leben wurden von Herrn Akademiker Dr. Otto Böhtlingk als Sprachprobe in seinem ausführlichen Werke «Ueber die Sprache der Jakuten» mitgetheilt. Wir haben uns so viel als möglich an die wörtliche Uebersetzung des Textes gehalten, um unsere Leser nicht des vollen Eindrucks der Einfachheit und Gemüthlichkeit jener Sprache zu berauben.

Geburt und meines Lebensganges kennen zu lernen. Bei deiner Freundlichkeit war es unmöglich, auch in dieſem Puncte deinen Wunſch nicht nach Kräften zu erfüllen. Das mit dieſem Gedanken von mir beſchriebene Leben, das ich «Erinnerungen» benenne, übergebe ich dir mit dieſem Brief.

Ich bin mir der Nutzloſigkeit dieſer Schrift bewußt: nur du wirſt ſie Beiſpiels halber leſen, niemand anders als du wird ſie durchblättern. — Nichtsdeſtoweniger war das Schreiben dieſer «Erinnerungen» ziemlich ſchwierig, und es konnte auch nicht anders ſein: es war vorher noch keine Schrift in jakutiſcher Sprache geſchrieben worden, man kannte noch nicht die geeignete Weiſe und das Geſetz, die Sprache in Schrift zu ſetzen. Von alten Zeiten her bis jetzt tritt uns, jakutiſch geſchrieben, nur ein heiliges Buch, Katechismus genannt, entgegen, und auch dieſe Schrift iſt aus einem ruſſiſchen Buche ſehr ſchlecht überſetzt worden. Daher freue ich mich jetzt darüber, daß ich die erſte Schrift in der Sprache der mir theuren Jakuten verfaßt habe.

Ich hielt es für zu gering, in dieſen «Erinnerungen» einzig und allein von mir ſelbſt zu ſchreiben: da findet ſich nichts als Unglück und traurige Erinnerungen. Aus dieſem Grunde fügte ich, wenn auch nur kurz gefaßt, eine Beſchreibung der Lebensweiſe der Jakuten hinzu. Ausführlich zu ſchreiben verbot die Veranlaſſung meiner Schrift; dann iſt aber auch der Jakute in ſeiner Lebensweiſe von allen andern Völkern verſchieden; ſeine Denkweiſe und ſein Character haben ſich im Verlauf von mehreren Jahrhunderten wenig verändert, ſeine Geſetze und Rechte ſind eigenthümlich, der Umfang des von ihm bewohnten Landes maßlos, ſeine Wälder reich an unvernichtbaren, koſtbaren Thieren, ſeine Gewäſſer an bekannten ſchönen Fiſchen, die Kälte und Hitze ſeines Landes iſt von übermäßiger Heftigkeit, die Treibkraft der Gräſer und Bäume ſucht ihres Gleichen. Wenn man alles dieſes ins Einzelne beſchreiben wollte, würden mehrere dicke Bücher daraus hervorgehen. Dabei dürfen noch die von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Generation zu Generation fortlaufenden mündlichen Ueberlieferungen nicht vergeſſen werden: wer war ihr Urahne? wodurch getrieben, fanden ſie das über alle Maßen entfernte Land? haben ſie von Alters her keine Schrift gekannt, oder haben ſie in der Folge ihre Schrift eingebüßt? In dieſen mündlichen Ueberlieferungen würde man manches Alterthümliche, das nützlich und glaubwürdig iſt, ſchöpfen können. Alles dieſes bleibt jetzt ungeſagt bis zu der Zeit, da die Jakuten aus deiner Unterweiſung die Sprache, die ſie reden, werden zu ſchreiben gelernt haben, oder ein verſtändiger Ruſſe, in glücklichen Lebensverhältniſſen, eine ſolche Mühe wird auf ſich nehmen. Wie nützlich wäre es, wenn man indeſſen die heilige Schrift, oder die Lebensbeſchreibung berühmter Männer in ihre Sprache überſetzte und ihnen zuſen-

dete! Sie würden dieſes alles leſen, begreifen und ſich an Nachdenken und Unterricht gewöhnen.

Von Herzen wünſche ich, daß du das von dir begonnene Werk vollenden mögeſt. Krankheit und Verluſt treffe weder dich noch deine Familie, Unglück irgend einer Art nahe ſich dir nicht bis zur Stunde, da du ſtirbſt.

Dein dich beſtändig achtender und dir gutes wünſchender
Uwarowski.

Nach der Rechnung der Jakuten: der achte Tag der neuen Hälfte des ſiebenten Monats (November).

Uwarowski's Erinnerungen.

Glück und Unglück gehen in einer Reihe mit dem Menſchen.
Sprüchwort.

Korn wird Mehl, wenn es gemahlen wird.
Sprüchwort.

Am linken Ufer des berühmten großen Fluſſes (der Lena), hundert Kös von der Stadt Jakutsk, nahe am Eismeer, war eine Stadt mit Namen Schigansk. Es iſt ſchon lange her, daß ſie verfiel und verlaſſen wurde. In dieſer Stadt, meinem Geburtsort, war mein Vater Kreishauptmann.

Als jene Stadt aufgehoben wurde, kehrte mein Vater nach Jakutsk zurück: ich war damals vier oder fünf Jahre alt. In dieſem Alter erinnert ſich das Kind weniger Dinge. Deſſen ungeachtet iſt mir in meinem Gedächtniß geblieben, wie mein Vater acht bis neun Monate im Jahre auf weiten Reiſen zubrachte, und ein hübſches Theil Mühen auf ſeine Schultern nahm; wie ich mit meiner Mutter weinte, mich langweilte und ihn nicht erwarten konnte; wie ich zweimal beinahe geſtorben wäre: einmal, als ich längs eines Baumes über einen Fluß ging und ins Waſſer ſtürzte; das andere Mal, als ich im Hauſe eines Jakuten in einen Keſſel fiel, in dem man Futter für die Hunde kochte.

Endlich erinnere ich mich der folgenden Begebenheit. Als ich eines Tages im Sommer früh am Morgen aufgeſtanden war, erſchrack ich mich zu Tode vor einem furchtbaren Räuber von wildem Ausſehen, der am Eingange des Hauſes, mit einem geladenen Gewehre ſtand. Später erfuhr ich, daß er als Wache hingeſtellt worden, damit ſeine Gefährten nicht aus Verſehen unſer Gut raubten.

Er war der Genoſſe von vierzehn bis funfzehn entlaufenen Spitzbuben. Sie alle waren aus dem Orte in Ochotzk, wo das Salz gekocht wird, entlaufen, hatten unterwegs das Gepäck vieler Kaufleute geraubt, ſich längs des Aldan in die Lena hinabgelaſſen und waren ſo zu Schiffe nach Schigansk gekommen. Als ſie hier in der Nacht anlangend, die

Soldaten und Koſaken ſchlafend antrafen, banden ſie ihnen Hände und Füße, ſteckten ſie in's Arreſtantenhaus und ſchloßen ſie dort ein. Sie ſelbſt theilten ſich in mehrere Partieen und raubten die Güter der ganzen Stadt.

Denſelben Tag, ungefähr zu der Zeit, wenn die Tagesmelkung der Kühe (zwiſchen neun und zehn Uhr) vor ſich geht, verſammelten ſie ſich alle, nachdem ſie den Raub vollbracht hatten, in unſerm Hauſe.

Ich erinnere mich, wie eines geſtrigen Ereigniſſes, wie dieſe thierähnlichen, furchtbaren Leute *), eben zu der Zeit, als ihr zorniges, ſchwarzes Blut vor Feuer kochte, und das Blut der von ihnen getödteten Menſchen dampfte, meinen Vater und meine Mutter umſtanden, in einem Augenblicke aus ihrem Schrecken erregenden Weſen in die Art und Weiſe gutgeſinnter Menſchen übergingen und aus dem Innern ihres Herzens ihren Dank dafür abſtatteten, daß jene hülfreich waren gegen arme Leute.

Dieſes Ereigniß hatte nicht ſeines Gleichen im Lande der Jakuten.

Ich erinnere mich, als wenn es geſtern geſchehen wäre, wie ihr Anführer, ſeiner Nation nach ein Georgier, ein Mann von überaus großer Statur, der ſich allerlei Waffen angehängt hatte, und mit rothen, längs der Naht mit Silber beſetzten Beinkleidern geſchmückt war, mich auf ſeinem Schooße hielt, und während er mich beſtändig mit Süßigkeiten bewirthete, ſelbſt weinend da ſaß. Es hatte den Anſchein, als wenn er ſich irgend einer Vergangenheit erinnerte.

Mein Vater und meine Mutter konnten von ihrer Seite an dieſem Tage, der unerwartetes Unglück gebracht hatte, nicht anders als von Dank erfüllt ſein: wenn der ſchwarze Gedanke des Raubes in die Köpfe dieſer Leute gekommen wäre, dann ohne Zweifel würden ſie gänzlich zu Grunde gerichtet ſein.

Hierauf wurden die Räuber mit einem Frühſtück geſpeiſt, worauf ſie um Mittagszeit, ihre reiche Beute mit ſich nahmen, und auf der Lena fortſchifften.

Es iſt unmöglich die Trauer, die Thränen aller Familien der Stadt, deren über dreißig waren, zu ſchildern. Als ſie erſt am Abend aus dem Walde, in den ſie ſich geflüchtet hatten, zurückkehrten, fanden ſie ihre Häuſer rein ausgeleert und das unterſte zu oberſt gekehrt.

Denſelben Sommer, ich erinnere mich nicht nach Verlauf wie vieler Monate, holten von Irkutsk gekommene Soldaten und Koſaken die Räuber in einer Entfernung von 70 Kös von Schigansk ein, dieſe ergaben ſich nicht in Güte, ſondern vertheidigten ſich, in Folge deſſen tödteten die Soldaten die größte Hälfte, die am Leben gebliebenen brachten ſie nach Jakutsk.

---

*) Es waren gebrandmarkte Verbrecher.

Von dem geraubten Gute kam nur ſehr weniges zum Vorſchein: das Uebrige hatten ſie verfaulen laſſen und auf dieſe und jene Weiſe verſchleudert.

Die Gegend von Schigansk entbehrt für den Blick des Menſchen jeglicher Schönheit und Mannigfaltigkeit. Die Phyſiognomie und der Character des Landes ſind folgender Art: eine zwiſchen zwei Bergen befindliche Enge, und herum dichtes Gehölz, in dem die Schnauze eines Hundes nicht Raum findet; ſobald du ungefähr zehn Schritte in dieſes Gehölz machſt, mußt du bis an die Knie, in kothigem, weichen Grunde verſinken. Von Beeren finden ſich nur Preißelbeeren, ſchwarze Rauſchbeeren (Ampetrum) rothe Johannisbeeren, Steinbeeren und Hagebutten.

Die Zeit, in der der Winter wüthet, währt acht Monate; in dieſen fällt die warme Kleidung nicht von den Schultern des Menſchen. Zwei Monate vertheilen ſich auf Frühjahr und Herbſt, für den armen Sommer bleiben vom runden Jahr mit genauer Noth nur zwei Monate übrig. Der Schnee fällt mehr als hausboch; der Wind bläſt ſo ſtark, daß man ſich nicht auf den Füßen zu erhalten vermag; die Kälte benimmt den Athem, die Sonne zeigt ſich während der zwei Wintermonate niemals dem Auge des Menſchen. Das iſt alles. Um die Wahrheit unverholen zu ſagen: wenn man es meinem Willen anheim geſtellt hätte, würde ich für nichts Schigansk gewählt haben, um es zu meinem Geburtsort zu machen.

Die Bewohner von Schigansk ſind Tunguſen, an Zahl vier bis fünfhundert. Dieſe Leute gehen der Jagd nach, indem ſie auf einem Umkreiſe von mehr als zweihundert Kös das Schneemeer durchwaten. Das Wild, das ſie jagen, iſt das wilde Rennthier, der Schwarzfuchs, der Zobel, der Fuchs mit dunkelfarbiger Kehle, der Rothfuchs, der Eisfuchs, das Eichhörnchen, das Hermelin, der ſchwarze Bär, der weiße Bär (Eisbär) und das theure Thierhorn, aus dem Kämme gemacht werden (Mammuthszähne).

Ein Land, es ſei welches es wolle, pflegt nicht alles Schönen zu entbehren: während der zwei Sommermonate ungefähr geht die Sonne nicht unter; ein Menſch, der nicht daran gewöhnt iſt, findet nicht die Zeit, da er ſich ſchlafen legen könnte.

Die ganze Gegend von Schigansk hat ihres gleichen nicht, was Flußfiſche betrifft ſowohl in Bezug auf Menge als auch auf Vorzüglichkeit: Salmo nelma, Wallfiſch, Stör, Sterlet, Tſchir, Mukſun, Omul, Salmo lavaretus und andere kleine Fiſche mit mannigfachen Namen werden in unzähliger Menge gefangen.

Dieſe ſchönen Fiſche gehen ſcheinbar ohne Nutzen verloren und zwar aus zwei Umſtänden: aus Mangel an Salz, und dann, weil ſich das Volk ſo daran gewöhnt hat. Der Tunguſe gräbt an der Stelle, wo er

den Fiſch fängt, eine Grube, ungefähr einen Faden tief. Die Wände und den Boden dieſer Grube bedeckt er mit Rinde. Nachdem er die Eingeweide und Knochen entfernt hat, legt er dieſe Grube gedrängt voll mit den gefangenen Fiſchen. Hier fault dieſer überaus ſchöne Fiſch ſo lange, bis er blau und grützartig wird und bildet ſo eine Lieblingsſpeiſe der Tunguſen. Ich geſtehe, daß ich in meiner Kindheit ſo zubereiteten Fiſch im Geheim und offen außerordentlich gern gegeſſen habe, und, wenn er da wäre, würde ich ihn auch jetzt noch eſſen.

In der Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts lebte in Schigansk eine Ruſſin, mit Namen Agrippina. Meine Großmutter kannte ſie von Angeſicht. Dieſe Frau wurde für eine große Zauberin gehalten. Derjenige, den ſie liebte, galt für glücklich; derjenige, dem ſie zürnte, glaubte ſich überaus unglücklich. Ein Wort das ſie ſprach, wurde ſo angehört, als wenn es aus der Welt Gottes geſprochen würde. Nachdem ſie auf dieſe Weiſe das Zutrauen der Menſchen gewonnen hatte, baute ſie ſich in ihrem Alter, in einer Entfernung von vier Kös oberhalb Schigansk, zwiſchen Felſen ein Häuschen und wohnte daſelbſt. Niemand pflegte vorüberzugehen, ohne bei ihr anzuſprechen und ohne ihr irgend etwas zum Geſchenk zu bringen. Diejenigen Leute, die vorbeiwanderten, ohne ſo zu thun, brachte ſie in großes Elend, indem ſie ſich in einen ſchwarzen Raben verwandelte, ſie mit einem heftigen Wirbelwind erreichte und ihnen verſchiedene Sachen ins Waſſer fallen ließ, beraubte ſie des Verſtandes und machte ſie verrückt. Auch nach ihrem Tode, bis jetzt, geht man an dieſem Orte nicht vorüber, ohne Geſchenke aufzuhängen. Dieſe alte Frau kennen außer den Bewohnern von Schigansk auch alle Jakuten der Umgegend von Jakutsk. Von einer recht verrückten Frau ſagt man, daß die Agrippina von Schigansk ſie ergriffen habe.

Man erzählt, daß dieſe alte Frau bis zum 80ſten Jahre gelebt, daß ſie klein von Wuchs, aber dick, ihr Geſicht von Blattern buntgefurcht, ihr Auge wie der Morgenſtern ſo ſcharf geweſen ſei, und daß ihre Stimme ſo laut geklungen habe, wie wenn man an Eiſen ſchlägt. Ihr Name iſt bis jetzt im nördlichen Lande noch nicht verſchwunden. Am Tage meiner Abreiſe aus Schigansk nahm ich nach der Sitte der damaligen Zeit eine Blaſe mit Erde aus meinem Geburtsorte, um am Tage des Heimwehs dieſelbe in Waſſer zu miſchen und dieſes zu trinken. Zum Glücke habe ich niemals Heimweh empfunden und daher keinmal meinen Magen mit ſchwarzer Erde angefüllt.

Nach dieſer Zeit habe ich Schigansk nie wiedergeſehen. Gott weiß es, ob ich mein Geburtsland jemals wieder erblicken werde.

Zwei und ein halb Kös auf der Nordſeite der Stadt Jakutsk iſt eine Gegend, die Killäm heißt. Hier hatten mein Vater und meine Mutter, ehe ſie nach Schigansk zogen, ſich ein hübſches ruſſiſches Haus ge-

baut und darin gewohnt. Dicht an ihrem Hauſe wohnten in einem beſondern Hauſe der Vater und die Mutter meiner Mutter, die ein hohes Alter erreichten.

Ich hatte noch niemals, weder in Schigansk noch unterwegs ein weites Feld oder eine offene Gegend geſchaut. Ich hatte nur die ſtrahlende, blaue Waſſerfläche des Fluſſes geſehen, von einer ſo großen Ausdehnung, daß ſie das Auge des Menſchen nicht erreichen kann, oder längs den beiden Seiten dieſes Waſſers ununterbrochen fortlaufende Stein- oder Erdberge, die daſſelbe verdeckten, die immer von oben bis unten mit den Bäumen eines undurchdringlichen Gehölzes bewachſen, das eines Menſchen Auge nicht zu durchdringen vermag. Mein Ohr hatte niemals den Geſang der Lerche oder die Stimme eines Singvogels vernommen; ich hatte nur die Stimme des ſchwarzen Raben und der Krähe gehört, oder das Gezwitſcher des Dompfaffen. Von Gräſern hatte ich nur das geruchloſe Riedgras geſehen. Hiernach ermeſſet ſelbſt, wie groß meine Verwunderung war, als ich die Killäm genannte Gegend betreten hatte. Vor meinen Augen eröffnete ſich eine mehr als ein Kös breite und mehrere Kös lange offene Wieſe, über der die Luft mit grünlichem Scheine zitterte, und die ſo eben wie eine Waſſerfläche war. Die mannigfaltigſten Blumen ohne Zahl hatten das Anſehen, als wenn man ein grünes oder gelbes Gewebe ausgebreitet hätte. Hier und da ſtanden dichte Lärchen- oder Birkenwäldchen, als wenn man ſie mit Künſtlerhand hingeſetzt hätte. Mitten durch die Wieſe ſtrich, dem Sande eines mit ſchwarzen, jähen Ufern beſetzten breiten Fluſſes entlang, ein reines, ſtark fließendes Waſſer hin. Die gegenüberliegende Seite dieſes Fluſſes war mit dichtem, nahrhaften Mähgras bewachſen. Auf dieſen Plätzen blitzten die grasmähenden Senſen von hunderten von Menſchen in den Strahlen der Sonne wie Silber. Auf der weiten Fläche der Wieſe weideten zahlloſe Pferde und Rinder, die ſich vor nichts fürchteten und nach Luſt umherwandelten. Die auf dieſer Wieſe immer zu fünf oder zehn ſtehenden, mit Lehm übertünchten Jakutenhäuſer oder glänzend weißen, großen, kegelförmigen Sommerjurten nahmen ſich wie gemalt aus. Die Fenſter der Jurten aus Marienglas oder Glas, blitzten in den Sonnenſtrahlen aus der Ferne wie Edelſteine. Am Ende, auf einer bedeutenden Erhöhung dieſes Feldes, erhob ſich unſer Haus wie ein hoher Hügel.

Alles dieſes zuſammengenommen, erſchien meinen Augen unausſprechlich ſchön und unendlich ausgedehnt, wie es ſich mein Kindergehirn vorher nicht hatte vorſtellen können. Es ſchien mir nur dieſe Gegend unter der Sonne maßlos ausgedehnt, und bei dem Gedanken konnte meine große Freude nicht in Worten ausgedrückt werden.

Kaum waren wir in dieſe Gegend gekommen, ſo traf ein Unglück unſer Haus. Mein Vater, der bis zu ſeinem 72ſten Jahre niemals krank

geweſen, fiel eines Tages nach dem Mittagseſſen beſinnungslos auf die Wandbank und übergab hierauf, ehe noch eine Stunde verfloſſen, Gott ſeinen Geiſt.

Das Weinen und Trauern meiner Mutter über dieſes unerwartete Unglück war ohne Maß. Es konnte nicht anders ſein, da ſie ihres Alten verluſtig ging, mit dem ſie über 40 Jahre im beſten Einverſtändniß gelebt hatte.

Nachdem meine Mutter den Gatten begraben, ſah ſie um ſich herum nur beengte Verhältniſſe. Es waren acht bis neunhundert Rubel Schulden zurückgeblieben; damals galt dies für eine große Summe. Nachdem man neun Jahre in Schigansk gelebt, fand man von dem in Killäm zurückgebliebenen Vieh nur eine ſehr geringe Anzahl vor; alles Uebrige war durch fremde Hände auf verſchiedene Weiſe verloren gegangen. Das Killämſche Haus war bis zur Verwüſtung ausgeleert worden.

Es nahte gerade die Zeit, wo ich in die Lehre gegeben werden mußte; um aber zu dieſem Endzweck in der Stadt zu wohnen, fehlte uns dort ein Haus. Alles dies zuſammengenommen, betrübte meine Mutter außerordentlich. Deſſenungeachtet ließ ſie nicht ab vom Wege des Handelns. Unterdeſſen rechnet es mir nicht zur Schuld an, wenn ich etwas über ſie ſage.

Meine Mutter konnte nicht leſen und ſchreiben, von Verſtand war ſie aber ſehr klug. Die Vorzüglichkeit ihres Gedächtniſſes war ohne Gleichen: ſie erinnerte ſich aller Dinge von ihrem vierten Lebensalter an; was ſie irgend von dieſer Zeit an bis zur Vollendung ihres 70ſten Jahres gehört, hatte ſie niemals vergeſſen; ohne nachzudenken ſagte ſie, auf welchen Tag jeder Feiertag fiel; ſie erzählte, ohne zu irren, welcher Gouverneur vor hundert Jahren, und wie viele Jahre er gelebt hatte. Wenn ſie nur eben nachgedacht, ſagte ſie fehlerlos das Reſultat einer Addition oder Diviſion einer noch ſo großen Geldzahl. Auf dieſe Weiſe kamen Leute, die irgend einen Umſtand aus alten frühern Zeiten vergeſſen hatten, zu ihr und ſchlichteten ihren Streit. Sie kannte des Volkes Sagen, Märchen, Lieder, Räthſel, Alles; weibliche Arbeiten, das Zuſchneiden und Nähen der Kleider, die die Herren aus der alten Zeit trugen, entging ihrer Hand und Kunſt nicht. Sie war ſehr gottesfürchtig; bis zu ihrem Todestage hat ſie kein unwahres Wort geſprochen; auch nicht ein hungriger Menſch trat aus ihrem Hauſe, ohne ſich geſättigt zu haben. Da ſie gegen arme Leute hülfreich war, pflegte in ihrem Hauſe ein Sack Geldes (100 Rubel) niemals zehn Tage hindurch unberührt zu bleiben; die Zeit, wo die großen Feſttage des Jahres kommen, blieb in ihren mit Speiſen angefüllten Vorrathskammern nur die Hälfte übrig. Demzufolge galt ſie für eine gutherzige Frau von reiner Wahrheitsliebe. Wer ihr geborgt hatte, ſchämte ſich die Schuld zu erwähnen; wer ſie

durch irgend ein gutes Werk, oder durch einen Dienſt erfreut hatte, ſah ſich an dem Tage für beglückt an.

Der Tod meines Vaters verurſachte mir gleichfalls viele Sorgen. Ich meine mit dieſen Worten nicht allein die Thränen des Kindes, die bald trocknen: ich meine jene Macht der Trauer, die ſogar das Herz eines Erwachſenen mit Blut übergießt. Von eben dieſem Tage begann die Kette des Unglücks, die ſich bis zu meinem jetzigen Lebensalter ununterbrochen, jeden Tag und jedes Jahr zunehmend, hinzog.

Niemand ſtirbt mit dem Geſtorbenen, der Lebende denkt an den Lebenden. Nachdem meine Mutter die Gedanken der erſten Trauer verſcheucht hatte, brachte ſie zuerſt das Haus in Ordnung, hierauf vermehrte ſie während der fünf Jahre, die wir in Killäm wohnten, gehörig den Viehſtand.

Das Leben, das wir in Killäm führten, entbehrte der Freude. Die damalige Kälte erlaubte nicht hinauszugehen auf das frei gelegene, wüſte Land: während fünf Monaten gingen wir nirgends hin. Mich unterrichtete am Morgen der Großvater im Leſen und Schreiben, am Abend las ich der Mutter die heilige Schrift vor, oder ſie richtete meinen Sinn auf die Liebe zu Gott, zur Verehrung des Kaiſers, zur Pflege der Armen, zum Mitleid, zur Menſchenliebe, mit einem Worte, zu jener guten Handlungsweiſe, die uns die heilige Schrift als Geſetz vorſchreibt. In Folge meiner unvergleichlichen Liebe zur Mutter, und in Folge meines angeborenen Charakters, hörte ich jedes ihrer Worte, ohne eins davon außer Acht zu laſſen.

Indem wir auf dieſe Weiſe lebten, wurden wir mit vielen Jakuten bekannt. Dieſe liebten mich wie ihr Kind und auch ich liebte ſie von Herzen. Auf dieſe Weiſe erlernte ich vollkommen ihre Sprache, machte mich mit ihrer Denkungsart vollkommen vertraut, hörte überaus gern ihre Märchen, Lieder, Räthſel und alten Sagen, ging mit Luſt auf ihre Feſte, Hochzeitsſchmäuſe und Volksverſammlungen und nahm Theil an den Spielen, die ſie im Sommer feiern.

Auf dieſe Weiſe erlernte ich ihre Geſchicklichkeiten vollkommen; weder in Geſchwindigkeit noch in Gewandheit ſtand ich irgend einem jakutiſchen Helden nach. Ich war bekannt als guter Schütze, ſowohl mit dem jakutiſchen Bogen als mit der Flinte; man lobte die Art und Weiſe wie ich ein wildes Pferd beſtieg und über das weite Feld wie der Wind dahin flog; an gewiſſen Zeichen der Pferde erkannte ich, ohne mich zu irren, ihre Kraft, Geſchwindigkeit, ihre Behendigkeit und ihren Muth; kaum hatte ich ein Rind angeſehen, ſo kannte ich, ohne es zu befühlen, ſeine Vorzüge oder ſeine Mängel.

Weil ich auf alle derartige geringfügige Umſtände Acht gab, liebten mich nicht nur die Männer, ſondern auch alle jakutiſchen alten Mütter-

chen, junge Frauen und Kinder auf eine unglaubliche Weiſe. Nachdem ich dergeſtalt die Jakuten mich zu lieben veranlaßt und zu ihrem Vertrauen gelangt, war es mir unmöglich, ihrer Denkungsart entgegen zu handeln, wenn ich auch zu dieſer Handlungsweiſe geſchickt und geneigt geweſen wäre.

Die Seen der Gegend waren im Laufe des Sommers mit verſchiedenen Arten von Enten angefüllt, die in der Nähe befindlichen Gehölze und Wälder mit Haſen, Birk-, Haſel- und Rebhühnern. Im Frühjahr beim Eisgange und im Herbſt, wenn alle Vögel, nachdem ihre Jungen flügge geworden, in wärmere Länder heimflogen, konnte man bei dem immerwährenden Geſchrei der Gänſe, Enten, Schwäne, Kraniche, Störche und kleiner Vögel mit verſchiedenen Namen nicht ſchlafen.

Ich habe von meinem 11ten oder 12ten Jahre an ſo viele Vögel getödtet, wie gewiß ſehr wenig Menſchen. Da ich Vergnügen am Schießen fand, erſchien mir die entfernteſte Gegend nahe; drei ganze Tage ohne Schlaf auf der Jagd zuzubringen, hielt ich für keine Anſtrengung; von Müdigkeit wußte ich nie etwas. Im Herbſt ſchlief ich, wenn ich auf das Weichen der nächtlichen Finſterniß wartete, auf feuchtem Boden, einen Baumſtamm unter dem Kopf, ohne Decke, ohne Bettzeug, in Kleidern ohne Pelzfutter, während Schnee und Regen von Wind begleitet, auf mich herabfielen, oder ich fing Fiſche indem ich die ganze Nacht auf dem Sande, wo die Netze ausgeworfen werden, im kalten Waſſer watete. Daß ich mich auf dieſe Weiſe von Kindheit auf an Anſtrengungen gewöhnte, iſt mir in der Folge von Nutzen geweſen.

So lebten wir; da es aber in Folge Nothwendigkeit wurde, in der Stadt zu wohnen, ſo ließ meine Mutter das Haus, das wir in Killäm bewohnten, auseinander nehmen, es in die Stadt überführen und es hier auf einen guten Platz hinſtellen, den ſie ſich ausgewählt hatte. Bis dieſe Arbeit zu Stande kam, ſetzte ich meinen Unterricht fort.

In meinem 16ten Jahre trat ich in den Schreiberdienſt des Kaiſers, in der Oberbehörde von Jakutsk. Nach ungefähr zwei Jahren wurde ich Tiſchälteſter; im dritten Jahre übertrug man mir ſechs Tiſche. Ueberdies übertrug man mir in Kurzem die abgeſonderte Canzelei des Gouverneurs. Die Liebe meiner Vorgeſetzten, die Achtung aller Leute und die Freude meiner Mutter über alles dieſes verliehen mir Kraft; dann hatte ich aber auch das Bewußtſein, daß meine Bemühungen von Nutzen waren.

Nachdem meine Mutter 12 Kinder, die ſie geboren, und ihren geliebten Alten begraben hatte, lebte ſie nur für und durch mich. Gerade als ich auf dieſe Weiſe ſie erfreute, zu einer Zeit, wo ſie hätte ausruhen ſollen, wurde ſie von einer tödtlichen Krankheit ergriffen. Dieſe, ihre Krankheit, die von Tage zu Tage zunahm, zwang ſie, zwei ganze Jahre

im Bette zu liegen. Während dieſer ganzen Zeit vertraute ich auch nicht eine Nacht irgend einem andern die Aufſicht und Sorge um ſie: das Reichen der Arznei, das Speiſen, das Umwenden im Bette, alles pflegte ich mit eigener Hand zu thun; an ihrer Seite ſitzend ſchlief ich und nachdem ich die meiſte Zeit ſchlaflos zugebracht, ging ich in die Canzelei. Endlich begannen ihre Kräfte merklich zu ſchwinden. Neun Tage und neun Nächte vor ihrem Tode pflegte ich ſie, ohne von ihr zu weichen oder zu ſchlafen. Der letzten Vermächtnißworte, die ſie in dieſen neun Tagen ſprach, waren viele, ſehr viele. Die Nacht vor ihrem Todestage ſagte ſie: «Bleibe nicht in der Stadt Jakutsk, dieſe Stadt iſt voll neidiſcher Menſchen. Die Jakuten haben dich geliebt und werden dich ferner lieben; du wirſt beneidet werden, und der Neid dir Gefahr bringen; er wird deine Unabhängigkeit feſſeln und dich ins Elend bringen. Verkaufe dein Haus und deine Habe, du ſelbſt aber gehe nach Ruſſland; dort wirſt du den Sonnenkaiſer ſehen, dies wird dein Glück werden. Du bleibſt jetzt allein zurück unter der Sonne, die Art und Weiſe meines Denkens kennſt du vollſtändig; entferne dich nicht von meiner Art und Weiſe zu ſein. Dieſe wird dein Herz, wenn dich auch noch ſo viel Unglück heimſucht, erfreuen. Vergiß nicht, gegen die Menſchen hülfreich zu ſein mit deiner Habe, mit deinem Rathe, mit deiner Arbeit: der Art muß der Menſch ſein. Morgen werde ich ſterben, bei Sonnenaufgang ſchicke nach dem Geiſtlichen und rufe alle meine Verwandten und Bekannten herbei.»

Am frühen, herbſtlichen Tage, bei Anbruch der Morgendämmerung kam der Geiſtliche; meine Mutter beichtete ihre Sünden, empfing das Abendmahl und nahm Abſchied von allen Perſonen, die auf den Ruf ſich verſammelt hatten. Hierauf umarmte ſie mich. Meine Schulter fühlte die Kälte des Athems der Sterbenden; nach einem Augenblicke ſagten alle Daſtehenden mit einer Stimme: «ſie iſt geſtorben.» Meine Mutter war nicht mehr.

In der Art und Weiſe wie ſie lag, war auch nicht ein Ausdruck ſterbender Menſchen: auf ihrem Geſichte hatte ſich kein Zug verändert, ihr Tod unterſchied ſich nicht vom tiefen Schlummer eines Ermüdeten. Auf dieſe Weiſe hatte ſie von gegen 40 zuſammengekommenen Menſchen keinen Erwachſenen, kein Kind erſchreckt. Die Leute betrachteten, ohne ſich im Geringſten zu fürchten, ihr Antlitz, auf dem ein Lächeln der Freude ſchwebte, gleich als wenn die Mutter ſich freute über den Anblick eines Sitzes, der in der Lichtregion der hohen Gotteswelt bereitet wird, wenn die Seele eines ſündenloſen Menſchen heraustritt aus dem der Krankheit und dem Tode unterworfenen Körper. So war ihr Tod.

Gute Mutter! Du haſt unter dieſer Sonne keinen Tag ohne Noth geſehen, du haſt kein glückliches Leben gelebt: dein Glück beſtand einzig

und allein in guten Werken. Für dieſe deine Werke wirſt du ſelig ſein in der Lichtregion jener hohen Welt, wohin der ſchaffende Gott den ſündenloſen Menſchen, den er auserwählt, zu endloſer Freude hinſetzt. Während deiner Lebenszeit habe ich deinen Willen nicht übertreten, auch erinnere ich mich nicht, daß ich dein gutes Herz erzürnt hätte. Du erſcheinſt beſtändig in meinen Träumen, und in dieſen zerſtreuſt du meine Trauergedanken und richteſt mich auf. Das iſt das einzige Gut, durch das ich lebe und glücklich bin. Unvergeßliche Mutter! Bete für mich, wenn deine Kraft hinreicht, zu den Füßen des hellen Sitzes des hohen ſchaffenden Gottes!

Mit meiner Mutter begrub ich alles, was mich auf dieſer Erde erfreute. Da ich weder Bruder noch Schweſter habe und da ich unverheirathet geblieben bin, ſo iſt von eben dem Tage bis zum heutigen niemand da, der mich in dunkeln Tagen bedauerte oder an hellen Tagen ſich mit mir freute: ich bin allen Menſchen ein Fremdling, an jedem Orte, wohin ich komme, erſcheine ich als Gaſt.

Demnach war mir in Jakutsk nichts mehr übrig geblieben, was mich erfreut hätte: das ganze Land, alle Dinge, die mir früher ſchön erſchienen, wurden mir ſpäter zum größten Ueberdruß. Dann kamen aber auch die dortigen Jakuten von Jahr zu Jahr immer mehr in ihren Verhältniſſen zurück. Das alles zuſammengenommen, änderte meine Abſicht, an jenem Orte zu leben.

Während der Umſtände, die ich erzähle, liebte mich der dortlebende Gouverneur wie ſeinen Sohn. Ich verwaltete ſeine Canzelei: weit entfernt, mich in eine andere Stadt ziehen zu laſſen, pflegte er mich kaum auf eine Stunde von ſich zu entfernen. Er ſtarb zu Jakutsk. Sobald er verſchieden, ging ich nach Irkutsk, nachdem ich zuvor mein Haus und mein Habe verkauft und die von früherer Zeit angelaufene Schuld abgetragen. Hier wurde ich in einer Canzelei angeſtellt und brachte anderthalb Jahre in Ruhe zu, indem ich 80 Rubel im Monat Gehalt erhielt und außer dem leichten Dienſt keine andere Sorge hatte.

Zu der Zeit, als ich gerade im Begriff war die Stadt zu verlaſſen, kam nach Irkutsk ein Herr M., der zum Gouverneur in Jakutsk ernannt worden. Als dieſer Herr hörte, daß ich die Sprache und Lebensart der Jakuten kenne, bat er ſich meine Perſon aus. Wenn ich auch zum Gehen noch ſo wenig Luſt gehabt hätte, ſo kehrte ich ſchon blos deshalb, weil ich an das Wohl der Jakuten dachte, dann aber auch, weil ich den guten und ſcharfen Verſtand dieſes neuen Beamten bemerkte, mit ihm nach Jakutsk zurück.

Er ſelbſt, von Natur geſund, ſchonte während der ſechs bis ſieben Jahre, die er dort zubrachte, weder Kraft noch Mühe, bis zur Entkräftung ſogar, um eine Lebenszukunft für die Jakuten zu bereiten. Die

Dauer ſeines Daſeins hielt der Jakute für ein Glück und jetzt, nach fünfzehn Jahren ſeines Scheidens lebt ſein Name bis zum heutigen Tage noch lebendig in dem Gedächtniſſe der Jakuten. Südöſtlich von der Stadt Jakutsk, in einer weit größern Entfernung als 100 Kös, iſt eine Gegend mit Namen Udskoi, die berühmt iſt wegen ihrer mannigfaltigen Jagd. Der Umfang dieſer Gegend beträgt ungefähr 500 Kös. Die Grenze derſelben ſtößt von einer Seite an das Meer von Ochozk, von der andern an das Land der Chineſen, von der dritten, vierten und fünften an die Gebiete von Nertſchinsk, Olekminsk und der Changangy.

Dieſe Gegend galt, weil Jakutsk ein über alle Maßen weites Gebiet iſt, für die wüſte Winkelgegend. In ihrer ganzen Ausdehnung wurden kaum 400 bis 500 nomadiſirende Tunguſen gezählt; übrigens verdient ſie wegen ihres Reichthums und ihrer eigenthümlichen Verhältniſſe durchaus nicht, für eine nichtsſagende Gegend gehalten zu werden.

Hier pflegten eine Menge Jakuten und Ruſſen den jagenden Tunguſen nachzugehen und die ganze von ihnen erjagte Beute zu einem billigen Preiſe einzuſammeln, ihre eigenen Waaren aber theuer jenen zu überlaſſen. Hieraus entſtanden verwickelte Angelegenheiten, die zur Nothwendigkeit führten, einen Beamten nach Udskoi abzuſchicken und ich wurde zu dieſer Sendung beſtimmt.

Zwei Monate vor meiner Abreiſe wurden mir viele Schreibereien übergeben. Dieſe Arbeit und die Vorbereitungen zur Reiſe waren der Anfang jener Mühen, die mich anderthalb Jahre lang auf der mir vorgeſchriebenen, weiten Reiſe erwarteten.

Zu meiner Zurüſtung gehörten Winterkleider, dreimal zu wechſeln, Sommerkleider, viermal zu wechſeln, Thee, Zucker, getrocknete ruſſiſche Mehlſpeiſe (Zwieback) Fleiſchküchelchen, Pulver, Blei, Gewehre, ein wenig Rum und Spiritus, Fleiſch, jakutiſche und ruſſiſche Butter. Alles dieſes wurde beſonders in Lederſäcke, in die $2\frac{1}{2}$ Pud hineingehen, in Holzkaſten, oder in Kaſten von Birkenrinde gepackt und nachdem es ſo bedeckt war, daß kein Waſſer eindringen konnte, mit ſtarken, ledernen Riemen umbunden, ſo daß die Laſt, die man einem Pferde auflegte, auf keine Weiſe ſchwerer als 6 Pud war.

Es war Februar, deſſenungeachtet hatte die Kälte noch nicht im geringſten nachgelaſſen; ſie überſtieg nach dem Dinge, womit die Ruſſen die Kälte meſſen, die Zahl 30, als ich aus der Stadt Jakutsk mit den zwei mir beigegebenen Koſaken aufbrach. Bis Amga, das 20 Kös entfernt iſt, gelangte ich auf Schlitten, die von Pferden gezogen wurden. In Amga luden wir unſer Gepäck auf ſieben bereitſtehende Pferde, beſtiegen ſelbſt drei Pferde und machten uns mit zwei Führern auf den Weg.

Die Pferde waren alle fett und übermüthig und warfen fortwährend ihre Laſt ab. Aus dieſem Grunde, und um dieſelben nicht vom er-

ſten Tage an zu erhitzen, machten wir, nachdem wir nur drei Kös Weges zurückgelegt, an einem Orte, wo wir zu übernachten gedachten, Halt.

Hier nahmen die Führer vor allem den Pferden die Laſt vollſtändig ab; ſchaufelten, bis ſie auf Erde ſtießen, den Schnee fort und ſuchten trockenes Holz zuſammen. Sobald ſie Feuer angemacht hatten, füllten ſie den Theekeſſel und ein anderes großes Gefäß mit Schnee und brachten das Waſſer zum Kochen. Als die Wärme des Thees unſer Blut in raſcheren Umlauf gebracht hatte, machten ſie eine Schlafſtelle zurecht. Zuerſt breiteten ſie die Zweige kleiner Bäume hoch aufeinander aus, über dieſe die Satteldecken, und über dieſe ein Bett von Bärenfell. Nachdem wir die unterdeſſen zubereitete Abendmahlzeit verzehrt hatten, kleideten wir uns recht ſchnell aus und legten uns ſchlafen. Die Stiefeln, Strümpfe und Handſchuhe, die wir angehabt und die gänzlich durchnäßt waren, vergruben wir in tiefen Schnee, damit die Feuchtigkeit herauszöge. Nachdem wir etwa eine Stunde gelegen, ſo daß unſere Betten und die Decken, mit denen wir uns umhüllt hatten, warm geworden, ſchliefen wir ein. Am Morgen, beim Anbruch der Dämmerung, zogen wir in größter Eile unſere Kleider an, die unter dem Schnee vortrefflich ausgetrocknet waren, wuſchen uns zitternd mit Schnee, tranken Thee und machten uns wieder auf den Weg. Auf dieſe Weiſe ſetzten wir unſere Reiſe bis zum Schmelzen des Schnees fort.

Hier muß ich bemerken, daß es zu den unerträglichſten Beſchwerden einer Winterreiſe gehört, ſich mitten in der ſchneidenden Kälte auszukleiden und zu Bett zu legen; aber noch viel unerträglicher iſt es, am Morgen aufzuſtehen, die mannigfaltigen Kleidungsſtücke anzulegen und ſich mit Schnee zu waſchen. Um alles dieſes ohne Schaden für die Geſundheit zu ertragen, muß man einen eiſenfeſten Körper haben.

Ich trinke keine ſtarken, berauſchenden Getränke und die Erquickung iſt mir demnach unbekannt, die ſie den Menſchen gewähren können. Dagegen bin ich der Meinung, daß der Menſch auf einer ſolchen Reiſe ohne Thee nicht am Leben bleiben würde. Von den Jakuten und Tunguſen ſpreche ich hier natürlich nicht. Auf dem Schnee geboren und erzogen, verbringen ſie auf ihren Reiſen oft drei Tage, ohne inzwiſchen Nahrung zu ſich zu nehmen.

Nachdem wir drei bis vier Tage unterwegs geweſen, langten wir am Ufer des großen Flußes Aldan an, gegenüber der Stelle, wo ſich der Utſchur von der rechten Seite in den Aldan ergießt. In einer Tunguſenjurte hielten wir hier Raſt und hörten, daß vom Ausfluß des Utſchur, in der Richtung unſeres Weges, auf einer Ausdehnung von 10 Kös, der Schnee 7 Spannen hoch gefallen ſei, und daß es unmöglich durchzudringen und unſere Reiſe fortzuſetzen. Dieſe Nachricht brachte uns in große Verlegenheit; wir hatten keine Vorſchrift, umzukehren und der

Schnee konnte nur an einer Stelle umgangen werden. Dieser Umweg betrug 20 Kös, um jedoch auf diese Weise unsere Reise fortzusetzen, mußten wir aus Mangel an Futter den Pferdevorspann aufgeben und uns der Rennthiere bedienen. Für diese mußte unser Gepäck leichter gemacht werden; wir hatten aber weder Taschen noch Behälter, in die wir unsere Sachen hätten einpacken können. Da wir uns in Folge dessen entschlossen, den Utschur entlang zu gehen, so bereiteten wir uns während der zwei Tage, die wir in der Jurte zubrachten, Schneeschuhe, ließen die beiden unbeladenen Pferde zwei ganze Tage ohne Futter angebunden stehen und setzten am dritten über den Aldan. Kaum hatten wir das Eis des Utschur betreten, so begann der tiefe Schnee den Schritt des Pferdes zu hemmen.

Ein Führer mit Schneeschuhen ging voran und führte die beiden unbeladenen Pferde; diese bewegten sich derartig vorwärts, daß sie sich abwechselnd auf die Hinterfüße stellten und den mit einer harten Rinde versehenen Schnee durchbrachen. Hinter diesen folgten wir mit allen übrigen, zusammengekoppelten Pferden einzeln hinter einander, ohne von den Fußstapfen der Vorangehenden zu weichen.

Auf diese Weise hatten wir von früh Morgens bis zum Abend mit genauer Noth einen Kös zurückgelegt und kamen nach einer Reise von zehn Tagen über den 10 Kös sich erstreckenden, tiefen Schnee. Während der ganzen Zeit bestiegen wir höchst selten unsere Pferde. Bei den heftigen Bewegungen, die das Pferd in dem mit einer harten Rinde bedeckten Schnee macht, hält man sich mit Mühe im Sattel und wird bald von unerträglicher Müdigkeit übermannt; aus diesem Grunde legten wir mehrentheils unsere Schneeschuhe an und gingen, die Wahrheit zu sagen, im Schweiße unseres Angesichts, zu Fuß.

Die beiden Ufer des Flusses Utschur sind senkrechte Felsen. Am Fuße dieser Felsen steht hier und da ein schmaler Saum mit einem hohen, bröckligen, schwarzen Absturz in Verbindung, auf welchen ein bepacktes Pferd unmöglich hinaufgelangen kann; aus diesem Grunde pflegten wir, angekommen vor dem Orte, wo wir zu übernachten beachsichtigten, all unser Gepäck auf dem Schnee des Utschur-Eises abzuwerfen, ein Pferd nach dem andern auf den Absturz hinaufzuziehen und sie hier loszulassen, damit sie sich ihr Futter aus dem Schnee hervorscharrten. Wenn das letztere in Folge des tiefen Schnees im Walde unmöglich war, fraßen sie die Spitzen von Birken- oder Weidenreisig.

Kaum waren wir mit genauer Noth über den unsere Reise behindernden Schnee hinweggekommen, so zeigte sich ein neues Leiden, eine neue Schwierigkeit. Durch die Heftigkeit der Kälte war aus den Felsen am Utschur Wasser gedrängt worden; dieses hatte sich in den Fluß ergossen, das zwölf bis dreizehn Spannen dicke Flußeis gehoben und zum

Berſten gebracht und ſtrömte nun längs der Oberfläche des Eiſes. Häufig wateten die Pferde bis an die Knie in dieſem Ueberwaſſer; an einigen Stellen war es zum zweiten Mal gefroren und unſer Weg war glatt wie ein Spiegel, ſo daß ein unbeſchlagenes Pferd oder Rennthier keinen feſten Fuß zu faſſen vermochte. Zwei Männer ſchlugen nun mit Beilen und Meſſern Kerben in das Eis und wir gingen beſtändig zu Fuß hinter ihnen her. An andern Orten, wo ſich naheſtehende, bröcklige, ſchwarze Abſtürze befanden, füllten wir trockne Erde oder Sand in leere Behälter und ſtreuten dieſes auf dem Eiſe aus. Wenn aus Verſehen irgendwo das Eis nicht eingekerbt oder mit Sand beſtreut war, glitten unſere 16 bis 17 Pferde aus, und ſtürzten ſammt und ſonders zu Boden, wobei denn all unſer Gepäck mit Sattelgurten und Packſätteln hinunterglitt, zerriß und zerbrach. Mit der Wiederherſtellung des Schadens verging gewöhnlich ein großer Theil des Tages. Im Verlauf unſeres Weges kamen wir bei wunderbaren Felſen vorbei: durch die Heftigkeit der winterlichen Kälte wurde aus der Spitze des Berges Waſſer hervorgedrängt, das im Hinunterfließen den hohen Berg von oben bis unten mit blitzendem Eiſe bedeckte. Wenn die Sonne ſich zum Untergange neigte, ſpiegelten ſich die Strahlen an dem Felſen wieder, der wie ein buntfarbiger Regenbogen oder wie mit feurigen Edelſteinen bedeckt erſchien. Am Fuße eines ſolchen Felſens floß das Waſſer beſtändig, ohne zu gefrieren.

Es giebt einen Fluß mit Namen «Agna», der von der linken Seite in den Utſchur fällt; die Reiſenden ſchlagen gewöhnlich den geraden Weg ein und gehen dieſem Fluße entlang. Es war im April, als wir den Agna erreichten, da zeigte ſich plötzlich in der Ferne am Ufer des Fluſſes eine ſchwarze bewegliche Geſtalt. Zuerſt glaubten wir, es wäre ein Thier, als wir aber näher kamen, erblickten wir einen Tunguſen, der da ſaß und weinte. Nachdem er nach ſeiner Sitte aufgeſtanden und gegrüßt hatte, erzählte er auf unſere Frage, warum er weine, folgendes: «Als ich geſtern im Walde ging, fand ich an einer Stelle viele Spuren von wilden Rennthieren. Ich freute mich außerordentlich über dieſen Fund und kehrte augenblicklich zu meiner Familie zurück. Nachdem ich hier Waffen und Geräthe in die gehörige Ordnung gebracht und ſelbſt ausgeruht hatte, kam ich um die geſtrige Mitternacht zu den Rennthierſpuren zurück, als eben die Oberfläche des Schnees, der am Tage weich geworden, wieder gefroren war, mit Schneeſchuhen an den Füßen, meinen Hund an der Hand führend. Hier wartete ich, Tabak rauchend, zwei Stunden auf den Anbruch des Tages und ließ, ſobald in der Morgendämmerung die Rennthierſpur ſich zeigte, meinen Hund los, indem ich ſelbſt auf Schneeſchuhen hinter ihm herlief. Eine Strecke von mehr als einem Kös legte ich zurück, indem ich von Felſen zu Felſen, von Fluß zu Fluß mich herabließ.

Auf dem frisch gefrorenen Schnee zeigten sich Blutspuren von den Füßen der Rennthiere, deutlich erkannte man, daß sie müde geworden, die Sätze meines Hundes wurden seltener, endlich hörte ich sein Gebell. Ich war gewiß, die Rennthiere zu erreichen, da erklang plötzlich die Stimme meines Hundes, wie die Stimme eines Sterbenden. Ich erschrak, als wenn mein Herz entzwei gesprungen wäre. Ich verdoppelte meinen Lauf und erblickte in der Entfernung von ungefähr zwei Flintenschüssen zwei kleine blutige schwarze Stücke am Boden. In dem Augenblicke, als mein Hund eine große Rennthierheerde erreicht, sie in einen klaren Bach getrieben hatte und um sie herumlief, um sie nicht fortzulassen, waren zwei heißhungrige Wölfe vom Abhange des Berges gestürzt, hatten meinen Hund am Kopf und an der Ruthe ergriffen, und ihn in einem Augenblicke zerrissen. Die Rennthiere hatten sich hierhin und dorthin zerstreut.

«Es war das der siebente Schnee meines Hundes. Als halbjähriger Welp ging er schon auf den Fang und hat während 6 Jahren mich keinen hungrigen Tag sehen lassen. Das Elenn, das wilde Rennthier, der Zobel und viele andere Thiere entgingen mir nicht, sobald nur ihre Spur sich gezeigt hatte. Man wollte ihn für fünf Reitrennthiere von mir erstehen, ich gab ihn sogar für zehn nicht fort. Mit ihm war ich reich, jetzt bin ich der ärmste Mensch. Ich weiß nicht, wie ich mich meiner Familie zeigen soll: Frau und Kinder erwarten ihn, um ihn zu küssen, jetzt wird ihr Weinen mein Herz mit einem stumpfen Messer sägen.»

Es stand nicht in meiner Macht, diesem Tungusen irgend wie Hülfe zu leisten; ich richtete ihn demnach mit den Worten auf, daß das Vergangene nicht wiederkehre, das Ausgeflossene sich nicht wieder fülle und die Hoffnung auf Gott fester als alles sei, dann setzte ich meine Reise weiter fort.

Als wir uns von Agnä entfernten, mußten wir einen hohen, beschwerlichen Berg ersteigen und wiederum zum Ulschur hinabgehen. Als wir uns dem Berg bis auf zwei kleine Kös genähert hatten, trafen wir viele Reisende dort versammelt; diese Leute erzählten, daß der Schnee auf dem Berge dreizehn Spannen hoch läge und es demnach in keiner Weise möglich sei hinauf zu gelangen. Sobald ich angekommen war, brachten unsere Leute von allen mit Pferdekoppeln versehenen Reisenden gegen 10 Pferde und 10 Rennthiere zusammen, führten dieselben, mit Schneeschuhen versehen, den Berg hinauf und brachen uns auf diese Weise Bahn. Am andern Morgen überstiegen wir alle mit der größten Anstrengung jenen Berg und gelangten am ersten Mai zum udskoischen Jahrmarkt.

Nachdem ich an diesem Versammlungsorte den Jusak eingesammelt und mich anderer amtlicher Aufträge entledigt hatte, nachdem endlich die Pferde sich von ihrer gänzlichen Erschöpfung erholt hatten reisten wir in

den erſten Tagen des Juni nach Udskoi ab, indem wir die von uns gekauften Rennthiere, etwa 10 Stück, mit uns führten.

Von dem Verſammlungsort am Utſchur ſind ungefähr funfzig Kös, wegen Beſchwerlichkeit der Gegend rechnet man aber 70. Der Reiſende gelangt beſtändig von einem Strom zum andern, von einem Berg auf den andern. Da es Regenzeit war, ſetzten wir über die meiſten Flüſſe, indem wir die Thiere zum Schwimmen antrieben, andere paſſirten wir mit Hülfe eines von uns gezimmerten Prahmes. Dieſe Gegend bietet nur Abwechſelung zwiſchen ſpitzen Steinen oder bodenloſem, nie trocknendem Moraſt.

Wenn ein Pferd in dieſem Sumpf fällt, ſo vermag es nicht wieder aufzuſtehen. Unſere 17 Pferde ſtürzten mit ihrem Gepäck ſammt und ſonders. Die Wegweiſer, bis an den Gürtel im Sumpfe watend, ſchleppten alles Gepäck an eine trockene Stelle, ſtellten wieder her, was die Pferde beim um ſich ſchlagen im Sumpfe zerbrochen und zerriſſen hatten, und beluden die Pferde von neuem. Kaum hatten dieſe etwa zwanzig Schritt gemacht, ſo ſtürzten ſie abermals und die Wegweiſer hatten wieder die frühere Mühe. Einmal hielt ich, bis zur Hälfte meines Körpers im Sumpfe ſtehend, die Köpfe von drei gefallenen Pferden in die Höhe, damit ſie nicht im Waſſer erſtickten. Während ich ſo ſtand, fiel neben mir ein viertes Pferd dergeſtalt, daß es nicht mehr aufſtehen konnte und kaum hatte es ſeinen Kopf zwei bis dreimal in das Waſſer geſteckt, ſo war es todt. Dieſe Beſchwerden wurden noch durch die Sonnenhitze vermehrt, die wie glühendes Feuer brannte und durch die Schwärme von Mücken, die uns nicht einmal athmen ließen. Kaum hatte man irgend etwas in ein Gefäß gegoſſen, ſo füllten die Mücken daſſelbe an in dem Augenblicke, während man es zum Munde führte.

Bei dieſer Gelegenheit ſei hier Folgendes bemerkt. Nachdem der Wegweiſer einen ſolchen Tag hindurch mit Beſchwerden, Sümpfen, Waſſer, Sonnenhitze, Mücken, Weſpen, Bremſen und mit Mühen, die alle ſeine Kraft in Anſpruch nehmen, im Schweiße ſeines Angeſichts gekämpft hat, beſſert er im Nachtquartier bis zur Mitternacht und bis die Pferde ſich abgekühlt haben, das im Laufe des Tages gebrochene Geſchirr und ſeine eigenen Kleider aus. Hierauf bindet er die Beine ſeiner Pferde, läßt ſie ihrem Futter nachgehen und ſieht beſtändig nach ihnen, indem er immer nur eine halbe Stunde ſchläft, damit ſie nicht an einem Baum hängen bleiben oder ein wildes Thier ſie zerreiße. Ihm bleiben vom ganzen Tage kaum zwei Stunden zum Schlafen übrig.

Nachdem wir eine Strecke von mehr als 10 Kös von Utſchur zurückgelegt hatten, kamen wir zu einem Gebirge mit Namen Dſchugdſchur (der große Amb:rg), das wir ſchon ſeit lange erwartet hatten. Dies Gebirge wird der Gürtel oder das Rückgrat des Landes genannt. Es um-

gürtet ganz Sibirien einem Rückgrat gleich, ſenkt ſich nirgends und erleidet keine Unterbrechung. So erreicht es längs einer Oberfläche von mehreren tauſend Kös kaum unterhalb der Wolken das Eismeer, wo es ſich ſenkt und aufhört. Gerade Nachmittag langten wir am Fuße dieſes Gebirges an, machten Halt und brachten dort die Nacht zu, damit unſere Pferde ſich ausruhten. Am andern Morgen vor Sonnenaufgang, vor dem Beginn der Hitze, legte man den Pferden die Reit- und Packſättel auf eine beſondere Weiſe auf und an; man zog die vordere Sattelgurte um die Bruſt des Pferdes, die übrigen gerade um die Herzgrube; hierauf begannen wir das überaus hohe Gebirge zu erſteigen. Die Pferde, an den Weg gewohnt, ſtiegen einzeln, unbeladen und ohne an einander geknüpft zu ſein, behutſam und vorſichtig den Berg hinan, ohne daß eins von ihnen mit der Laſt an einem Baume im Dickicht hängen geblieben, ohne daß eins in eine Bergſpalte oder in eine vom Waſſer ausgehöhlte Bergſchlucht aus Verſehen hineingetreten hätte. Jeder Fehltritt würde übrigens das Pferd in einen bodenloſen Abgrund geſtürzt haben, in dem nicht ein Stück ſeines Körpers übrig geblieben wäre. Nach etwa dreizehn bis vierzehn Stunden gelangten wir zur äußerſten Spitze des Gebirges.

Auf der Höhe des Tſchugdſchur war es ſehr kühl, keine Mücke, keine Weſpe fand ſich da. Um unſere Pferde ausruhen zu laſſen, hielten wir hier zwei Stunden an, wobei wir ganz gehörig froren. Von dieſem Puncte erſcheinen alle Berge, die das menſchliche Auge überſieht und die uns früher ſehr hoch vorkamen als ganz unbedeutende niedrige Hügel. Die an beiden Seiten des Tſchugdſchur entſpringenden und herabfließenden zahlloſen, breiten Flüſſe erſcheinen wie dünne, blitzende Silberfäden. Wenn die Wolken an einem regneriſchen Tage ſich neigen und dem Nebel gleich dahin fliegen, ſtreifen ſie an den hohen Tſchugdſchur und reißen auseinander. Dieſe zerriſſenen Wolken liegen auf der Spitze des Berges und ſchwanken wie ein dicker, mit Mehl gemiſchter Brei von Fichtenrinde, den man ausgegoſſen hat. Das Auge des Menſchen, der auf der äußerſten ſcharfen Kante dieſes Gebirges ſteht, das ſich an den Wolken reibt, das Auge dieſes Menſchen bemerkt, wie ein Thau- oder Regentropfen, der auf die Schneide eines mit ſeiner ſcharfen Seite nach oben ſtehenden Steines fällt, ſich nach beiden Seiten hin theilt, hinabfällt und keinem bemerkbar ſich hinunter zieht.

Hierbei geht mir der Gedanke auf, wie die eine Hälfte dieſes Tropfens bei ihrem Fall nach Oſten ſich mit dem nachfolgenden Tropfen vereinigt, ſich wie ein Haar in gerader Linie fortbewegt, zu einem rieſelnden Bach wird, allmälig zunimmt, und ſich mit andern Bächen vereinigt, aus einem rieſelnden Bache zu einem rauſchenden Fluſſe und bald zu einem großen Strome wird und in das nie gefrierende endloſe Meer fällt. Hier wird ſie in Ewigkeit bewegt, miſcht ſich mit dem Waſſer ver-

ſchieden benannter Meere und hilft allen auf dem Erdboden wohnenden Menſchen mit den verſchiedenſten Namen, die alle die Götter in ihrer eigenen Sprache preiſen, das Meer zu befahren.

Die andere Hälfte des erwähnten Tropfens nimmt auf dieſelbe Weiſe ihre Richtung nach Weſten und vermehrt kaum das Waſſer des bekannten großen Stromes (der Lena). Längs dieſem Strome gelangt ſie zum Eismeer. Hier wird ſie in Eis verwandelt und trägt dazu bei, daß kein menſchliches Denken und keine menſchliche Kraft dieſes Eismeer zu überſchiffen vermag. Einige Jahrhunderte werden vergehen, dieſe Tropfenhälften, die jetzt kein Sonnenſtrahl berührt, werden nach langem Warten das Jahrhundert erreichen, wo das Eismeer ſchmelzen und ein Weg über daſſelbe hinweg gehen wird.

Steigen iſt beſchwerlich, hinuntergehen leicht. Nach dieſem Geſetze kamen wir vom Dſchugdſchur dreimal ſchneller hinunter, als wir hinaufgeſtiegen waren. Vom Beſteigen des Gebirges und vom Kampf mit Mücken, Weſpen und Bremſen während dieſer Zeit waren wir mit unſern Pferden und Rennthieren ſo ermüdet, daß wir uns nicht rühren konnten; aus dieſem Grunde machten wir Halt, ſobald wir am Fuße des Berges angelangt, ein Nachtlager zum Ausruhen gefunden hatten. Als wir hier, nachdem das Gepäck den Pferden abgenommen, zur Abwehr des Ungeziefers Dünger angezündet und Thee gekocht hatten und gerade im Begriff waren, die zweite Taſſe zu trinken, kam mein Hund, den ich freigelaſſen, aus dem Innern des Waldes gelaufen und gab durch Winſeln und Bellen zu verſtehen, daß ein Thier in der Nähe ſei. Ich weiß nicht, wo in dieſem Augenblicke die Müdigkeit, der Hunger, der Durſt blieben. Ohne zu bedenken, daß das ausgeſpürte Thier ein heißhungriger Bär oder eine andere wilde Beſtie ſein könne, griff ich, mein junger Koſak und einer von den jakutiſchen Wegweiſern nach unſern Gewehren, ſahen nach der Ladung, ſchärften die Flintenſteine, ergriffen ein Meſſer und liefen hinter dem Hunde her. Dieſer führte uns wiederum auf den Gipfel des Tſchugdſchur, wo wir in der Mitte eines ſenkrechten Felſens auf einem Vorſprung von der Größe eines Bettes ein Thier erblickten, das man wildes Schaaf nennt. Wir fanden eine Vertiefung, die in großen Zwiſchenräumen mit Bäumen beſetzt war, ſchlichen uns von Baum zu Baum, und in einer Entfernung von ungefähr hundert Faden ſchoßen wir unſere drei Flinten auf einmal los. Wenn wir das wilde Schaaf auf der Stelle wo es ſtand, getödtet hätten, würden wir nach Jägerart jemanden mit einem langen Stock umgürtet und ihn mit einem Strick in der Hand nach dem wilden Schaaf herabgelaſſen haben. Er hätte mit dem Strick in ſeiner Hand das Thier an den Hörnern feſtgebunden, das andere, freie Ende in die Zähne genommen und indem wir ihn in die Höhe zogen, hätten wir zu gleicher Zeit das Schaaf mit

heraufgewunden. Es geſchah aber nicht, wie wir gedacht hatten. Das erlegte Thier, das im Sterben auf die Seite gefallen und von dem vorſpringenden Steine hinuntergeglitten war, rollte in einen Abgrund, deſſen Boden kaum ſichtbar, ſo daß das beſtändige Anſchlagen der Hörner an die Steine ein Getöſe hervorbrachte, deſſen lauter Wiederhall von den Bergen gehört wurde. Uebrigens mag es unſer Glück geweſen ſein, daß das Schaaf auf jene Weiſe vom Steine glitt und hinunterfiel: wenn es auf ſeinem Platze verendet wäre, wären wir vielleicht beim Heraufziehen ſelbſt in den Abgrund gefallen.

Auf dem Rückwege nach dem Orte, wo wir Halt gemacht hatten, lernte ich eine Art der Jagd kennen, die mir bisher fremd geweſen war. Es flogen, von unſerem Hunde aufgejagt, etwa zehn Vögel vom Boden und ſetzten ſich auf die Zweige einer niedrigen jungen Birke. Sogleich knackte der Hahn meiner Flinte, doch hielt mich, ehe ich losſchießen konnte, der jakutiſche Wegweiſer zurück und ſprach: «Herr! verſchwende nicht Pulver und Blei, dieſe Vögel werden wir mit unſeren Händen greifen.» Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo ſchnitt er mit dem Meſſer eine lange Gerte ab, reinigte ſie von den Zweigen, band eine Haarſchlinge an das Ende und führte dieſe ganz leiſe zum Vogel, der auf dem unteren Aſte ſaß. Dieſer Vogel ſtreckte ſeinen Hals entgegen, um ſich das Ding näher anzuſehen, der Wegweiſer legte ihm die Schlinge um den Kopf und zog ihn herunter. Nachdem er ihn auf dieſe Weiſe gefangen und ihm mit der Hand den Hals umgedreht hatte, fing er auf dieſelbe Weiſe auch alle übrigen, einen nach dem andern mit der bloßen Schlinge. Der Name dieſes Vogels iſt im jakutiſchen Karaky, im ruſſiſchen Dikuſcha. Er iſt größer, als das Haſelhuhn, kleiner als das bunte Birkhuhn und beinahe eben ſo bunt, als dieſes. Ich ſah derartige Vögel an keinem andern Orte, als auf dem Wege nach Udskoi, aber auch in dieſer Gegend zeigen ſie ſich ſelten. Wahrſcheinlich kennen die meiſten Raubthiere die ſanfte Natur dieſer Vögel, wählen ſie ſich zur Speiſe und rotten ſie auf dieſe Weiſe aus.

. . . . . .

In der Mitte des Winters kamen wir zum Gebirgsrücken der Byraja. Dies Gebirge iſt außerordentlich hoch. Nachdem wir am Fuße deſſelben die Nacht zugebracht, erreichten wir die Höhe erſt beim Schwinden der Abendröthe. Hier hatten wir viele Leiden zu erdulden. Wir mußten auf unſerem Wege den mit einer harten Rinde bedeckten fadenhohen Schnee wegſchaufeln, dann ſtießen wir auf fadenhohe ſenkrecht ſtehende Felſen. Nachdem hier ein Mann mit der größten Anſtrengung hinaufgekommen, zog er an einem Stricke einen Führer hinauf. Unſer ganzes Gepäck wurde den Thieren abgenommen und zwei Mann zogen daſſelbe ſtückweiſe an einem Stricke in die Höhe. Nachdem wir hierauf mit der

äußerſten Anſtrengung alle unſere Rennthiere unbelaſtet hinaufgewunden, kletterten wir ſelbſt einzeln an dem Stricke hinauf. Die Beſchwerden eines ſolchen Tages wird man nimmermehr vergeſſen. Körperliche Speiſe, Kleidung aus Thierhaut, heftiger Schweiß, Wind, der nicht geſtattete, geradeaus zu ſehen, alles das mußte ertragen werden. Meinem Aeußeren nach unterſchied ich mich damals in nichts von einem Tunguſen, der lange Leiden ertragen hat. Durch Wind und Luft am Tage, durch Rauch und Feuergluth am Abend, glich mein Geſicht vollkommen dem eines Giljaken.

Da ich bei der Beſteigung des Gebirges ſehr an Hitze litt, aß ich, um den heftigen Durſt zu ſtillen, in Ermangelung von Waſſer, Schnee, und zog mir dadurch eine heftige Erkältung zu. Kaum hatte ich Abends den Ort erreicht, wo wir die Nacht zuzubringen gedachten, ſo wurde ich ſehr krank. Alles Blut ſtieg mir zu Kopfe, mein Geſicht brannte wie Feuer, an dem Zittern bemerkte ich, daß eine Erkältung mich ergriffen hatte. Ohne Arznei, ohne jegliche Hülfe, wurde meine Lage im Winter, auf einem hohen Gebirge, inmitten eines pfeifenden kalten Windes, erſchrecklich ſchwierig. Es ſchien, als ob der Schatten des Todes ſich in der Ferne zeigte; doch ſchreckte mich das nicht. Ebenſo wenig konnte mich eine in Noth zurückbleibende Familie ängſtigen; ich beſaß keine. Einzig und allein beklagte ich meine und meiner Leute nutzloſe Bemühungen und meinen Tod, ehe ich meiner Behörde irgend etwas Nützliches, das ich geſehen und gehört, mitgetheilt, da ſchon die Zeit der Heimkehr herannahte.

Ich werde nicht davon reden, wie Tod und Leben die ganze Nacht hindurch mit einander kämpften, wie meine beiden Koſaken und die beiden Führer die ganze Nacht ohne zu ſchlafen, um mich herum ſaßen, mich mit aufrichtigem Herzen beklagten und darauf acht gaben, daß vor Allem die Decke nicht abgeworfen wurde und die Kälte hineindrang, was in jedem Falle mein Tod geweſen wäre. Am Morgen ſchlief ich ein. Als ich am Tage erwachte, fand ich mich ſo in Schweiß, als wenn ich aus dem Waſſer gekommen wäre, gegen Abend war nur Kopfſchmerz nachgeblieben, am andern Morgen machte ich mich auf den Weg. Was ich an dem Tage, den ich hier krank zubrachte, geſehen und gehört, werde ich in einer müßigen Stunde beſonders erzählen.

Nachdem 7 Monate verſtrichen waren, hatte ich alle meine Geſchäfte vollbracht und kam nach Udskoi.

Die Gegend, die ich durchreiſte, iſt geſegnet mit beſchwerlichen Wegen, mit Schrecken erregenden Wäldern, mit unüberſteiglichen Bergen und zahlloſen Flüſſen. Nicht weniger reich iſt ſie an Thieren, von mannigfachen Namen. So finden ſich hier der Panther, Bär, Wolf, Vielfraß, Luchs, ſchwarzer Fuchs, Rothfuchs, Zobel, Eichhorn, Haſe, Elennthier, Otter, wildes Rennthier, Reh, Dammhirſch, wildes Schaaf, Moſchus-

thier, wildes Schwein, fliegendes Eichhorn, Fledermaus, alle Arten von Mäuſen, Hermelin; von Vögeln: der weiße Storch, der Schwan, die Ente, der Taucher, die Gans, der Kranich, das Birkhuhn, das Haſelhuhn, das Schneehuhn, die Schwarzente, der Karaky (ein Waldhuhn) und die Schnepfe.

Nachdem ich in Udskoi einen halben Monat verweilt und alle Aufträge vollſtändig ausgeführt, brach ich im Monat April nach Jakutsk auf.

Das Reiſen in dieſer Jahreszeit iſt mit Schreck und Gefahr verbunden. Der Bär kommt aus ſeinem Lager hervor und wirft ſich, da er ausgehungert iſt, auf den erſten beſten, der ihm in den Weg tritt. Wenn es nur ſeine Kräfte erlauben und er die Oberhand erhält, befreit kein Löſegeld aus ſeinen Tatzen. Fleiſch und Blut — nur das iſt ſein Herz; deswegen wandert der Reiſende, da er kein Fleiſch und Blut vorräthig hat und nicht geneigt iſt, das ſeinige hinzugeben, mit großer Furcht und Vorſicht. Der zweite Schreck und die zweite Gefahr kommt von der Beſchaffenheit des Weges. Im April ſchwimmt das Eis aller Flüſſe fort, das Waſſer ſtrömt von den Bergen und alle Gewäſſer, große und kleine, treten über und ſtrömen, als wenn ſie kochten, durch die dichten Wälder. Wenn man durch einen ſolchen Bach reitet, ſchlägt das Waſſer, das blos bis an den Leib des Rennthiers reicht, durch die Gewalt der Strömung über den Sattel des Thieres hinweg. Als ich eines Tages in dieſer Weiſe durch den Fluß ritt, glitt mein Rennthier auf einem großen runden, unter dem Waſſer liegenden Steine aus, ſtürzte auf alle Viere und das heftig ſtrömende Waſſer ſchlug über meine Schultern hinweg. Wenn ich mich nicht auf einen Stock, den ich in der Hand hielt, geſtützt und am Sattel des Rennthiers feſtgehalten hätte, wäre ich offenbar ins Waſſer gefallen, und die Strömung hätte mich in einem Augenblicke fortgetragen. Dann wäre keines Menſchen Kraft, keines Menſchen Verſtand und keines Menſchen Geſchwindigkeit im Stande geweſen, mich aufzuhalten und zu retten. An anderen Orten ſtößt man von ſchwarzen Erdbergen, von der Höhe eines Menſchen, die Rennthiere ſammt und ſonders in den Fluß hinab. Während ſie hier bis an die Bruſt im Waſſer ſtehen, läßt man ſich von der Höhe auf eine geſchickte Weiſe ſo herab, daß man reitend auf den Sattel zu ſitzen kommt, und ſo ſetzt man über den Fluß. Dies geſchieht wohl zehnmal am Tage und jedesmal in großer Angſt. Am Abend findet man keinen Ort zum Uebernachten, das Waſſer, das von den Bergen ſtrömt, verwandelt die ganze Gegend in einen Moraſt, in dem man bis an die Knie verſinkt. Hier iſt es unmöglich, eine Stangenjurte oder ein Zelt aufzuſchlagen und Feuer zu machen. Man giebt ſich nicht die Mühe, einen trockenen Platz ausfindig zu machen, haut zwei dicke Baumſtämme ab, legt ſie nieder, breitet junge, abgeſchnittene Lärchen darüber aus und legt dort alles Ge-

päck aufeinander, hier iſt auch der Platz zum Schlafen. An einem ſolchen Orte Feuer anzumachen, Thee und Eſſen zu kochen, iſt ein Kunſtſtück, deſſen ungeachtet lehrt die Noth dies jedermann.

. . . . . .

Es war gegen Ende Auguſt, als ich aus Jakutsk aufbrach. Der Gedanke, nach Petersburg zu gehen, den ich niemals aufgegeben hatte, erfreute jetzt im Augenblick der Abreiſe mein Herz mit einer vorher nicht gekannten Freude. Drei Poſtpferde zogen meinen Kahn dem Fuße der ſenkrechten Felſen am Fluße entlang, und brachten ihn in 37 Tagen und Nächten nach Irkutsk. Von hier aus gelangte ich, ohne mich unterwegs irgend wo aufzuhalten, in einem verdeckten, von Pferden gezogenen Winterſchlitten, nach einer Reiſe von 70 Tagen in die große, vom Kaiſer bewohnte Stadt.

. . . . . .

Als ich in die große Stadt Petersburg kam, ſah ich eine Menge Seeofficiere wieder, mit denen ich früher bekannt geworden war. Die Geſinnungen dieſer Herren, die mich auf ihrer Hin- und Rückreiſe nach Ochotzk, Kamtſchatka und Amerika in Jakutsk geliebt hatten, veränderten ſich auch hier nicht. Durch ihre Vermittelung wurde ich hier mit vielen Seeofficieren von hohem Range bekannt. Ihre aufrichtige Geſinnung und ihr freundliches Weſen näherten mich ihnen ſo, daß ich mich von ihnen nicht trennen kann. Der Umſtand, daß ſie von Kindheit an die Erde umreiſen, mit allen Mühſeligkeiten, Gefahren und Entbehrniſſen einer Reiſe vertraut ſind, zog mein Herz zu ihnen mit einem gewiſſen, unausſprechlichen Gefühle. Unter ihnen vergeſſe ich die ganze Vergangenheit und denke auch nicht an die Zukunft, die da kommen wird.

Es ſind jetzt 8 Jahre, daß ich in der Stadt wohne: ihren beſtändig heitern Blick während dieſer Zeit, ihre Speiſe und ihren Trank, ſo wie ihre Freundlichkeit werde ich erſt im Grabe vergeſſen.

Acht Jahre ſind eine lange Zeit, wenn man ſie zählend betrachtet: für mich ſind ſie aber äußerſt ſchnell vergangen. Ich vermag durchaus nicht zu ſagen, ob die beiſpielloſe Vortrefflichkeit der Stadt und ihrer Bewohner mir die acht Jahre unbemerkt hat vorüber gehen laſſen, oder ob ſich mein Herz bis jetzt vom Druck des Unglücks und Elends, der mit dem Kindesalter beginnt, noch nicht erholt hat. Dem ſei wie ihm wolle, ich liebe dieſe Stadt mit aufrichtigem Herzen: ich glaube, daß, wenn es dazu käme, daß ich, durch Umſtände getrieben, in irgend eine andere Stadt fortgehen müßte, mir dieſes wiederum große Sorge und Trauer verurſachen würde. Armes Herz! alsdann wird dein freies Schlagen wieder aufhören, du wirſt wieder in enge Maße treten, du wirſt wieder zuſammengepreßt werden. Warum wurdeſt du ſo geſchaffen, daß du weite Verhältniſſe liebſt? Warum wogſt du nur bei hohen Schöpfun-

gen? Nur darum, um mich zu quälen? Schickſal! auch du biſt ſchuldig, da du mich inmitten nie ſchmelzenden Eiſes erſchaffen hatteſt, warum gabſt du mir nicht ein kaltes Herz, das nicht wogte? Dann würde ich in der nahen Umgegend meines Geburtslandes, nach Art der dortigen Leute, mit wenigem zufrieden, leben.

Dies iſt das Bild meines Lebens unter der Sonne! In ſeiner Erſcheinung wirſt du kein großes Werk, das einen Menſchen berühmt machen könnte, keine neu entdeckten Länder und Völker wahrnehmen. Dieſes ſtand nicht in meiner Vorſchrift. Demzufolge beſchließe ich, was auf mich Bezug hat, und werde meinem gegebenen Verſprechen gemäß, einige Worte über das Land und das Volk der Jakuten ſagen. Des iſt folgendes:

Der Character des jakutiſchen Landes iſt von zweifacher Art. Wenn ich die dieſen Namen (Jakutsk) führende Stadt zum Mittelpuncte nehme, ſo iſt die davon öſtlich und ſüdlich gelegene Seite mit hohen Steingebirgen bedeckt, die weſtliche und nördliche haben ein flaches Ausſehen. Alle vier Seiten ſind mit dichten, ſtämmigen Bäumen bedeckt. Die Beſchaffenheit der Oberfläche iſt Dammerde; in Folge deſſen iſt die Kraft, Gras und Bäume zu erzeugen, ohne Gleichen. In den erſten Tagen des Mai wird das Keimen des grünen Graſes unter dem Schnee hervor kaum bemerkbar ſein; am Ende deſſelben Monats wirſt du die Blätter und Nadeln von allem, was nur Baum heißt, vollkommen entwickelt und das Gras des Feldes vollkommen ausgewachſen ſehen. Das Mähgras erreicht auf den Flußinſeln in einem Monat die Höhe eines zu Pferde ſitzenden Menſchen. Die Oberfläche der Erde ſchmilzt von den Strahlen der Sonne nur auf 3 bis 4 Spannen; was darunter liegt, iſt bis auf 50 geſtreckte Faden gefroren. Weiter als in dieſe Tiefe ſind die menſchlichen Anſtrengungen bis jetzt noch nicht gelangt.

Die Menge der Ströme und Flüſſe iſt ohne Zahl. Ihre Länge und die Tiefe ihres Waſſers iſt bedeutend; die Ströme wären ſehr geeignet zur Schiffahrt, wenn an ihren Ufern Menſchen in Städten wohnen würden. Solche giebt es nicht, und ſo bringen nur aus ſieben Brettern gemachte Boote oder Holz- oder Rindennachen, in denen zwei bis drei Menſchen ſitzen, das Waſſer dieſer Flüſſe in Bewegung. Der Seen giebt es eine zahlloſe Menge. Die Flüſſe und Seen erzeugen und enthalten alle, je nach dem Verhältniß ihrer größeren oder geringern Ausdehnung, Fiſche. Eine Hand, die ſich Mühe giebt, findet hier beſtändig ihre Nahrung durch Fiſchfang. Hier muß ich im Vorbeigehen eines bemerkenswerthen Umſtandes gedenken. Zwiſchen Jakutsk und Wiljunsk giebt es einen ſieben Kös langen See. Die um ihn herum wohnenden Jakuten erzählten mir, ſie erinnerten ſich, daß der Platz, wo dieſer See ſich gebildet habe, früher trocken geweſen ſei, daß eines Tages durch das Feuer

eines Wieſenbrandes oder durch einen Blitz, die gerade an dürren Tagen ſich ereignet hätten, die Bäume des Waldes, ſammt und ſonders, mit den Wurzeln, drei bis vier Spannen tief, und mit dem Raſen aufgebrannt wären; daß in drei bis vier Jahren dieſe abgebrannte Stelle durch Schnee- und Regenwaſſer ſich mit Waſſer gefüllt hätte und daß endlich, da das Waſſer Jahr aus, Jahr ein durch den Wind bewegt worden wäre, ſich eine Tiefe von zwei bis drei Faden gebildet hätte. Sie können unmöglich begreifen, wodurch ſich an dieſem Orte Fiſche erzeugt haben; daß ſie aus einem andern See kommen müſſen, kann man nicht ſagen: mit dieſem See ſteht kein einziges Waſſer in Verbindung. Ich gab ihnen zu verſtehen: Mewen und Meerſchwalben ſchwimmen in den benachbarten Seen umher, verzehren den Rogen der laichenden Fiſche, fliegen ſogleich nach dem Genuſſe deſſelben auf und ſetzen ſich in einem andern See nieder; hier geben ſie, ehe der verzehrte Rogen noch in Fäulniß übergegangen iſt, weil ſie im Uebermaß davon gegeſſen, denſelben wieder von ſich. Auf dieſe Weiſe kommt der Rogen von neuem in Berührung mit Waſſer und wandelt ſich in Fiſche um. Dieſe Erzählung war ihnen etwas neues, ſie freuten ſich außerordentlich.

Die Strenge der Kälte iſt in Jakutsk ſehr bedeutend; ich glaube nicht, daß ſich innerhalb des Landes Sibirien eine ſolche Kälte erzeugt. Nach dem Inſtrument, womit die Ruſſen die Kälte meſſen, erreicht die Zahl dieſer Kälte in den vier Wintermonaten das Maß von 40 bis 49. Deſſenungeachtet zieht dieſe Kälte dem Menſchen außer Huſten und Schnupfen keine beſondere große Krankheit zu. Die Leute werden vom Ausgehen und Reiſen nicht zurückgehalten. Das Maß der ſommerlichen Hitze ſteht an den Orten, welche die Sonnenſtrahlen in grader Richtung berühren, dem Maße der Kälte nicht nach. Dieſe Hitze raubt die Kraft, ſich zu bewegen, ſie erlaubt nicht, daß man mit bloßen Füßen auf einen ſandigen Boden tritt. Sie iſt dem Menſchen bisweilen nachtheiliger, als die Kälte und bewirkt blutige Durchfälle, welche Krankheit bei den Jakuten, da ſich dieſe im Sommer von Milch nähren, in einigen Jahren eine große Sterblichkeit verurſacht.

Die unermeßliche Ausdehnung des jakutiſchen Landes verbreitet dieſe Kälte und Wärme nicht nach allen Gebieten. In Gegenden, die ſogar nur 20 Kös von Jakutsk entfernt ſind, iſt die Wärme und Kälte außerordentlich verſchieden. Von Jakutsk nach Amga ſind 20 Kös, nach Olekminsk 60 Kös: an dieſen Orten gedeiht das Korn immer gut, blos deswegen, daß der Reif ſpäter fällt; in Schigansk dagegen thaut die Erde nicht auf zwei Spannen auf, der Winterſchnee fällt ſchon im Auguſt.

Die Zahl der Leute, die den Namen Jakuten führen, beläuft ſich auf mehr als 100,000; wenn man die Weiber mitzählt, auf das Dop-

pelte. Sie ſind alle ruſſiſch getauft, zwei- bis dreihundert mögen vielleicht nicht getauft ſein. Die Verordnungen der Kirche achten ſie beſtändig nach Kräften; alljährlich beichten ſie. Am Morgen beginnen ſie nichts, bevor ſie zu Gott gebetet haben; am Abend legen ſie ſich nicht ſchlafen, bevor ſie zu Gott gebetet haben. Wenn ihnen Glück zuſtößt, preiſen ſie Gott, ſtößt ihnen Unglück zu, ſo halten ſie dieſes für eine Strafe Gottes in Folge ihrer Sünden: ohne dabei zu wanken, erwarten ſie muthig das beſſere Geſchick. Obgleich ſie dieſe lobenswerthen Geſinnungen hegen, ſo geben ſie doch ihre alte Sitte, an die Schamanen zu glauben, nicht ganz auf. Bei langwierigen Krankheiten und bei Viehſeuchen laſſen ſie den Schamanen noch immer zaubern: auf ſein Geheiß bringen ſie ein Stück Vieh von irgend einem beſondern Haare zum Opfer.

Die Jakuten ſind, was die Höhe ihrer Knochen anbetrifft, von mittlerer Größe; nichts deſtoweniger müſſen ſie ein ſtämmiges Volk genannt werden. Die Form ihres Geſichts iſt etwas flach, ihre Naſe von verhältnißmäßiger Größe, ihre Augen braun oder ſchwarz, ihre Haare ſchwarz, ſchlicht und dicht; der Bart wächſt niemals, die Farbe ihres Fleiſches kann man weder ſchwarz, noch weiß nennen: ihr Ausſehen verändert ſich drei bis viermal im Jahre. Im Frühjahr wirſt du in Folge des Einfluſſes der Luft, im Sommer des der Sonnenhitze, im Winter des der Kälte und der Feuerflammen, die Geſichtsfarbe des Jakuten nicht benennen können. Sogar einen Bekannten wirſt du nicht erkennen im Frühjahr oder am Ende des Sommers, wenn er aus Mangel an Nahrung, oder durch die Mäharbeit abmagert; im Sommer, bevor er auf die Heuernte geht, oder am Ende des Herbſtes, wenn er durch den Ueberfluß an Milch, Sahne, Kumys und Fleiſch fett wird.

Da ſie mit niemand Krieg führen, in Folge ihrer friedlichen Lebensweiſe, ſo können ſie nicht Helden genannt werden; nichtsdeſtoweniger müſſen ſie wegen ihrer gewandten und raſchen Bewegungen, ihrer leutſeligen Rede und Geſinnung, den Nachkommen eines guten Geſchlechtes auf dieſer Erde beigeſellt werden.

Um deſto mehr trifft ſie dieſes Lob, als alle Jakuten überaus verſtändige Leute ſind. Wenn ſie ſich mit jemand nur eben unterhalten haben, kennen ſie ſogleich die Geſinnung, den Character und den Verſtand der Perſon, mit der ſie geredet haben; den Sinn einer hohen Rede begreifen ſie ohne Mühe; aus dem Beginn einer Rede errathen ſie im voraus die zu erzählenden Umſtände.

Speiſe und Trank ohne Bezahlung findet ſich nur beim Jakuten. Hier zeigt ſich das gute Herz des Jakuten ohne Schatten. Tritt in die Jurte eines Jakuten: mit allem, was er an Speiſe hat, wird er dich bewirthen; verweile auch zehn Tage, verweile auch einen Monat: du

wirſt immer ſatt werden, du ſelbſt ſowohl, als auch dein Pferd. Dafür irgend etwas als Bezahlung zu fordern, hält er nicht nur für Schande, ſondern auch für Sünde. Er ſagt: «Speiſe und Trank giebt Gott, damit alle Menſchen eſſen; ich bin damit verſehen, er nicht, ich muß mich alſo in das, was Gott gegeben hat, mit ihm theilen.» Werde krank in der Jurte eines Jakuten: die ganze Familie wird abwechſelnd um dich herum ſein, wird alle deine Bedürfniße nach Kräften erfüllen.

Ihre bejahrten Greiſe halten ſie ſehr in Ehren; ſie weichen nicht von ihrem Rath und halten es für ein Unrecht und eine Sünde, dieſelbigen zu beleidigen und zu erzürnen. Wenn ein Vater mehrere Kinder hat, ſo verheirathet er ſie allmälig, giebt ihnen einen abgeſonderten Wohnſitz, indem er ihnen eine Jurte an ſeiner Seite baut, und theilt mit ihnen nach Verhältniß ſeines Vermögens in Vieh und Sachen. Dieſe getrennten Söhne weichen in keiner Weiſe vom Willen ihres Vaters. Wenn ein Vater nur einen Sohn hat, ſo trennt er dieſen nicht von ſich; er wird ihn nur dann von ſich trennen, wenn er nach dem Tode der Mutter dieſes Sohnes, ein anderes Weib nimmt, und wenn von dieſem Weibe neue Kinder zur Welt kommen.

Der Jakute ſchätzt ſeinen Reichthum nach der Menge ſeines Viehes, aus dieſem Grunde iſt die Vermehrung des Viehes ſein erſter Gedanke, ſein erſtes Verlangen. Hat er dieſen Gedanken glücklich erreicht, ſo häuft er andere Dinge und Geld.

Sie ſind ſehr begierig nach Branntwein und Tabak: gieb ihnen nicht zu eſſen, aber gieb ihnen nur dieſes beides. Kehre, mit noch ſo viel Branntwein reiſend, bei einem reichen Jakuten ein, und du wirſt mit leerem Gefäße aus ſeiner Jurte abziehen. Hier wird dich nur eine Liſt befreien: ſobald du zu einem reichen Jakuten gekommen biſt, ſo gieb ihm Branntwein in einem beſondern 1/2 Eimer haltenden Gefäß; er wird durch dieſen Branntwein mit ſeiner ganzen Familie und mit zehn fremden Cameraden vollkommen angetrunken erſcheinen und wird ſich für vollkommen bewirthet halten. Wirſt du ihn dagegen zu einem Weinglaſe bewirthen, dann, Adieu deinem Branntwein! am andern Morgen wirſt du nur dein trocken gewordenes Geſchirr erblicken: die Redensart, die da ſagt: «er hat es rein ausgeſogen», offenbart ſich hier ohne alle Aenderung.

Des Jakuten muthiges Ertragen der Noth ſucht ſeines Gleichen: beſchwerliche Arbeit zu verrichten und dabei zwei bis drei Tage nicht zu eſſen, will bei ihm nichts ſagen; wenn er während drei Monaten nur vom Genuß von Waſſer und Fichtenrinde lebt, ſo iſt er der Meinung, daß es ſo ſein müſſe. Wenn ſich ihnen alsdann gute Speiſe darbietet, ſo halten einige Ruſſen ſie für gefräßig wegen ihres vielen Eſſens. Ich glaube, daß niemand, der wie ſie mehrere Tage und Monate hindurch

gehungert hat und dann ſchmackhafte Speiſe zu Geſicht bekommt, ſolche nicht mit Heißhunger verzehren ſollte.

Die Rache iſt ein Gefühl, das jedes Volk kennt. Der Art iſt auch der Jakute, nichtsdeſtoweniger vergißt der Jakute leichter, als irgend ein anderer, den Gedanken dieſer Rache, wenn nur der Beleidiger ſein Unrecht eingeſteht und ſich für ſchuldig erklärt.

Der Jakute hat Laſter. Ich ſtelle dieſe Laſter nicht auf Rechnung des ihm angeborenen Characters. Der Jakute ißt geſtohlenes Vieh. In dieſe Handlungsweiſe verfällt aber nur der arme Mann: er nimmt von dem geſtohlenen Vieh nur für zwei oder dreimal zu eſſen, das übrige läßt er liegen. Hieraus wird einzig und allein ein Verlangen, den Hunger zu ſtillen, erſichtlich, indem dieſer Hunger, der ihm nie etwas ſchmackhaftes zeigt, ihn, nach Monaten und Jahren rechnend, beſtändig verfolgt. Dann ſtrafen aber auch die jakutiſchen Fürſten den Dieb, ſobald ſie ſeiner habhaft werden, nach einer alten Sitte, inmitten der Verſammlung mit Ruthen. Dieſer mit Ruthen geſtrichene Menſch verliert bis zu ſeinem Tode nicht den Namen eines laſterhaften Menſchen: man nimmt ihn nicht als Zeugen an; in den Verſammlungen, wo das Volk berathſchlagt, läßt man ſein Wort nicht gelten, man wählt ihn weder zum Fürſten, noch zum Aelteſten. Dieſer Brauch der Jakuten zeigt gleichfalls, daß der Diebſtahl kein Gewerbe bei ihnen geweſen iſt. Der Dieb wird nicht nur beſtraft, ſondern auch bis zu ſeinem Tode nicht mit dem Namen eines ehrlichen Mannes belegt.

Wenn ein Jakute nur den Willen hat, irgend ein Meiſter zu werden, ſo entgeht nichts ſeiner Hand: er iſt zu gleicher Zeit Silberarbeiter, Kupferſchmied, Grobſchmied und Zimmermann. Er wird auch eine Flinte wieder in Stand ſetzen und aus Knochen ſchneiden; wenn er nur will, wird er nach Betrachtung einer hübſchen, koſtbaren Sache, wenn er ſich nur ein wenig einübt, eine eben ſolche verfertigen. Es iſt ſehr ſchade, daß in Jakutsk Leute von höherer Kunſt fehlen: von ihnen würde er etwas lernen und ungewöhnliche, bewundernswerthe Sachen verfertigen.

Der Jakute iſt ein Meiſter im Schießen mit der Flinte. Keine Kälte und kein Regenwetter hemmt ſeine Verfolgung eines Vogels oder eines vierfüßigen Thieres; den Jakuten hält weder der Hunger, noch die Müdigkeit, die er leidet, von ſolchem Verlangen zurück. Er wird hinter einem Fuchs, hinter einem Haſen, zwei bis drei Tage jagen, ohne auf die Müdigkeit, ohne auf den Tod ſeines Pferdes zu achten.

Er hat viel Geſchick zum Handel und auch große Luſt daran. Er wird irgend einen unbedeutenden Zobel oder Fuchs, indem er ſeine Form und ſeine Farbe zuſtutzt, auf irgend eine Weiſe zu einem hohen Preiſe verkaufen.

Wenn der Jakute Flintenkolben macht und Haarkämme durchbricht

und verziert, ſo überſteigt dies die Höhe der Kunſt. Es muß bemerkt werden, daß die aus Ochſenhäuten verfertigten Gefäße nicht wiſſen, was faulen heißt, wenn ſie auch zehn Jahre hindurch mit naſſen Speiſen angefüllt ſtehen. Die Stiefel, die ſie aus der Haut am Ende des Rückens beim Pferde nähen, und die Sary heißen, werden nicht nur kein Waſſer einſaugen, ſondern auch nicht im geringſten deinen Fuß feucht werden laſſen, wenn du ſogar vier bis fünf Tage hindurch im Waſſer herumgehen ſollteſt. Das Meſſer, das ſie aus Eiſen verfertigen, läßt ſich bis zum Hefte biegen. Damit höhlen ſie Löffel und Taſſen aus. Obgleich ein ſolches Meſſer weich iſt, ſchneidet es ungeglühetes Eiſen wie Zinn, ohne im geringſten die Schneide ſtumpf zu machen oder zu verbiegen.

Man kann den Jakuten in den Kleidern, die er anlegt, nicht ſauber nennen; nichtsdeſtoweniger nehmen ſie ſich in Acht, die Pelze zu beſchmutzen. Die Kleidungsſtücke, die ſie anziehen, und ihre Hemden werden ſie, von dem Tage an, wo ſie dieſelben anlegen, bis dieſelben von den Schultern gleiten, vielleicht zwei oder dreimal waſchen, vielleicht aber auch nicht.

Die Krankheiten der Pferde und des Rindviehes zu heilen, iſt dem Jakuten eine Kleinigkeit. Die Luſſeuche heilen ſie ſo, daß ſie nicht wiederkehrt, desgleichen innere Krankheiten, verſchiedene Wunden, Hautkrankheiten und Augenübel. Die Art und Weiſe, wie ſie Knochenbrüche jeder beliebigen Stelle heilen, und zwar ſo, daß man es nachdem nicht bemerkt, ſucht ihres Gleichen.

Unter den jakutiſchen Weibern ſind viele mit hübſchen Geſichtern. Sie ſind ſauberer, als die Männer. Staat und Putzſachen lieben ſie nach Art aller Frauen in hohem Grade. Das Geſchick hat auch ſie nicht um die Eigenſchaft, den Mann zu reizen, gebracht. Wenn ſie dieſe ihre Eigenſchaft auch noch ſo ſehr zu verbergen ſuchen, ſo wird der zu ihnen tretende Mann ſie doch ſogleich bemerken. Ihre Gefühle der Zuneigung zu einem andern, als ihrem Manne, verbergen ſie gut: einen guten Ruf und einen ſoliden Namen zu bewahren, rechnen ſie für eine Ehre. Demnach darf man ſie nicht zum Geſchlecht der ſchlechten, unſittlichen und leichtſinnigen Frauen geſellen. Den Vater, die Mutter und die bejahrten Verwandten des Mannes verehren ſie tief: ſie laſſen ſie nicht ihren Kopf unbedeckt und ihre Füße bloß ſehen; ſie gehen nicht auf der rechten Seite beim Kaminfeuer vorbei *) und nennen einen Verwandten ihres Mannes nicht bei ſeinem jakutiſchen Namen. Eine Frau, deren

*) Hier ſchlafen nämlich die Schwiegereltern der Frau. Dieſelben Rückſichten nimmt die Schwiegertochter bei den ſibiriſchen Tataren; vgl. Щукинъ im Журналъ «Министерства Внутреннихъ Дѣлъ», 1847, Juni, S. 267.

Art und Weiſe von der ſo eben beſchriebenen verſchieden iſt, erſcheint als eine Art wildes Thier; ihr Mann wird für überaus unglücklich gehalten.

Ein Weib von ſolidem Character und ſcharfem Verſtande iſt mit einem Worte das Haupt ihres Mannes. Ihr Mann übergiebt ihr die ganze Herrſchaft über ſein Vieh, ſeine Habe und ſeine Knechte. Sie hat die Verwaltung des ganzen Hauſes, ihr Mann beſorgt die Arbeit außer dem Hauſe, die Heuernte, das Einſammeln des Holzes und die Pferde, oder er geht auf die Jagd oder treibt Handel. Auf dieſe Weiſe macht eine kluge Frau mit Hülfe von 20 bis 30 Stück Vieh aus ihrem Hauſe eine volle Taſſe *). Hunger, Nothdurft und Mangel ſuchen ſie nie heim, außer in einem unglücklichen Jahre, wenn das Vieh in Folge einer Seuche oder aus Mangel an Gras fällt. Der Art iſt die bei weitem größere Hälfte der jakutiſchen Frauen.

Der Jakute hat zwei Jurten: in der einen von ihnen wohnt er im Winter, in der andern im Sommer. In der Winterjurte wohnt er vom September bis zum April, die übrigen Monate wohnt er in der Sommerjurte. Einige reichen Jakuten haben außerdem noch zwei Jurten: ſie wohnen darin im Herbſt und im Frühjahr. Solcher ſind wenige.

Die Winterjurte hat der Jakute inmitten des Platzes, wo er ſein Heu macht; hier hat er im Winter nicht die Mühe, Holz aufzuladen. Im Frühjahr, wenn das Mähgras zu wachſen beginnt, läßt er daſſelbe nicht vom Vieh beſtampfen, ſondern ſiedelt ſich in die Sommerjurte über, die vom Orte, wo er ſein Heu macht, drei bis vier Werſt, bisweilen aber auch ein bis zwei Kös entfernt iſt.

Die Sommerjurte baut er da, wo er einen freien, trockenen, ebenen Platz ausfindig macht. Hier ſetzt er, wenn es angeht, neben ſeiner Jurte eine kegelförmige Jurte aus Birkenrinde hin; in dieſer Jurte aus Birkenrinde wohnt der Hausherr ſelbſt mit ſeiner Familie, in der andern Jurte wohnen die Knechte.

Die Form ihrer Jurten iſt unveränderlich eine und dieſelbe. An den vier Ecken ſtellt man vier dicke Pfähle auf, auf die man vier ſtarke Querbalken legt und an dieſe wird rund herum glatt beſchnittenes, geſpaltenes Holz ein wenig geneigt angelehnt. Der Name dieſer Wände iſt Chollogbos. Oben breitet man wiederum in die Höhe gehende Bretter aus, indem man die beiden Seiten abſchüſſig macht, damit das Regenwaſſer ablaufe, alsdann wird Aſche und Erde dick darüber ausgebreitet, die Wände der Winterjurte beſtreichen ſie über eine Spanne dick mit Kuhmiſt, ihre Sommerjurte dünn mit weißem Lehm. In die Mitte wird der jakutiſche Kamin geſtellt, mit einem Heerde verſehen und das auf-

*) Eine aus dem ruſſiſchen entlehnte Ausdrucksweiſe, die ungefähr ſo viel beſagt, daß immer alles vollauf ſei.

recht ſtehende Holz, das den Kamin bildet, dick mit Lehm beſtrichen. In die vier bis fünf Fenſter ſetzen ſie im Winter Eis, im Sommer Marienglas, Fenſterglas oder Papier. Der Umfang einer Jurte pflegt von einer Wand zur andern vier bis acht geſtreckte Faden zu enthalten. Die Sauberkeit der Arbeit und der Umfang der Jurte hängen von der Geſchicklichkeit und dem Reichthum des Bauherrn ab.

Ein mittelmäßig reicher oder ein armer Jakute baut den Winterſtall dicht an die eine Wand der Jurte und läßt dort das Rindvieh die Nacht zubringen. Neben der Jurte befinden ſich eine Menge Vorrathshäuſer, Keller, kalte Ställe, in denen das Vieh ſteht und eingehegte Plätze. Alles dies bauen ſie hübſch, nützlich und ſtark. Hier muß bemerkt werden, daß der Eingang der Jurten immer nach Oſten gerichtet iſt, damit, wenn die Jakuten am Morgen früh aufſtehen und hinaus treten, es ihnen bequem wird, die Sonne zu ſehen und ſich vor ihr zu verbeugen. Dieſe Sitte läßt erkennen, daß ſie vor Zeiten, ehe ſie getauft wurden, Sonnenverehrer waren.

Ihre Geſchirre ſind Keſſel aus Eiſen und Kupfer, Töpfe und Schalen aus Thon; Taſſen, kleinere und größere Kumysbecher und Löffel aus Holz, Löffel aus Horn, Geſchirre von verſchiedener Größe mit verſchiedenen Namen, aus Birkenrinde, Schläuche aus Ochſenhaut, Gefäße aus beſonders zubereiteter Ochſenhaut und Gefäße aus Holz. Jetzt hat der Jakute außerdem noch eine Menge ruſſiſcher Geſchirre: die Theemaſchine mit vollſtändigem Zubehör zum Theetrinken, und einige Dinge, die zum Eßgeſchirr gehören, wie ſilberne Löffel und Gabeln.

Ihre Nahrung beſteht in Pferdefleiſch, Rindfleiſch, Vögeln, Fiſchen, Kumys von Stutenmilch und endlich Kuhmilch; aus letzterer bereiten ſie ſüßen und ſauren Schmand, ruſſiſche (geſchmolzene) und jakutiſche Butter, Haut, mit Aſche zugerichteten Schaum, ſaure Milch, gekäſte Milch, geſäuerte, gekochte Milch, Waſſer mit ſüßer und ſaurer Milch vermiſcht und Kymys. Im Sommer ziehen ſie Kymys aus Stutenmilch jeder andern Speiſe vor. Gegen Ende des Winters bleibt ihnen nur gekochte, geſäuerte Milch und die Milch, die ſie von den Kühen melken; zu beiden miſchen ſie Mehl aus Fichtenrinde und einer beſondern Wurzel, ſelten ordentliches Mehl und halten ſich für geſättigt. Geht ihnen dieſes zu Ende, ſo führt Waſſer und geſchabte Fichtenrinde ſie zum Hunger.

Jetzt können die Jakuten ohne Thee nicht mehr beſtehen: ſie verkaufen alle überflüſſigen Dinge und tauſchen dafür Thee und Zucker ein; hierdurch richten ſie ſich zu Grunde.

Der Name ihrer Kleidung iſt Son (Pelz). Sein Schnitt kommt mit dem eines Tſcherkeſſenpelzes überein, nur iſt er kürzer, ſo daß er kaum über die Knie geht, er hat eine Taille und wird vorn mit vier Knöpfen zugeknöpft. Dieſe Pelze werden je nach dem Wohlſtande des

Jakuten aus Rind-, Pferde-, Füllen- oder Kälberfellen genäht, aus gegerbten Rennthier- oder Elennfellen, aus koſtbarem oder grobem Tuche. Der Saum des Pelzes wird mit einem mehr als fingerbreiten baumwollenen Zeuge oder mit rothem Tuche eingefaßt. Der Schnitt des Weiberpelzes iſt von dem der Männerpelze nicht verſchieden, nur iſt er etwas länger. Die Kleidung einer geputzten Frau iſt folgender Art. Ihr Pelz iſt von karmoiſinrothem Tuche, rings herum mit einem handbreiten Biberbeſatz verſehen, mit welchem gleichlaufend ein koſtbarer Beſatz von Goldſtoff angebracht iſt; zwiſchen dieſem und dem Biberbeſatz geht in derſelben Richtung eine ungefähr zwei Finger breite Verzierung von flach gehämmertem Silber. Der Pelz wird mit einem Gürtel an der Seite zuſammengehalten, darüber umgürten ſie ſich mit einem drei Finger breiten ſilbernen Gürtel. Innen iſt der Pelz mit Eichhörnchen gefuttert. An dem Halſe und auf der Bruſt tragen die Frauen ſilberne Ringe, an den Armen breite, ſilberne Armbänder, an den Fingern acht bis neun ſilberne Ringe. Von der Hinterſeite der Bruſtringe fallen vier fingerbreite Jlin-Käbiſär (Vorderwurf) genannte, ſilberne Verzierungen über beide Schultern bis über den Gürtel hinab; von ihrem Nacken hängt bis zum Ende des Rückens eine handbreite Kälin-Käbiſär (Hinterwurf) genannte Verzierung; in jedem Ohr tragen ſie drei bis vier große, ſilberne Ohrgehänge. Ihre Mütze iſt mit Gold geſtickt, hat vorn einen Beſatz von Vielfraßfell, hinten einen breitern von Biber, iſt mit Eichhörnchen gefuttert und vorn mit einem großen, runden Silberblech verziert. Ueber den Son wird im Winter ein Pelz mit nach außen gekehrtem Felle von Luchs, Murmelthier oder weißem Rennthierkalbe getragen. Das Hemd nähen ſie aus rothem chineſiſchen Seidenſtoff. Der Knopf vorn und hinten am Sattel ihrer Pferde iſt ganz mit Silber bedeckt, die Schabracke, die zu beiden Seiten des Sattels herabhängenden Pferdedecken, die Gebiſſe und Halfter ſind dicht mit ſilbernen Verzierungen geſchmückt. Der Werth der Kleidung und des Schmuckes einer auf dieſe Weiſe gekleideten Frau überſteigt 3000 Rubel.

Wenn ein Jakute zu heirathen beabſichtigt, wählt er ſich ein Mädchen in der Gemeinde eines andern Stammes. Aus ſeiner eigenen Gemeinde eine Frau zu nehmen, hat er nicht das Recht, ausgenommen in dem Falle, wenn der Vater des Mädchens ein Jakute aus einem andern Stamme iſt, der ſich ſeiner jetzigen Gemeinde erſt angeſchloſſen hat. Sobald das Mädchen gewählt iſt, ſchickt der Jakute einen Brautwerber ab. Dieſem beſtimmt der Vater des Mädchens den Kaufpreis deſſelben, der nach dem Verhältniß ſeines Reichthums von fünf bis über ſiebzig Stück Vieh beträgt, die lebenden und geſchlachteten zuſammen gerechnet. Hierauf nennt der Vater des Mädchens die ganze Ausſteuer deſſelben an Kleidern, Schmuckſachen und Vieh. Der Brautwerber berichtet, wenn er

zurückkehrt, jedes Wort das er vernommen, ohne irgend etwas mit Stillschweigen zu übergehen. Der Bräutigam verſammelt wenn er den Betrag des für das Mädchen zu erlegenden Kaufpreiſes genehmigt, ſeine ausgewählten Verwandten und Nächſten, verſieht ſich mit einem Geſchenk von Branntwein und geht in das Haus des Mädchens, indem er ein Drittel oder Viertel des beſtimmten Kaufpreiſes mitnimmt. Hier tritt er von dem Augenblicke an, wo er angekommen iſt, in die Rechte des Mannes, und weilt und kommt auf dieſe Weiſe, bis er den Kaufpreis vollſtändig erlegt hat und das Mädchen in ſein Haus abführt.

Die Beſuche, die der Bräutigam der Braut macht, ziehen ſich bisweilen ein, zwei, ſogar drei Jahre hin. Wenn indeſſen beim Mädchen ein ſchlechter Character zu Tage kommt, oder der Bräutigam nicht von Herzen liebt, ſo ſtellt dieſer ſeine Beſuche ein und das Mädchen hat alsdann das Recht, einen andern Mann zu heirathen. Der Bräutigam verfällt für dieſes Aufgeben des Verhältniſſes in keine Schuld und keine Verantwortung, nur erleidet er den Verluſt deſſen, was er vom Kaufpreiſe und an kleinen Geſchenken während ſeiner Beſuche dem Vater des Mädchens gegeben hat. Hiervon darf er nichts zurückfordern und es verbleibt dem Mädchen als Erſatz für den Verluſt ihres guten Namens, der unausbleiblichen Folge einer ſolchen Löſung des Verlöbniſſes. Wenn man ſie einem zweiten Manne zur Ehe giebt, vermindert ſich ihr Kaufpreis bis auf die Hälfte. Der Vater, wenn auch ſein gutes Verhältniß mit dem davongegangenen Schwiegerſohn einen Bruch erlitten hat, rächt ſich nicht an dieſem: er ergiebt ſich in die Fügung eines höhern Geſchicks.

Die zwei Monate vom April, wo man die Sommerjurten bezieht, bis zur Heuernte, bilden die freie Zeit. Sobald die Kräfte der im Winter abgemagerten Pferde im Verhältniß, wie das Gras üppiger wird, zunehmen, fängt der Jakute die Füllen ein, damit ſie nicht zu viel ſaugen, und der Kumys wird geſammelt. Dieſen, ſo wie Milch und ſauren Schmand zu genießen, geht einer zum andern zu Gaſte; die bejahrten Alten ſitzen mit untergeſchlagenen Beinen, oder liegen auf einem Arm geſtützt, auf der Seite, draußen vor ihren Häuſern im blumenreichen Graſe, wechſeln mit einander verſtändige Reden und gedenken gemeinſchaftlich der verfloſſenen Tage des Ueberfluſſes. Hierauf geſellen ſie ſich zu den Spielen der Knaben und erheben ein ſchallendes Gelächter darüber, daß die Kraft ihrer weißen Köpfe und ihrer morſchen Knochen nicht mehr ausreicht; dann treten ſie unter die Mädchen, verwirren ſie, unterbrechen ihre Spiele und Tänze und erregen von neuem Lachen und Lärm.

Sobald das Gras recht üppig geworden iſt und ſobald man angefangen hat, die Stuten neun mal des Tages zu melken, ſammelt der reiche Jakute etwa zehn Tage hindurch Kumys. Dann macht er etwa zwei bis drei Tage vorher bekannt, wann er das Sommerfeſt zu veran-

ſtallen gedenkt; unterdeſſen läßt er die Umgebungen ſeines Hauſes reinigen und ſchmückt das Innere deſſelben und die Pfoſten, an welche die Pferde gebunden werden, mit belaubten jungen Birken. Sobald ſich an dem beſtimmten Tage die Leute von nah und fern mit ihren Familien in Feiertagskleidern verſammelt haben, ſpricht ein dazu erwählter Feſtredner, der einen mit Kumys gefüllten Becher von mittlerer Größe hält, und ſich vor dem Feuer im Hauſe auf ein Knie niederläßt, den Segen über die höchſte Gottheit, den Allenker und Allerhalter, der allen Weſen Glück und Heil verleiht, er ſpricht den Segen über den Erſchaffer des nutzenbringenden Viehes, weil die Geſchöpfe durch ſeine Geſchenke athmen und leben; über den Herrn der ganzen Erde, der Vieh und Milch mehrt, indem er Gras und Bäume wachſen läßt; über den Hausherrn, auf daß ſein Reichthum ſich nicht vermindere, ſondern von Jahr zu Jahr zunehme und das Volk ſättige. So oft er dieſen oder einen andern Segen geſprochen hat, gießt er ein ganz klein wenig Kumys ins Feuer. Hierauf wendet er ſich rückwärts nach Weſten und ſpricht den Wunſch aus, daß der böſe Geiſt nichts Böſes im Schilde führe und bewirke, daß das Vieh ſich verläuft oder verloren geht. Kaum hat der Feſtredner ſeine Worte beendigt, ſo ruft er: «Urui, urui, urui!» nach ihm rufen alle im Hauſe verſammelten Leute daſſelbe mit einer Stimme. Sobald die Ceremonie zu Ende iſt, läßt der Hausherr alle ſeine Gäſte auf einer Wieſe im Kreiſe Platz nehmen, die Weiber getrennt; dazu beſtimmte Leute gießen Kumys in Becher von verſchiedener Größe und reichen dieſe den Ehrengäſten dar. Jeder, der getrunken hat, übergiebt den Becher dem neben ihm ſitzenden. Auf dieſe Weiſe bringen zwei bis dreihundert Menſchen allen in 6 bis 7 großen Ledergefäßen angeſammelten Kumys in Verlauf von zwei bis drei Stunden zu Ende.

Kaum iſt man mit dem Kumys trinken fertig, ſo läßt man dreizehn bis vierzehnjährige Knaben Renner ohne Sattel beſteigen und ſchickt ſie in eine Entfernung von einem halben oder einem ganzen Kös im Schritte ab. An einer bezeichneten Stelle wenden die Knaben die Pferde, treiben ſie zu raſchem Laufe an, und kommen ſo auf die verſammelte Menge zu. Kaum hat das Volk die Stimmen der Knaben, die «Chyi, chyi!» rufen, vernommen, ſo richten ſich aller Augen auf die um die Wette laufenden Pferde. Unmöglich iſt es, die Freude desjenigen zu beſchreiben, der das am ſchnellſten laufende Pferd beſitzt, eben ſo das Lob und die Verwunderung der Menge bei dieſer Gelegenheit. Die Art und Weiſe des Kampfes, bei welchem die Kämpfer nur ein paar kurze Beinkleider anbehalten, unterſcheidet ſich, du magſt es glauben oder nicht, in nichts vom Kampfe zweier ruſſiſcher Hähne *). Fällt bei dieſem Kampfe, bei

*) Die Jakuten kennen die Hühner nur durch die Ruſſen.

dieſem Meſſen der Kräfte, einer der Kämpfenden, indem er ausgleitet, oder irgend wo hängen bleibt, auf alle Viere, oder nur ſo, daß er mit einem Finger die Erde berührt, ſo wird er für überwunden und geſtürzt angeſehen. Zwei ſeiner Verwandten kommen mit ſeinem Pelze gelaufen, werfen ihm denſelben über, und führen ihn in die Mitte ihrer Verſammlung ab. Den Grund ſeines Falles ſchreiben ſie auf lange Zeit einem Verſehen oder einer Schwäche der Gelenke in Folge einer vorhergegangenen Krankheit zu. Die außerordentlichen Freudenbezeugungen und Lobeserhebungen der Verwandten und Nächſten des als Sieger hervorgegangenen Kämpfers ſind dagegen ohne Ende.

Sobald keine Kämpfer mehr vorhanden ſind, entkleidet man ſich von neuem und läuft um die Wette; hierauf legt man alle drei bis vier Schritte ein Zeichen hin und ſpringt auf einem Fuße. Andere Spiele als dieſe, giebt es nicht.

Der Tanz der Frauen bleibt ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert gleich. Sind auch hundert Frauen verſammelt — zu ihnen geſellen ſich wenige Männer — ſo ſtellen ſie ſich alle in einen Kreis, drehen ſich Arm in Arm langſam in die Runde und ſingen dabei mehrere Stunden nach einander: ägäibinä, ogholor.

Das auf einer offenen, grünen Wieſe verſammelte Volk, ſeine Feſtkleider, ſeine freudigen Geſichter und freien Bewegungen, bieten beſonders für denjenigen, welcher es früher noch nicht geſehen, einen hübſchen und eigenthümlichen Anblick dar. Anders ſind ihre Hochzeiten. Jakuten, die dorthin zu Gaſte gegangen ſind, bereuen meiſtentheils ihren Gang, wenn ſie auch noch ſo große Freunde der Schauſpiele und Verſammlungen ſind. Die jakutiſche Hochzeit findet immer im Winter ſtatt, zur Zeit, wo das Fleiſchgeſchenk nicht verdirbt. Der Jakute, der ſeine Hochzeit gefeiert hat, führt ſeine Frau, mit ſeinen Verwandten ſelbſt heim; an dieſem Tage verſammelt ſich in ſeinem Hauſe alles Volk aus ſeiner Gemeinde. Jetzt muß man ſich den Grad der Enge und Hitze vorſtellen, welche die hunderte, in der nicht großen Jurte, zuſammengekommenen Leute hier vorbringen. Das über alles theure, unvergleichliche Glas Branntwein erreicht nicht den Mann ſeiner Beſtimmung, wenn er ſich nur etwas weit weg geſetzt hat: es wird unterwegs ausgetrunken. Ein Stück Fleiſch, daß dem Johann in der Ecke zugeworfen wird, gelangt zum heißhungrigen Wilhelm oder der gute Fänger Kirill, der von Nachbar zu Nachbar geht, fängt es unterwegs auf und nimmt es für ſich. Vor dem Qualm im Innern des Hauſes, und vor dem Redeſchwalle der Leute kann niemand ſehen oder hören, alle baden ſich in ihrem Schweiße, werden gedrückt und geſtoßen, daß ſie aufſchwellen; mit einem Worte der Jakute, der zu Gaſte, zum Eſſen und Schauen gekommen iſt, findet mit genauer Noth ſeine

Mütze und ſeine Handſchuhe und kehrt hungrig, zerdrückt und naß in ſein Haus zurück.

Der Umfang meiner Schrift verbietet mir mehr über alle die Eigenthümlichkeiten der Jakuten zu ſchreiben. Aus dieſem Grunde ſage ich kein Wort über die Tunguſen, die das ganze jakutiſche Gebiet umwohnen; auch ſpreche ich hier nicht über das Volk der Tſchuktſchen, Tſchuwanen und Kirjaken: es würde mich zu weit führen. Demzufolge beſchließe ich dieſe meine Schrift und bitte, daß wenn dieſelbe irgend einem jakutiſch leſenden Manne in die Hände fällt, dieſer, ein falſch geſprochenes Wort nicht verdammen möge, weil dies ſeit Entſtehung der Erde die erſte jakutiſch geſchriebene Schrift iſt. Daher iſt es jetzt beim erſten Anfange überaus ſchwierig, ja ſogar unmöglich gut zu ſchreiben; die zweite und dritte Schrift wird beſſer ausfallen. Der Art iſt das Geſetz.

Das verbogene Georgen-Kreuz *).

(Nach dem Ruſſiſchen des Hrn. A. Afanas'jew.)

(Mel.: Gott grüß euch, Alter, u. ſ. w.)

«Du biſt wohl weit herumgezogen
In Krieges Leid und Luſt!
Erzähl mir doch, warum verbogen
Das Kreuz auf deiner Bruſt?

«War's in Italien, war's in Polen?
War's in der Wallachei?
Gingſt du, das Kreuzlein dir zu holen,
Wohl gar in die Türkei?

«War es im Krieg im zwölften Jahre,
Dem vaterländ'ſchen Krieg?
Stets bleibt er neu, der wunderbare,
Der gottverlieh'ne Sieg!»

So fragt ich ihn, — und wie im Dunkeln
Erglänzt ein plötzlich Licht, —
Begann des Alten Blick zu funkeln
Im narbigten Geſicht.

«S'iſt lang ſchon her, daß dieſen Orden
Ich durch mein Blut erwarb,
Doch der, durch den er mir geworden,
Mein General — er ſtarb!

---

*) Die hier aus dem Leben des Grafen M. A. Miloradowitſch angeführte Anekdote erinnert an einen ähnlichen Zug des Prinzen von Condé, der bei der Schlacht von Rocroi (1643) ſeinen Commando-Stab mitten unter die Feinde geworfen haben ſoll. (Anm. d. Ueberſetzers.)

«Das war ein Herr!... Du Gott im Himmel!
Das war ein General!
Ich ſeh' ihn ſtets auf ſeinem Schimmel!
Ich ſeh ihn überall!

«Wie ſtürmt er der Gefahr entgegen!
Wie keck ſaß er zu Pferd!
Und in dem dichtſten Kugelregen
Blieb er ſtets unverſehrt!

«Ob auch Kartätſchenhagel pfeife,
Er macht ſich nichts daraus!
Steigt ruhig ab, ſtopft ſeine Pfeife,
Bittet ſich Feuer aus!

«In allerwildſten Schlachtgetümmel
Sah man ihn ſtets voran:
Durch Feindesreihen brach ſein Schimmel
Sich eine blut'ge Bahn!

«Von ſeinen Leuten kannt er jeden,
Und des Soldaten Herz
Ward ſtets geſtärkt durch ſeine Reden,
Durch ſeinen Ernſt und Scherz!

«Wie wußt er ſtets das Wort zu finden,
Das uns die Bruſt bewegt!
Selbſt den Gedanken zu ergründen,
Der ſich im Kopfe regt!

«Er liebte uns ſo wie ein Vater,
Und half mit That und Rath!
Was er verſprochen hatte, that er,
War durch und durch Soldat!

«Einſt, Herr, da galt es zu forciren
Ein enges Defilé,
Doch mit franzöſ'ſchen Grenadieren
War rings beſetzt die Höh'.

«Sie hatten dreimal ſo viel Leute:
Das macht uns juſt nicht viel —

Doch zwölf Kanonen von der Seite:
Das war kein Kinderſpiel!

«Wir ſtürmten zweimal mit dem blanken,
Gefällten Bajonett:
Doch unſre bravſten Krieger ſanken
Aufs blut'ge Ehrenbett!

«Kaum daß die Feinde wir vertrieben
Mit freudigem Hurrah!
Kaum daß ſie auseinanderſtieben,
Sind neue Schaaren da!

«Dann krachen die Kanonen wieder,
Und wenn der Schuß geſchehn:
So ſtürzen ganze Reihen nieder,
Um nie mehr aufzuſtehn!

«So ſtanden wir vor den Geſchoſſen,
Umhüllt vom Pulverdampf;
Und unentſchieden, unentſchloſſen
Schwankt hin und her der Kampf!

«Da plötzlich kommt in unſ're Mitten,
Mit fröhlichem Geſicht,
Graf Miloradowitſch geritten
Und lacht uns zu und ſpricht:

— «Na, Kinder, iſt euch flau zu Muthe?
Was macht ihr da für Zeug?
Hört, Kinder, nehmt mir die Redoute!
Hier hab' ich was für euch!

«Mit dieſem werdet ihr nicht weichen!»
Und zeigt in ſeiner Hand,
Der heiligen Georgen-Zeichen
Schwarz-gelb geſtreiftes Band!

— «Mit dieſen, Kinder, ſolls ſchon glücken,
Geht hin, und ſammelt ſie!»
Und ſchleudert ſie vor unſern Blicken
Hin in die Batterie!

«Jetzt, Wetter! war's in uns gefahren!
Hurrah! erſchallt 's, Hurrah!
Wir wußten nichts mehr von Gefahren!
Der alte Muth war da!

«Und wie zum luſt'gen Hochzeitstanze,
Ging's fort zum neuen Sturm!
Vergebens donnerte die Schanze
Von Batterie und Thurm!

«Und wie der Pulverdampf zerronnen,
Iſt alles umgewandt:
Die Batterie iſt uns gewonnen!
Und mein dies Ehrenband!

«Und alle Herzen, die gewann er!
Es wirbelt Trommelſchall!
Und ſiegreich flattern Ruſſland's Banner
Auf dem erſtürmten Wall!»

—

Der Alte ſchwieg... und eine Zähre
Rollt ihm die Wang' herab:
Er denkt des Ruhmes und der Ehre,
Die jener Tag ihm gab!

Für ihn entbehrt die Welt des Reizes,
Vergang'nes ſucht ſein Blick:
Schaut auf den Ehrentag des Kreuzes,
Auf ſeinen Held zurück!

Lied.

Aus Lermontow's «Held unſerer Zeit».

(Aus dem Ruſſiſchen von Aug. Viedert.)

Wie die Wogen frank und frei,
Gehn auf grünem Meere
Lauter Schifflein hin und her,
Mit ſchneeweißen Segeln.
Unter dieſen Schifflein ſchwimmt,
Auch mein liebes Bötlein,
Bötlein ohne Takelwerk,
Mit zwei kleinen Rudern.
Bei des Sturmes wildem Spiel
Heben die alten Schifflein
In die Höh' die Flügelein,
Fliegen pfeilſchnell über's Meer.
Und ich grüß das wilde Meer,
Tief bis an den Boden:
«Rühr' nicht an, du böſes Meer,
Mein geliebtes Bötlein;
Denn mein Bötlein führt herbei
Schöne, theure Sachen,
Wird gelenkt bei dunkler Nacht
Von dem kühnſten Büblein.»

Des ruſſiſchen Kriegers Lied.

Von Fürſt Wjaſemski.

(Aus dem Ruſſiſchen.)

1853.

Gottesbild, ich beuge mich
Drei mal tief zur Erde nieder
Andachtsvoll, — dann ſtürze ich
In die Schlachtenſtürme wieder,
Für das Vaterland, den Zar
Und den heiligen Altar.

Schwert, du meiner Väter Gut,
Haſt dich oftmals ſchon getränket
In Tataren-, Heidenblut,
Du wirſt nun aufs Neu' geſchwenket.
Heiſſa! Eine neue Koſt
Soll dich reinigen vom Roſt.

Von dem Balkan unſ're Brüder
Flehen uns um Beiſtand an,
Ihre Klagen tönen wieder
In der Bruſt uns Mann für Mann.
Ruſſlands Sohn ſteht jederzeit
Euch zu Schutz und Trutz bereit.

Theuer bleibt uns ſtets der Ort,
Wo wir uns zu Chriſtus wandten,
Wir der Offenbarung Wort
Durch die Heil'ge Schrift erkannten,
Durch des Kelches Wundermacht
Auf zum Leben ſind erwacht.

Ruſſlands früh'ſter Ruhmesglanz,
Kiew, Urahn unſrer Tage,

War ein Taufſohn von Byzanz —
Heilig iſt uns dieſe Sage,
Die bedeutungsvoll uns ſingt,
Was die dunk'le Zukunft bringt.

Rußlands Kraft iſt Kreuz und Schwert,
Waren ſchon der Väter Wehre,
Schützten damit ihren Herd
Sich zur Ehr' und uns zur Lehre.
Mit des Glaubens Banner ziehn
Einſt zur Schlacht die Enkel hin.

Durch das Kreuz, das ſie entweiht,
Sollen ſie den Hochmuth büßen.
Heiß entbrenne, heil'ger Streit!
Mag auch unſer Herzblut fließen.
Unſer Schlachtruf: Gott und Zar!
Krönt mit Sieg uns immerdar.

Eine Reise in der Krim. *)

Die Stadt Koslow ist, wie übrigens mehrere Städte der Krim, unter drei verschiedenen Namen bekannt; alle diese verschiedenen Namen sind ihr von der wechselnden Geschichte dieses Landes mitgetheilt worden. Allem Anschein nach haben die Tataren, ihre Gründer und lange Zeit einzigen Besitzer dieses Hafenplatzes, ihr den Namen Guzlow oder Gheuslew gegeben; mag derjenige, der es versteht, die wahre Etymologie dieses Namens finden; wenigstens hat die orientalische Geographie, die an Bildern so reich ist, diesmal ihre gewöhnliche Klarheit nicht bewährt. Nach der Eroberung der Kaiserin Katharina wurden so viel wie möglich die historischen Namen der Städte wieder hergestellt, welche sich bis zu unseren Tagen erhalten hatten; was aber die Städte betrifft, deren Spuren von der Erde verschwunden waren, wollte man doch wenigstens ihren Namen der Vergessenheit entreißen, indem man ihn an irgend einem neuen Orte anwendete. So erbten Odessa und Sewastopol diese geschichtlichen Namen, obwohl die Alterthumsforscher jenen ursprünglichen Städten eine ziemlich entfernte Lage von den gedachten neuen Städten anweisen. Aus demselben Grunde erhielt Guzlow, von welchem die alten Geographen keine Erwähnung gethan haben, damals den Namen Eupatoria, zum Andenken einer Stadt dieses Namens, welche Mithridates Eupator am Ende der kleinen herakleotischen Halbinsel an dem Orte erbaute, wo jetzt noch das Dorf Inkerman steht. Uebrigens hat dieser schöne griechische Name nicht verhindert, daß die tatarische Stadt bei dem Volke noch den alten Namen Guzlow oder Gheuslew beibehalten hat, woraus die Russen Koslow gemacht haben. Dieser letztere Name ist jetzt im gemeinen Sprachgebrauche der gewöhnlichste, obwohl in öffentlichen Verhandlungen die neue Benennung die einzige amtliche ist.

Koslow war aber sonst eine mächtige tatarische Stadt; ihre schönen Moscheen, deren zwanzig Minarets sich schon von weitem über die Gegend erheben, ihre Bäder, Bazars und Werkstätten machten sie zur glücklichen Nebenbuhlerin von Baghtscheh-Sarai und Kara-su-Bazar, die ge-

---

*) Auszug aus der Reise des Herrn v. Demidow, welche in diesen Tagen in London erschienen ist, und wovon so eben auch eine deutsche Bearbeitung von J. F. Neigebaur bei Urban Kern in Breslau ausgegeben wurde.

werbreichſten Städte des Chans der Krim; ihr Hafen konnte eine bedeutende Menge von Schiffen faſſen, die von Konſtantinopel befrachtet hier einliefen. Es iſt wahr, der ſchlecht geſchützte Hafen iſt oft gefährlich; allein dieſe ungünſtigen Verhältniſſe waren nicht im Stande, die morgenländiſchen Seeleute abzuſchrecken, welche ſich bei allen Vorfallenheiten damit tröſten, daß ſie ſagen: «So ſtand es geſchrieben!»

Wenn dieſe große tatariſche Stadt ſonſt blühend war, ſo muß man geſtehen, daß man jetzt beinahe noch Ruinen findet, welche dieſen alten Wohlſtand andeuten. Koslow iſt noch eine Stadt von erheblicher Ausdehnung; aber in ihren engen und unregelmäßigen Straßen findet man wenig mehr als verfallene Mauern, unbenutzte Plätze, niedrige und ſchlecht erhaltene Häuſer. Ein einziges Stadtviertel enthält noch einige Bazars, die mit ſchläfrigen Kaufleuten bevölkert ſind, und einige Werkſtätten, in denen man die dieſer heruntergekommenen Stadt jetzt noch nützlichen Handwerke ausübt. Koslow liefert dem Handel Arbeiten von Maroquin und Gewebe von Filz. Die karaitiſchen Juden, welche ſich hier niedergelaſſen haben, ſind geſchickte Juweliere, die ſich in der Verfertigung mehrerer ſehr geſchätzter Schmuckſachen der tatariſchen und jüdiſchen Frauen auszeichnen. Das Leben iſt hier leicht, und wenn die Stadt verödet iſt, ſo iſt dies nicht der Fall aus Mangel an Lebensmitteln. Die wahre Veranlaſſung des Verfalls von Koslow iſt der alles an ſich reißende Verkehr von Odeſſa und das Zunehmen der Küſtenſchiffahrt in dem Theile des Hafens von Sewaſtopol, welcher dem Handel vorbehalten iſt. Auch muß man geſtehen, wenn man auch Widerſpruch finden ſollte, daß das Klima, von Seiten der Nachbarſchaft der Salzſeen von Sak, der Geſundheit der Einwohner von Koslow nachtheilig ſein muß; denn wenn wir auch die heilſamen Eigenſchaften des Schlammes dieſer benachbarten Seen durchaus nicht beſtreiten, können wir doch daraus nicht folgern, daß ihre Ausdünſtung eben ſo vortheilhaft für den öffentlichen Geſundheitszuſtand iſt. Während unſeres Aufenthalts in Koslow war es uns leicht, unter den Bewohnern zahlreiche Kennzeichen von endemiſchen Fiebern zu bemerken. Uebrigens bringt die Annäherung des Aequinoctiums und die Unbeſtändigkeit der Witterung an vielen anderen Orten dieſelben Wirkungen hervor.

Der ganze 16. September hielt uns beinahe in vollſtändiger Gefangenſchaft; ein wüthendes Ungewitter hatte die Gegend überfallen; die Windſtöße waren von ſolcher Heftigkeit, und die Gewitterwolken ſo dicht und zuſammengedrängt, daß wir nur mit Mühe einen Blick über die Umgebungen unſerer Wohnung werfen konnten. Einige Schritte von uns brachen ſich die Wellen, und ihr heftiger Anprall riß einen Theil des ohnehin ſehr beengten Ufers ab, auf dem ſich die ſchönſten Häuſer von Koslow befinden. Man hat neuerdings an dieſer ſo unſicheren Küſte ei-

nen großen und bequemen Ladeplatz von Holz angelegt, welcher den größten Schaluppen verſtattet, auf die leichteſte Art ihre Ladung einzunehmen; die großen Schiffe aber müſſen weit von der Küſte Anker werfen. Dieſe Lage iſt nur bei Nordweſtwind unbequem, ſie wird aber gefährlich, wenn Süd- oder Südweſtwinde ſich erheben und einige Heftigkeit erreichen. An dem Tage, von dem wir reden, lagen zehn Bricks von bedeutender Tragfähigkeit vor Anker, im Angeſichte von Koslow; ſie ſchienen aber nicht in bequemer Lage, obwohl das Meer viel ſtärker hätte ſein können.

Am folgenden Morgen beſuchten wir den größten Theil der Stadt. Ihr bedeutendſtes Bauwerk iſt die Moſchee Djuma-Djemai. Eine kühne Kuppel, von ſechzehn kleineren Kuppeln umgeben, bekränzt dieſes anſehnliche Gebäude, deſſen ſtarke Mauern durch ſchmale byzantiniſche Oeffnungen durchbrochen ſind. Zwei Minarets vervollſtändigten dieſe reiche Anordnung; allein der Wind hat ſie daniedergeworfen, und ihre Reſte bedecken noch zerſtreut den Boden. Dieſe, die ſchönſte und geräumigſte Moſchee in der Krim, wurde 1552 gegründet, und eine Urkunde, welche in dem Allerheiligſten niedergelegt iſt, ſagt, daß dies durch den Chan Devlet-Gherai geſchah. Die achtzehn Souveraine, welche bis zur Vereinigung Tauriens mit Rußland auf dem Throne von Baghtſcheh-Sarai ſaßen, haben gewiſſenhaft ihre Unterſchrift dieſer über allen Zweifel achtbaren Urkunde beigefügt, und dieſes vergängliche Pergament hat die Dynaſtie der Gherai überlebt, ſo wie die hieſige muſelmänniſche Herrſchaft.

Einige Karaiten mit ihren weiten Gewändern und Tataren der vornehmen Claſſe brachten den ganzen Tag vor der Thür des Kaffeehauſes zu, Tabak zu rauchen; ſie machten die Auswahl der Bevölkerung von Koslow aus. Die Frauen leben für jeden profanen Blick unzugänglich. Dennoch war die Gefälligkeit unſeres Wirthes, ein Mann, der ſich zu helfen weiß, ſo groß, daß er uns Gelegenheit verſchaffte, eine dieſer tatariſchen Frauen von Koslow zu ſehen, die ſo vollſtändig eingeſchloſſen ſind. Dieſe Erſcheinung war nichts geringeres, als die Frau eines Kaufmanns, eines Freundes unſeres Griechen, deſſen Verhältniſſe im Handel wahrſcheinlich ſeine eheliche Strenge etwas gemildert hatten, denn er ließ ſich nicht ſehr bitten, uns ſeine Frau vorzuführen. Wenn wir nach dieſer ſchönen Probe urtheilen ſollen, die wir zu Geſicht bekamen, ſo ſind wir den Frauen von Koslow Huldigung und Lob ſchuldig. Dieſe in der That, war von einer merkwürdigen Schönheit; lange ſchwarze Haare, welche loſe durch ein ſeidenes Tuch zuſammengehalten waren, deſſen Falten nachläſſig herabhingen, klare Augen, ein ruhiger und ſanfter Blick, ein zierlicher Kopf, der ſich ſanft auf dem Halſe wiegte, viel weißer als man ihn beſchreiben kann — ſo war dieſe ſchöne Tochter Muhammed's würdig der Tauſend und einen Nacht. Eine Art von Schlaf-

rock, der ſich eng um ihre Formen ſchloß, nebſt einem mit Gold und Silber geſtickten Gürtel, leichte Pantalons und doppelte Pantoffeln vollendeten das zierlichſte Negligee. Auf dieſe Weiſe in ihrem Hauscoſtüm überraſcht, benahm dieſe Dame ſich doch ſehr fein; allein ſie verſchwand ſehr bald zu unſerem großen Mißvergnügen.

Sonntags, den $^{5}/_{17}$ September, mußten wir an die Abreiſe denken. Wir überließen einem Kaufmanne zu Koslow unſere von unſeren Sammlungen ſchweren Kiſten, und auf einige Zeit am Gepäcke erleichtert, verſchafften wir uns einen bedeckten Wagen für unſeren kranken Gefährten. Was die geſunden Reiſenden betraf, ſo behalfen ſie ſich ohne Umſtände zu zweien in ihren Poſttelegen. Ehe wir die Stadt verließen, wollten wir die Arbeiten an einem arteſiſchen Brunnen ſehen, deſſen ſchon tiefes Bohrloch an der Fortſetzung dadurch aufgehalten worden war, daß man auf Zwiſchengewäſſer geſtoßen; die Arbeiter warteten nur auf neue Röhren, die man ihnen von Odeſſa ſchicken ſollte, um mit dem Bohren fortzufahren.

Unſere Reiſe wurde ſieben Meilen hindurch durch nichts aufgehalten; unſere Poſttelegen eilten unter der Führung Michael's im Galopp davon. Wir hatten Herrn Huot hinter uns gelaſſen, welcher unter dem Filze ſeines Magiaren gemeſſenen Schrittes reiſte. Allein auf der Station von Tulat, einem ärmlichen Dorfe, fehlte es an Pferden; wir waren daher genöthigt, zu den Tataren unſere Zuflucht zu nehmen, um Mittel zu finden, nach Sympheropol zu kommen; vier ganze Stunden vergingen unter dem Hin- und Hergerede dieſer Unterhandlung. Es gelang uns endlich, zwei lange Korbwagen zu erhalten, enge Schachteln, welche auf ungeheuren Rädern ruhten. Wir nahmen darauf in einer Reihe, ohne anderen Sitz als eine magere Streu, Platz, und ohne eine andere Decke, als das mit Ungewittern bedeckte Himmelsgewölbe, welches uns mit einer frühzeitigen Nacht umhüllte. So ſetzte ſich unſere traurige Karawane in Bewegung, von mageren, viel zu ſchwachen Pferden geſchleppt. Bald wurde aus dem drohenden Wetter Regen, aus dem Regen wurde ein Wolkenbruch; das heftigſte Gewitter, mit Hagel und Schnee gemiſcht, ſtürzte ſich auf uns, und wir waren bald mit eiſigem Waſſer bedeckt. Unſere Wagen waren nichts als angefüllte Waſſerbehälter; die Ebene war nichts als ein See, in den unſere ſchwerfälligen Fuhrwerke verſanken; bis Mitternacht hatten wir auf beiden Seiten nichts als Waſſer. Endlich kamen wir in Sympheropol an, welches uns unſere verzweifelnde Einbildungskraft ſchon mehr als zehnmal durch die fürchterliche Finſterniß gezeigt hatte. Ein nackter, kalter Fußboden erwartete uns — hier ſollten wir uns von allen dieſen Mühſeligkeiten erholen.

Am anderen Morgen waren wir ſehr glücklich, uns wenigſtens unter dem Dache eines neuen, reinlichen Hauſes zu befinden, das ordent-

lich eingerichtet war und in dem Theile der Stadt lag, welcher am meiſten den europäiſchen Städten gleicht. Wir ſtellten uns dem Civil-Gouverneur von Taurien, Herrn Muromzow, vor, der zum drittenmale Mitglieder unſerer Expedition aufnahm; er empfing uns, ungeachtet ſeiner Beſchäftigung mit der bald bevorſtehenden Ankunft des Kaiſerlichen Hofs, auf die liebenswürdigſte Weiſe. Dazu kam noch, daß der gelehrte Profeſſor v. Steven, der hier in angenehmer Einſamkeit lebt, wie ſonſt der berühmte Pallas, uns mit der brüderlichen Herzlichkeit aufnahm, welche die Wiſſenſchaft und die Beſchäftigung mit derſelben verleiht. Ein Herbarium von Taurien von großer Vollkommenheit und eine Inſectenſammlung, worin alle in dieſen Gegenden bekannten Arten vorhanden, dies ſind wahre wiſſenſchaftliche Schätze, die Herr v. Steven mit ausdauernder Anſtrengung geſammelt hat. Auch müſſen wir die Sammlungen des Herrn Kasnaiſchejew erwähnen, wo ſich alle Muſcheln des ſchwarzen und aſowſchen Meeres und die merkwürdigſten Foſſilien der Krim vereinigt finden.

Eine Fahrt nach Sabli iſt für Beobachter ſehr lohnend, welche ſich von den Naturerzeugniſſen Rechenſchaft ablegen wollen, die auf dem nördlichen Abhange der ſüdlich von Sympheropol gelegenen Berge producirt werden. In Sabli findet man eine bedeutende Beſitzung, welche alles in ſich vereinigt, was im Weſten von Europa zu einem Landgute gehört, nämlich Wälder, Felder und Dörfer; ſelbſt das Schloß und die dahin führende Allee von Kaſtanienbäumen, von fruchtbaren Gemüſegärten umgeben — nichts fehlt zu dieſer Vergleichung. Auf dieſem Gute und den davon abhängenden Dörfern werden die nicht mit dem Ackerbau beſchäftigten Bauern zu gewerblichen Arbeiten in einer Fabrik von grobem Tuche und in einer Töpferwerkſtätte benutzt. Nicht weit von Sabli findet man mehrere Schachte, welche die ſeifige Erde liefern, die man Walkerde nennt, die Tataren aber Kil. Da dieſes Volk davon in der Hauswirthſchaft häufigen Gebrauch macht, ſo findet dieſes Erzeugniß in der ganzen Krim einen bedeutenden Abſatz.

Unterdeß fingen die Tage bereits an abzunehmen, und die rauhe Jahreszeit begann ſchon ſich fühlbar zu machen; kalter Regen am Morgen und Abend, und mitunter fortwährend, zeigten die Nähe des Herbſt-Aequinoctiums. Ungeachtet dieſer traurigen Vorläufer hatten wir von dem Erſteigen des Tſchadir-Dagh zu viele nützliche Beobachtungen zu erwarten, als daß wir uns von einem ſo anziehenden Ausfluge hätten abhalten laſſen ſollen.

Wir waren daher bald auf dem Wege, glücklich unſere tatariſchen Pferde wiederzufinden, um das Bergland zu durchſtreifen. Dieſe Pferde bieten in der That das beſte Mittel zum Fortkommen, ſie ſind leicht, behend, folgſam, vorſichtig bei ſchlechtem Wege und raſch, wenn der Weg

eben iſt. Wir erreichten bald Kilburun, deſſen Name zuſammengeſetzt iſt aus der Bezeichnung eines erhabenen Vorgebirges mit dem vorgeſetzten Worte Kil, deſſen Bedeutung wir vorſtehend angegeben haben. Kilburun iſt in der That eine bedeutende Höhe. Nicht weit davon überſchritten wir den Salghir auf der Brücke von Djolma und bemerkten in geringer Entfernung von uns die unter dem Namen Eski-Sarai, altes Schloß, bekannten Ruinen, wie ſie die Tataren nennen. Nach den Angaben der hieſigen Bewohner ſind dies Ueberreſte von einem Palaſte, den ein Tatarenchan zu bauen angefangen hat, der aber verlaſſen worden iſt, ohne daß er vollendet ward. Wenn wir dem gelehrten Pallas glauben, dem Geographen, Geſchichtſchreiber und Naturforſcher von Taurien, den dieſes Land als den geliebten Sohn der Wiſſenſchaft adoptirt hat, ſo zeigen die noch ſtehenden Wände von Eski-Sarai nichts anderes, als die Ueberreſte einer genueſiſchen Befeſtigung. Die Zeit fehlte uns übrigens, abgeſehen von den erforderlichen Nachrichten, uns für die muſelmänniſche Sage oder für die geiſtreiche Hypotheſe des Gelehrten auszuſprechen.

Wir ſahen hierauf den Ort Sultan Mahmud, deſſen Minaret die Baumgärten überragt, endlich Tſchaski, ein auf dem ſteilen Abhange des großen Gebirgsſtockes ſchon ſehr hoch gelegenes Dorf, über dem der Tſchadir-Dagh ſeine ſchönen und ſcharfen Formen erhebt.

Nachdem wir den Fuß des Berges, den wir erſteigen wollten, auf ſeiner ſüdlichen Seite umgangen hatten, blieben wir die folgende Nacht in Korbek, einem tatariſchen Dorfe von auffallender und maleriſcher Lage. Von Korbek aus ſieht man das Meer und das Thal von Aluchta, das ſich wie ein ungeheurer Graben bis zur Küſte aushöhlt, endlich Aluchta ſelbſt, das wie ein vorgeſchobener Poſten den Eingang in dieſe rieſenhafte Schlucht bewacht.

Noch war der Tag nicht angebrochen, als wir die Erſteigung des Tſchadir-Dagh begonnen hatten; der Abhang iſt von dieſer Seite ziemlich zugänglich, ſo daß man ſich lange der Pferde bedienen kann, die ihn mit vollkommener Sicherheit für den Reiter erklimmen. Nachdem wir fruchtbare Obſtgärten und Ebenen durchſchritten hatten, die mit wucherndem Graswuchſe bedeckt waren, und endlich einige Gehölze, die von einem ungeheuren Walde getrennt lagen, erreichten wir die Stelle, wo die Baumgruppen immer ſeltener auf den letzten Abhängen des Berges werden. Unſer Nachtlager war von unſeren Führern in einer Art von Hütte zum Schutze gegen den Seewind aufgeſchlagen worden. Die Anſtelligkeit der Tataren, welche Michael als verſtändiger Leiter anſpornte, hatte uns ſchnell ein Laubdach bereitet, das uns gegen die Nebel ſehr nützlich war, welche bei dem Untergange der Sonne den Gipfel des Tſchadir-Dagh einhüllten. Wir hatten noch eine Stunde Tag, die wir dazu benutzten, um Geier zu jagen, welche ihr Lager in den großen Höhlen der benach-

harten Felsen hatten. Die Jagd war mühsam, und dabei ganz fruchtlos. Diese scheuen Vögel, welche nur fallen, wenn sie von einer Kugel getödtet werden, schweben so hoch in der Luft, daß ein gewöhnliches Gewehr nicht so weit trägt; die besten tatarischen Schützen, durch sehr verführerische Belohnungen angespornt, zeigten sich weder geschickter, noch glücklicher, als wir, und jene Räuber der Lüfte kamen mit den wiederholten Knallen davon, welche kaum ihren unerreichbaren Raubzug störten.

Unterdeß hatte unser unermüdlicher und unternehmender Geologe die wenigen Augenblicke von Tageslicht, die uns noch übrig blieben, benutzen wollen, um eine Felsenspitze zu besichtigen, die sich in bedeutender Entfernung von uns erhob. Er war deshalb in eine Schlucht hinabgestiegen, wo er bald unseren Augen entschwand. Die Nacht brach immer mehr herein, endlich wurde es ganz finster, und unser Gefährte konnte uns nicht wieder erreichen. Mit Tagesanbruch verdoppelte sich unsere Unruhe, da wir nicht auf unsere Zeichen antworten hörten; doch setzten wir voraus, daß Herr Huot, gezwungen, seiner Unternehmung, deren Entfernung er unterschätzt hatte, zu entsagen, sich in eine der Schäferhütten geflüchtet hatte, wie man sie an dem Bergabhange findet, den wir Tags vorher passirt waren. Eine andere Besorgniß hatten wir nicht, indem wir vollends den Berg erstiegen. In den ersten Morgenstunden erreichten wir das Plateau des Tschadir-Dagh, auf welches wir nicht ohne Anstrengung auf schmalen Fußsteigen gelangten. Seine beinahe senkrechten Abhänge bestehen aus bröcklichtem, grauem Kalksteine, der in der Sonnenhitze einen leichten, übeln Geruch und dunkle Adern hat. Den Gipfel des Berges bildet eine ganz öde Platte, die sich von Südwest nach Nordost hinzieht und dort eine bedeutende Einsenkung hat. Der Tschadir-Dagh ist zu verschiedenen Zeiten und von Beobachtern gemessen worden, deren Namen hinreichendes Vertrauen gewährt; man kann daher dessen mittlere Höhe auf funfzehnhundert achtzig Mètres für die westliche Spitze annehmen, während der Rand der Platte am östlichen Ende nicht funfzehnhundert zehn Mètres erreicht, welches siebzig Mètres Unterschied beträgt. Dennoch erscheint in der Ferne, bei der Ausdehnung dieses Plateaus und der ungeheuren Bergmasse, dasselbe beinahe horizontal, obgleich der höchste der beiden Gipfel sich wie eine Spitze über das Plateau selbst erhebt. Wie alle Berge von ähnlicher Form, welche den Strom der zu Wolken verdichteten Dünste brechen, die sich dann um seinen Scheitel sammeln, wird der Tschadir-Dagh auch oft mit solchen weißen Wolken bedeckt. Die Tataren, durch die Erfahrung von der gewöhnlichen Folge dieser Erscheinung belehrt, erwarten am folgenden Tage Regen; dann sagen sie, der Tschadir-Dagh hat seine Mütze aufgesetzt.

Die Luft war noch nicht vollständig von dem Morgennebel gereinigt, um dieses schöne Panorama deutlich genug zu sehen, das sich von

dieſem erhabenen Mittelpuncte bis zu den äußerſten Gränzen des Horizonts erſtreckt. Auf Augenblicke erſchien uns die Steppe mit ihrer verbrannten Färbung, wo kein Gegenſtand unſere Blicke anzog; bisweilen entſchleierte ſich in der Ferne das Meer, wie ein ruhiger See, oder die unzähligen Berggipfel, die um uns her ſich bis zur Ebene herab verflachten. Dieſe Abwechſelung zwiſchen der Sonne und den Wolken brachte oft auf Augenblicke die auffallendſten Wirkungen hervor.

Die Alten nannten dieſen Berg Beroſus; es ſcheint uns klar, daß er auch den Namen Trapezos führte, welchen die Griechen einem bemerkenswerthen Berge der tauriſchen Halbinſel gegeben hatten; dieſe Benennung kann man auf keinen Berg beſſer, als auf den Tſchadir-Dagh anwenden, deſſen Geſtalt ſo viel Aehnlichkeit mit dem Trapezium der Geometer hat. Selbſt der tatariſche Name, Tſchadir-Dagh, deſſen beide Worte Zelt und Berg bedeuten, geht ſo ſehr auf die der griechiſchen Benennung zu Grunde liegenden Gedanken ein, daß man vermuthen darf, Zelt und Trapez gehören demſelben an. Uebrigens muß man ſagen, daß die Gelehrten über die wahre Lage des Trapezos nicht einig ſind. Manche wollen ihn in einem in der Nähe von Balaklawa liegenden Berge wiederfinden, eben ſo iſt auch der Kriu-Metopon, der Widderkopf, dieſes bei den Griechen in Taurien ſo berühmte Vorgebirge, jetzt ein ſchwer wieder zu erkennender Punct geworden, dergeſtalt, daß die Karten und die Geographen über dieſes ſüdliche Vorgebirge eine bedauerliche Unentſchiedenheit verrathen.

Das Herabſteigen an der Seite, wo wir es unternahmen, iſt gefährlich, ſo ſteil erhebt ſich der Felſen über den Abgrund; doch ſuchten wir auf dieſer ſchroffen Seite eine ſchmale Terraſſe, die wir auch bald fanden, von wo man Zugang in eine geräumige Grotte findet. In dieſen Höhlen, welche ſich, wie man ſagt, durch mehrere Gänge bis zu einer unbekannten Tiefe fortſetzen, findet man Haufen von Eis, das ſich von einem Winter zum anderen erhält. Uebrigens beſchränkten wir uns darauf, den erſten Saal zu erforſchen, eine großartige Höhle, deren Gewölbe ſich etwa funfzig Fuß erhebt, und ohne die etwas fabelhafte Ausdehnung dieſer Eislabyrinthe zu unterſuchen, kehrten wir ſchnell zum Tageslichte zurück.

Am Abend trafen wir uns in Korbek wieder vereinigt; unſer verirrter Wanderer war vor uns, ganz von Ermüdung erſchöpft, angekommen. Herr Huot hatte bei Schätzung der Entfernung, die ihn von dem Felſen trennte, den er Tags vorher unterſuchen wollte, nicht Rückſicht genommen auf die Tiefe einer dazwiſchen liegenden Schlucht, die ganz mit Bäumen verdeckt geweſen war; kaum hatte er deren Rand betreten, und nachdem er unter dieſes Laubdach der hohen Bäume gerathen war, überfiel ihn die Nacht: nun war es unmöglich, ſich zurecht zu finden; er

wollte zurückkehren, da fand er ſich vollſtändig verirrt. Ohne Lebensmittel, ohne eine andere Waffe, als ſeine ſchweren Hämmer, war er anfangs etwas über ſeine einſame Lage betroffen; doch erwartete er den Morgen an einem Feuer, das er anzündete, um uns zu begrüßen.

Lieder von Alexei Kol'zow.

Uebertragen

von August v. Wiedert.

1.

Schlafe nicht, Bauersmann!
Draußen iſt Frühjahr ſchon!
Deine Nachbarn ſind all'
Auf dem Felde ſchon längſt.

Stehe auf, ſei ein Mann!
Und ſieh dich einmal an:
Was du warſt, was du biſt —
Was dir geblieben iſt!

In der Tenne kein Halm,
In der Scheune kein Korn;
Leer iſt's rings in dem Hof
Und das Gras wächſt darin!

Und wie ausgefegt iſt's
In dem ganzen Haus jetzt;
Deine Gäule haſt du
Bei den Nachbarn verſetzt.

Und es liegt umgekehrt
Jetzt dein Koffer zur Erd';
Wie ein altes Weib ſteht
Deine Hütte gebückt.

Denk' an die früh're Zeit,
Wie ſie vorüberfloß,
Sich auf Wieſen und Feld
Wie ein Goldſtrom ergoß:

Aus der Tenn', aus dem Hof
Auf die Landſtraß' hinaus,
In die Dörfer und Städt'
Zu den Kaufherrn ins Haus!

Und es ward jede Thür
Für dich aufgemacht weit,
Und ein Ehrenplatz dir
Aller Orten bereit!

Und jetzt ſitzeſt du da —
Tiefgedrückt von der Noth,
Schläfſt den ganzen Tag du
Auf dem Ofen wie todt!

Auf dem Felde das Korn,
Ungemäht und verwaiſt,
Bläſt der Wind auf die Erd'
Und der Vogel pickt's auf.

Wache auf, Bauersmann!
Schon iſt Sommer vorbei,
Und es guckt über'n Zaun
Schon der Herbſt in den Hof.

In den Pelz eingehüllt,
Folgt der Winter ihm nach,
Streuet Schnee auf den Weg,
Daß der Schlitten laut knirſcht.

Und die Nachbarn behend
Führen Korn zum Verkauf,
Bringen Geld in das Haus,
Sitzen fröhlich beim Schmaus!

2.

Singe nicht, Nachtigall,
Unterm Fenſter mir,
Fliehe fort in den Wald,
In mein Heimathland.

Hab' das Fenſterchen lieb
Meiner Herzensmaid,
Schluchze mit ſanfter Stimm'
Ihr von meinem Leid.

Sag, wie ich ohne ſie
Welke und verdürr',
Wie das Gras auf der Haid'
Welkt und dörrt im Herbſt.

Ohne ſie iſt des Nachts
Dunkel mir der Mond,
Ohne ſie ſcheint die Sonn'
Ohne Wärme mir.

Ohne ſie, wer nähm' mich
Freundlich auf zu ſich?
Welche Bruſt, auszuruhn,
Fände ſonſt mein Kopf?

Ohne ſie, weſſen Wort
Würde mich erfreun?
Weſſen Lied, weſſen Gruß
Könnt' zu Herzen ſein?

Singe nicht, Nachtigall,
Unterm Fenſter mir,
In die Heimath entflieh,
Fliehe hin zu ihr.

3.

Der Wald.

(Zu Puſchkin's Andenken.)

Warum, düſtrer Wald,
Stehſt du ſo verſtummt?
Haſt in dunkeln Schmerz
So dich eingemummt?
Wie der Rieſ' Bowa,
Der Bezauberte,

Unbedeckten Haupt's
In dem Kampfe ſteht, —
Nahſt du da gebückt,
Und du wehrſt dich nicht
Vor der Donnerwolk',
Die vorüberzieht.
Deinen ſtarken Helm,
Dichtbekränzt mit Laub,
Riß der Wind dir fort
Und peitſcht ihn zu Staub.
Und wie Zunder fiel
Dir dein Mantel ab...
Du ſtehſt da gebückt,
Und du wehrſt dich nicht!
Wohin wandte ſich
Deiner Rede Glut,
Deine ſtolze Macht,
Wo dein Fürſtenmut?
Weſſen Lied erklang
Sonſt in ſtiller Nacht
Wie der Nachtigall
Heller, lauter Sang?
Weſſen Tafel war
Allezeit gedeckt,
Wo's dem Freund und Feind
Gleich hat wohl geſchmeckt.
Warſt nicht du der Mann,
Der des Abends ſpät
Mit dem wilden Sturm
Sonſt hielt ſtrenge Red'?
Er umhüllte dich
Mit der ſchwarzen Wolk'
Und umgab dich ganz
Mit des Windes Kält'.
Und du riefſt ihm nur
Laut und drohend zu:
«Heb dich weg von mir,
Ziehe weiter fort!»
Und er wirbelt ſich,
Und er macht ſich auf...
Deine Bruſt erbebt,
Und du bebſt vor Zorn;

Nochmals winkeſt du
Streng gebieteriſch:
Dumpf Getöſe nur
Hörſt du noch von fern.
Seine Höllenbrut
Weint der Sturm nun aus, —
Und trägt ſein Gewölk
Weithin über's Meer.
Wo iſt jetzo hin
Deines Laubes Pracht?
Ganz ergraut biſt du
Und umhüllt mit Nacht...
Stumm biſt du und ſcheu...
Nur im Unwetter
Jammerſt du und klagſt
Ueber Mißgeſchick.
Alſo, düſtrer Wald,
Rieſenherz Bowa!
Haſt dein Lebtag du
Dich geplagt, gekämpft,
Nicht bezwingen konnt'
Dich der Kräftige, —
Ueberwältigt hat
Dich der ſchwarze Herbſt.
Lagſt wohl waffenlos
Und im tiefen Schlaf,
Als die Feindesmacht
Auf dich losgeſtürmt.

4.

Warum gabt ihr mich
Unbarmherzig hin
Einem häßlichen,
Einem alten Mann.

Macht es Freude dir,
Liebe Mutter mein,
Bitt're Thränen mir
Im Geſicht zu ſehn.

Macht es Freude dir,
Lieber Vater mein,
Wenn du anſiehſt mich
Und mein Leid erräthſt.

O, das Herz in euch
Reißt ſich wohl entzwei.
Wenn ich ſo allein
Komm zum hohen Feſt.

Bring' Geſchenke mit
Von dem Gatten, ſeht:
Im Geſichte — Gram,
In der Seele — Pein.

Flucht dem Schickſal nicht,
Lieben, 's iſt zu ſpät,
Und es hilft kein Rath,
Keine Zauberei.

Kämen Schiffe auch
Aus dem Meere her,
Läg' das rothe Gold
Zu den Füßen mir: —

Nach dem Herbſte wächſt
Doch kein Gräschen mehr,
Und im Frühling blüht
Keine Blum' im Schnee.

5.

Untreue der Erwählten.

Von dem Himmel brennt die Sonne heiß,
Doch ſie wärmet nicht mein ſtark Gebein, —
Meine Seele iſt erſtarrt wie Eis
Von der Kälte meiner Ungetreu'n.

Schwer iſt mir das kummervolle Haupt
Und es peinigt meine Bruſt der Schmerz,

Aus dem Leibe ſuchet mit Gewalt
Einen Ausgang ſich das bange Herz.

Lachend wandten ſich die Menſchen ab,
Als ich Hülfe ſuchend ſie beſchwor; —
Ich ging hin auf meiner Aeltern Grab,
Doch mein Ruf erreichte nicht ihr Ohr.

Dunkel ward es vor den Augen mir,
Auf die Erde fiel ich ohne Kraft...
Nacht war's und der Sturmwind heulte laut,
Als ich mich vom Grabe aufgerafft.

Nachts im Sturme ſattelt' ich mein Roß,
Floh ins Wegeloſe querfeldein,
Leid und Leben muthig zu beſteh'n
Und zu kämpfen mit dem bittern Loos!

6.

Abſchiednehmend ſagte mir mein Freund:
«Ach, wozu gegrämt, wozu geweint!
Trübe nicht dein weißes Angeſicht,
Löſche deiner Wange Hochroth nicht.

Weißt es ja doch, meine liebe Maid,
Daß ich ſelber ungern von dir ſcheid';
Doch das Schickſal will's, es drängt die Noth,
Ich befolg' nur Vaters ſtreng Gebot.

Ich will hingehn, ſagen ihm gradaus:
«Alles was ich habe, nimm dir hin,
Doch in deinem väterlichen Haus
Iſt mein Bleiben nicht, iſt nicht mein Sinn,

Darum halt mich nicht und laſſe frei
Wo ich will, verleben meine Tag',
Was mir dorten auch beſchieden ſei,
Wie es meinem Krauskopf glücken mag.»

Alſo ſprach zum Abſchiede der Freund —
Anders hat er's in der Seel' gemeint:

Nicht zum Vater gehn, im fremden Dorf
Wollt' er eine reiche Wittwe frei'n.

Nun, ſo leb denn wohl, lieb Freundchen mein!
Ich bin für den Trug nicht böſe dir,
Heirath' dort, du wirſt es ſchon bereu'n,
Kommſt vielleicht noch einſt zurück zu mir.

7.

Rauſche nicht mein Korn.

Rauſche nicht, mein Korn,
Mit den reifen Aehr'n!
Singe, Schnitter, nicht
Von der breiten Stepp'!

Wozu ſollte ich
Meine Scheuern füll'n,
Wozu ſollte ich
Mich bereichern jetzt?

Sparſam war der Burſch,
Sparte Geld und Gut
Nicht für's eigne Herz —
Für die Herzensmaid.

O, wie ſüß war's mir,
In die Augen ihr
In die liebevoll'n
Augen ihr zu ſchaun.

Ihrer Augen Hell
Iſt erloſchen nun,
Tief im Grabesſchlaf
Schläft die ſchöne Maid.

Schwerer als ein Berg,
Dunkler als die Nacht,
Legte ſich auf's Herz
Schwarze Geiſtesmacht.

8.

Dorfunglück.

Lebte mal im Dorf ein junger Fant,
Der nichts wußte und der nichts verſtand,
Lebte alle Tag' in Saus und Braus
Und gab ſeinen Freunden Zech' und Schmaus.
Sonntags tief bis in die Nacht hinein
Sang er Lieder in den bunten Reih'n,
Und erdachte mit der ſchönſten Maid
Manchen neuen Tanz zu Luſt und Freud'.

Ueber alles liebt ich' dieſe Maid
Nicht nur um ihr Herz und ihren Sinn:
Schöner war ihr Gang als Pfauengang,
Ihre Rede Nachtigallenſang!
Oftmals gingen wir zur Sommerszeit
Beide Hand in Hand die Straß' entlang
Bis zu ihrem ſchmucken Meierhof,
Bis zu ihres hohen Hauſes Thür.
Schaut' ich bei der Abendröthe dann
In die Augen ihr — auf ihre Brau'n —
Ins Geſicht ihr — auf die weiße Bruſt,
Ganz mit blankem Flittergold bedeckt —
Floß mir nicht der Schweiß von meiner Stirn?
Schlug nicht wild das Herz an meine Bruſt?
In die Wolken hüllte ſich der Mond
Und die kleinen Stern' verſteckten ſich!

Alſo ſaßen wir nach Mitternacht,
Sprachen, wie es um das Herz uns war,
Und verlobten uns mit Kuß um Kuß,
Und verſprachen eins dem andern uns.

Doch, o weh, der Schulze hatte ſchon
Sie vorausgefreit für ſeinen Sohn,
Und ſein ſchweres, unzählbares Gold
Hat die Sach' gedreht, wie er gewollt.
Krampfhaft zuckte mir das Herz im Leib,
Als er aus der Kirche kam mit ihr,
Vor dem Volke ihre Hand ergriff
Und ſich prahleriſch verbeugte mir.

Krampfhaft zuckte mir das Herz im Leib,
Als mit ihr den breiten Weg entlang
Pfeilſchnell, was er konnte, fuhr der Kerl
Bis zu ſeinem ſtolzen Meierhof!

Ich ſtand da, ſah zu und dachte nach;
Zog die Mütze, ſtampfte mit dem Fuß,
Und ging langſam bei der Tenn' vorbei,
Unter ſeine bunten Fenſter hin.
Lichter brennen da, die Mädchen da
Singen Lieder; die Kam'raden da
Trinken, ſpielen und ergötzen ſich,
Alles küßt ſich mit dem jungen Paar...

Kam heran die todte Mitternacht!
Die berauſchten Gäſte gingen heim,
Fuhren ihrer Wege rechts und links...
Und die Pforte wurde zugeſperrt.

Jetzo braut' ich für den werthen Freund
Einen andern trunk'nen Trank zurecht,
Spielt' ihm eine neue Hochzeit auf,
Wie ſie noch nicht dageweſen iſt:
War's nicht Rauch, der dort zum Himmel ſtieg?
Schlug dort nicht die helle Flamme auf?
Ueber Nachbarshäuſer, quer hindurch,
Auch zu meiner Hütte ging ihr Lauf.
Wo ſein prachtvoll Haus geſtanden hat,
Wo die kleine arme Hütte war —
Mit der Erde war's am Morgen gleich,
Nur die Kohlen ſchauten ſchwarz und ſtill!

Seit der Zeit, gedrängt von bitt'rer Noth,
Schlepp' ich in der Fremden Häuſer mich,
Arbeit' um mein tägliches Stück Brot,
Waſche meinen Leib mit blut'gem Schweiß...

9.

Landmanns Nachdenken.

Setz' mich an den Tiſch
Und bedenke mir's:

Hart iſt's — ſo allein
In der Welt zu ſein!

Weder hat der Burſch
Eine junge Frau.
Noch 'nen treuen Freund
Hat der junge Burſch,

Keine gold'ne Börſ',
Keine warme Stätt,
Keinen Hakenpflug,
Keinen Ackergaul...

Mit der Armuth gab
Mir der Vater nur
Eine einz'ge Gab' —
Eine ſtarke Kraft.

Doch auch die hat bald
Bittre Armuthsnoth,
Arbeit fremder Leut'
Ganz verbraucht, erſchöpft.

Setz' mich an den Tiſch
Und bedenke mir's:
Hart iſt's — ſo allein
In der Welt zu ſein!

10.

Winde wehn im Felde,
Die das Gras erſchrecken
Und mir Weg und Stege
Ganz mit Staub bedecken.

Komm hervor, du Wolke,
Mit Gewitterſchauer;
Hüll' das helle Taglicht
Ein in Nacht und Trauer!

Doch der flotte Burſche
Wird wie'n Vogel pfeifen,

Ohne Pfad, ohne Taglicht
Wird er weiter ſtreifen.

Was macht er aus Wolken
Sich und Weg und Stegen,
Wenn die blauen Augen
Sich an's Herz ihm legen!

Was macht ſich der Burſche
Aus dem Loos viel Schmerzen,
Wenn die junge Maid ihn
Liebt von ganzem Herzen!

11.

Liebes gold'nes Ringelein.

Liebes gold'nes Ringelein,
Theure Augenweide mein,
Lichtes Unterpfand von ihr,
Schau in's ſchwarze Auge mir!

Wenn ſie traurig ſollte ſein,
Werde ſchwarz, mein Ringelein;
Iſt ſie fröhlich, funkle ſchnell
Wie ein Diamant ſo hell.

Wenn ſie einſt mich ganz vergißt,
Meine Lieb' ihr nichts mehr iſt, —
Dann, mein gold'nes Ringelein,
Wirſt du ſchwarz von ſelber ſein!

12.

Warum folgt er wie ein Hüter.

Warum folgt er wie ein Hüter
Nach mir alle Augenblicke,
Und begegnet er mir, ſieht er
Mir in's Aug' mit ſolcher Tücke?

Was er häßlich an mir findet,
Kann ich wirklich nicht begreifen;
Doch wer gab ein Recht dem Herren
Immer ſo mir nachzuſtreifen?

Auf dem Ball war's bei Bekannten —
O, ich hab' es nicht vergeſſen!
Tanzt' er doch den ganzen Abend
Nur mit mir, gleichwie beſeſſen!

Wahrlich, er iſt nicht ſo übel;
Hübſche Naſe, Stirn und Haare —
Nur die Augen — für die Augen
Haß' ich ihn, daß Gott bewahre!

Blaue Augen, die wie Feuer
Unter ſeiner Stirne glühen,
Wie bei einem Ungeheuer,
Und von Gift und Galle ſprühen.

«Folgen Sie mir nicht, ich bitte,
Bleiben Sie auf Ihrer Stelle!
Ihre teufeliſchen Augen
Fürcht' ich ärger als die Hölle!

13.

Habe manch ſtattlich Schloß.

Habe manch ſtattlich Schloß,
Gärten prächtig und groß,
Weite Felder umher,
Waldungen hoch und hehr.

Habe viel Länderei'n,
Viele Leute ſind mein,
Und den Größten im Land
Bin ich werth und bekannt.

Habe edles Geſchmeid,
Koſtbar Pelzwerk und Kleid,

Bunte Teppiche viel
Decken im Haus die Diel'!

Habe Silbergeſchirr
Für die Feſte im Schrein,
Bin ein luſtiger Wirth
Und hab feurigen Wein.

Doch ich weiß wohl, warum
Ich nach Zauberkraut ſpäh',
Doch ich weiß wohl, warum
Mir's im Herzen ſo weh.

14.

Die Zeit der Liebe.

Im Frühling iſt die grüne Stepp'
Mit Blumen weit und breit geſchmückt,
Und Vögelein mit Sing und Sang
Sind in der Luft die Hüll' und Füll';
Sie ſingen Tag's und ſingen Nacht's;
Gar wundervolle Lieder ſind's!
Es höret ſie die ſchöne Maid
Und findet nicht den Sinn heraus,
Sie fühlt in ihrer Seele nicht,
Daß dieſe Lieder zaubervoll:
In ihnen birgt ſich Liebeskraft...
Von Lieb' kommt Feu'r, dann Feuersbrunſt...
Hör' ſie nicht an, du ſchöne Maid,
So lang dein Traum, dein Mädchentraum
Noch ruhig iſt, bis Morgenroth —
Du hörſt dir leicht ein Unglück an:
Zerſtörſt die Schönheit in der Blüth',
Dein hübſches rothwangig Geſicht
Iſt ſchneller als ein Tuch dahin.
Still ſteht ſie da und denket nach,
Vom Hauch der Hitze angefacht;
Die Liebe ſenkt ſich in die Bruſt,
Die Seele drückt der Seufzer Laſt:
Die weiße Bruſt, ſie wallt und wallt,

Und wie das tiefe Bächlein, wirft
Sie nicht den Sand vom Grund heraus;
Im Antlitz Feu'r, das Aug' umflort...
Die Steppe dämmert, licht glüht der Weſt...
Im Lenz, am Fluß, bei Mondenſchein,
Tränkt ſeinen Gaul der junge Burſch,
Selbſt denket in Gedanken er
An ſeine ſpröd' und blöde Maid:
«Schon iſt's das vierte Jahr, daß ich
Die jüngſte Nachbarstochter lieb';
Geh' ich ihr auf der Straße nach
Und deute nur auf meine Lieb' —
Doch wo hinaus! ſie ſitzt und ſchweigt..
Schick' ich zum Vater, um zu frei'n,
So ſpreizt der greiſe Alte ſich:
«Es geht nicht an — wart' ab die Reih'.»
Wie ſchmerzet mich mein armer Kopf,
Wie quält das Herz ſich in der Bruſt!
Mein Herzeleid iſt gränzenlos, —
Ein ungebetnes Unglück iſt's,
Wie werd' ich's los — wenn ich's nur wüßt'.
Die Kraft iſt da, der Wille fehlt;
Der Schatz iſt da — heb' ich ihn?
Es mengt ſich unſer Brauch darein...
Ich geh und ſchau und quäl' mich ab,
Sprich einer mit 'nem leeren Kopf...
So nehm ich denn zwei Scheffel Korn
Und fahre auf die Mühl' damit, —
Vom Müller gehet das Gerücht,
Daß er im Zaubern Meiſter iſt —
Und ſage ihm! Iwan Kus'mitſch!
Sei Helfer mir in meiner Noth:
Verlange, was du willſt von mir,
Nur mach' es mir nach meinem Sinn.»
Im Dorf, im Lenz, bei Mondenſchein,
Schläft ruhig ſchon die Menſchheit;
Die Straß' entlang geht unſer Burſch,
Zuſammen mit der Nachbarin;
Sie führen beide unter ſich,
Wie's ſcheint, ein artiges Geſpräch.
Er überreicht ihr ſeinen Ring
Und nimmt zum Tauſch den ihren an;

Doch war er auf der Mühle nicht,
Kus'mitſch hat keine Schuld dabei.
Ach, Steppe, grüne Steppe du,
Ihr Vögelein mit Sing und Sang,
Ihr habt das Herz der Maid erweicht,
Dem Müller in ſein Fach gefuſcht!
Mehr Zauber übt im Lenz ihr aus,
Als jeder Zauberſpruch vermag...

15.

Pflügers Lied.

Ziehe, ziehe Grauchen!
Pflüg die feuchte Erde,
So daß unſer Eiſen
Blank wie Silber werde.

Helle Morgenröthe
Leuchtet ſchon am Himmel,
Hinterm großen Walde
Kommt die Sonn' herüber.

Luſtig iſt's im Felde!
Ziehe, ziehe Grauchen!
Ich und du, wir beide
Sind hier Herr und Diener.

Mit Vergnügen lenk ich
Hakenpflug und Egge,
Halt' bereit den Wagen
Streu' zur Erd' den Samen.

Mit Vergnügen ſchau ich
Hin auf Tenn' und Schober, —
Und ich dreſch' und worfle...
Ziehe, ziehe Grauchen!

Unſer kleines Feldchen
Iſt im Nu geackert,
Eine ſich're Wiege
Geben wir dem Samen.

Feuchte Mutter Erde
Wird ihn tränken, nähren, —
Und das Gras wird aufgehn —
Ziehe, ziehe Grauchen!

Und das Gras wird aufgehn,
Und dann wächſt die Aehre,
Und wird reif und ſchmückt ſich
In ein Goldgewebe.

Dann erglänzt die Sichel,
Dann erklingen Senſen!
Herrlich wird ſich's ruhen
Auf den vollen Garben.

Ziehe, ziehe Grauchen!
Werde ſatt dich füttern,
Dich mit Waſſer tränken,
Schönem Quellenwaſſer.

Stille für mich betend
Pflüge ich und ſäe:
Laß mein Brot gerathen,
Gott! es iſt mein Reichthum!

Tat'jana Boriſſowna und ihr Neffe.

Aus dem Tagebuche eines Jägers.

von Iwan Turgenew.

Gieb mir die Hand, geliebter Leſer, und fahre mit mir. Das Wetter iſt ſchön; im ſanften Blau lächelt der Maihimmel; die glatten jungen Blätter der Weiden glänzen wie polirt; der breite, ebene Feldweg iſt ganz mit jenem feinen Graſe in röthlichem Schafte bedeckt, das die Schafe ſo gern rupfen; links und rechts auf den weiten Abhängen der ſchrägen Hügel kräuſelt ſich leiſe die grüne Winterſaat: dünngewebte Schatten kleiner Wolken gleiten darüber hinweg. In der Ferne dunkeln Wälder, erglänzen Teiche und die gelben Strohdächer der Dörfer; die Lerchen ſteigen zu hunderten in die Luft, trillern hell auf, ſtürzen ſich kopfüber hinunter, und erſcheinen mit ausgeſtrecktem Hälschen wieder auf der Spitze einer Erdſcholle; die Saatkrähen bleiben auf dem Wege ſtehen, ducken ſich zur Erde nieder und laſſen uns vorbeifahren, indem ſie ſchwerfällig zur Seite fliegen; hinter der Schlucht, auf dem Berge, pflügt ein Bauer; ein ſcheckiges Füllen mit putzigem Schweife und ſtruppiger Mähne läuft auf unſichern Füßchen der Mutter nach.

Wir kommen in ein Birkenwäldchen; angenehm beklommen athmet die Bruſt den friſchen, kräftigen Duft ein. Hier kommt ein Dorfgehege. Der Kutſcher ſteigt ab, die Roſſe ſchnauben, die Seitenpferde ſehen ſich um, das Mittelpferd wehet in kurzen Pauſen mit dem Schweife und reibt den Kopf am Krummholze. Knarrend öffnet ſich das Thor. Der Kutſcher ſetzt ſich wieder auf den Bock: Fahr zu! Das Dorf ſteht vor uns. Wir fahren an fünf Gehöften vorüber, biegen rechts ein, laſſen uns in einen Hohlweg hinunter und kommen auf einen Damm.

Hinter einem kleinen Teiche kommt über den runden Wipfeln einiger Aepfel- und Hollunderbäume ein Bretterdach zum Vorſchein, das ehemals roth war und zwei Schornſteine hat. Der Kutſcher lenkt links dem Zaun entlang, und unter dem winſelnden und heiſern Gebelle dreier abgelebter Schäferhunde, fährt er in das weitgeöffnete Thor, jagt übermüthig und ſicher in weitem Bogen bei Ställen und Schuppen vorbei, wirft der alten Haushälterin einen keck-burſchikoſen Gruß zu (in dem Augenblicke, als dieſe ſeitwärts über die hohe Schwelle in die geöffnete Thür der Vorrathskammer hineinſchreiten will) und hält endlich vor der Trep-

penthüre eines dunkeln Häuschens mit hellblinkenden Fenſtern an... Wir ſind bei Tat'jana Boriſſowna. Da öffnet ſie auch ſelbſt ſchon das Guckfenſter und nickt uns mit dem Kopfe zu. «Guten Morgen, Frau Nachbarin!»

Tat'jana Boriſſowna iſt eine Frau von ungefähr funfzig Jahren, hat große graue hervorſtehende Augen, eine etwas ſtumpfe Naſe, rothe Wangen und ein doppeltes Kinn. Ihr Geſicht athmet Willkomm und Freundlichkeit. Sie war einmal verheirathet, wurde aber ſchnell Wittwe. Tat'jana Boriſſowna iſt eine ſehr merkwürdige Frau. Sie wohnt beſtändig auf ihrem kleinen Gute, pflegt wenig Bekanntſchaft mit den Nachbaren, liebt und empfängt bei ſich nur junge Leute. Sie iſt die Tochter eines ſehr armen Gutsbeſitzers und hat gar keine Erziehung genoſſen, denn ſie ſpricht nicht franzöſiſch; ſie iſt ſogar nie in Moskau geweſen, und abgeſehen von dieſen Mängeln benimmt ſie ſich ſo gut und ſo einfach, fühlt und denkt ſo richtig, iſt ſo wenig von den Gebrechen der Nachbarinnen angeſteckt, daß man ſich wahrlich über ſie nicht genug wundern kann. Man bedenke: die Frau lebt das runde Jahr hindurch auf dem Lande vergraben und klatſcht nicht, piept nicht, knixt nicht, kommt nicht außer ſich, erſtickt nicht, zittert nicht vor Neugierde... Wunderbar!

Sie trägt gewöhnlich ein graues Taffetkleid und eine weiße Haube mit herabhängenden Lila-Bändern. Sie liebt einen guten, doch nicht übermäßig beſetzten Tiſch; Süßigkeiten einkochen, Früchte trocknen oder einſalzen iſt weniger ihre Sache, als die ihrer Haushälterin. — Womit beſchäftigt ſie ſich denn den ganzen Tag? werdet ihr fragen. Lieſt ſie? — Nein, ſie lieſt nicht, und die Wahrheit zu ſagen, werden die Bücher nicht für ſie gedruckt...

Wenn keine Gäſte bei ihr ſind, dann ſitzt im Winter unſere Tat'jana Boriſſowna am Fenſter und ſtrickt ihren Strumpf; im Sommer geht ſie in den Garten, pflanzt Blumen und begießt ſie, ſpielt ſtundenlang mit ihren Kätzchen, füttert die Tauben... Mit der Landwirthſchaft beſchäftigt ſie ſich wenig.

Aber wenn ein Gaſt bei ihr abſteigt, irgend ein junger Nachbar, der ihre Gewogenheit beſitzt, dann wird Tat'jana Boriſſowna wie neu belebt. Sie bittet ihn Platz zu nehmen, regalirt ihn mit Thee, hört ſeinen Erzählungen zu, lacht, klopft ihm auch manchmal auf die Wange, ſpricht aber ſelbſt wenig. In Kummer und Leid tröſtet ſie, giebt guten Rath... Wie viele haben ihr ſchon ihre häuslichen, ihre allergeheimſten Herzens-Angelegenheiten anvertraut, auf ihren Händen geweint!...

Zuweilen ſetzt ſie ſich dem Gaſte gegenüber und ſchaut ihm mit ſolcher Theilnahme in die Augen, lächelt ihm ſo freundſelig zu, daß dem Gaſte unwillkürlich der Gedanke in den Kopf kommt: «was biſt du doch

für eine herrliche Frau, Tat'jana Boriſſowna! Laß mich dir erzählen, was ich auf dem Herzen habe.»

In ihren kleinen, gemächlichen Stuben ſitzt jeder gut und warm; bei ihr im Hauſe iſt, ſo zu ſagen, immer ſchönes Wetter. Eine wunderbare Frau iſt Tat'jana Boriſſowna! aber niemand wundert ſich über ſie: ihr geſunder Verſtand, ihre Sicherheit und Ungezwungenheit, ihre warme Theilnahme bei Leiden und Freuden anderer, mit einem Worte, alle ihre Tugenden ſcheinen mit ihr geboren zu ſein, ſie haben ihr nicht die geringſte Mühe gekoſtet... man kann ſie ſich nicht anders vorſtellen, folglich braucht man ihr auch für nichts zu danken. Beſonders ſieht ſie gern den Spielen und dem Muthwillen der jungen Welt zu; ſie legt die Arme unter die Bruſt, wirft den Kopf zurück, blinzelt mit den Augen, ſitzt und lächelt. Und plötzlich ſeufzt ſie auf und ſpricht: «ach, Kinderchen, ihr Kinderchen!...»

So möchte man denn manchmal zu ihr hingehn, ſie bei der Hand nehmen und ſagen: «hören Sie, Tat'jana Boriſſowna, Sie wiſſen nicht, wie viel Sie werth ſind: ſehen Sie, bei all' Ihrer Einfachheit und Ungelehrtheit ſind Sie ein außerordentliches Weſen!» — Schon ihr Name klingt ſo freundlich und traulich, man ſpricht ihn ſo gern aus, er entlockt ein leutſeliges Lächeln... Wie oft traf es ſich zum Beiſpiel, daß ich einem Bauern begegnete und ihn fragte: «Hört, Freund! welchen Weg muß ich fahren, um etwa nach Gratſchowka zu kommen?»

— Da müßt ihr, lieber Herr, erſt nach Wjaſowa, und von da her zu Tat'jana Boriſſowna, und ſeid ihr bei Tat'jana Boriſſowna, ſo wird's euch ein jeder zeigen.

Und bei dem Namen Tat'jana Boriſſowna nickt er auf ganz beſondere Art mit dem Kopfe.

Von Dienſtleuten hält ſie nur wenige, nach ihren Vermögens-Umſtänden. Die Aufſicht über Haus, Wäſcherei, Vorrathskammer und Küche hat die Haushälterin Agaf'ja, ein äußerſt gutes, weinerliches und zahnloſes Geſchöpf; zwei geſunde Dirnen mit harten, bläulichen Backen, wie Antons-Aepfel, ſtehen unter ihrer Leitung. Das Amt eines Kammerdieners, Haushofmeiſters und Mundſchenks verſieht der ſiebzigjährige Diener Polikarp, ein drolliger Kauz beleſen, ein abgedankter Violinſpieler und Verehrer Viotti's, ein perſönlicher Feind Napoleons, oder, wie er ihn nennt, Bonapartaiſchels und ein leidenſchaftlicher Liebhaber von Nachtigallen. Er hält ihrer immer fünf oder ſechs in ſeinem Zimmer, ſitzt bei Frühlingsanfang ganze Tage lang neben ſeinen Vogelbauern und wartet auf ihr erſtes «Dichten», und wenn er es endlich hört, ſtöhnt er: «Ach, du liebes, armes Thierchen!...» und weint in Strömen.

Ihm zur Hand iſt ſein eigner Enkel Wasja beigegeben, ein zwölfjähriger krausköpfiger Junge mit flinken Augen; Polikarp liebt ihn wie

wahnſinnig und brummt auf ihn vom Morgen bis zum Abend. Er iſt es, der ſich auch mit ſeiner Erziehung beſchäftigt.

— Mit den Nachbarinnen hat Tat'jana Boriſſowna wenig Verkehr; dieſe fahren ungern zu ihr, und ſie verſteht ſie nicht zu unterhalten, beim Gelispel ihrer Reden wird ſie ſchläfrig, fährt empor, reißt mit Gewalt die Augen auf und verſinkt von neuem in Schlummer. Tat'jana Boriſſowna iſt überhaupt keine Freundin von Frauenzimmern. Einer ihrer Freunde, ein guter, ſtiller Menſch, hatte eine Schweſter, eine alte Jungfrau von neun und dreißig Jahren, ein herzensgutes Geſchöpf, aber verſchroben, geziert und exaltirt. Der Bruder hatte ihr oft von ſeiner Nachbarin erzählt.

Eines ſchönen Morgens ließ unſere alte Jungfrau in der beſten Abſicht von der Welt ſich ein Pferd ſatteln und machte ſich zu Tat'jana Boriſſowna auf den Weg. In ihrem langen Kleide, den Hut auf dem Kopfe, mit dem grünen Schleier und den aufgelöſten Locken trat ſie ins Vorzimmer, und an dem entſetzten Wasja, der ſie für eine Nixe hielt, vorüber, lief ſie ins Gaſtzimmer. Tat'jana Boriſſowna erſchrak, wollte ſich erheben, aber die Knie knickten ihr zuſammen.

— Tat'jana Boriſſowna, begann die Ankommende mit flehender Stimme: — entſchuldigen Sie meine Dreiſtigkeit; ich bin die Schweſter ihres Freundes Alexei Nikolaitſch's K***, und ich habe ſo viel von ihm über Sie gehört, daß ich mich entſchloſſen habe, Ihre Bekanntſchaft zu machen.

— Viel Ehre, brachte die beſtürzte Hausfrau murmelnd hervor.

Der Beſuch warf ſeinen Hut bei Seite, ſchüttelte die Locken, ſetzte ſich neben Tat'jana Boriſſowna und nahm ſie bei der Hand...

— Alſo da iſt ſie nun, fing ſie mit gedankenvoller und gerührter Stimme an: — da iſt dieſes gute, reine, edle Weſen! Da iſt ſie, dieſe einfache und zugleich tiefe Frau! O, wie glücklich bin ich! Wie werden wir einander lieb haben! Endlich ſoll ich Ruhe finden... Gerade ſo habe ich mir ſie vorgeſtellt! ſetzte ſie flüſternd hinzu, indem ſie Tat'jana Boriſſowna ſtarr in die Augen ſah. — Nicht wahr, Sie zürnen mir nicht, meine gute, liebenswürdige Freundin!

— Bitte, bitte... ich bin ſehr erfreut... Wünſchen Sie nicht Thee?

Der Beſuch lächelte gnädig.

— Wie wahr, wie unreflectirt *)! flüſterte ſie, als ob ſie für ſich ſpräche. — Laſſen Sie Sich umarmen, meine liebe!!

Die alte Jungfrau ſaß bei Tat'jana Boriſſowna drei Stunden faſt, ohne einen Augenblick zu ſchweigen. Sie bemühte ſich die neue Bekanntſchaft über ihre eigene Beſtimmung aufzuklären.

---

*) Im ruſſiſchen Originale ſtehen dieſe Worte in deutſcher Sprache.

Gleich nachdem der unerwartete Gaſt ſie verlaſſen hatte, ging die arme Frau in die Badſtube, ließ ſich Lindenthee kochen und legte ſich zu Bett.

Aber ſchon den Tag darauf kam die alte Jungfrau wieder; ſaß vier Stunden, und entfernte ſich mit dem Verſprechen, Tat'jana Boriſſowna täglich zu beſuchen.

Ihr müßt nämlich wiſſen, ſie hatte die Idee gefaßt, dieſe, wie ſie ſich ausdrückte, reiche Natur zu entwickeln und zur völligen Reife zu erziehen, und wirklich hätte ſie auch wohl der armen Frau den Reſt gegeben, wenn ſie nicht erſtlich nach einigen Wochen über den Werth ihrer neuen Freundin gänzlich enttäuſcht worden wäre, und zweitens ſich in einen jungen Reiſenden verliebt hätte, mit dem ſie ſogleich in einen lebhaften und warmen Briefwechſel trat.

Wie gebräuchlich, ermahnte ſie ihn in ihren Briefen zu einem ſchönen Leben, brachte ſich «ganz» zum Opfer dar, verlangte nur den Namen einer Schweſter, erging ſich in Naturſchilderungen, ſprach von Göthe, Schiller, Bettina und der deutſchen Philoſophie — und brachte es endlich dahin, daß der arme Jüngling in eine düſtere Verzweiflung verfiel.

Aber die Jugend behielt die Oberhand: eines ſchönen Morgens erwachte er mit ſolch grimmigem Haſſe gegen ſeine «Schweſter und beſte Freundin», daß er in der Hitze noch lange nachher bei Erwähnung der erhabenen und uneigennützigen Liebe die Leute beißen wollte.

Von dieſer Zeit an ſuchte Tat'jana Boriſſowna noch mehr den Berührungen mit ihren Nachbarinnen auszuweichen.

Aber, o weh! nichts iſt von Dauer auf der Erde. Alles was ich euch von dem Leben und Weben meiner guten Nachbarin erzählt habe, gehört einer früheren Zeit an. Die Stille, die in ihrem Hauſe herrſchte, iſt auf ewig geſtört. Jetzt, ſchon länger als ein Jahr, wohnt bei ihr ihr Neffe, ein Künſtler aus Petersburg. Dies hat ſich ſo zugetragen.

Vor ungefähr acht Jahren lebte bei Tat'jana Boriſſowna ein zwölfjähriger Knabe, eine vater- und mutterloſe Waiſe, der Sohn ihres verſtorbenen Bruders. Andrjuſcha hatte große helle, feuchte Augen, einen kleinen Mund, eine regelmäßige Naſe und eine ſchöne erhabene Stirn. Er ſprach mit leiſer und ſüßer Stimme, hielt ſich reinlich und ordentlich, war gegen Gäſte freundlich und dienſtfertig und küßte ſeiner Tante mit Ehrerbietung die Hand.

Manchmal, wenn man kaum hereintrat, hatte er ſchon wutſch! einen Lehnſtuhl herbeigeholt. Ungezogenheiten kamen bei ihm garnicht vor, kaum daß er muckſte. Er ſaß hübſch beim Buch im Winkelchen, und ſo beſcheiden, ſo ſtill, ſogar an die Stuhl-Lehne legte er ſich nicht an. Kam ein Gaſt — ſogleich ſtand mein Andrjuſcha auf, lächelte höflich und wurde

roth; ging der Gaſt hinaus, ſo ſetzte er ſich wieder hin, holte aus der Taſche ein Bürſtchen mit einem Spiegel hervor und kämmte ſich die Haare zurecht.

Von den früheſten Jahren erwachte in ihm die Luſt zum Zeichnen. Fiel ihm ein Stückchen Papier in die Hände, ſogleich bat er ſich bei der Haushälterin Agaf'ja eine Scheere aus, ſchnitt ſorgfältig das Papierchen zu einem regelrechten Viereck, machte rundherum eine Einfaſſung und ſetzte ſich an die Arbeit. Entweder zeichnete er ein Auge mit einem ungeheuern Augapfel, oder eine griechiſche Naſe, oder ein Haus mit einem Schornſteine und ſchraubenförmigem Rauche, einen Hund «en face», einem Schemel ähnlich, oder einen Baum mit zwei Tauben... und ſchrieb darunter: «gezeichnet von Andrei Belowſorow, an dem und dem, in dem und dem Jahre — Dorf Klein-Briken.»

Mit beſonderem Eifer arbeitete er ein paar Wochen vor dem Namenstage Tat'jana Boriſſowna's. Er war unter allen zuerſt da mit ſeinem Gratulations-Complimente und überreichte eine Rolle, die ein roſenfarbenes Bändchen feſthielt. Tat'jana Boriſſowna küßte den Neffen auf die Stirn und löſte den Knoten: das Papier rollte auf — und dem neugierigen Blicke des Beſchauers ſtellte ſich ein runder, gewagt tuſchirter Tempel mit Säulen dar und einem Altar in der Mitte. Auf dem Altare loderte ein Herz und lag ein Kranz und darüber, auf einer gewundenen Banderole, ſtand mit deutlichen Buchſtaben: «Der Tante und Wohlthäterin Tat'jana Boriſſowna Bogdanow, gewidmet von ihrem ehrerbietigen und liebenden Neffen als Zeichen der tiefſten Anhänglichkeit.» Tat'jana Boriſſowna küßte ihren Neffen noch einmal und ſchenkte ihm einen Silber-Rubel.

Große Zuneigung fühlte ſie übrigens nicht zu ihm: Andrjuſcha's Zuthulichkeit wollte ihr nicht ganz gefallen.

Unterdeſſen wuchs Andrjuſcha heran. Seine Zukunft fing an, Tat'jana Boriſſowna Sorge zu machen... Ein unerwarteter Zufall brachte ſie aus der Verlegenheit.

Dies geſchah nämlich ſo. Einmal, vor ungefähr acht Jahren, kam zu ihr angefahren ein gewiſſer Herr von Benewolenski, Peter Michailitſch mit Vornamen. Herr Benewolenski war vormals in der nächſten Kreisſtadt Beamter geweſen und ein fleißiger Beſucher Tat'jana Boriſſowna's; dann zog er nach Petersburg, diente in einem Miniſterium, erreichte einen ziemlich wichtigen Poſten und während einer ſeiner häufigen Reiſen in Krons-Angelegenheiten erinnerte er ſich ſeiner alten Bekannten und kehrte bei ihr ein, um im Schoße der ländlichen Stille ein paar Tage von den Geſchäftsſorgen auszuruhn. Tat'jana Boriſſowna empfing ihn mit ihrer gewöhnlichen Leutſeligkeit und Herr Benewolenski...

Doch ehe ich zur Fortsetzung der Erzählung schreite, erlaube mir mein Leser, daß ich ihn mit dieser neuen Person bekannt mache.

Herr Benewolenski war ein zur Wohlbeleibtheit geneigter Mann, von mittlerer Größe und weichen Umrissen, mit kurzen Füßchen und runden Händchen; er trug einen weiten und äußerst saubern Frack; ein hohes und breites Halstuch, Wäsche weiß wie Schnee, eine goldene Kette auf der seidenen Weste, einen Siegelring mit einer Camée, und eine blonde Perrücke. Er sprach überzeugend und sanft, trat geräuschlos auf, angenehm lächelte er, machte angenehme Augen, vergrub angenehm sein Kinn in das Halstuch... es war überhaupt ein angenehmer Mensch. Auch hatte er ein weiches Herz; er war leicht zum weinen und in Extase zu bringen; außerdem loderte in ihm das Feuer einer uneigennützigen Leidenschaft zur Kunst — einer höchst uneigennützigen, da gerade von der Kunst, die Wahrheit zu sagen, Herr Benewolenski nicht den geringsten Begriff hatte. Es ist sogar wunderlich, woher und kraft welcher geheimnißvollen und unbegreiflichen Gesetze er diese Leidenschaft bekommen hatte. Er war doch, wie es schien, ein ziemlich gesetzter, sogar beleibter Mann...

Uebrigens giebt es überall dergleichen Leute in Menge. Ihre Liebe zur Kunst und den Künstlern, oder wie sie sich ausdrücken, «zur Konst und den Könstlern» macht sie unsäglich unausstehlich; mit ihnen Bekanntschaft zu haben, ein Gespräch zu führen — ist eine Qual: wahre Zaunpfähle mit Kreide angestrichen. Sie nennen zum Beispiel Raphael nie Raphael, Correggio nicht Correggio... «der göttliche Sanzio, der unnachahmliche Allegris» sagen sie und verdrehen immer die Vocale in o; jedes winkelhafte, dünkelhafte und mittelmäßige Talent erheben sie zum Genie oder richtiger «Chenie»; der blaue Himmel Italiens, die südliche Limone, die duftigen Nebel der Brenta-Gestade kommen ihnen nicht von der Zunge. «Ach, Fritz, Fritz!» oder «ach, Hans, Hans!» sagen sie mit Gefühl zu einander, «nach dem Süden sollten wir, nach dem Süden!»

Beobachten kann man sie auf den Ausstellungen, wenn sie vor gewissen Producten gewisser Maler stehen. Bald treten sie einige Schritte zurück und werfen den Kopf in die Schulter, bald rücken sie wieder an das Bild heran, während ihre Augen von einer ölartigen Feuchtigkeit erglänzen... «Wahrhaftig!» sagen sie endlich mit vor Aufregung gepreßter Stimme: — «ist das ein Gemüth, ein Gemüth! wie viel Seele hat er da hineingelegt! Unmenschlich viel Seele!... und wie durchdacht! meisterhaft durchdacht!...»

Am zweiten Tage nach der Ankunft des Herrn Benewolenski befahl Tat'jana Borissowna beim Thee ihrem Neffen, dem Gaste seine Zeichnungen zu zeigen.

— Ah, Sie haben einen Zeichner? rief Herr Benewolenski nicht

ohne Verwunderung aus, und wandte ſich mit Theilnahme zu Andrjuſcha.

— Ja wohl, er zeichnet, erwiederte Tat'jana Boriſſowna: — Er hat eine ſolche Luſt dazu! Und das ganz allein, ohne Lehrer.

— Ach, zeigen Sie her, zeigen Sie her, fiel Herr von Benewolenski ein.

Andrjuſcha überreichte erröthend und lächelnd dem Gaſte ſein Heft. Herr Benewolenski begann mit der Miene eines Kenners es zu durchblättern.

— Gut, junger Menſch, gut, ſehr gut, ſagte er endlich und ſtreichelte Andrjuſcha den Kopf.

Andrjuſcha küßte ihm im Fluge die Hand.

— Sagen Sie doch, welch ein Talent! Gratulire, Tat'jana Boriſſowna, gratulire!

— Nun ja, Peter Michailitſch, aber ich kann hier keinen Lehrer für ihn finden. Aus der Stadt käme es zu theuer.

— Hm! brachte Herr Benewolenski hervor, wurde nachdenkend und betrachtete Andrjuſcha von der Seite. — Nun, darüber wollen wir noch ein Weiteres reden, ſetzte er plötzlich hinzu und rieb ſich die Hände.

Denſelben Tag bat er Tat'jana Boriſſowna um die Erlaubniß, mit ihr allein zu ſprechen. Sie ſchloſſen ſich ein. Nach einer halben Stunde riefen ſie Andrjuſcha herbei. Andrjuſcha kam. Herr Benewolenski ſtand am Fenſter, ſein Geſicht hatte eine leichte Röthe angenommen und ſeine Augen glänzten. Tat'jana Boriſſowna ſaß in einem Winkel und trocknete ihre Thränen.

— Nun, Andrjuſcha, fing ſie endlich an: — bedanke dich bei Peter Michailitſch: er will für dich ſorgen und nimmt dich mit nach Petersburg.

Andrjuſcha blieb wie verſteinert ſtehen.

— Sagen Sie mir aufrichtig, begann Herr von Benewolenski mit einer Stimme voll Würde und Herablaſſung: — möchten Sie wohl ein Künſtler ſein, junger Menſch? Fühlen Sie, ſo zu ſagen, Beruf zur Kunſt?

— Ich möchte wohl ein Künſtler ſein, Peter Michailitſch, erwiederte bebend Andrjuſcha.

— In dieſem Fall iſt es mir ſehr lieb. Es wird Ihnen natürlich ſchwer werden ſich von Ihrer würdigen Tante zu trennen, Sie müſſen für ſie die lebhafteſte Dankbarkeit fühlen...

— Ich verehre meine Tante, fiel ihm Andrjuſcha ins Wort und zwickerte mit den Augen.

— Verſteht ſich, verſteht ſich, das iſt ſehr natürlich und macht Ihnen viel Ehre, aber dafür ſtellen Sie ſich vor, welche Freude mit der Zeit... Ihre Fortſchritte...

— Umarme mich, Andrjuſcha, brachte die gute Frau unter Thränen hervor. Andrjuſcha warf ſich ihr um den Hals.— Nun, und jetzt bedanke dich bei deinem Wohlthäter.

Andrjuſcha packte Herrn Benewolenski um den Leib, erhob ſich auf den Zehen und erwiſchte ſo ziemlich ſeine Hand, welche der Wohlthäter zwar zurückzog, aber ſich damit nicht zu beeilen ſchien... Man muß dem Kinde doch das Vergnügen laſſen und auch ſich etwas zu Gute thun. Ein paar Tage darauf reiſte Herr Benewolenski nach Petersburg und führte ſeinen neuen Pflegling mit ſich fort.

Im Laufe der erſten drei Jahre nach der Trennung ſchrieb Andrjuſcha ziemlich oft, und legte zuweilen den Briefen ſeine Zeichnungen bei. Herr Benewolenski ſchrieb dann und wann auch einige Worte hinzu, die größtentheils lobend waren; dann wurden die Briefe ſeltener und ſeltener, und hörten endlich auf. Ein ganzes Jahr ließ der Neffe nichts von ſich hören; ſchon wurde Tat'jana Boriſſowna unruhig, als ſie plötzlich ein Zettelchen folgenden Inhalts erhielt:

«Liebe Tante!

«Seit drei Tagen hat Peter Michailitſch, mein Beſchützer, das Zeitliche geſegnet. Ein Schlagfluß hat mich dieſer letzten Stütze beraubt. Freilich gehe ich jetzt ſchon in das zwanzigſte Jahr; im Verlaufe von ſieben Jahren habe ich bedeutende Fortſchritte gemacht; ich baue auf mein Talent und kann mit Hülfe deſſelben meine Exiſtenz finden; ich verzage nicht, aber dennoch ſchicken Sie mir, wenn Sie können, für den Augenblick 250 Rubel Banco. Ich küſſe Ihre Hände und verbleibe u. ſ. w....»

Tat'jana Boriſſowna ſchickte ihrem Neffen die 250 Rubel. Nach zwei Monaten verlangte er wieder Geld; ſie raffte das Letzte zuſammen und ſchickte wieder. Es waren nach der zweiten Sendung keine ſechs Wochen vergangen, als er ein drittes Mal anfragte. Tat'jana Boriſſowna ſchlug es ihm ab.

«Wenn dem ſo iſt», ſchrieb er ihr, «habe ich die Abſicht, zu Ihnen aufs Dorf zu kommen, um meine Geſundheit herzuſtellen.»

Und in der That, im Mai deſſelben Jahres kehrte Andrjuſcha nach Klein-Briken zurück.

Tat'jana Boriſſowna erkannte ihn anfangs nicht. Auf Grund ſeines Briefes erwartete ſie einen kränklichen und magern Menſchen, aber nun kam ihr ein ſtarkſchultriger, dicker Burſche entgegen, mit breitem und rothem Geſichte, mit krauſen und fetten Haaren. Der dünne und blaſſe Andrjuſcha hatte ſich in einen ſtämmigen Andrei Iwanitſch Belowſorow verwandelt. Nicht das Aeußere allein hatte ſich an ihm verändert. Die zimpferliche Verſchämtheit, die Sorgfalt und Sauberkeit der früheren Jahre hatte jetzt einer nachläſſigen Burſchikoſität, einer widerlichen Schlumpigkeit Platz gemacht. Wenn er ging, ſchaukelte er ſich rechts und links,

er warf ſich auf die Stühle, lümmelte ſich auf den Tiſch, rekelte ſich, gähnte aus vollem Halſe.

Oft nahm er tagelang, wochenlang keinen Pinſel zur Hand. Kam die ſogenannte Begeiſterung über ihn, ſo machte er pretentiöſe Grimaſſen, ſchwerfällig rumorend; braunrothe Gluth lag auf ſeinen Wangen, matt ſtierten die Augen; er ſprach von ſeinen Talenten, von ſeinen Fortſchritten, davon, wie er ſich entwickelt, vorwärts ſchreitet... In der That aber hat es ſich erwieſen, daß ſeine Fähigkeiten zur Noth hinreichten, um erträgliche Portraitchen zu Stande zu bringen. Er war ein vollkommener Ignorant, las nichts. Er dachte, wenn man nur verſteht, mit den Locken zu ſchütteln, ſchwärmeriſch in langgezogenen Molltönen aufzujodeln, den Tabaksrauch in die Bruſt zu ziehen und durch die Naſe wieder von ſich zu geben. Die Gäſte verſetzt er in die drückendſte Stimmung. Er ſetzt ſich zum Beiſpiel ans Fortepiano (auch ein Fortepiano war bei Tat'jana Boriſſowna zu finden) und fängt an mit einem Finger den «flinken Dreiſpänner *) aufzuſuchen; greift Accorde, klopft auf den Taſten umher; quält die Leute durch ſtundenlanges Abheulen der Romanzen des Herrn Warlamow: «die einſame Fichte», oder: «Nein, Doctor, nein, komm nicht zu mir», während ſeine Augen im Fette ſchwimmen und die Backen wie eine Trommel glänzen. Oder plötzlich brüllt er auf: «Schweigt, meines Herzens wilde Triebe!» — ſo daß Tat'jana Boriſſowna zitternd zuſammenfährt.

— Es iſt doch wunderlich, ſagte ſie einmal zu mir: — was man heut zu Tage für Lieder dichtet, ſolche verzweifelte! Zu meiner Zeit dichtete man anders. Es gab auch Trauerlieder, und doch angenehm zu hören, z. B.:

«Komm zu mir auf die Wieſe, Freund,
Ich wart' ſchon lang vergebens;
Komm zu mir, ſieh, mein Auge weint, —
Komm bald, Licht meines Lebens.
Du kommſt wohl einſt, Geliebter mein,
Doch ach, dann kann's zu ſpäte ſein **)!

Tat'jana Boriſſowna lächelte ſchalkhaft.

— Ich lo-ide, heulte im Nebenzimmer der Neffe.

— Höre doch einmal auf, Andrjuſcha!

«In der Förne woint die Söle!» fuhr der unermüdliche Sänger fort.

Tat'jana Boriſſowna ſchüttelte den Kopf.

Seitdem war ein Jahr vergangen. Belowſorow lebt noch bis jetzt

*) Eins der bekannteſten ruſſiſchen Volkslieder.

**) Ruſſiſches Volkslied.

bei der Tante und ſpricht beſtändig von ſeiner Abreiſe nach Petersburg. Auf dem Lande iſt er noch einmal ſo dick geworden. Die Tante, wer ſollte es glauben, vergöttert ihn.

Viele der früheren Bekannten haben aufgehört Tat'jana Boriſſowna zu beſuchen.

v. B.

Reiſebruchſtücke von der türkiſchen Donau,

aus dem Jahre 1844,

von E. von Muralt.

Von dem ſeit 1739 offenen Grenzorte Alt-Orſowa, deſſen Handel ſich auf Baumwolle, Leder, Früchte, Fiſche und Wein beſchränkt, fuhren wir am 3. mit demſelben Ruderſchiffe Mercur, mit dem wir gekommen waren, ab, nachdem man uns obenhin viſitirt hatte, ob wir nichts neues ausführten. Da wir nur 2 Stunden auf dieſem Schiffe zubringen ſollten, ſo hatten wir 2 Ruderer weniger, Serbier mit rothen Kappen und doppelt um den Leib geſchlungenen Gürteln, der Reſt außer den blauen, bis an die Knöchel herabreichenden Strümpfen oder Gamaſchen, weiß. Die türkiſche Grenzfeſtung Neu-Orſowa, eine Stunde unter Alt-Orſowa, iſt 1800 Schritt lang und 400 breit und zeigt von Ferne eine großartige Moſchee; ſie iſt ſeit dem unglücklichen Belgrader Frieden in die Hände der Türken gekommen, für welche Graf Hamilton auch das am ſerbiſchen Ufer gelegene Eliſabet-Fort mit ſeiner ſchönen Wohnung zwiſchen zwei Baſtionen und dem Thurm darüber gebaut zu haben ſchien. Bald hört man das Rauſchen der über verborgene Felſen ſtrömenden Donau, zehn Minuten bevor man in die Brandung ſelbſt geräth. Dieſe wird in zwei Abſätzen von je 5 Minuten überwunden. Die Felſen ſind hier ſo häufig, daß man bei niederem Waſſer von einem zum andern ſetzend, beinah über den Fluß ſoll gehen können. Dieſes iſt das berüchtigte eiſerne Thor, welches die Römer durch den hinter einer Inſel auf der ſerbiſchen Seite gegrabenen, eine halbe Meile langen Canal zu überwinden ſuchten. Jetzt iſt er verſchüttet, und die türkiſche Regierung hat der Dampfſchiffahrt-Geſellſchaft nicht erlauben wollen, ihn wieder herzuſtellen. Dieſe aber braucht aufwärts $3^1/_2$ Stunden für eine abwärts. In Stela Kladovi, wo wir in 2 Stunden anlangten, ſtiegen wir auf das Dampfſchiff Nador von 42 Pferden mit einem raguſaniſchen Capitain und einem engliſchen Maſchiniſten, die ganze Dienerſchaft aber ſpricht italieniſch; man zahlt für zwei Eſſen, ein Thee und drei Kaffee täglich $2^1/_2$ fl. Münze. Einige Contumaz-Beamte begleiteten uns von ſerbiſcher Seite und gingen bis Radeovitſch, um zu verhindern, daß wir nicht mit der ihrigen zuſammenträfen, da wir ſchon aus der Türkei gekommen waren. Um 6 Uhr von Stela Kladovi abgefahren, ſahen wir

bald zwei hohe Pfeiler aus dem Waſſer emporragen, Reſte der von Trajan geſchlagenen Brücke; unter dem Waſſer ſollen ſich neben dem ſerbiſchen noch zwei, bei dem wallachiſchen drei finden, in der Mitte des Stromes aber iſt keiner zu finden, ſondern hier ſoll ſich die Brücke auf eine Inſel geſtützt haben, von der man jetzt nur weiter unten etwas aus dem Waſſer emporragen ſieht. Auf der wallachiſchen Seite erglänzen die neuen Gebäude der ſeverinischen Thürme, des einſtigen Hauptortes der kleinen Wallachei. Intereſſant war es mir, hier von den Serben jeden Hut Klobuk genannt zu ſehen, wie man in der ſlawiſchen Kirchenſprache nur die Prieſtermützen nennt. Die ganze Wirthſchaft der Serben ſoll ſich auf die Zucht von Schweinen beſchränken, deren jeder Bauer bei tauſenden nähren ſoll, die er alle kennt und durch ſein Rufen aus der Menge der übrigen auszuſondern verſteht. Die Weiber verfertigen da alle Kleidungsſtücke ſelbſt, ſo daß ſtatt der von den Ungarn aufgekauften Schweine nur baares Geld in das Land kommt, in welchem man die Hirten des Homer wiederfinden könnte. Die Luft war äußerſt mild, ſchöner Mondſchein erſetzte die Tageshelle. Dennoch blieb das Dampfſchiff um 8 Uhr ſtehn. In der Nacht vom 19ten auf den 20ſten (Aug. 1844) ſoll ein furchtbares Donnerwetter von 10 bis 1 gedauert haben.

Am folgenden Morgen gelangten wir um zehn nach Widdin (Bononia), welches mit ſeinen 18 Minarets oder ſchlanken Thürmen mit ſpitzen Helmen, um deren ⅔ Höhe eine Gallerie geht zur Ausrufung der Gebetsſtunde, ſich ſtattlicher ausnimmt als in der Nähe. Schon die Reſidenz des Paſcha in der Feſtung iſt ein elendes, längliches einſtöckiges Gebäude mit vier, fünf hölzernen Balcons und einem Pavillon, deſſen Fenſter verſchloſſen waren, der als Harem dient. Die Hauptmoſchee würde man eher für ein Kauf- oder Zollhaus halten — zwei Reihen Fenſter über den Arkaden des Erdgeſchoſſes. Das beſte, reinlichſte Gebäude iſt die Agenzia der Dampfgeſellſchaft am Ufer — aber alles maleriſch belebt von einer Menge Türken in Turbanen, Griechen und Serbiern in rothen Käppchen; auch Weiber waren zu ſehn in braunen oder ſchwarzen mantelartigen Gewändern, gelben Pantoffeln und in weiße Tücher ihren Kopf verhüllend, aus dem nur um die Augen herum etwas gelbſchwarze Haut geſpenſtiſch hervorſieht. Eine Menge Betteljungen, in Geſichtszügen und Farbe eher afrikaniſch als europäiſch, begleitete uns, als wir durch den ſtall- oder pfützenähnlichen Eingang in die Stadt traten, ſchlugen das Rad, rauften ſich auf einem Miſthaufen um einen zugeworfenen Kreuzer u. ſ. w. Die Stadt beſteht eigentlich aus einer langen, mit dem Fluſſe parallelen, engen, gewundenen Straße, deren Mitte von Stieren und Eſeln eingenommen iſt, zu beiden Seiten aber von bedeckten Holzbuden, in welchen die Leute mit untergeſchlagenen Beinen ſchneidern, ſchuſtern und allerlei verkauften. Das Beſte waren Trauben, gegen 10 Stück für 5

Piaſter; einen Dolch mit einem Meſſer in einer Scheide konnte man für 45 Piaſter haben. Sie ſollen hier am beſten in der europäiſchen Türkei gearbeitet werden. Bei der Feſtung ſieht man eine Menge arnautiſcher Soldaten in ihren Fuſtanellen oder faltenreichen Schürzen, die vom Gürtel ringsum abfallen, ſich auszeichnend. Dieſe ſind ein wahres Räubergeſindel, wie vornehm ſie auch ausſehen, träge, arbeitsſcheu, das Leben weder an ſich noch an anderen achtend; für einen montenegriniſchen Kopf zahlt ihnen der türkiſche Paſcha 2½ fl., der Montenegriner für einen albaneſiſchen 6 fl. Einen Muthwillen an Chriſten auszuüben, ſelbſt den leichtfertigſten Mord, halten ſie nicht 100 Schläge auf die Fußſohlen, nicht Verbannung, nicht Hinrichtung ab; nur vor einander ſcheuen ſie ſich wegen der Blutrache. So erzählte mir ein dalmatiniſcher Kaufmann, der ungeachtet der beſtändigen Todesgefahr, dennoch jährlich zu ihnen reiſte um von ihnen Bocks- und Kitzenfelle, jene für 1⅓ fl., dieſe für 6 Kreuzer zu erhandeln, die nach Abrechnung der 12% Ausfuhrzoll und der Fracht von 8—12 fl. für den Centner von 20 Bocks- oder 150 Kitzenfellen in Insbruck für das ſechsfache verkauft werden, wo man ſie gerbt, um die tyroler Hoſen daraus zu machen.

Unſer Dampfſchiff fanden wir wie von Piraten beſetzt; zwei türkiſche Unter-Paſcha's hatten ſich da auf Kiſſen gelagert, laſen ihren Roſenkranz ab oder rauchten oder ſchlürften Kaffee, umgeben von zahlreicher albaneſiſcher, türkiſcher und griechiſcher Dienerſchaft; alles Volk hatte Waffen, Pfeifen, Zucker — und Waſſermelonen; vier arabiſche Pferde am Vordertheil des Schiffes, dort Juden in blauen Turbanen und gelben Gürteln, auf dem erſten Platz, ein alter Biſchof von Lobza in Bulgarien, 7 Meilen ſüdlich von Siſtova, von mächtigem Körperumfang, in einem Pelztalar und mit einer wülſtigen, nicht ſehr hohen blauen Reiſemütze von Tuch. Dazwiſchen wir 3—6 Franken, neugierig alles anſehend und unbeweglich von den andern angeſehen. Mittags fand ſich einer der türkiſchen Gouverneure, ein ſehr freundlicher Mann, bei der Tafel ein und aß auf ganz europäiſche Weiſe mit, nur daß er keinen Wein trank. Die Ufer werden allmälig flacher; auf ſerbiſcher Seite ſind ſie entlaubt und kahl, auf der wallachiſchen zeigen ſie mehr Wald, ſind aber niedriger; der Fluß hat ſchon ½ Meile Breite und Fiſchreiher ſieht man über denſelben ſchreiten; auf einem Felſen weiter oben hatten wir ½ Dutzend derſelben ruhig ſtehen ſehn, ohne Furcht vor dem heranbrauſenden Dampfſchiff. Lom, an der Grenze der Bulgarei, das alte Ciabrus, hat nur 5 Minarete.

Den 21. Auguſt. Zwiſchen der Mündung des bulgariſchen Fluſſes Iſker, weſtlich von Nicopolis und dem wallachiſchen Orte Celleh ſind wiederum Reſte einer Brücke zu ſehen, welche manche für die trajaniſche halten, welche 4700 Fuß Länge hatte mit ihren 20 Jochen von

je 150′ Höhe und 60 Breite, zwiſchen welchen immer 175′ Zwiſchenraum war. Nun hat aber zwiſchen Tchernetz und Severin der Fluß nur 1000′ Breite, kann jedoch früher mehr gehabt haben; auch war die Länge der Brücke mit ihren Köpfen und Forts länger, als die Breite des Fluſſes. Bei Celleh aber hat dieſer 6000′ Breite, was zuviel wäre. Die Brücke kann indeß eher zu lang, als zu kurz und der Fluß eher breiter als enger geweſen ſein, ſo daß die größere Wahrſcheinlichkeit immer für die alte Annahme, gegen Engel's Hypotheſe, iſt. Für jene ſpricht auch das unzweifelhafte Document der Trajanitafel, welche der Severinbrücke um 30 Meilen näher iſt, als der von Celleh. Dieſe iſt eher für die von Conſtantin gebaute zu halten, welche nach Zerſtörung der trajanſchen durch Hadrian, die Verbindung wieder herſtellen ſollte und über welche jener ſeine Truppen führte, um Dacien den aus der Moldau eingedrungenen Gothen wieder zu entreißen. Auch aus dieſem Umſtande iſt zu ſehn, daß die conſtantinſche Brücke mehr öſtlich war, die trajanſche dagegen mehr weſtlich, in der Richtung der dakiſchen Hauptſtadt Sarmizegethuſa, wohin Trajan von dieſer Brücke aus vorzudringen hatte. Dieſe Stadt aber war an den Quellen des Ghyl in den Karpathen. — Wunderſchön iſt die Lage des für die Chriſten ſo verhängnißvollen Nikopolis, wo 1396 durch franzöſiſchen Uebermuth ein Kreuzheer von 100.000 Mann zu Grunde ging. Erſt die Feſtung mit Flagge und Minaret auf ſchroffen Felshöhen, dann die Stadt am Ufer mit einem andern Minaret und einem einzeln auf der Höhe ſtehenden Uhrthurm, endlich wunderbar geformte, kreideweiße Kalkfelſen mit ſcharf abgeſchnittenen, ganz horizontalen Schichten als Vorgebirge. Das wallachiſche Ufer dagegen bleibt flach; aber die Geſchichte der Einwohner iſt nicht ohne Intereſſe, da ſie ſich ſo viel als möglich rein erhalten haben und Heirathen mit anderen Volksgenoſſen vermeiden, noch immer wie eine altrömiſche Colonie ſind, gleich den Siebenſchläfern aus dem Sturm 1000jähriger Völkerwanderung gerettet. Siehe die Histoire de la Valachie, de la Moldavie et des Valaques Transdanubiens, par Michel de Kogalnitschan, Berlin, 1837, 8°, die ich ſo eben beim ſchönſten, ſtillſten Wetter leſe, um mir die einförmige Gegend durch hiſtoriſche Erinnerungen zu beleben. Im Fluſſe ſpringen manchmal mächtige Hauſen auf, und an den Inſeln lagern Heerden von Büffeln oder Pelikanen; Geier fliegen über das Dampfſchiff weg. Bedeutend iſt von hier der Handel mit Blutegeln, den Franzoſen und andere Europäer treiben. Das Pfund koſtet im Lande etwas über 2 fl. und wird auswärts mit dem ſiebenfachen Preiſe bezahlt; aber freilich gehn oft ganze Ladungen dieſer Thiere unter, ſo daß der banqueroutirten Blutſauger-Verkäufer beinah noch mehr ſein ſollen, als der reich gewordenen.

Siſtovo, wo wir um 11 Uhr anlangten, hat auf der Höhe ein zerſtörtes Schloß, umgeben von neuern Batterien, von denen ein Salut-

Schuß beinahe das Zelt unſeres Schiffs durch ſein Papier in Brand geſetzt hätte. Auf der Mittelhöhe und am Ufer ſind die mit ihren rothen Dächern zwiſchen dem Grün freundlich ausſehenden Häuſer der Stadt gelagert. Weiter unten zeigte man am bulgariſchen Ufer den Schlupfwinkel eines Räuberhauptmannes, der einem unſerer Reiſegefährten, einem ſerbiſchen Titular-Major, genannt Miſcha Anaſtaſiewitch, 150 Börſen abgefordert hatte. Dieſer war früher Schiffsknecht geweſen, hatte dann vom alten Miloſch Geld erhalten und damit einen Salzhandel begonnen, der ihm mehrere Millionen eingebracht hatte. Jener Räuber aber hatte früher ein Schiff von ihm zur Miethe, und als ihm dieſes genommen wurde, ſchwor er ihm und andern Tod und Verderben. So ſoll er dem Paſcha von Ruſchtſchuk gedroht haben, die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden, dieſer aber 400 Mann mit Kanonen gegen ihn geſchickt haben, die jedoch nur ein Weib ſeiner Bande tödteten. Die Leute meinen, die Türken ſtecken mit unter der Decke, um die griechiſchen Salzhändler zu berauben. In Ruſchtſchuk wenigſtens, ſagten zwei auf das Dampfſchiff gekommene Europäer, von denen einer, ein Berner Arzt Namens Wagner iſt, ſei man durch die Schwäche des Paſcha ſeines Lebens nicht ſicher. Beide hatten ſchon Mordanfälle zu erfahren gehabt, der eine, weil er vor dem Hauſe des Paſcha vorbeiritt, der andere war in ſeinem Hauſe förmlich belagert worden. Einer der Angreifenden erhielt zwar 150 Streiche auf die Fußſohlen; aber nun hat der Ankläger nur um ſo mehr zu fürchten. Als wir dieſes hörten, mußten wir froh ſein, durch die elenden Straßen der Stadt ungefährdet gekommen zu ſein; wir waren freilich acht Mann hoch hingegangen. Auf dem Schiffe hatte ein Türke, den man nicht ſogleich hinauslaſſen wollte, zur Piſtole gegriffen, worauf der Capitain freilich ſämmtliche Waffen der Paſſagiere wegnehmen ließ. So waren wir froh, das mit 17 Minarets über ſeinen verfallenen Feſtungswerken prangende Ruſchtſchuk, das alte Trimanium, zu verlaſſen. Gegenüber ſah man die griechiſche Kirche von Giurgewo.

Den 22ſten bei ſchönem Wetter erwachten wir, ohne von den Banditen einen Ueberfall erfahren zu haben, alle guten Muths, und die meiſten gaben ſich mit Lectüre ab. So fand ich einen Serbier, der ein mit cyrilliſchen Lettern gedrucktes Journal las, Любословіе, eine Monatsſchrift in 4°, zu Smyrna in Damians Typographie, 1844. Das vorliegende Heft enthielt 1) eine Erklärung des Namens Juni nebſt religiöſen Betrachtungen, 2) Chriſtenheit und abendländiſche Kirche, Unitarier und Trinitarier, Proteſtanten und die ſieben allgemeinen Kirchenverſammlungen, 3) Chronologie, 4) Epochen des ruſſiſchen Handels in Moskwa. 5) Maße und Gewichte. 6) Neue Monatsrechnung (новомѣсячословіе), 6) Wunderbare Erzählung (чюдное приключеніе), 7) arabiſche und ägyptiſche Sprichwörter, 8) der Löwe (in Holzſtich) Jaslan, 9) Slawiſche Al-

terthümer, 10) Miscellen. Die 12 Hefte werden verkauft in Smyrna für 5 Francs, 3 Rubiè (p»6ie) für die Wallachei, Serbien und Bosnien, 25 Groschen (грошa) für Thracien, Bulgarien und Macedonien.

Während wir mit einem Armenier, der das heilige Land besuchen will, uns unterhielten, kam ein schon zweimal in London gewesener türkischer Beamte und riß meinen Begleiter beim Arme weg, er solle den nicht anhören, der sei ein alter Volks-Betrüger und Heuchler. Es wurde von Executionen erzählt, die am Tage vorher in Ruschtschuk wegen Mordthaten stattgefunden hatten, d. h. Fußsohlenprügel statt des Bluts. Der Doctor ging, obgleich Districtsarzt, mit seinem Schweizerpaß ohne Abschied heimlich aus dieser unheimlichen Stadt weg mit zwei andern Einwohnern derselben. Um 8 Uhr waren wir vor Silistria, dem alten Dorosterum oder Distra, sahen aber davon nur einige wie Maulwurfshaufen aussehende Batterien. Hier verließ uns einer der türkischen Beamten, zugleich General-Intendant der Tuchfabriken der Regierung, mit seinen vier Dienern und einem Leibwächter, die immer um ihn waren, jene, obgleich bewaffnet, um ihm die Pfeife zu reichen, Essen, Kaffee oder Wasser zu den Waschungen zu bringen u. s. w. Bei der nächsten Station sahen wir eine siebenbürgische Heerde von 350 Stück schönen Hornviehs mit entsprechender Zahl von Pferden, Schaafen, Gänsen am verbrannten Ufer der Tränke wegen versammelt, bei 20° R. im Schatten und 29° in der Sonne.

Der Zorn der Türken gegen den Armenier kam daher, daß dieser nach Konstantinopel gehen will, um dort dafür Satisfaction zu suchen, daß er mehrere Monate von den Türken eingekerkert worden war. Der noch zurückgebliebene Gouverneur sitzt mit untergeschlagenen Beinen auf dem Verdeck, dreht seinen Rosenkranz und singt mit halber Stimme seine Gebete. Die Gegend aber, nach der er sieht, ist nicht der Osten, wie er zu meinen scheint, sondern Norden; denn bereits sind wir in die nördliche Biegung eingetreten, die durch die Ausläufer des Balkans dem Flusse aufgenöthigt ist, sind bei Czernavoda vorbeigekommen, von wo ein Canal Trajans von kaum 8 Meilen, ans schwarze Meer nach Kustendsh (Constantiana) führte, wogegen wir jetzt dem Flusse folgend 15 Meilen nordwärts bis Galatz fahren müssen, von wo er sich in drei Mündungen und vielen Krümmungen nach 25 Meilen erst dem Meere zuwenden kann, weil dort keine Höhe mehr ihn hindert; wir aber müssen, ins Meer gelangt, dann noch die 15 Meilen wieder nach Süden fahren. Von dieser Meerfahrt aber wird nicht viel zu sagen sein, und da wir auf der wallachischen Seite nicht ans Land steigen dürfen, auch nicht vom Verlaufe der Flußfahrt zwischen den immer mehr sich verflachenden Ufern.

Die Kalkfelsen des rechten Ufers hören nach der Einbiegung der

Donau einige Meilen weiter unten auf, und dieſelbe einförmige Fläche dehnt ſich zu beiden Seiten des von vielen Inſeln getheilten, meilenbreiten Stromes aus. Ein herrlicher Mondſchein erhellt die klare Fläche derſelben; deſſenungeachtet werden wir heute nicht bis Galatz kommen, ſondern vielleicht noch vor Ibrail die Nacht über liegen bleiben. Der 23ſte war noch ſchöner als der vorhergehende Tag; überhaupt hatte man auf der Südſeite der Karpathen eher zu wenig als zu viel Regen, nur drei bis vier naſſe Tage; das übrige war alles nach Norden gegangen. Um 3 Uhr abgefahren, langten wir vor 6 Uhr vor Braila an, das am linken Donauufer auf einem Sandplateau ſich ausbreitet, mit meiſt neuen Gebäuden, da im letzten Kriege beinah die ganze alte Stadt in die Luft geſprengt worden. Am Ufer zunächſt beim Landungsplatze ſieht man nur einige ſchlechte Holzgebäude mit dem Parlatorio, einem Thore mit Schranken nach außen und innen, und dazwiſchen ein Raum von ein Paar Fuß, in welchen der Geſundheitsofficier, Kauf und Verkauf u. ſ. w. vermittelnd, eintritt. Auf der Höhe ſieht man mehrere geweißte Gebäude, Häuſer von mehreren Stockwerken, mit rothen Ziegeldächern, Caſernen des wallachiſchen Militairs in weißen Leinüberröcken gleich Oeſterreichern, aber mit blauer Mütze, blauem Bandelier und Gürtel und grauem Mantel, langgeſtreckte Magazine für Holz, beſonders für den Schiffbau, der hier ſehr ſchwunghaft getrieben wird. Zu äußerſt im Norden ſieht man auf der Höhe die weitläufigen, eine eigne Stadt bildenden Gebäude der Quarantaine, mit einem alles überragenden Wachtthurm. Dieſe neuen Einrichtungen bilden einen merkwürdigen Gegenſatz gegen die Zerfallenheit ſämmtlicher Städte am Südufer der Donau. Eine alte griechiſche oder römiſche Stadt ſcheint auf dieſem Ufer nicht geweſen zu ſein, ungeachtet hier die griechiſchen Colonien des Pontus Euxinus und die römiſchen in Dacien und Möſien zuſammentrafen, ſo daß man oft nicht weiß, ob man Gebäude, Gefäße und anderes, was in dieſen Gegenden gefunden wird, wie z. B. drei prachtvolle Silbergefäße vom Pruth, die jetzt in der Kaiſerlichen Ermitage zu St. Petersburg ſind, den Römern oder den Griechen zuſchreiben ſoll. Doch weiſen meiſt die Münzen auf die rechte Spur. Südlich von Braila nun ſoll eine Brücke von Trajan gebaut worden ſein, gegenüber dem alten Noviodunum, welcher Name auch in der Schweiz vorkommt und nun Nyon geworden iſt, wogegen hier alles zu Grunde gegangen. Auf dieſer rechten Seite ſieht man noch in blauer Ferne die langgeſtreckten Ausläufer des Balkan, ein halb Dutzend abgeſonderte Gipfel bildend, und davor eine bedeutende Strecke grünen, flachen Ufers ausgebreitet, welches ſüdlich von Ibrail ſich mit dem ſüdlichen Ausgang der dortigen Sandhöhen zu vereinigen und einen See zu bilden ſcheint. Auch an dieſem rechten Ufer ſieht man eine Menge Segelſchiffe von zwei, ja drei Maſten. Um $6\frac{1}{2}$ von da abge-

fahren, hatten wir im Schatten bereits 17 Grad Reaumur; bald sahen wir links zwischen zwei schroff abgerissenen Sandwänden eine Schlucht mit den fünf, sechs Gebäuden der alten Quarantaine von Galatz, jetzt als Magazine benutzt; die neue ist nördlicher an der östlichen Biegung der Donau, neben einer Caserne, und nimmt die nach der Moldau Gehenden vier Tage in Anspruch, welche kurze Zeit einem aber durch das furchtbare Räuchern viel ärger sich gestaltet, als eine längere Quarantaine, die durch ein besseres Verfahren die totale Verderbniß der Wäsche vermeidet. Um 8 waren wir vor Galatz, das mit seinen zwei Kirchen und neuen Gebäuden, auf und an einer Sandhöhe, sich nicht minder stattlich ausnimmt als Braila.

Vor uns liegt das Dampfschiff, das uns heute Abend, nach Ueberladung aller Waaren aufnehmen und morgen ins schwarze Meer hinausführen soll. Gott gebe, daß der Pontus ein freundlicher und nicht ein ungastlicher sei, wie so oft, besonders im Herbste. Leben Sie wohl, auf frohes Wiedersehn auf dem Festland! Wünschen Sie Glück Ihrem unter Türken weilenden E.

Von Galatz bis Sulina.

Den 23. August n. St. 1844.

Ich fange diesen Brief vor Galacz an, wo wir diesen Morgen angekommen sind und den ganzen Tag bleiben müssen, damit die Waaren von dem Donauschiff auf das Meer-Dampfboot übergeladen werden könnten. Diese bestehn in Butter aus Bulgarien, Meerschaum aus Smyrna, desgleichen jährlich an 1000 Kisten nach Wien gehn für Pfeifenköpfe, Seide von Brusa, ebenfalls nach Wien, Schaaffelle aus Bulgarien und Serbien in die Gerbereien von Galacz. Auf dem von Konstantinopel kommenden Dampfschiffe Ferdinand I, von 100 Pferdekraft, das uns am Montag den 26sten dahin bringen soll, trafen wir eine höchst interessante Gesellschaft an.

Den 24sten erwachten wir wiederum beim schönsten Wetter; es war Sonnabend, und ein Paar Dutzend Israeliten lagen auf ihren Polstern oder bewegten sich stehend vorwärts oder rückwärts, ihre Gebete lesend, indeß die Muhammedaner und Christen ruhig ihren Kaffee tranken, jene aus kleinen, diese aus großen Tassen. Unter den Jüdinnen war auch eine, genannt Sultanina, aus Smyrna, die ein gewiß schon dreijähriges Kind säugte. Der Pilot berichtete uns, es seien bei niederem Wasser noch sieben oder acht Pfeiler von einer Römerbrücke, $^3/_4$ Meilen oberhalb Braila, nebst Dämmen gegen Maesin zu sehen, und zwei Meilen westlich von dem Salzsee von Babadagh habe er eine Säule aus vielfarbigem Stein im Gehölze gefunden. Diese muß zu Carsus oder zu Istropolis gehört

haben. Im Verfolge des Wegs zeigte uns dieſer alterthumsluſtige Pilot am rechten, türkiſchen Ufer auf einer Höhe einen künſtlich errichteten Grabhügel, neben den über mehrere niedere Berge ſich ausbreitenden Häuſern von Iſſatſchki, dem alten Aegiſſus, deſſen Feſtungswerke geſchleift worden ſind. Unweit davon ſieht man am Ufer der Donau, zwiſchen den Spuren verſchütteter und überwachſener Gräber auch uraltes Mauerwerk, gerade an der Stelle, wo Darius eine Brücke geſchlagen haben ſoll, um in das Land der Skythen einzudringen. Die Nordmündung von Ismail läßt das Dampfſchiff links und kommt um 8 Uhr Morgens nach Tultſcha, dem alten Halmyris, wo dieſes Mal nur 21 Fäſſer Schaafbutter für Konſtantinopel aufgeladen wurden, aber der griechiſche Mönch abfuhr, der verſprochen hatte, uns beim Patriarchen von Konſtantinopel den Eintritt zu verſchaffen. Statt ſeiner war ein griechiſcher Archimandrit vom Kloſter Batopaidia auf dem Berge Athos noch bei uns. Tultſcha breitet ſich mit ſeinen Windmühlen auf einer Höhe aus, gegenüber einem bewaldeten Berge, neben welchem die Schiffe am Vorſprunge der ſogenannten Pietra di Tultſcha eine gefährliche Biegung zu machen haben. Eine große Menge Schiffe trifft man in dieſem Donau-Arme, die Getraide aus der Moldau und Wallachei holen. Im erſtern Lande waren in der Hauptſtadt Jaſſy den 21. und 28. Juli alten Styls gegen 1000 Häuſer verbrannt. Um 2 Uhr waren wir an der Mündung; jederſeits ſteht ein halb Dutzend Häuſer für die ruſſiſche Quarantaine und rechts, zuäußerſt, ein Leuchtthurm, dann in die offene See hinaus, die aber noch lange die Farbe des Donauwaſſers hatte, bis die dunkelgrüne Welle des Pontos vorherrſchte.

Das erfindungsreiche Weib.

Eine krakauſche Sage.

Eine Kunſtſtraße von Krakau nach Czenſtochowa, wo das heilige Mutter-Gottesbild von frommen Pilgern aus allen Nachbarländern beſucht wird, beſteht erſt ſeit wenigen Jahren. Früher, wenn der Reiſende die Stadt Slawkow verlaſſen hatte, mußte er bis Siewiecz einen ſehr beſchwerlichen Weg machen. Um ihn herum, ſo weit das Auge reichen konnte, war eine Sandwüſte. Die große, einförmige, gelbe Fläche war nur ſelten durch eine Kette von ſchwachen Sandhügeln durchſchnitten. Noch ſeltener aber konnte der ermüdete Blick auf einer grünen Oaſe verweilen. Die Fichtenbäume, die in kleinen Gruppen an einigen Stellen ſtanden, waren unanſehnlich, ſchmächtig, gekrümmt, und ihre Aeſte, anſtatt in die Höhe zu ragen, bogen ſich trübſelig nach dem Boden zu, als wenn ſie den beweglichen Sand aufhalten wollten. War aber die Anſicht für den Reiſenden wenig erfreulich, ſo war es die Reiſe ſelbſt noch viel weniger. Die ganze Fläche iſt von keiner Seite gegen den Wind geſchützt, und die Sandmaſſen bewegen ſich beſtändig, überſchütten den Weg, und der Reiſende muß mühſam durch dieſe Fluten waten. Zum Glück iſt mitten in der Wüſte ein Dorf, Szluczna Baba genannt, was auf deutſch «das erfindungsreiche Weib» heißt. Da kann der Reiſende ausruhen, und neue Kräfte zur weitern Reiſe ſammeln. Das Dorf liegt auf nacktem Sand, und betrachtet man es, ſo muß man ſich beinahe verwundern, daß die Häuſer ſo regungslos daſtehen, und daß ſie nicht ſämmtlich an einem ſchönen, windigen Tage mit den Sandfluten fortmarſchiren. Von einer Seite aber iſt das Dorf von einem kleinen Fichtenwäldchen gedeckt, und das mag wohl zu der Sicherheit des Ortes viel beitragen. Einzelne Fichten wachſen auch bei manchem Bauernhauſe, und ſie ſind es allein, die den Garten vertreten. Jeder Reiſende, der den Weg gemacht, muß gewiß bei ſich denken: «Wem iſt es wohl eingefallen, an einem ſo unfreundlichen und unfruchtbaren Orte ein Dorf zu bauen?» Er ſpricht aber ſeine Frage nicht laut aus, weil er doch im Grunde froh iſt, daß ihm der ſonderbare Einfall einen guten Ruheplatz verſchafft hat. Da das Dorf das erfindungsreiche Weib heißt, ſo dachte ich, es müßte von einem Weibe angelegt ſein, der Titel des Weibes aber ſchien mir zu ſchmeichelhaft, wenn er durch die Auffindung des Bauplatzes allein verdient war. Durch Zufall bin ich endlich zur genauen Kenntniß der Gründungsgeſchichte die-

ſes Dorfes gekommen, und ich fand auch ſpäter, daß die Sage noch heutzutage dem Volke der Umgegend gerade ſo bekannt iſt, wie man ſie von den gutunterrichteten Bürgern der Stadt Olkusz hören und in den Acten des Stadtrathes nachleſen kann; und ſo will ich ſie auch dem Leſer mittheilen.

Es war in der alten Zeit die Sitte, daß eine Stadt der andern ſein Räthſel zum Auflöſen gab; es waren die Preiſe, die man bei dieſem Spiel zu gewinnen oder zu verlieren beſtimmte, zuweilen nicht unbedeutend. Aber weit empfindlicher als der Verluſt, war die Demüthigung für eine Stadt, wenn ſie ein Räthſel nicht aufgelöſt hatte. Die Friſt war gewöhnlich lang; man hatte Zeit genug, ſich zu beſinnen; und obgleich man das Räthſel nur dem Stadtrathe mittheilte, ſo wurde doch hernach ein jeder Bürger in die Kenntniß deſſelben geſetzt, und ein jeder durfte ſich darüber den Kopf zerbrechen und den Witz ſpannen, weil er, im Fall daß er zuerſt die Aufgabe löſte, einen bedeutenden Antheil am Gewinnſte bekam. Und ſo traf es ſich einmal, daß die Stadt Krakau folgende Aufgabe der Stadt Olkusz ſtellte: «In der Salzgrube zu Wieliczka haben ſich die Würmer eingeniſtet, und man kann kein Mittel finden, ſie zu vertilgen; ob denn die Stadt Olkusz nicht einen Rath zu ſchaffen wüßte, um dem weitern Schaden, den die Würmer dem Salz zufügen könnten, vorzubeugen?» Als der Stadtrath dies Räthſel vorgeleſen, lachten die Räthe herzlich und ſprachen untereinander: «Was für ein drolliger Einfall, die Würmer in einer Salzgrube! — das Salz wurmſtichig! Das wäre erſt ſchön!» — «Ich muß es meiner Frau ſagen», ſprach einer der Räthe, «daß ſie Acht giebt, wenn ſie das Fleiſch ſalzt, ob das Salz nicht auch bei uns wurmſtichig geworden.» — «Ich geſteh's offen», meinte der Bürgermeiſter, «daß ich den Krakauern einen geſcheidtern Einfall zugetraut hätte!» — «Ja, der iſt nicht ſonderlich», ſtimmte einer der Räthe bei. — «Dieſer Einfall iſt ſogar einfältig», fiel einer der Schöppen ein. Und ſo ſich über die krakauer Aufgabe luſtig machend, gingen die Räthe und die Schöppen nach Hauſe, um ihren Nachbaren die Neuigkeit mitzutheilen, damit ſie bald der ganzen Stadt bekannt würde. Ans Auflöſen dachte aber noch keiner, da die Friſt erſt nach drei Monaten ablief, und mit einer ſolchen Kleinigkeit, meinten ſie, könne man ſchon am vorletzten Tage fertig werden. Es war aber auch bei dieſem Räthſelſpiel üblich, daß, ſobald ſechs Wochen von dem Empfange der Aufgabe an verfloſſen waren, der Stadtrath ſich öffentlich verſammelte. Da trug jeder Bürger, der auf ſeinen Witz etwas Vertrauen ſetzte, ſeine Auflöſung hin, und überreichte ſie einem der Räthe auf einem Zettel, wie die Sage ſagt: «fein geſchrieben». Waren nun alle die Zettel abgeliefert, ſo entſchied erſt der Stadtrath in einer geheimen Sitzung, welche Antwort die beſte und die witzigſte ſei,

und dieſe ward dann am Schluß der nächſten ſechs Wochen der Stadt zugeſchickt, welche die Aufgabe geſtellt hatte. Jedem Bürger ſtand es frei, an dem Spiel Theil zu nehmen und das Löſungswort zu wagen, aber die Räthe und die Schöppen waren dazu verpflichtet, mochte einer Witz haben oder nicht. Da das krakauer Räthſel gleich am erſten Tage einſtimmig für unbedeutend erklärt wurde, ſo zerbrach ſich keiner der Räthe den Kopf darüber, und ein jeder dachte, am letzten Tage wirſt du noch leicht eine Antwort finden. Der letzte Tag kam nun, aber die Antwort kam den Räthen nicht ſo leicht in den Kopf.

Sie mochten denken, wie ſie wollten, ſo konnten ſie doch kein paſſendes Mittel finden, die Salzwürmer zu vertilgen. Jedes Rathsglied ſchrieb jedoch ſeine Antwort auf, und als der Rath ſich verſammelte, ward ſie dem Bürgermeiſter übergeben; aber die Bürger, die ſich in der Rathsſtube zahlreich einfanden, blieben als bloße Zuſchauer da, und keiner von ihnen beeilte ſich ſeinen Zettel dem Bürgermeiſter zu überreichen, wie es ſonſt geſchah. Der Bürgermeiſter wurde endlich ungeduldig, und fragte die Bürger, ob keiner am Spiele Theil nehmen wolle. Die Bürger ſahen ſich ſtumm einander an. So mußte der Bürgermeiſter erklären, daß es Zeit ſei, die geheime Sitzung zu eröffnen, um unter den Antworten der Rathsglieder die beſte zu wählen. Die Bürger verließen hierauf die Rathsſtube und einer der Schöppen fing das Vorleſen aus den Zetteln an. Das Leſen war bald zu Ende, aber keine Antwort wollte der Verſammlung recht gefallen. Alle Mittel, die gegen die Salzwürmer vorgeſchlagen wurden, waren gewöhnliche Wurmmittel, und ein jeder ſah ein, daß ſie den Krakauern auch bekannt ſein müßten, und ſomit war die Aufgabe nicht gelöſt. Der Rath war in großer Betrübniß; ein jedes Mitglied ſann noch im Stillen nach, und mancher gab noch etwas an, aber es wollte nichts recht paſſen. Die Sitzung dauerte ungewöhnlich lang und hatte doch keinen Nutzen gebracht; der Bürgermeiſter hob ſie mit dem Beſchluſſe auf, die Räthe und die Schöppen möchten noch auf eine Antwort ſinnen, ſich dann in zwei Wochen wieder verſammeln, und unterdeſſen die Bürger aufmuntern, auch mit ihren Angaben nicht zurückzubleiben. Die zwei Wochen waren bald verfloſſen, und die Sitzung hatte keine gute Antwort zu Tage gefördert. Da war der ſämmtliche Rath ernſtlich bekümmert. Die Stadt Olkusz hatte noch kein Räthſel unaufgelöſt gelaſſen, und manche andere Stadt war ihr die Antwort ſchuldig geblieben, ſo daß die olkuszer Bürger ſich einen gewiſſen Ruhm in dieſem Spiele erworben hatten. Nun ſollten ſie auf einmal die Wette verlieren — die Schadenfreude der Nachbarſtädte wäre zu groß und kränkend geweſen! Das ganze Land würde bald davon wiſſen und kein Olkuszer ſich dann in einer fremden Stadt zeigen dürfen, ohne Spötteleien ausgeſetzt zu ſein. So dachten die Räthe und ſie hatten Recht, weil zu die-

ſer Zeit das Räthſelſpiel in ganz Polen ſehr üblich war, und ſogar mit einer Wichtigkeit behandelt wurde, wovon ſich vielleicht nirgends ein ähnliches Beiſpiel vorfand. An den Höfen des großen Adels trug das Spiel nicht wenig zur täglichen Unterhaltung bei, und ein großer Räthſelauflöſer nahm ungefähr die Stelle ein, der ſich in unſern Tagen ein Lion in der Mode in den londoner Salons erfreut, dagegen einer, dem jedes Räthſel ein Räthſel blieb, ſo in den Geſellſchaften angeſehen war, wie jetzt ein junger Mann, der in jedem Examen durchfällt. Daraus kann man die ganze Tiefe des Abgrunds ermeſſen, vor welchem die brave Stadt Olkusz ſtand, kaum durch den Raum von ein Paar Wochen davon entfernt.

Einige Tage vor der verhängnißvollen Zeit waren ſchon verfloſſen, der Rath verſammelte ſich von neuem und beſchloß, drei Rathsherrn nach Siewierz zu ſchicken, um bei den Bürgern dieſer Stadt in dieſem ſchwierigen Falle Hülfe zu ſuchen. Siewierz, obgleich keine große Stadt, hatte doch Gewicht in ganz Kleinpolen; es war die Hauptſtadt vom Fürſtenthum deſſelben Namens, und die Sommerreſidenz des Biſchofs von Krakau, Fürſten von Siewierz, in welcher viele Gelehrte lebten. — Die drei abgeſandten Rathsherren machten ſich ſchnell reiſefertig, und verließen voll Hoffnung die Stadt. Bis nach Slawkow ging es raſch von ſtatten, der Weg war gut, die Sonne ſtand noch nicht ſehr hoch, und es war eben der Anfang der Reiſe. Wie der Weg, ſo waren auch die Geſpräche der Reiſenden. Sie meinten, die gelehrten Siewierzaner würden gewiß Rath zu ſchaffen wiſſen, der Gedanke munterte ſie ſo auf, daß ſie ihren früheren Kummer nach und nach ganz vergaßen, und, wie ſie in Slawkow von den vorübergehenden, bekannten Bürgern angeredet oder um den Zweck ihrer Reiſe gefragt wurden, ihnen mit lauter witzigen Einfällen antworteten, ſo daß mancher dachte: «Die drei haben was Gutes vor!» Die Stadt Slawkow blieb bald hinter den Reiſenden, und ſie betraten nun die kahle Sandſteppe, durch deren Mitte ſich eine ſchwache Spur von Weg zeigte. Die Füße der Reiſenden verſanken in dem dürren Sande, ſie konnten vor Hitze kaum Athem holen; da waren die muntern Geſpräche bald zu Ende; ſie gingen langſam und ſannen ſchweigend anfangs über den ſchlechten Weg, dann über die Beſchwerden überhaupt nach, die man im Leben erdulden muß, und endlich über das Leben im allgemeinen, wie dieſes mehr aus ſchweren Uebeln, als aus Annehmlichkeiten zuſammengeflochten iſt. Hat man was körperliches zu leiden, und iſt man ſeinem eignen Gedankengang überlaſſen, ſo iſt dieſe Richtung die gewöhnlichſte, und da ſieht man am Ende alles, ſelbſt die Sonne ſchwarz. So ging es auch den drei Rathsherren: kaum hatten ſie die Hälfte der beweglichen Sandwüſte durchgemacht, ſo waren ſie ſchon ganz trübſelig, und verſprachen ſich von ihrer Reiſe keinen guten Erfolg. So geſtimmt, ſetzten ſie

ſich in den ſpärlichen Schatten eines Fichtenwäldchens, um auszuruhen und ihre Kräfte mit einem Reiſefrühſtück zu ſtärken. Sie ſaßen ganz ſtumm, und ein jeder war nur mit ſeinem Eſſen und noch mehr mit ſeiner Trübſal beſchäftigt. Da trat zu ihnen unvermerkt aus dem Wäldchen ein altes Weib. Die Rathsherren dachten, es wäre ein armes Weib, die von ihnen Almoſen begehrte, und nachdem ſie ihren frommen Gruß beantwortet, luden ſie ſie ein, ſich zu ſetzen, und mit ihnen zu genießen, was Gott beſcheert hatte. Die Alte ſchlug es nicht ab. Die Rathsherren fanden in ihren Reiſetaſchen noch genug, um ſie beſtens zu bewirthen, ſie ſprachen aber ſo wenig dabei, und ihre Geſichter verriethen ſo großen Kummer, daß es der Alten auffiel, und ſie um die Urſache der Betrübniß fragte: «Ja, liebes Weibchen», antwortete einer der Räthe, «wenn du's auch wüßteſt, warum wir ſo traurig, ſo könnteſt du uns doch keine Hülfe ſchaffen.» — «Wer kann das nun wiſſen?» entgegnete die Alte. — «Die geſcheuteſten Leute unſerer Stadt», fuhr der Rath fort, «haben ſich darüber beinahe den Kopf zerbrochen, und konnten doch nichts kluges ausſinnen.» Das Weib aber ließ ſich durch dieſe Reden nicht abſchrecken und frug ſo lange fort, bis ihr die Rathsherren alles geſagt hatten. Da ſprach zu ihnen das Weib: «Ihr könnt jetzt, Herren, den weitern Weg erſparen; ich will ſchon das Räthſel auflöſen, ihr müßt mir aber verſprechen, daß, wenn die Auflöſung gut gefällt, die Stadt Olkusz mir an der Stelle, wo wir jetzt ſitzen, ein Haus bauen läßt.» Die Räthe waren voll Erſtaunen und Freude über dieſe unerwartete Rede des Weibes, ſie wußten aber doch nicht, ob ſie ſich darauf verlaſſen dürften, darum frugen ſie die Alte um die Auflöſung; ſie erwiederte jedoch, daß ſie dieſe jetzt nicht ſagen könne, ſie müſſe mit ihnen nach Olkusz gehen, und dort wolle ſie vor dem verſammelten Rath die Aufgabe löſen, wenn ſie vorerſt das Verſprechen erhielte, daß ihr Verlangen erfüllt werde. Die Rathsherren unterhielten ſich noch lange mit der Frau und fanden, daß ſie bei ihrem natürlichen Bauernverſtande mit viel Geiſt und Witz begabt ſei; ihre Antworten und Fragen enthielten oft etwas ſo ſcharfes, daß die gelehrten Rathsherren zuweilen darüber in Verlegenheit geriethen. Es lag am Tage, daß man dem Weibe trauen könne, und ſo entſchloſſen ſich die Reiſenden den weiten Weg aufzugeben und mit ihr nach Olkusz zurückzukehren.

Groß war das Erſtaunen des geſammten Stadtrathes, als ihm die Rückkehrenden die ganze Begebenheit erzählten, man führte gleich die alte Frau vor, und der Bürgermeiſter gab ihr im Namen der Stadt das feierliche Verſprechen, daß ihre ſo geringfügige Bitte, im Falle einer glücklichen Löſung der Aufgabe, gern erfüllt, und daß es auch an einer weitern Belohnung nicht fehlen ſolle. Als das die Frau vernahm, ſo bedankte ſie ſich bei dem Bürgermeiſter und dem ſämmtlichen Rath und

ſprach dann: «Mögen die Krakauer den Weichſelfluß auf einen Zaun ausſpannen und hübſch an der Sonne austrocknen; iſt dann die Weichſel gehörig trocken geworden, ſo ſoll man ſie zu einem Pulver fein reiben und mit demſelben die Salzwürmer zu Wieliczka beſtreuen, davon gehen ſie ſicher zu Grunde.» Die Räthe waren ob der witzigen Antwort ſehr verwundert, und es war unter ihnen nur eine Stimme drüber, daß die Krakauer mit dieſer Antwort wohl zufrieden ſein mußten. So geſchah es auch in der That und die dankbaren Olkuszer bauten ein hübſches Häuschen für die witzige Alte, und mehrere Häuſer für ihre Anverwandte, und alles, ſo wie es in der Bitte ausgedrückt war, an derſelbigen Stelle, wo die drei Abgeſandten das Weib zuerſt erblickt hatten. Denn beſchenkte man ſie mit allerlei Hausgeräthe und Vieh, und wie alles fertig und geordnet war, ſo kamen viele Bürger aus Olkusz in das neue Dörfchen und führten dort die alte Frau mit ihrer Verwandtſchaft ein: da war dabei ein Jubel und eine Luſtbarkeit, daß man davon lange, lange in der Gegend ſprach. Wer aber ſeit dieſer Zeit durch das Dorf ging, der ſprach zu ſeinem Reiſegeſellen, wenn dieſer in der Gegend fremd war: «Sieh, da in dem Hauſe wohnt das erfindungsreiche Weib. Und wenn die Olkuszer in der Nähe des Dorfes was zu thun hatten, ſo ſprach ein jeder: «Ich muß das erfindungsreiche Weib beſuchen», und ſo blieb der Name der Alten dem Dorfe eigen, — und das Andenken der Frau bleibt in dem Volke, ſo wie der Name für ewige Zeiten.

Julian Szolarski.

Der Ausflug nach Weimar.

Es war an einem frischen Novemberabend des Jahres 1825, als wir in Weimar anlangten. Unter «wir» ist niemand anders zu verstehen, als zwei Studenten aus dem nahen Erfurt, die einen Ausflug nach Weimar gemacht hatten, um eine damalige, wegen ihrer Schönheit und Talente berühmte Schauspielerin, Dem. Schmidt, im Theater zu sehen. Der eine von ihnen, A., ein junger Franzose, brannte nebenbei vor Begierde, den deutschen Dichterkönig in der Nähe zu betrachten, denn Göthe wohnte jeder Vorstellung bei und es war oft leicht, einen Platz neben ihm in der Loge zu bekommen.

Wir waren also am Thor von Weimar. Der Chausseewächter erbat sich das gebührende Chausseegeld. Mein Freund reichte einen preußischen Thaler zum Wechseln hin. Aber aus dem Geldwechsel kam es bald zum Wortwechsel, denn da der Zöllner den preußischen Thaler nicht für vollgültig annehmen wollte, A. aber ein großer Freund von preußischen Thalern war, und über die weimarschen Gulden, unter denen damals oft falsche vorkamen, raisonnirte, so gab es ein démelé, das nicht eher endete, als bis die Thorwache dazwischentrat. Auf Anklage des Chausseewächters wegen ungebührliche Aeußerungen wurden wir in die Wache geführt, um am andern Morgen vor Gericht gezogen zu werden. Man kann sich den Zorn des Franzosen denken, als er statt Göthe und Dem. Schmidt, weimarsche Füsiliere zu bewundern hatte, mit schlechtem Tabak und nicht besserm Bier vorlieb nehmen und die harte Pritsche zum Nachtlager wählen mußte. Er verwarf jede rationelle Intervention von meiner Seite, und bereitete sich auf den Text für seine morgende Unterredung mit den weimarschen Herren vor. Ich überließ ihn seinem Schicksal und spielte Schafskopf mit den Füselieren.

Am Morgen nach dieser schlaflosen Nacht führte man uns in das Regierungsgebäude, wo uns oder vielmehr A. der Kopf nach Recht und Fug gewaschen werden sollte. Eine Barrière durchschnitt den geräumigen Verhörsal, und da ich nicht mit begriffen war in der Anklage, so wurde ich von A. getrennt und mußte außerhalb der Barrière stehen bleiben, während jener innerhalb derselben auf einer Bank Platz nahm, Aerger und Trotz im Antlitze. Als nun gar eine Stunde nach der andern verging, ohne daß von ihm und seiner Sache die Rede war, und man ihn mit

der Bemerkung, man erwarte den Miniſter, mehrere Mal zur Ruhe weiſen mußte, war mir wirklich bange, daß er ſeine Sache durch ſeine Ungeduld verſchlimmern und am Ende nicht einmal mit einem Verweiſe abkommen würde. Endlich kündigte ein Geräuſch die Ankunft des Miniſters an. Die Thür öffnete ſich und der Erſehnte trat ein. Ein ältlicher Mann, etwas beleibt, aber von gerader Haltung, das weiße Haar nach hinten geſtrichen, wodurch die an ſich ſchon hohe Stirn noch mehr hervortrat, die große Naſe kühn gebogen, das Auge groß und hell, der kleine Mund etwas zuſammengekniffen, das Kinn hervorragend. Er trug Schuh und Strümpfe, ein weißes Halstuch und einen langen, blauen Ueberrock, ohne Abzeichen; Hut und Stock wurden ihm ehrfurchtsvoll abgenommen. Seine Züge waren ruhig, ſelbſt ſtreng, er muſterte langſam die Verſammlung und ſchickte ſich an, die verſchiedenen Klagen vorzunehmen. Als die Reihe an A. kam, bemerkte ich an dieſem eine unverkennbare Verlegenheit, war es das Gefühl des Unrechts, das er ſich geſtehen mußte, oder imponirte ihm die ruhige und Ehrfurcht einflößende Haltung des Miniſters; ſeine Sprache war ſtotternd, ſeine Stimme ungewiß, und von all den bittern Bemerkungen, die er den weimarſchen Herren hatte machen wollen, kam kein Wort zum Vorſchein. Der Miniſter entgegnete: «Ich ſehe aus dem Vorgefallenen, daß Uebermuth und raſches Aburtheilen das Erbtheil der Jugend iſt und bleibt. Legen Sie Ihrer Zunge künftig Zaum an, junger Mann, Sie dürften in ärgere Händel verwickelt werden. Ueberlaſſen Sie das Herzogthum den Händen, die es regieren und miſchen Sie Sich nicht in die Verordnungen deſſelben; wenn Ihnen dieſe nicht gefallen, ſo bringen Sie Ihre preußiſchen Thaler anderswo hin. Dies iſt mein Rath und Wunſch. Sie ſind entlaſſen.»

A. bückte ſich ſchweigend und verließ den Saal. Erſt auf der Straße fand er die Sprache wieder und geſtand mir, daß es ihm, dem Manne gegenüber, unmöglich geweſen wäre, ein Wort der Entſchuldigung, geſchweige denn etwas anderes hervorzubringen, ſo viel Ehrfurcht habe ihm dieſe Erſcheinung eingeflößt. Ich lächelte, denn ich merkte, A. hatte den Miniſter nicht erkannt. Es war Wolfgang v. Göthe.

A. miſchte ſich ſpäter nie in das Geſpräch, wenn von Göthe dem Dichter die Rede war, und hütete ſich wohl, ſein Zuſammentreffen mit Göthe dem Miniſter mitzutheilen. Z.

Das Glück der Taubheit.

«Нѣтъ худа безъ добра.»

Auf dem linken Ohr bin ich ſtocktaub, und mit dem rechten höre ich, je nachdem. Was andre für ein Unglück, oder wenigſtens für eine große Plage halten, iſt für mich die Quelle eines ungetrübten Lebensgenuſſes geworden, wer mir mein Gehör wiedergäbe, wäre gradezu der Mörder meines Glückes. Von all dem täglichen Unſinn, den Lügen und Klatſchereien der Welt, höre ich jetzt, da ich nur ein Ohr habe, immer nur die Hälfte, und da es grade das linke iſt, welches mir fehlt, habe ich den großen Vorzug, die Dinge ſtets von der rechten Seite zu erfahren; ja, vieles, was andre für unerhört ſchlecht halten, kann ich dreiſt, vermöge meiner Taubheit, unerhört für gut halten. Ebenſo finden linkiſche Ohrenbläſer nie Gehör bei mir, denn nur das wahre, das rechte hat Zugang zu mir; ich laſſe gute Lehren zwar in ein Ohr hinein, aber nicht aus dem andern wieder hinaus, und ein gutes Wort findet bei mir immer das rechte Ohr. Aber ich habe außerdem noch andre, ſolidere Vortheile, um die ich mich ſelbſt beneiden könnte, wenn es anginge. Da man nicht weiß, ob das linke oder das rechte Ohr das rechte iſt, ſo richte ich mein Gehör immer nach den Umſtänden. Geht mich einer um etwas an, was ich ihm abzuſchlagen für gut halte, ſo iſt mein linkes Ohr daran ſchuld, daß ich ihn nicht verſtehe; ein rechter Vorſchlag zur Güte findet hingegen immer Gehör bei mir. Selbſt der Vorwurf der Einſeitigkeit in manchen Begriffen trifft mich nur halb, denn die ſind wahrlich nicht immer die Klügſten, die das Gras wachſen zu hören vermeinen, und wenn ich mich zuweilen auch verhöre, was noch immer beſſer iſt, als wenn ein andrer mich verhörte, — ſo tröſtet mich der Gedanke, daß in der Welt eben ſo viel Unglück durch zu viel hören als durch zu wenig hören entſtanden iſt. Mein Leben aber iſt ein abſtractes, contemplatives, und meine Genüſſe haben alle etwas Ideales. In der Oper erſcheint mir der rauſchendſte Janitſcharen-Spektakel wie Sphären-Muſik; wenn Hrn. G.. einmal ein Ton ſtecken bleibt, halte ich das für eine nöthige Pauſe, und wenn bei dem Detoniren der Dem. X. der Zuhörer ſeine Augen zudrücken muß, brauche ich blos ein Ohr zuzudrücken. So lebe ich in Frieden mit mir und der ganzen Welt, eben weil es für mich weder Lärm noch Zank giebt, und weil ich von allem Hören nur das Aufhören zur rechten Zeit kenne.

H.

Die Gaben des Terek.

(Nach Lermontow.)

Wild, in Wuth erbrauſt der Terek
In der Felſen ſteilem Reich;
Dem Orkane gleicht ſein Stöhnen,
Zähren ſtieben funkengleich.

In die Steppen ſich ergießend,
Heuchelt er, voll Argliſt, Ruh',
Und mit höfiſch-glattem Gruße
Rauſcht dem Kaspier er zu:

— «Oeffne die Behauſung, Meergreis!
Nimm die Wogen gaſtlich auf!
Viel bin ich umhergeſchweift ſchon,
Zeit iſt's, auszuruh'n vom Lauf'.

«Am Kasbeck bin ich geboren,
Aufgeſäugt an Wolken-Bruſt;
Mit der Menſchen fremdem Treiben
Stete Fehde war mir Luſt!

«Deine Söhne zu erfreuen
Fiel mein heimiſches Darjal:
Donnernd wälzte ich die Felſen,
Mir zum Ruhme, ihm zum Fall!» —

Doch ans weiche Ufer lehnend,
Träumt der Kaspier und lauſcht;
Und der liſt'ge Fluß auf's Neue
In das Ohr des Greiſes rauſcht:

— «Ein Geſchenk will ich dir bringen,
Kein gemeines — nimm es hin:
Einen Kabardinen bring ich
Von dem Schlachtfeld ſtolz und kühn.

«Koſtbar iſt ſein Panzerhemde,
Schienen dunklen Stahles dran,
Drauf in Gold man einen kräftigen
Vers des Korans leſen kann.

«Finſter zuckt er noch die Brauen,
Und den Schnurbart hat zumal
Purpurfarbig überzogen
Edlen Blutes heißer Strahl.

«Offnen Auges ohne Regung,
Voller Ingrimm, voller Wuth,
Und der Ehrenſchopf, er flattert
Um das Haupt mit ſchwarzer Fluth.»

Doch ans weiche Ufer lehnend,
Träumt der Kaspier, und ſchweigt;
Bis hochwogend ſich der dreiſte
Terek alſo zu ihm neigt:

— «Eine Gabe, ſtarrer Meergreis!
Biet' ich — höre! — zum Entgelt!
Die ich ſorgſam treu verheimlicht
Bis auf heut' der ganzen Welt!

«Sieh', welch' ſchöne Leiche bringen
Meine Wellen dir jetzt dar:
Ein Koſakenmädchen; weiße
Schultern hat ſie, blondes Haar.

«Gramvoll iſt umflort ihr Antlitz,
Und im Blicke ſüßer Schmerz;
Nur aus kleiner Wunde ſendet
Purpurtropfen noch ihr Herz.

«Dort im Dorfe, an dem Fluſſe,
Iſt nur einer, der nicht klagt

Um die holde, ſüße Jungfrau:
Ein Koſak iſt's! — In der Nacht

«Sattelt er den Rappen, zieht dann
Ins Gebirg zum Kampfe fort,
Wo des tückiſchen Tſchetſchenzen
Vatagan bereit zum Mord!»

Es verſtummt der Fluß, der wilde,
Und aus ſeiner Wogen Lauf
Taucht ein ſchneeweiß Haupt, mit naſſer,
Wirrer Flechte, ſchwankend auf.

Da erhebet ſich gewaltig,
Dem Gewitter gleich, der Greis:
Seiner Augen Grün umfloret
Eine Zähre, brünſtig heiß.

Er erbebt in Glut der Liebe,
Und empfängt an ſeine Bruſt
Die dahergewälzten Wogen
Mit dem Murmeln ſüßer Luſt!

Youry v. Arnold.

Kojata.

(Ein Märchen aus dem Ruſſiſchen.)

Es war einmal ein König, der hieß Kojata. Drei Jahre waren bereits ſeit ſeiner Heirath verfloſſen, und er lebte mit ſeiner Gattin noch ganz zufrieden; aber Gott beſcheerte ihnen keine Nachkommenſchaft, was den König ungemein kränkte. — Einſt zog er aus der Hauptſtadt fort, um ſeinen Staat zu bereiſen. Nachdem er von der Königin Abſchied genommen, fuhr er ganze acht Monate in verſchiedenen Gegenden ſeines Reiches herum, und als der neunte Monat dem Ende nahte, reiſte der König wieder nach der Hauptſtadt zurück. Da die Tageshitze drückend war, befahl er ſeinen Dienern, im freien Felde Zelte zu bauen, und unter dieſen die Abendkühle abzuwarten. Den König begann der Durſt zu plagen, und in der Nähe ſah man kein Waſſer. Was war zu thun? — Der Durſt quälte ihn immer mehr und mehr, ſo daß er, ohne ſich lange zu beſinnen, aufs Pferd ſprang und die Gegend durchritt, um eine Quelle zu finden. Es währte nicht lange, da kam er zu einem Brunnen, bis an den Rand mit kryſtallreinem Waſſer gefüllt, auf deſſen Fläche ein goldener Becher ſchwamm. König Kojata griff ſogleich nach dem Gefäße; — doch wie wunderbar! als er ungeduldig bald mit der rechten, bald mit der linken Hand den Becher faſſen wollte, ſchwamm dieſer bald hierhin, bald dorthin, und ließ ſich auf keine Weiſe erhaſchen, als wollte er abſichtlich den König reizen. Was mochte wohl die Urſache ſein? — Wart; ich werde dich ſchon erwiſchen! dachte der König, und eine Weile harrend, bis ſich die Fläche beruhigte und der Becher ſtille ſtand, ſuchte er wieder langſam, und zwar mit beiden Händen, an ihn zu kommen. Abermals vergeblich! — Wie ein Fiſchlein ſchlüpfte der Becher aus ſeinen Händen, tauchte zu Boden und hob ſich wieder empor.

Hol dich der Fuchs! dachte der König Kojata, — ich kann mich auch ohne dich ſatt trinken... und zum Brunnen ſich neigend, ſchlürfte er das Waſſer begierig in ſich, ohne Rückſicht zu nehmen, daß ſein ganzes Kinn in die Flut getaucht war. Als er aber ſeinen Durſt gelöſcht hatte, und wieder aufſtehen wollte, ſiehe! da war es ihm unmöglich, das Haupt zu erheben; denn jemand hielt ihn im Waſſer beim Kinn feſt; und wie der König auch mit aller Gewalt ſich gegen den Brunnen anſtemmte, den Kopf hin und her drehte und wendete, doch war er nicht im Stande, ſein Kinn frei zu machen. «Wer iſt da drin? Laßt mich los!» — Aber

niemand antwortete; nur ein ſchreckliches Antlitz ſchaute vom Boden zu ihm herauf; zwei große grüne Augen glühten wie Smaragden, ein geöffneter Mund krümmte ſich zu ſonderbarem Lachen; zwei Reihen weißer Zähne erglänzten wie Perlen in der Tiefe; ſein Kinn aber hielten anſtatt Fingern, zwei eingedrückte Krallen feſt. Endlich ließ ſich eine kreiſchende Stimme aus der Tiefe vernehmen. «Vergeblich iſt dein Bemühen, o König! ich laſſe dich nur unter der Bedingung los, daß du mir das zu geben verſprichſt, was du in deinem Hauſe haſt, ohne davon zu wiſſen.» — Der König war einer Antwort wegen nicht lange in Verlegenheit, bedenkend: Was könnte in meinem Hauſe ſein, ohne daß ich davon wüßte? ich weiß ja von Allem; — und ſchnell gab er zur Antwort: «Ich verſpreche, es dir zu geben.»

Da ließ ſich abermals die kreiſchende Stimme vernehmen: «Wohlan, halte dein Verſprechen, ſonſt wird es dir ſchlimm ergehen!» — Hierauf ließen ihn die Krallen los und das Geſicht verſank in die Tiefe. Der König zog ſein Kinn aus dem Waſſer. — Er beſtieg ſein Pferd und ritt mit den Begleitern weiter. — Ich weiß nicht, wie viel Zeit ſie noch auf der Reiſe zubrachten; aber als ſie der Hauptſtadt nahe kamen, drängte ſich ihnen das Volk entgegen und grüßte ſie mit lautem Jubel. Kanonendonner und Böllerſchüſſe mengten ſich in das Geläute aller Glocken der Stadt, und als der König ſeinem prachtvollen Palaſte näher kam, empfing ihn die Königin an der Schwelle; neben ihr ſtand der erſte Miniſter, ein ſeidenes Bettchen in der Hand haltend, in welchem ein neugebornes Kind, ſchön wie der helle Mond, eingewickelt war. — Da begann es im Kopfe des Königs zu tagen und er ſeufzte: «Das alſo war es, wovon ich nicht gewußt habe!» und Thränen floſſen dabei über ſeine Wangen. Alle Dabeiſtehenden wunderten ſich nicht wenig; aber keiner durfte es wagen, ein Wort zu reden. Der König nahm darauf das Kind in ſeine Arme, und unterhielt ſich lange mit demſelben; er trug es ſelbſt in ſein Zimmer, legte es in die Wiege, und, ſeine Schmerzen im Buſen verbergend, begann er wieder wie früher zu regieren.

Von dem Geheimniſſe des Königs wurde niemandem etwas bekannt, obgleich alle in ſeiner Umgebung merkten, daß er in ſeinem ernſten Nachdenken und tiefen Schmerzen verharrte, — immer befürchtend, man werde ihn ſeines Sohnes berauben. So fand er bei Tage nirgends Ruhe, und Nachts floh der Schlaf ſeine Augen. — Indeſſen ſchwand viel Zeit dahin und glücklicherweiſe kam niemand ihm ſeinen Sohn abzufordern. Der Prinz wurde um Tage, Monate und Jahre älter, und wuchs zu einem wunderſchönen Jüngling heran. Endlich vergaß König Kojata ſelbſt das längſt geſchehene Ereigniß, aber es gab jemanden, der es beſſer im Gedächtniß behalten hatte.

Eines Tages ritt der Prinz zu ſeinem Vergnügen auf die Jagd. Ein Wild verfolgend, hatte er bald die andern Jäger verloren und fand ſich fern in einem dichten Walde. Ringsum war es öde — durch die ſchwarzen Geſträuche konnte das Auge nicht in die Ferne dringen — und ein kleiner Weideplatz lag vor ihm, mit Waldpflanzen und Diſteln beſäet, in deſſen Mitte eine blätterreiche Linde ſich erhob. Plötzlich begann es in dem hohlen Baum zu rauſchen, und ein ſonderbarer Alter kroch aus demſelben hervor; ſein Kinn und ſeine Augen waren grün.

— Sei gegrüßt, Prinz Milan! ſprach er, — du ließeſt lange auf dich warten; es war ſchon Zeit, daß du uns einmal beſuchteſt.

— Wer biſt du? fragte der Prinz.

— Davon ein andermal; unterdeſſen thue, wie ich dir ſagen werde. Richte deinem Vater, dem König Kojata meinen Gruß aus, und vergiß nicht, ihn an die Bezahlung ſeiner Schuld zu erinnern. Die Zeit iſt ſchon längſt verfloſſen; übrigens weiß er ſelbſt, was zu thun iſt. Auf Wiederſehen!

Hierauf verſchwand der Alte plötzlich, und der Prinz kehrte, verwundert über ſeine Worte aus dem Walde zurück. Wie er nach Hauſe gekommen war, ſprach er den König Kojata mit folgenden Worten an:

— Lieber Vater und gütiger König! Ich habe dir einen ſonderbaren Vorfall mitzutheilen, der mich heute auf der Jagd getroffen; und hierauf erzählte er alles, was er geſehen und gehört.

Der König wurde blaß wie die Wand und rief:

— O wehe dir, mein geliebter Sohn, Prinz Milan! Es naht die Zeit, wo wir von einander getrennt werden! Weinend theilte er ſeinem Sohn das ſchreckliche Geheimniß und den vor einigen Jahren ausgeſprochenen Schwur mit.

— Weine nicht, lieber Vater, und gräme dich nicht, entgegnete Prinz Milan, das Uebel iſt nicht ſo groß! Laß mir das Pferd ſatteln, und ich reiſe fort, ihr aber könnt mich bald erwarten. Doch das Geheimniß behalte für dich, daß es niemand erfahre, auch die Mutter nicht. Sollte ich nach Verlauf eines Jahres noch nicht zurückgekehrt ſein, ſo wiſſet, daß ich nicht mehr am Leben bin.

Man bereitete ihm alles, was zur Reiſe nothwendig war. Der König gab ihm goldene Steigbügel, ein Schwert und einen Rappen, die Königin weinte, man ſegnete ſich und nahm Abſchied. Prinz Milan ritt in die weite Welt hinaus.

Wie wird es ihm wohl ergehen? Er ritt den erſten, zweiten und dritten Tag; als aber die Sonne zum vierten Mal hinter die Berge ſank, gelangte er zu einem See. Dieſer war glatt wie ein Spiegel und die Fläche des Waſſers mit dem Ufer gleich hoch; rings aber war alles verödet, nur auf der Fläche ſpiegelten ſich Abendwölkchen, das dichte

Strauchwerk und der grüne Sand. In der Runde herrſchte die tiefſte Stille, kein Lüftchen wehte und kein Lufthauch bewegte die Blätter zu geheimnißvollem Lispeln. Prinz Milan trat dem Ufer nahe, — und was ſah er da? Dreißig bunte Enten ſchwammen und badeten ſich im See, und nicht fern vom Strande lagen dreißig weiße Hemdchen auf dem Graſe. Vorſichtig ſtieg Milan vom Pferde, und ſich unter dem hohen Schilfe bergend, kroch er näher hinzu, nahm eins der Hemdchen weg und harrte, hinter Geſträuchen verſteckt, was erfolgen werde. Die Entchen ſchwammen hierher und dorthin, plätſcherten mit den Flügeln, tauchten auf und unter, und wanden ſich ſpielend durch die Wellen, bis ſie endlich ſatt gebadet, ſatt getaucht und ſatt geſpielt, ans Ufer herankamen. Neun und zwanzig von ihnen watſchelten den weißen Hemdchen zu, und zur Erde ſich beugend, verwandelte ſich jedes von ihnen in ein wunderſchönes Mädchen. Hierauf zogen ſie ſich an und verſchwanden plötzlich. Nur das dreißigſte Entchen durfte nicht ans Ufer hinan, es ſchwamm in der Nähe des Strandes allein herum und klagte mit bangem Geſchrei; furchtſam ſtreckte es das Hälschen empor, blickte nach allen Seiten, hob ſich über die Fläche und ſank wieder herab, ſo daß Prinz Milan Mitleid empfand. Er trat aus dem Geſträuche hervor, und horch! die Ente ſprach zu ihm mit Menſchenſtimme: «Prinz Milan! gieb mir mein Gewand zurück und ich will es dir dankbar vergelten.»

Er hörte ihre Stimme, legte das Hemdchen auf das Gras, trat ehrbar zurück und verbarg ſich wieder im Geſträuche. Das Entchen ſprang ans Ufer hinauf — und was ſah Prinz Milan? Ein ſchönes Mädchen im weißen Gewande ſtand vor ihm, ſo liebenswürdig, jung und hold, daß es weder in einem Märchen wiedererzählt, noch mit einer Feder beſchrieben werden kann. Erröthend reichte ſie ihm die Hand, und die Augen verſchämt zu Boden ſenkend, ſprach ſie mit lieblicher Stimme:

— Empfange meinen Dank, guter Prinz Milan, daß du meinem Wunſch willfahrteſt; doch iſt dir ſelbſt am meiſten gedient, und ich glaube, daß du mit mir zufrieden ſein wirſt. Ich bin die Tochter des Zauberers Czernuch und heiße Welena. Unſer Vater zählt dreißig junge Töchter und beherrſcht weithin die Länder der Unterwelt; viele Schlöſſer und Reichthümer ſtehen ihm zu Gebote. Er erwartet dich ſchon lange bei uns, und iſt ſehr böſe, daß du noch nicht gekommen biſt; du aber ſei ohne Furcht und Sorgen, und handle ſtets nach meinem Rathe. Sobald du Vater Czernuch, den König der Unterwelt, erblickſt, ſo fall ſchnell auf die Erde und krieche ihm näher; ob er zürnend mit den Füßen ſtampfe, fluche und zanke, um das kümmere dich durchaus nicht und krieche ihm immer näher. Was hierauf erfolgt, wirſt du ſelbſt erfahren; laß mich nur ſorgen; für jetzt aber haben wir Zeit uns zu beeilen.

Sodann ſtampfte das ſchöne Welenchen mit ihren kleinen Füßchen

auf den Boden, und die Erde öffnete ſich, ſo daß beide in die Unterwelt hinabſanken.

Der Palaſt Czernuchs war zu ſehen, ganz aus glühendem Karfunkel gehauen, heller als die Sonne ringsum die Unterwelt beleuchtend. Prinz Milan trat muthig ein. Czernuch ſaß; ſeine Augen funkelten wie zwei grüne Steine; ſtatt der Hände hatte er zwei Krallen. Kaum ſah ihn Prinz Milan, als er ſchnell auf die Knie ſank. Czernuch ſtampfte gewaltig mit den Füßen, furchtbar blitzten ſeine grünen Augen und er brüllte ſo, daß alle Gewölbe ſeines unterirdiſchen Reiches erbebten. Aber der Prinz, eingedenk der Worte Welenas, kroch dem Zauberer immer näher, wie auch er lärmte und tobte. Endlich begann Czernuch helllaut zu lachen und ſprach alſo: «Du haſt dich wohl berathen, Spitzbube, daß du es darauf anlegteſt, mich zum Lachen zu bringen, ich will weiterhin keine Feindſchaft haben mit dir. Sei mir daher gegrüßt in der Unterwelt; aber wiſſe, daß du verpflichtet biſt, uns für deine Zögerung dreierlei Dienſt zu erweiſen. Für heute jedoch laſſen wir es ſchon gehen, aber morgen wollen wir darüber verhandeln. Geh!»

Da faßten zwei Diener den Prinzen Milan ſehr höflich bei der Hand und führten ihn in ein für denſelben bereitetes Gemach. Bald darauf legte er ſich furchtlos zu Bette und war in einer Weile feſt eingeſchlafen.

Am andern Tage früh ließ Czernuch den Prinzen Milan vor ſich führen. «Nun», ſprach er zu ihm, «wir wollen ſehen, was du für Künſte kannſt. Zuerſt mußt du mir heute über Nacht einen neuen Palaſt erbauen; das Dach ſei vom reinſten Golde, die Wände von Marmor, die Fenſter aus Kryſtall gebildet; um den Palaſt winde ſich ein ſchöner, regelmäßig angelegter Garten mit Fiſchteichen und künſtlichen Waſſerfällen. Wenn du mir einen ſolchen Palaſt erbauſt, ſo kannſt du dich beſonderer Gunſt erfreuen, wofern du es aber nicht im Stande ſein wirſt, ſo fliegt dein Kopf herunter.»

— Ach du verdammter Czernuch, dachte Prinz Milan, was dir da eingefallen iſt, bringt mich ums Leben. Traurig kehrte er in das Gemach zurück, ſenkte das Haupt und ſaß, über ſein trauriges Schickſal nachdenkend, bis zum Abend da. Es wurde dunkler, und ſiehe, ein Bienchen flog herein, klopfte ans Fenſter und ſprach:

— Oeffne und laſſe mich hinein.

Milan öffnete ſchnell das Fenſter, die Biene flog herein und verwandelte ſich augenblicklich in die ſchöne Welena.

— Sei gegrüßt, lieber Prinz Milan! Warum biſt du ſo traurig?

— Wie ſollte ich nicht traurig ſein; dein Vater droht mir mit dem Tode, und ich ſehe ſchon, daß mein Kopf dahin iſt.

— Und wozu haſt du dich entſchloſſen?

— Wozu? zu gar nichts. Man kann nur eines Todes ſterben, und dem entgeht niemand.

— Ei, was dir nicht einfällt, mein lieber Milan! Verliere nicht deinen Verſtand und faſſe Muth; hier giebt es gar keine Schwierigkeiten, hoffe nur und vertreibe alle Furcht. Der Morgen pflegt klüger zu ſein, als der Abend. Lege dich nur nieder, ſteh zeitlich früh auf und der Palaſt wird aufgebaut ſein; du aber geh an ihm herum und klopfe hie und da mit dem Hammer an die Wand.

Und alſo geſchah es. Früh, bevor es noch tagte, trat Prinz Milan aus ſeinem Zimmer und wunderte ſich nicht wenig über das, was er ſah; der Palaſt war aufgebaut, das Kunſtwerk über die Maßen wunderbar, ſo daß es ſich gar nicht beſchreiben läßt. Czernuch ſelbſt wunderte ſich nicht wenig darüber und traute kaum ſeinen Augen.

— Ei, was biſt du für ein trefflicher Künſtler! ſprach er zum Prinzen; — ich ſehe, daß du mit den Händen gut rühren kannſt; nun, wollen wir ſehen, ob du auch Genie haſt. Ich habe dreißig Töchter in meinem Hauſe, lauter ſchöne Prinzeſſinnen, morgen ſtelle ich ſie alle in eine Reihe, du gehſt dreimal an ihnen vorüber und mußt mir zum dritten Male, ohne zu irren, zeigen, welche von ihnen meine jüngſte Tochter, Welena, ſei. Wenn du es nicht erräthſt, ſo fliegt dein Kopf herunter!

— Diesmal haſt du nicht viel Weisheit eingefangen, dachte Prinz Milan, und ſetzte ſich in ſeinem Zimmer zum Fenſter. — Ich ſollte nicht die ſchöne Welena erkennen? Dies iſt mir die leichteſte Sache von der Welt.

— Nicht ſo leicht, als du dir einbildeſt, ſprach das herbeigeflogene Bienlein, — Wenn ich dir nicht zu Hülfe käme, würdeſt du es nie errathen. Es ſind unſerer dreißig Schweſtern und alle haben ein gleiches Geſicht, daß uns ſelbſt der Vater nur nach den Augen erkennen kann.

— Was ſoll ich alſo thun? fragte Prinz Milan.

— Höre! ich werde jene ſein, auf deren rechter Wange du eine Mücke bemerken wirſt. Sei vorſichtig und ſieh gut nach. Leicht könnteſt du dich irren. Auf Wiederſehen!

Am andern Tage ließ Czernuch abermals den Prinzen Milan vor ſich führen. Die Töchter des Königs ſtanden ſchon in einer Reihe da, gleich alle gekleidet, die Augen zu Boden geſenkt.

— Nun, du geſcheidter Kopf! ſprach der Zauberer, ſchau dir dieſe Schönheiten dreimal an, und zeige uns ſodann, welche von ihnen die Prinzeſſin Welena ſei.

Prinz Milan ging an ihnen vorüber und beobachtete ſie mit ſcharfem Auge, alle aber waren einander ſo ähnlich, als ſchaute eine einzige aus dreißig Spiegeln heraus und eine Mücke ließ ſich nirgends ſehen; er ging das zweite Mal, — noch zeigte ſich keine Mücke; als er aber

das dritte Mal ſeine Betrachtung anſtellte, da ſtahl ſich kaum bemerkbar ein kleines Mückchen über eine Wange, die wie eine Roſe erröthete und erglühte. Auch in ihm begann es zu glühen; bebend faßte er die Hand des liebenswürdigen Mädchens und rief:

— Siehe, dies iſt die Prinzeſſin Welena!

— Ei, hm! da treibt doch der Teufel ſein Spiel, murmelte Czernuch, und ſeine boshaften grünen Augen funkelten auf den Prinzen hernieder. — Wahrlich, du haſt es errathen, und haſt die Welena herausgefunden, obgleich ich der Meinung bin, das ſei nicht ohne Betrug zugegangen. Aber warte, ich will dich ſchon fangen. In drei Stunden kommſt du wieder zu uns; wir ſehen ſolche Gäſte gern, und du magſt ſodann deine Weisheit mit einem dritten Kunſtſtück darthun. Ich werde einen Strohhalm anzünden, und ehe er verbrennt, mußt du mir, ohne dich von der Stelle zu rühren, ein Paar Stiefel bis zu den Knien hinauf fertig nähen. Wundere dich nicht! Aber wiſſe vorher: geſchieht dies nicht ſo... Indeſſen geh und bereite dich vor.

Traurig kehrte der Prinz in ſein Gemach zurück: da kam die ſchöne Biene Welena herangeflogen.

— Warum biſt du wieder ſo traurig, lieber Prinz Milan? frug ſie ihn.

— Wie ſollte ich nicht traurig ſein; dein Vater hat mir wieder ein neues Kunſtſtück aufgegeben. Ich ſoll ein Paar Stiefeln nähen, und ich verſtehe ſehr wenig von der Schuhmacherei.

— Und was haſt du dir vorgenommen zu thun? fragte die Prinzeſſin Welena.

— Was ſoll ich beginnen? So mag er mich denn umbringen; hol der Teufel den Schurken!

— Nicht ſo, mein Geliebter! da ich dich liebe, ſo ſind wir Bräutigam und Braut; ich werde Hülfe ſuchen und wir werden uns beide entweder befreien oder zuſammen ſterben. Wir müſſen von hier entfliehen; denn ein anderes Mittel giebt es nicht.

Kaum hatte ſie alſo geſprochen, ſo ſpuckte ſie ans Fenſter und der Speichel fror an der Glasſcheibe. Hierauf führte ſie den Prinzen Milan mit ſich aus dem Zimmer, ſperrte die Thür und warf den Schlüſſel weit von ſich hin. Einander bei der Hand haltend, ſchritten ſie ſchnell dem Orte zu, wo ſie in die Unterwelt herabgeſtiegen waren. Und hierauf kamen ſie in der Oberwelt bei dem See an, ſahen die niedrigen Ufer und grünen Triften, an denen der Rappe des Prinzen Milan jetzt weidete. Kaum erkannte das edle Roß ſeinen Herrn, ſo wieherte es laut vor Freude, ſprang herzu und blieb vor ihm wie in der Erde gewachſen ſtehen. Milan ſetzte ſich ſchnell mit Welena auf, und wie ein Pfeil flogen ſie von dannen.

Indeſſen wartete der Zauberer Czernuch umſonſt auf die Ankunft des Prinzen; er ſandte ſeine Diener zu ihm und wunderte ſich über die Zögerung deſſelben, da die beſtimmte Stunde ſchon verfloſſen war.

Die kamen zur Thüre, und da ſie dieſelbe verſchloſſen fanden, klopften ſie an; aber der an das Fenſter gefrorene Speichel gab ihnen mit Milan's Stimme zur Antwort: «Ich komme gleich!» — Mit dieſer Antwort kamen ſie zu Czernuch zurück; dieſer wartete eine Weile, aber der Prinz erſchien nicht. Abermals ſchickte er erboſt nach demſelben, aber immer daſſelbe Lied: «Ich komme gleich!» ohne daß jemand gekommen wäre. Da wurde der unterirdiſche König wüthend und ſprach: «Will mich der zum Beſten haben? Eilet ſogleich hin, brechet die Thür ein und ſchleppt ihn zu mir her!» Die eilfertigen Diener liefen hin und brachen die Thüre ein. Welch ein Schlag! Niemand war darin und der Speichel fing an zu lachen. Czernuch borſt faſt vor Wuth. «O, der verruchte Schelm!» rief er laut. «Leute, lauft ihm nach, und wenn ihr ihn nicht wiederbringt, ſo laſſe ich euch alle hängen!»

Da begann eine wilde Jagd. — «Ich höre Pferdetritte von der Ferne», liſpelte die ſchöne Welena dem Prinzen Milan zu, und legte die glühende Wange an ſeine Bruſt. Er ſprang vom Pferde und horchte, das Ohr an den Boden heftend. «Sie jagen uns nach und ſind ſchon in der Nähe.» — «So iſt es nicht rathſam, länger zu verweilen», ſprach Welena, und verwandelte ſich augenblicklich in einen Fluß, den Prinzen Milan in eine eiſerne Brücke und das Pferd in einen ſchwarzen Vogel; hinter der Brücke theilte ſich die Straße in drei Theile.

Die Verfolger ritten der friſchen Spur nach; als ſie aber zum Fluß gekommen waren, ſtanden ſie wie eingewurzelt; denn die Fußſtapfen reichten nur bis zur Brücke und verloren ſich hinter derſelben; der Weg ſelbſt aber theilte ſich dreifach. Sie wußten keinen andern Rath, als zurückzukehren. Es war ein Gräuel anzuſehen, wie König Czernuch wüthete. «Dummköpfe», ſchrie er laut, «die Brücke und der Fluß waren ja ſie ſelber. Das konnte euch ſogleich einfallen, ihr Eſel! Zurück, bringt mir ſie, ſonſt fürchtet meinen Zorn!»

Abermals begann die Verfolgung. «Ich höre Pferdetritte», ſeufzte Welena. Der Prinz ſtieg ab und legte das Ohr an den Boden. «Sie eilen uns nach und ſind ſchon in der Nähe.»

Im Augenblicke verwandelte ſich die Prinzeſſin Welena mit Milan und dem Roſſe in einen dichten Wald, wo ſich tauſend Wege und Fußſteige kreuzten, und den Verfolgern ſchien es, als flögen zwei Reiter vor ihnen her. Sie jagten ihnen auf friſcher Spur nach, aber der Wald dehnte ſich bis zu dem Orte, wo man in die Reiche Czernuchs hinabſteigt. Seine Diener flogen, und das Pferd ſprang immer luſtig vor ihnen her. Schon glaubten ſie es mit der Hand faſſen zu können, aber es

entwiſchte ihnen wieder. Und ſiehe da, ſie fanden ſich an demſelben Orte, von wo aus ſie ihre Verfolgung begonnen hatten; wie ein Blitz ſchwand alles vor ihren Augen, weder Wald noch Pferd war zu ſehen. Mit leeren Händen ſtanden ſie wieder vor Czernuch.

— Ich will ihn ſelbſt einholen! Ein Pferd her! Wir wollen ſehen, ob es mir glücken wird!

Abermals lispelte die ſchöne Welena dem Prinzen Milan zu: «Ich höre Pferdetritte in der Nähe.» Der Prinz antwortete: «Man verfolgt uns und iſt nicht weit.»

— Wehe uns, das iſt Czernuch ſelbſt, mein Vater! Aber bei der erſten Kirche hört ſeine Gewalt auf; weiter darf er uns nicht verfolgen.

Zu derſelben Zeit jagte Czernuch mit ſeinen Dienern herbei.

— Sahſt du niemanden zu Pferde vorübereilen, ehrwürdiger Vater? frug er den Mönch.

— Eben ſind Prinz Milan und Welena von hier fortgeritten; ſie hielten ſich in der Kirche auf, um zu beten, und befahlen mir auch, dich von ihnen zu grüßen, wenn du hierher kommſt.

— Könnte ich ihnen den Hals umdrehen! ſchrie Czernuch, und eilte, als brenne ihm der Kopf, nach Hauſe, wo er alle ſeine Diener bis auf den letzten durchprügeln ließ. Prinz Milan eilte mit ſeiner Geliebten vorwärts, ohne eine Verfolgung weiter zu fürchten. Langſamen Schrittes ritten ſie weiter; die Sonne ſenkte ſich zum Niedergange und im Abendſcheine erglänzte eine herrliche Stadt vor ihren Augen. Prinz Milan hatte eine ungeheure Luſt hineinzugehen.

— Du, mein Theurer, geh nicht hin, flehte die ſchöne Welena, — mir iſt bange und ich ahne nichts Gutes.

— Was fürchteſt du denn, meine Geliebte? Wir wollen uns eine Stunde lang die Stadt anſehen und reiſen dann weiter.

— In die Stadt hinein iſt leicht zu kommen, ſchwieriger jedoch iſt der Ausgang. Es geſchehe aber nach deinem Willen. Geh du hin und ich werde dich hier erwarten. Als weißer Stein will ich hier am Wege ſtehen. Sei aber vorſichtig, mein Geliebter; denn der König dieſer Stadt und die Königin werden dir entgegen kommen. Ein kleines Kind wird bei ihnen ſein, das küſſe nicht, ſonſt wirſt du mich und alles vergeſſen, was ſich mit uns zugetragen hat. Dann aber könnte ich nicht länger leben und müßte ſterben vor Schmerz und Sehnſucht nach dir. Drei Tage werde ich dich hier erwarten, kämſt du aber dann nicht, ſo... Doch handle, wie es dir gefällig iſt.

Von ſeiner Geliebten ſich trennend, eilte er in die Stadt; ſie aber blieb als weißer Stein an der Straße zurück. Es ſchwand ein Tag, und der zweite, endlich auch der dritte: doch Milan kam nicht. Arme Welena! — Er handelte nicht, wie ſie ihm gerathen. In der Stadt kam

ihm der König, die Königin und die junge Prinzeſſin entgegen; mit ihnen kam ein wunderſchönes, gelocktes Mädchen heran, deſſen Augen wie zwei helle Sterne glänzten, und ſchmiegte ſich ſogleich an den Prinzen Milan. Dieſer war von der Schönheit des Kindes ſo bezaubert, daß er, des ihm gegebenen Rathes vergeſſend, ſeine glühenden Wangen zu küſſen begann. Sogleich war ſein Gedächtniß verdunkelt und die ſchöne Welena vergeſſen.

Sie härmte ſich in tiefen Schmerzen ab. «Du haſt mich verlaſſen», ſeufzte ſie oft, «was ſoll ich hier allein auf dieſer Welt?» — Und der weiße Stein verwandelte ſich in ein blaues Feldblümchen. «Hier am Wege will ich bleiben, daß mich jemand, vorübergehend, in die Erde trete.» — Und ein Thautropfen ihrer Thränen erglänzte an den Blättern des blauen Blümchens. Es traf ſich, daß gerade zu dieſer Zeit ein alter Mann denſelben Weg kam, und das Blümchen erblickend, an ſeiner Schönheit Gefallen fand. Vorſichtig nahm er es aus der Erde, nahm es ſammt der Wurzel in ſein Haus mit, ſetzte es wieder ein, begoß und pflegte das Blümchen nach Kräften. Was geſchah weiter? Seit dieſem Tage hatte ſich im Hauſe des Alten alles verändert. Kaum erwachte er Morgens, ſo war alles im Zimmer ſchon aufgeräumt und in der ſchönſten Ordnung, ſo daß man kein Stäubchen ſah. Kam er Mittags nach Hauſe, ſo fand er einen bedeckten Tiſch mit den ſchmackhafteſten Speiſen vorbereitet; er brauchte ſich nur zu ſetzen und konnte nach Luſt genießen. Er wunderte ſich ſehr darüber und wußte nicht, was er davon halten ſollte; endlich war er doch beſorgt und fragte ein altes Weib um Rath, die in der Kunſt der Zauberei erfahren war.

— Thu nur, wie ich dir ſage, ſprach die alte Zauberin: — ſteh vor Tagesanbruch, ehe noch der Hahn kräht, auf, und beobachte fleißig, wo ſich etwas zu rühren anfängt. Bemerkſt du etwas, ſo wirf dieſes Tuch darauf: dann wirſt du ſehen, was es iſt.

Die ganze Nacht ſchloß der Alte kein Auge zu. Es begann zu tagen und der erſte Morgenſtrahl fiel in das Zimmer; da bemerkte er, daß das blaue Blümchen zu zittern anfing, endlich hob es ſich aus dem engen Behältniß und flog im Zimmer bald her, bald hin. Unterdeſſen ordnete ſich alles von ſelbſt, der Staub war abgewiſcht und am Heerde fing an das Holz zu brennen. Eiligſt ſprang der Alte vom Bette auf und bedeckte das Blümchen mit dem erhaltenen Tuche, und ſiehe da, vor ihm ſtand die ſchöne Jungfrau Welena.

— Was haſt du gethan? ſprach ſie zu ihm; — warum haſt du mich wieder ins Leben gerufen? Der ſchöne Prinz Milan iſt mein Bräutigam, er hat mich verlaſſen und längſt mich vergeſſen!

— Milan, der ſchöne Prinz, wird eben jetzt Hochzeit haben. Man

werden also gar keine oder nur so kleine Lücken aus allen Ecken zu füllen sein.

Die ganze Arbeit wurde also in Angriff genommen und zwischen der Kirche und dem Pfarrhofe ein Graben ausgehoben, der 3 Klafter breit und 6 Klafter tief war. Da man aber bei dem Ausgraben dieses Grabens auf Wasser kam, so mußte man ihn noch tiefer machen, um das Wasser abzuleiten. Als man nun auf diese Weise 8 Klafter tief gegraben hatte, da stieß man auf Felsen, und es war nicht möglich, noch tiefer zu kommen. Man mußte also den Graben 8 Klafter tief lassen, und er ist auch so geblieben.

Nun wurden die Mauern gegen den Graben hin aufgeführt, und zwar 8 Klafter hoch, wie Graben und Mauer zusammen. Dann wurden Gänge gemacht, welche Schießlöcher hatten, durch welche man mit Gewehren auf die Feinde schießen konnte.

Jetzt konnte man sich sicher glauben. Der unterirdische Gang, welcher in die Kirche führte, wurde zugemauert, und auch der Eingang in den Pfarrhof wurde vermauert. Man hatte nun nur noch einen Eingang, und der war durch eine starke Thüre verschlossen. Diese Thüre war in der Mauer, welche gegen den Graben hin aufgeführt worden war. Sie war von starkem Eisenblech, und hatte 3 Schlösser. Wenn man also durch diese Thüre in den Pfarrhof gehen wollte, so mußte man 3 Schlösser aufsperren.

Nun hatte man auch Lebensmittel in den Pfarrhof gebracht, und zwar Mehl, Schmalz, Speck, Fleisch, Wein und Bier. Auch Wasser hatte man genug, denn es war ein Brunnen im Pfarrhofe. Auch Holz hatte man genug, denn es war ein großer Vorrath im Pfarrhofe. Auch Licht hatte man genug, denn es waren viele Wachskerzen da. Auch Pulver und Kugeln hatte man genug, denn es waren viele da. Auch Gewehre hatte man genug, denn es waren viele da. Auch Kanonen hatte man genug, denn es waren 2 da.

Nun hatte man auch Leute genug, denn es waren 30 Mann da. Diese 30 Mann waren Bauern, und sie hatten sich freiwillig gemeldet, um die Kirche und den Pfarrhof zu vertheidigen. Sie hatten sich auch in Schießen geübt, und sie konnten gut schießen. Sie hatten auch einen Hauptmann, der ihnen befahl, was sie thun sollten. Dieser Hauptmann hieß Martin Stumpf.

Beſuch eines Finnländers bei Rückert.

Durch eine aus der Augsburger Allgem. Zeitung in № 259 der St. Petersburger Zeitung übergegangenen Notiz erfahren wir, daß der nunmehrige Profeſſor der Theologie an der Alexanders-Univerſität zu Helſingfors Dr. Lille es war, der die im Jahre 1835 erſchienene erſte Ausgabe des Kalewal dem «ſprachgewaltigen» Rückert brachte und ihm dadurch Gelegenheit zur Eroberung des Finniſchen gab. Sowohl den Freunden des hochgefeierten Dichters als auch den Verehrern der finniſchen Volkspoeſie glauben wir einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir einen in dem helſingforſer Morgenblatt (1836 № 94) abgedruckten Brief des genannten Prof. Lille an den als Dichter und Mann der Wiſſenſchaft gleich hochverehrten Prof. J. J. Nervander († 1848) mittheilen:

Berlin, den 29. Oct. 1836.

Aus der Ueberſchrift ſiehſt du, wohin ich, gegen meinen anfänglichen Plan, für den Winter gerathen bin. Schon in Hamburg fing ich an in meinem Beſchluß, denſelben in Erlangen zuzubringen, ſchwankend zu werden; denn ich erfuhr dort, daß Winer ſchon ſeit einem Jahr in Leipzig wäre. Da ich jedoch ſehr auf Rückert baute, wollte ich dennoch Erlangen beſuchen, wenn auch nur, um ihm meine Fennica abzugeben. Ich kam dahin, nachdem ich eine Tour in die Rheingegenden und bei Stuttgart gemacht hatte, den 14. October. Zwar übernahm Rückert es nicht, mir bei meinen Studien mit Rath und That zur Hand zu gehen, er hat mir jedoch weſentliche Dienſte erwieſen. Denn nachdem er mich anfänglich durch ſeine trockene Erklärung, daß er nicht Theolog wäre, und auch durch ſein Ausſehen (denn zufalligerweiſe war er unwohl) erſchreckt hatte, fing er allmälig an mittheilender zu werden und erbot ſich endlich, mich am folgenden Tage bei den Theologen Erlangen's herumzuführen. Ich verweilte den erſten Tag nicht lange bei ihm, nachdem ich deinen Brief und das Diplom der finniſchen Literaturgeſellſchaft *), welches er mit Wohlgefallen, obwohl etwas verlegen entgegen zu nehmen ſchien, abgegeben hatte; fand mich aber am nächſten Tage zu der angeſetzten Stunde ein. Da erſt fand ich ihn ſo, wie du ihn mir beſchrieben haſt, freundlich

*) Zu deren Mitglied Rückert ernannt war.

und human, jedoch auf seine eigne Weise, nicht besonders artig oder zuvorkommend, sondern einfach wohlwollend und in seinem ganzen Wesen schlicht weg. Die finnischen Sachen, die Kalewala u. s. w., die ich ihm erst am zweiten Tage brachte, betrachtete er mit besonderem Wohlgefallen und Interesse, beklagte nur, daß er nichts davon verstände, war aber sehr froh, als ich ihm sagte, daß ich auch Lexikon und Grammatik bei mir hätte. Wir kamen auch sogleich überein, daß ich ihm die Inhaltsangaben der einzelnen Kalewala-Gesänge expliciren und damit bereits am nächsten Tage beginnen sollte. — Nun sollte er mich herumführen, wir gingen von Hause und alsbald merkte ich, daß er als echter Dichter ein Fremdling in dieser Welt war. In dem kleinen Erlangen wußte er nicht, wo seine Collegen wohnten, führte mich hin und her, und endlich zum Hofrath Harl statt zum Professor Harleß. Der Irrthum war komisch. Rückert fragte einen Dienstboten: «wohnt Professor Harleß hier?» — «Ja, der Hofrath Harl wohnt hier!» — Rückert achtete aber nicht auf den Hofrath, sondern trat mit langen Schritten ein und ich ihm nach. Nun fand er nicht seinen Mann, sondern Harl, der mit andern beschäftigt war und Rückert nicht sogleich bemerkte. Mein Begleiter fing an sich umzusehen, flüsterte mir zu: «Wir sind irregegangen» und wollte schon hinausschleichen — da wandte sich Harl mit vielen Complimenten und Verbeugungen an ihn und Rückert erhielt die Erlaubniß, mich ihm vorzustellen und ihm zu sagen, daß ich ihm einen Besuch machen wolle. Dieser war jedoch so kurz als möglich, denn sowohl Rückert als ich konnten nur mit der äußersten Mühe eine Lachsalve zurückhalten, die auch losplatzte, sobald wir auf der Straße angelangt waren.

Ich blieb eine ganze Woche in Erlangen, die interessanteste während meiner ganzen Reise, durch Rückert und seinen Freund, Professor Kopp, einen höchst liebenswürdigen Mann, in dessen gleich liebenswürdiger Familie ich alle die Abende zubrachte, die ich nicht bei Rückert war. Mit dem letztern ging ich, wie ich schon bemerkt habe, die Inhaltsangaben der Kalewalagesänge genau durch, indem ich dieselben mündlich so gut ich konnte übersetzte, welche Uebersetzung er dann verbessert niederschrieb. Erstaunend war es zu sehen, wie er, divinatorisch kann ich sagen, den rechten Sinn erfaßte und den passendsten Ausdruck traf, wenn ich bisweilen über den erstern zweifelhaft war oder den letztern nicht schnell genug fand; und höchst interessant war es, ihn von dem Inhalt unserer Lieder so poetisch ergriffen zu finden. «Es ist ja gar schön!» rief er oft bei den wunderbaren Mythen und Geschichten aus. Besonders gefiel es ihm, daß bei den Finnen alles durch den Gesang bewerkstelligt werden könne. Er erklärte sich sehr verbunden für die finnischen Schätze, die ich ihm mitgebracht hatte, sagte, daß er Zeit und Lust habe, eine neue Sprache zu lernen

und beſchäftigt ſich nun mit dem Finniſchen. Schade, daß Renvall's finniſches Lexicon ſo unvollſtändig ſein ſoll. Ich bin jedoch überzeugt, daß Rückert bei meiner Rückkunft bedeutende Fortſchritte gemacht, vielleicht ſchon einen Theil der Kalewala überſezt haben wird. Wenigſtens hat er bis dahin der gelehrten Welt einen Bericht über dieſelbe mitgetheilt.

Der Schiffbruch

der holländiſchen Bark J. C. C. van Speyk, Capt. J. Noltee, an der Nordküſte Rußlands.

(Nach der Erzählung des Oberſteuermanns der Bark.)

Am 13. October 1853 verließen wir mit leichter Südoſt-Kühlte die Rhede von Solleboll, um unſere Reiſe (von Archangel) nach Rotterdam anzutreten, und ſahen am folgenden Morgen die ruſſiſche Küſte auf unſerer Steuerbordſeite auf ungefähr 5 Meilen Abſtand, nachdem der Wind in der Zwiſchenzeit zu einer doppelt gereeften Marsſegelskühlte angewachſen war.

Um Mittag des 14. Octobers peilten wir die Spitze von Woronow im NO. zu O., bei anhaltendem ſteifen Winde, hoher, böſer See und ſchwer ſtampfendem Schiffe. Nachmittags um 5 Uhr peilten wir den Feuerthurm von Moskowitſch-Inſel im SO. $^1/_2$ S., $5^1/_2$ Meilen von uns, bei aufſetzender Luft im NW. und Staubregen. Um $5^1/_2$ Uhr ward überall bereit gemacht, um zu wenden, weil die Luft ſehr dick war und auch der Bänke von Orlowka wegen, welche wir bei der Nacht nicht paſſiren wollten. Die Mannſchaft war noch nicht auf dem Deck, als wir merkten, daß das Schiff ſtieß, drehten ſogleich das Ruder in Lee, aber das Schiff wollte nicht lüftern. In demſelben Augenblick that es noch zwei ſchwere Stöße, und als wir die Pumpen peilten, ward ſchon 6 Fuß Waſſer im Raum gefunden.

Die Beſtürzung war allgemein, man hörte nach keinem Commando mehr, das Jammern, das Schreien der Leute «wir ſind verloren!» war entſetzlich, man rief nur nach Beilen, um die Sorrings von den Böten zu kappen, da dieſe noch unſere einzige Hoffnung waren. Der Capitain und ich thaten unſer Beſtes, um das Volk zu überzeugen, daß das Geheul und Gejammer nichts nütze, ſondern daß wir die Hände rühren müßten, um wenigſtens unſer Leben zu retten, und daß dies allein durch Pumpen geſchehen könne, während andere Takel aufbringen müßten, um die Böte außenbords zu ſetzen, und wofern ſie dies nicht thäten, wir ſicherlich in einer Stunde mit Mann und Maus nach dem Keller gingen. Dies fand denn auch Anklang, und es ward nun mit aller Macht gepumpt. Wir hielten weiter vor dem Winde ab.

Ich wollte noch einmal nach unten gehen, um auf der Karte zu

ſehen, ob wir mit dem Curs, den wir jetzt ſteuerten, noch weiteres Unheil zu erwarten hätten, doch man denke ſich meinen Schreck, in der Kajüte ſtanden bereits 3 Fuß Waſſer. Jetzt ſah ich ein, daß nichts mehr dabei zu thun wäre, und warnte den Capitain, wenn wir nicht alle ertrinken wollten, das Pumpen einzuſtellen und zu ſuchen, ſo ſchnell als möglich alle miteinander die Böte außenbords zu ſchaffen. Wir drehten denn auch bei. Zuerſt ſtrichen wir die Giek, doch ſobald ſie im Waſſer war, kam plötzlich eine ſchwere Sturzſee, die ſie umſchlug, die Fangleine losriß und leider unſern Unterſteuermann mit wegnahm, den ich vor meinen Augen ertrinken ſehen mußte, ohne irgend eine Rettung für ihn zu haben. Nun war ſchon eins von den drei Böten weg. Darnach brachten wir das Mittelboot zu Waſſer, welches glücklich außenbords kam, mit einem Matroſen darin, um es vom Schiff frei zu halten. Jetzt ſollte das große Boot noch herunter, doch zu unſerm Schrecken waren kaum die Takel ausgehakt, als eine ähnliche See wie die, welche unſere Giek weggeſchlagen, die Barkaſſe ſo ſtark gegen das Schiff anſchlug, daß ſie in Stücke ſprang und augenblicklich ſank.

Das Gejammer, die Verzweiflung, verurſacht durch den Gedanken an den Tod, der vor uns ſtand, war entſetzlich; das Rufen des Matroſen außenbords, der in der Sluup war: «Das Schiff ſinkt! das Schiff ſinkt! Kommt, Menſchen, kommt ins Boot, oder es iſt zu ſpät!» war grauenhaft; alle liefen denn auch nach hinten, um in das einzige übriggebliebene Boot zu kommen, ſo daß ich zuletzt mit dem Capitain und noch zwei Matroſen allein auf dem Schiffe war, doch als die Leute außenbords anfingen zu rufen: «Capitain! Steuermann! Kommen Sie ſchnell ſchnell, oder wir ſchneiden die Fangleine los!» begannen wir doch auch an unſer Leben zu denken und gingen ins Boot. Eben waren wir darin, da ſchnitt der Bootsmann die Fangleine los und das Boot gerieth vom Schiffe ab. Dann waren noch zwei Mann an Bord zurückgelaſſen. Unſere Befehle, unſere Bitten, auch dieſe beiden Menſchen zu retten, waren vergebens, wir erhielten zur Antwort: «Beſſer zwei ertrinken, als alle ſechszehn!» Dies geſchah Abends um 8 Uhr. am 14. October.

Da ſaßen wir nun in einem kleinen Boot mit 16 Mann, faſt ohne Speiſe, ohne Trank, ohne Kleider, außer was wir anhatten, und das in einer ſchrecklichen Kälte auf 70° N. Br., bei hartem Wind und ſchwerer, hoher See — nur eine einzige von der Seite, und ſie wäre unſer aller Grab geworden.

Eine Viertelſtunde war vergangen, da ſahen wir das Schiff in den Abgrund ſinken, und wir dachten mit Weh im Herzen an die beiden zurückgebliebenen Matroſen, wohl wiſſend, wie ſchnell es vielleicht auch mit uns ein Ende haben könnte. So brachten wir eine Nacht hin, die nicht leicht aus meiner Erinnerung kommen wird, jeden Augenblick den Tod

vor Augen. Doch der Allmächtige hatte nicht beſchloſſen, daß wir unter-gehen ſollten. Mit Tagesanbruch ſahen wir Land und ſteuerten darauf zu, wir landeten glücklich, ſchleppten das Boot auf den Strand und berathſchagten nun, was zu thun. Wo waren wir? Wir wußten es nicht. Wir hatten keine Karte, keinen Compaß, und ſahen nichts als beſchneite Berge, dürr, wüſt und unbewohnt. Nichts zu eſſen; was ſollte aus uns werden? Wir beſchloſſen, am Strande hin zu laufen, da aber das Waſſer ſtieg und eine böſe Brandung ſtand, waren wir genöthigt, die Berge hinauf zu klimmen. Als wir oben waren, liefen wir geraume Zeit bergauf bergab, bis wir vor ein Revier kamen. Ein Boot hatten wir nicht, um hinüberzuſetzen, und das Eis war noch nicht ſtark genug, um hinüberzugehen. Wir liefen an dem Revier hin, in der Hoffnung, bald zu Menſchen zu kommen. So geriethen wir immer tiefer und tiefer ins Land hinein, überdies begann es ſo ſtark zu ſchneien, daß binnen kurzer Zeit mehr als 3 Fuß Schnee lag. Einen Compaß hatten wir nicht, Sonne und Mond ſahen wir nicht, ſo daß wir nicht berechnen konnten, ob wir nach Norden, Oſten, Süden oder Weſten gingen, zuweilen ſteckten wir halb unter Waſſer, da wir vor dem Schnee nicht ſehen konnten, ob wir auf Land oder im Moraſt waren. Um es kurz zu faſſen, ſo ſind wir vier Tage und Nächte herumgewandert, ohne Eſſen, ohne Obdach, mit wenig Kleider und in einer grauſamen Kälte, von Zeit zu Zeit ſchliefen wir eine Stunde im Schnee. Zu dem allen kam noch hinzu, daß ſolche unter uns waren, die nicht weiter konnten, ihnen Stütze ſein konnte man nicht, denn wir waren ſelbſt froh, daß wir uns noch auf den Beinen halten konnten, ſie zurück zu laſſen, ging auch nicht, denn dann wären ſie in kurzer Zeit erfroren. Dieſes trübſelige Loos hielten wir ihnen vor Augen, und dann gab die Verzweiflung ihnen neue Kraft, um ſich fortzuſchleppen.

Am fünften Tage erblickten wir wieder ein Revier, gingen einige Zeit längs deſſelben hin und gewahrten am andern Ufer ein Boot. Dies gab uns neuen Muth, denn dieſes Boot mußte doch von Menſchen dahin gebracht ſein. Einige hatten bereits den Muth verloren und waren liegen geblieben, doch der Capitain, der Zimmermann, der Steward, zwei andere und ich beſchloſſen, über das Eis zu gehen. Der erſte brach ein, alſo ſo ging es nicht. Darauf beſchloſſen wir, ein Floß zu machen. Glücklicherweiſe fanden wir einige Stücke Holz, banden dieſe mit unſern Halstüchern aneinander und gingen auf ſolche Weiſe einzeln einer nach dem andern über das Revier nach dem Boot. Wenn die Noth am größten, iſt gemeiniglich die Hülfe am nächſten. Wer kann unſere Freude beſchreiben: in dieſem Boote fanden wir einen Sack mit Rüben, über den wir wie wild herfielen. Bei weiterer Unterſuchung wurden noch zwei Bröte, ein geſalzener Fiſch und ein Säcklein Zwiebeln gefunden. Wir riefen und

ſchrieen nach den anderen Leuten, doch keine Antwort. Wir beſchloſſen hier zu bleiben und auszuruhen, machten ein Bett von Moos und Blättern, krochen in dem Boot ſo dicht als möglich bei einander zuſammen, allein die Kälte hinderte uns am Schlaf. Unſere Leiden waren gleichwohl noch nicht zu Ende. Des folgenden Tages waren zweien Matroſen und dem einen Jungen die Füße erfroren. Nach zwei Tagen trafen die übrigen 10 Mann wieder bei uns ein, ausgehungert und meiſt alle faſt mit erfrorenen Händen und Füßen. Wir hatten noch ein Brot übrig, welches unter ſie vertheilt ward. Gehen konnte niemand mehr. Alſo nahmen wir uns vor, nur hier unſer Ende abzuwarten. Um allen Ungeregeltheiten, Mord oder Todtſchlag (in unſerer Lage denkbar) zuvorzukommen, ſchlug der Capitain vor, uns einander an Bäume zu binden und uns ſolchergeſtalt todtfrieren zu laſſen. Dies fand indeß keinen Eingang. Der gute Gott ſandte bald Hülfe. Unerwartet kamen Menſchen zum Vorſchein, es waren brave ruſſiſche Küſtenbewohner und unſer Elend, das wahrlich unbeſchreiblich und mit keinen Worten auszudrücken war, ſollte ein Ende haben. Für die ſchlimmſten Kranken machten unſere menſchenfreundlichen Retter Tragbahren, und welche nur noch irgend fortkommen konnten, mußten mit. Bei dieſer Gelegenheit fühlte ich, daß ich mein linkes Bein nicht mehr gebrauchen konnte, und mußte zwiſchen zwei Ruſſen auf einem Bein fort. Dazu kam, daß das Eis glatt war und wir mehrmals ausglitten. Bei dieſer Gelegenheit zerſtieß ich mir den einen meiner Pulſe.

Am 20. Oct. Abends um 8 Uhr kamen wir in ein Fiſcherdorf und wurden ſehr gaſtfrei empfangen. Das Schwarzbrot und die geſalzenen Fiſche (die gewöhnliche Speiſe der Ruſſen) ſchmeckten uns wie das beſte Gaſtmahl; in einem warmen Zimmer war unſer Lager, beſtehend aus einigen auf dem Boden ausgebreiteten Rennthierfellen. Des folgenden Tages bemühten wir uns ſogleich, zu erfahren, auf welche Weiſe wir nach Archangel kommen könnten. Keiner von uns allen verſtand ruſſiſch, doch mit Zeichen und Zahlenſchreiben wurden wir mit den Fiſchern einig, daß ſie uns für 230 Silber-Rubel mit 2 Booten dahin fahren ſollten. Das Dorf, in welchem wir waren, hieß Koita, etwa 60 deutſche Meilen von Archangel entfernt. Doch noch 4 Tage mußten wir dort bleiben, da es zu ſtark wehte, um mit Booten in See zu gehen. Endlich am 25. Oct. fuhren wir ab. In dieſen 4 Tagen war mein Bein etwas beſſer geworden, allein acht Matroſen waren die Füße aus Mangel an ärztlicher Hülfe ſo ſchlimm geworden, daß bereits Entzündung eingetreten war. Den erſten Abend gingen wir an Strand, legten ein großes Feuer an und ſetzten uns rings um daſſelbe herum bis zum Tagesanbruch. Am zweiten Tage kamen wir nach dem Dorfe Goeda und am dritten nach dem Dorfe Mida, wo wir in Folge des ſtarken Windes liegen bleiben mußten. Mein Bein, dachte ich, wäre wieder in Ordnung, und ich ſchlug

daher dem Capitain vor (nachdem wir wieder 2 Tage gewartet hatten), mit zwei Mann, die an ihren Beinen keinen Schaden hatten, zu Fuß nach Archangel zu gehen. Dies fand Beifall, und wir begaben uns, mit zwei Russen zu Wegweisern, des folgenden Morgens auf den Weg; doch wie sehr gereute es uns! Der Strand war mühevoll zu gehen, manchmal bis an die Knie im Wasser, bald bergauf, bald bergab, dann durch Gebüsche, dann über Flüsse, da denn die Führer Bäume umhieben, um sie darüber zu legen. Abends kamen wir wieder unter Dach, aber als ich zur Ruhe gekommen, begann mein Bein mir wieder arg zu schmerzen, und ich dachte nicht, den folgenden Tag im Stande zu sein, weiter zu gehen, jedoch am folgenden Tage sagte der Capitain: «Den Steuermann lassen wir nicht zurück, also Muth gefaßt! Sie müssen mit uns.» Ich ging denn auch, allein was ich den Tag ausgestanden habe, ist unbegreiflich. Es war, als ob mir alle Muskeln in dem Bein steif und starr geworden, jeden Schritt, den ich that, hätte ich wohl aufschreien mögen vor Pein. Hiezu kam noch ein starker Regen, so daß wir alle Abends Gott dankten, daß wir unter Dach kamen; ich war ganz und gar erschöpft und konnte höchstens liegen, geschweige gehen, und mit dem Capitain und den andern war es eben so bestellt. Am darauf folgenden Tage mietheten wir wieder ein Boot und kamen glücklich am 31. October Nachmittags um 1 Uhr zu Sollebollo an. Sehr gut wurden wir von dem Agenten und dem holländischen Consul empfangen. Wir erhielten sofort Logis und Kleidungsstücke. Drei Tage später langten die Boote mit den Kranken an und auch für diese ward sogleich gesorgt, doch in Folge der langen Reise waren schon drei Matrosen und dem Jungen die Zehen abgefault.

Augenblicklich kamen sie unter ärztliche Hände und sogleich ward dreien Männern und dem Jungen der halbe Fuß abgesetzt. Außerdem liegen im Hospital noch acht Mann, die auch vielleicht ihre Füße verlieren werden.

Der Veſuv.

Eine Feuerkugel, ſtrahlenlos,
Sank die Sonne in der Wogen Schoos.
Und über das ſchwarze Meer
Zieht ein blutig'er Streif von Weſten her.

Hoch am Aether wiederſtrahlet, eigen
Glühend, Feuer röthlich fahl,
Durch das weite, offne Thal,
Zieht ein unheilvolles Schweigen,
Zieht ein Beben, dringt ein Zittern
Oft wie banger Klageruf.
Stolz, bedeckt von ewigen Gewittern,
Ragt im fernen Dunkel der Veſuv.

Fiſcher ziehen ihre Boote
An das Ufer, reich ihr Fang,
Aber keiner ſchwang die rothe
Mütze, nirgends tönt Geſang.
Glühend iſt des Meeres Boden
Und der Fiſch läuft auf den Sand.
Heiß zieht des Siroccos Odem
Aus der Wüſte fernem Land.
Ruhig iſt's — die Fiſcher ſchlafen.
In dem weiten, ſtillen Hafen
Wühlt die Welle dumpf im Sand.

Größer im Zenith und größer
Wird der rothe Wiederſchein,
Matter wird der Glanz der Sterne —
Sollt es wohl die Sonne ſein,
Die noch wiederſtrahlt ſo ferne?
Spiegelglatt liegt da das Meer —
Nicht ein Lüftchen rührt ſich mehr —
Unſichtbare Kräfte treiben
Wild die Boote hin und her.
Durch das weite, offne Thal

Geht ein Beben, geht ein Zittern,
Oft wie banger Klageruf —
Hoch, bedeckt von ewigen Gewittern,
Ragt im fernen Dunkel der Vesuv.

Da, ein Donnerschlag, ein dumpfer tönet,
Und das Land erzittert und erdröhnet —
Eine Säule Rauches steiget
Aus dem Krater hoch empor,
Grollend singen Donnerstimmen
In dem Berge dumpfen Chor.
Und aus des Vesuves Esse
Zuckt ein rother Blitz hervor,
Von dem Aether hoch zurück
Schlägt er tief in die Cypresse
Und sie flammt im Augenblick!

Wie das knittert, wie das knattert,
Wie das rollt und dröhnt und zischt!
Feuermasse mit dem Steine
Sich zur Lava sprühend mischt.
Blitze flammen auf und nieder,
Ha! dem Himmel brennt sein Kleid.
Siehst du dich im Meere wieder,
Mit dem Flammenschwert so breit?
Dein Gericht ist arg und schwer.
Still, doch reißend und vernichtend,
Zieht der Lavastrom einher!

Hütten sinken, stolze Pinien
Stürzen von dem Fels hinab
Und so mancher kühne Winzer
Fand in Lavafluth sein Grab.
Rings die Schiffer eilen, laufen
Durcheinander: auf, ins Meer!
Still und langsam, doch vernichtend,
Zieht der Lavastrom einher.

Hoch der Himmel steht in Flammen
Und es kocht die schwarze See —
Donner in der Tief' und Höh'
Und mit Riesenfeuerarmen,

In den Blicken wilde Luſt,
Sinkt der freuderglühte Himmel
An der Erde Flammenbruſt!
Banges Menſchenherz, du zitterſt
In der Erde Flammenarm?
Nun erſt ſiehſt du dich verlaſſen,
Nun erſt, wie du klein und arm!

In der Gondel ſteht der Schiffer,
Ruhe in dem ſtolzen Blick,
In der Haltung edle Kraft,
Seine Hütten ſah er ſinken,
Sah die Lava gierig trinken
Seiner Trauben rothen Saft.
Aber er hat nicht geklagt —
Nicht getrauert und gezagt,
Nein, er hebt die Trümmer wieder,
Seiner Hütte Dach erblüht,
Das die Rebe rings umzieht.
Es erſchallen frohe Lieder
Freude lacht der Himmel wieder.

Unſere Hütten magſt du ſtürzen,
Alter Berg, wir ſind dir gut,
Denn aus deinem Boden ſprießet
Edler Trauben Feuergluth,
Und in deinem Innern glühet
Feuer, wie's der Römer trank,
Trank in mächt'gen vollen Zügen,
Bis die ſtolze Roma ſank.
Doch wir haben ſie erhoben,
Roma's Blüthe, kehrt zurück,
Und die alte Gluth der Trauben
Rollet hin durch unſre Adern,
Strahlt aus unſrem Feuerblick.
Lieb biſt du uns, Berg, vor allen,
Ewig glüh'nder Feuerbrand —
Denn Italiens ſtolze Söhne
Haben gern ein ſtolzes Land.

M. Cambecq.

Gedichte von Ludwig v. Helfen.

1.

Bei der Inſel Hochland.

Das Meer erbrauſt, die Welle zieht
Und ſchäumt am Felſengeſteine,
Der Himmel dort im Weſten glüht
Und ſtrahlt im Abendrothſcheine.

Das Segel ſchwillt, die Bruſt wird weit,
Der Geiſt entfaltet die Flügel,
Wir ſchweben dahin über Raum und Zeit,
Ueber's Meer, über waldige Hügel.

Der Geiſt entfaltet die Flügel und ſchwebt
Hin über die irdiſchen Weiten,
Und was wir geliebt und was wir gelebt,
Das ſehn wir vorübergleiten.

Das ſind die Wolken, von Gold umſäumt,
Von denen die Dichter ſingen,
Das ſind die Lieder, die ich geträumt,
Die dir in dem Herzen klingen.

2.

Auf dem Meere.

Es ſchwankt der Boden unter uns,
Die dunklen Wellen ſchäumen,
Du ruhſt in meinem Arm ſo ſüß,
In liebeſelgen Träumen.

Es ſtrahlen mir ſo treu, ſo warm,
Die Aeuglein dein, die hellen,
Du blickſt, gelehnt auf meinen Arm,
So ruhig in die Wellen.

Such' in der Welt ein ſchön'res Bild:
Ein Schiff zieht in die Weite,
Ein junges Weib lehnt engelsmild
An des Geliebten Seite.

Und ob die Welle ſchäumend brauſt,
Ihr Herz mag nicht erbeben,
Sie lächelt, ob der Sturmwind ſauſt —
Dies Bild — iſt unſer Leben.

3.

Sylveſternacht.

Der Zauber der Sylveſternacht
Schreitet über die Erde,
Er ſchreitet ſtill, er ſchreitet ſacht,
Und weilt an jeglichem Heerde.

Sein Flügel weht am traulichen Ort,
Wo matt die Kerzen glimmen; —
Zwei holde Jungfraun ſitzen dort
Und laſſen Lichtlein ſchwimmen.

Die eine in dunklen Locken ſieht
Traurend die Kerze verſinken,
Die Blonde lächelt freudig, ſie ſchaut
Ihr Lichtlein flackern und blinken.

4.

Bach und Trauerweide.

Auf der ſchroffen Felſenwand
Schwankt die Trauerweide,
Blickt hinab ins weite Land
Auf die dürre Heide.

Ringsum ſtarres Felsgeſtein,
Keines Sängers Lieder
Und die Zweige ſchlank und fein
Hängen dürſtend nieder.

Drunten fließt der klare Bach,
Tief in weiter Ferne,

Sehnend blicket ſie ihm nach.
Küßte ihn ſo gerne.

Und der Bach ſtürzt brauſend wild,
Murmelt dumpfe Klagen.
Ach, er darf ja nur ihr Bild
In dem Herzen tragen.

5.

Abſchied.

„Mein Sohn! auf glückliche Reiſe!»
Hell funkelt der perlende Wein,
Der Mutter fällt eine Thräne
Ins ſchäumende Glas hinein.

Der Vater ſegnet den Jüngling
Und blicket himmelan,
Dort gehen und kommen die Sterne
In ewig endloſer Bahn.

Die Schweſter küßet den Bruder
Und ſchmiegt ſich an ſeine Bruſt,
Durch die Zähren des Abſchieds ſtrahlet
Des Wiederſehens Luſt.

Ich aber ſteh am Fenſter
Und ſchau in die düſtere Nacht —
Um mich hat niemand geweinet,
An mich hat niemand gedacht.

6.

Für dich allein.

Und bin ich müde, bin ich matt,
Du weckſt das Leben, Liebchen mein,
Und bin ich aller Menſchen ſatt,
So leb ich nur für dich allein.

Und ragt vor mir nur Todesnacht,
So ſtrahlſt du drin als Sonnenſchein,
Und ſchlägt mein Herz nur matt und ſacht,
So ſchlägt es doch für dich allein.

Und ſing ich auch mein Schwanenlied,
So ſoll es dir geſungen ſein,
Und wenn der letzte Ton entflieht,
So klingt er noch für dich allein.

7.

Wem glauben?

Und ſchauſt du mich ſo freundlich an,
Du holdes Angeſicht,
Dann ſagſt du mir, ich weiß es wohl,
«Geh nur, ich lieb dich nicht.»

Doch wenn ein glühend ſtürmiſch Lied
Aus tiefſter Bruſt mir ſchallt,
Dann blickſt du ſinnend vor dich hin,
Dein Frohſinn iſt verhallt.

Und helle Thränen glänzen dir
Im Aug ſo treu, ſo wahr,
Daß du mich liebſt, das leſ' ich drin,
Ach, wunderherrlich klar.

Wem glaub ich nun, dem rothen Mund,
Der mir das Herze bricht,
Dem dunklen Aug, ſo rein, ſo ſchön,
Aus dem der Himmel ſpricht?

Digitized by Google